Atlas.

Zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1839.

Zweiter Band.

Mit zwölf Lithographien.

Stuttgart:

Literatur-Comptoir.

Druck der C. Courtin'schen Officin,
Firma:
F. F. Autenrieth'sche Buchdruckerei.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/atlaszurkundefre21lewa

RBR
Jante
#1462
Bd. 2

Erinnerungen aus Süd-America *).

(Reminiscences of South America: from two and a half years residence in Venezuela, by John Hawkshaw.)

Erster Artikel.

Eine Fahrt über das Atlantische Meer gehört in unsern Tagen so sehr zu dem Gewöhnlichen, daß nur wenig Neues mehr darüber gesagt werden kann. Hat man das Land aus den Augen verloren, so tritt überall dasselbe ein; der eigentliche Gesichtspunkt beschränkt sich, und die Einbildungskraft verliert sich entweder in Träume über die Vergangenheit oder in Vorempfindungen der Zukunft; die Heimath erhält Reize, die sie zuvor nicht besessen hatte, und das Land unserer

*) Wir entnehmen diese Artikel einem kürzlich in England erschienenen Werke, von John Hawkshaw. Was uns unwesentlich dünkte, haben wir weggelassen, konnten aber des Zusammenhangs wegen manche Bemerkungen nicht übergehen, bei denen der Leser sich stets erinnern möge, daß sie von einem Engländer herrühren.

Väter steigt in unserer Achtung. Mag die Entfernung vom Vaterlande auch nicht immer diese Wirkung haben, für mich wenigstens war das, was ich von andern Ländern gesehen habe, nur geeignet, die Anhänglichkeit an das meinige zu vermehren. Und von der glänzenden Pracht südamericanischer Scenerie, in welche sich allerdings zuweilen weniger reizende, von den halbnackten Alcaldes, oder den dummdreisten Juezes de Paz aufgeführte Schauspiele mischten — wie von dem erhabeneren und erleuchteteren Freistaate von Nord-America, habe ich mich immer wieder mit dem stolzen Gefühle des Vorzugs zu meiner Heimath gewendet, mit einem Gefühle, das nicht aus meiner Geburt allein, sondern aus der Ueberzeugung hervorging, daß wir Güter und Lebensfreuden zu genießen haben, die dort unbekannt sind.

Zur Sache: Ich segelte von Falmouth im Juli 1832 ab; meine Reisegefährten waren ein Zolleinnehmer in St. Kitts *), ein Generaleinnehmer in Jamaica, und ein Grundbesitzer in St. Vincents. Wenig begegnete uns auf der Fahrt. Ist man einmal auf offener See, so nimmt das Gemälde in vielfacher Hinsicht dieselbe Form, dieselbe Erhabenheit, dieselbe Außenseite an; nur die Nacht bringt einige Veränderung in die Eintönigkeit des Tags.

Die Hitze nahm sehr regelmäßig zu, indem der Thermometer jeden Tag um einen Grad **) stieg, bis wir die Pferdebreiten, ungefähr 26° nördlich erreicht hatten. Diesen Ausdruck gebraucht man für einen schmalen Streifen an der äußersten Gränze der Passatwinde, wo sehr häufig Windstillen eintreten; der Name rührt davon her, daß einst Americaner, welche Pferde führten, diese über Bord zu werfen genöthigt waren, weil sie einer lang anhaltenden Windstille wegen, in diesen Breiten zurückgehalten, Mangel an Wasser litten. Wir entkamen sehr leicht, indem wir nur zwei Tage aufgehalten wurden, wonach sich eine Kühle erhob, und im 24° nördlich befanden wir uns ganz gemächlich im Bereiche der Passatwinde. Die Hitze nahm sodann fortwährend zu, aber mit mehr Unregelmäßigkeit, bis innerhalb siebenhundert Meilen von Barbadoes, wo der Thermometer auf 81° stieg; dann blieb er um einen Grad höher für die fernere Reise.

Ich war sehr erstaunt über die Farbe des Meeres; denn nur während der ersten Tage unserer Fahrt war es grün, dann wurde es dunkelblau. Dieses rührte offenbar nicht von der Widerspiegelung der Himmelsfarbe her, da es sich ebenso zeigte, wenn die Wolken ver-

*) St. Kitts, St. Christoph, britische Antillen-Insel.

**) Die Wärme-Grade sind in dem ganzen Werke nach Fahrenheit genommen.

schiedene Farben hatten, und oft in den dunkelsten Tinten erschien, wenn der Himmel nicht im mindesten blau war. Es scheint eher die natürliche Färbung des von den Küsten und Untiefen entfernten Seewassers zu seyn. Ist die Farbe auch, wenn man vom Verdecke hinabschaut, das dunkelste Blau, so ist dieses doch nur Folge der Tiefe des Meeres im Zusammenhang mit seiner großen Durchsichtigkeit. Denn zog man einen Kübel herauf, und füllte man einen Becher damit, so erschien das Wasser durchaus weiß und klar wie Crystall.

Das leuchtende Aussehen der See bei Nacht war zuweilen außerordentlich schön. Wenn wir über den Ocean hinglitten, schien das Schiff Feuerwellen von seinen Seiten zu werfen, und eine Meteorbahn hinter sich zu lassen. Man schreibt diese leuchtende Erscheinung gewöhnlich dem Phosphoresciren der See zu; aber nach den raschen, fliegenden Schimmern der Lichttheilchen, noch dem besondern Umstande, daß diese nur unter eigenthümlichen Bedingungen der Atmosphäre (gewöhnlich, wenn eine dumpfe Schwüle vorherrschte), sichtbar wurden, und nach ihrer offenbaren Abhängigkeit von der Reibung, war es mir klar, daß dieses in manchen Fällen zur Erklärung des Phänomens nicht hinreichen mag. Außerdem schien der lebhafte Glanz des Lichtes größer, als er, wenn nicht in einem Zustand schneller Verbrennung, vom Phosphor erzeugt würde; denn oft waren die Nächte, wenn sich diese Erscheinungen am leuchtendsten zeigten, durchaus nicht dunkel. Das phosphorescirende Licht wird häufig von Seeinsekten und Medusen ausgeworfen; daß diese oft im Stande sind, dieses zu thun, wenn das Wasser beunruhigt wird, ist hinreichend bewiesen. Aber die Gegenwart von Thieren, welche phosphorescirendes Licht ausströmen, schien mir auch noch keine hinreichende Aufklärung über das besondere Licht zu geben, welches von der Oberfläche des Meeres ausgeworfen wurde, als das Schiff darüber hinfuhr.

Am 8. August gingen wir in Carlisle-Bai vor Anker; das Schiff wurde augenblicklich von einer Anzahl gebrechlicher Boote umringt, die mit männlichen und weiblichen Negern gefüllt waren, welche uns, geschwätzig, wie die Papagaien ihres Climas, Pökelfleisch und Jamaica-Ingwer zum Kaufe anboten. Alle sprachen in demselben Augenblicke, priesen ihre eigenen Waaren, und schmähten die ihrer Nachbarn.

Am nördlichsten gelegen, ist Barbadoes die erste von England aus besuchte westindische Insel. Ihr Anblick erschien mir eben nicht sehr einnehmend; es war mitten in einer langen Trockenheit, und die Vegetation hatte ein Rothbraun angenommen; nicht lange vorher war die Insel von einem heftigen Orkane heimgesucht worden, der die Kokos-

naßbäume weggeschwemmt und den Boden nackt und kahl gelassen hatte. Die wenigen übrig gebliebenen Bäume standen gewöhnlich um die weißen Gebäude der Pflanzungen her, und ihre schlanken Stämme, von fiedrigen Blätterbüscheln bekrönt, bezeichneten die Scenerie alsbald als eine tropische.

Wir eilten insgesammt nach der Küste, und von dem Augenblicke da wir sie erreichten, sagte uns jeder Schritt, daß wir uns in einem fremden, unserer Heimath durchaus nicht ähnlichen Lande befanden. Ich weiß nicht, ob mir die dunkeln Gesichter der Einwohner, oder die tiefere Färbung und die glänzenderen Tinten der Gesträuche und Blüthen mehr auffielen. Im Ueberfluß fanden wir die bei uns hochgeschätzten Früchte, wie die Ananas, Orangen und die Trauben-Frucht. Die letzte gleicht der Orange, ist aber größer, und schien mir, frisch vom Baume gegessen, dem Geschmacke nach eben so viel Vorzug zu verdienen, als die Ananas vor dem gemeinen Apfel.

Bridge-town übertraf die Erwartungen, die ich von einer westindischen Stadt hegte. Die Häuser waren von Stein und Mörtel, und hatten meistens zwei Stockwerke, wobei der untere Theil als Laden oder Magazin, der obere als Wohnung oder Comptoir diente. Sehr erfreut war ich bei dem Anblick von zwei steinernen Kirchen, die den Vorzug vor vielen ähnlichen Gebäuden in England verdienten. Innerhalb der Mauern, waren viele Denktafeln angebracht, und obgleich sie die Charaktere der Todten darstellen sollten, so zeigten sie sich doch als getreue Biographen von dem Charakter dieses Climas, dem so viele Opfer gefallen waren. Die Nachtheile für die Gesundheit, welche der Aufenthalt in West-Indien mit sich führte, haben sich jetzt sehr vermindert; die Inseln sind mehr gelichtet, die Sümpfe sorgfältiger getrocknet, das Volk ist besser genährt und körperlich berathen, als dieses vor einem halben Jahrhundert der Fall war.

In Barbadoes, wie überhaupt in den Tropenländern, sind die Fenster nicht mit Glasscheiben versehen, sie haben aber anstatt des Glases eine Art von Gitterwerk, genannt Jalousien. Die Fenster öffnen sich auf Balcone, auf denen sich die Hausbewohner aufhalten können, um sich der frischen Luft zu erfreuen.

Da ich in der folgenden Nacht wieder abreisen mußte, so beschloß ich, meine Zeit so gut als möglich zu benützen, und ging mit meinen Reisegefährten bis zum Einbruch der Nacht in den Straßen von Bridgetown und der Umgegend umher. Wir stießen auf zwei oder drei Gruppen von Negern, die sich nach den Arbeiten des Tages mit Musik und Tanzen vergnügten; weder die eine noch die andere dieser Unter-

haltungen hatte Anſpruch auf einen hohen Grad der Verfeinerung. Der Muſiker ſchwang eine Kokosnußſchale, in welcher ſich einige Körner getrockneten indiſchen Korns befanden; dieſes Raſſeln mit ſeiner Stimme begleitend, ſchrie er von Zeit zu Zeit mit äußerſter Anſtrengung ſeiner Lungen, ſobald ihm das Getöſe des getrockneten Korns nicht wirkſam genug ſchien; die Zuſchauer deuteten dabei ihre Zufriedenheit durch ein verlängertes Zähneblöcken an, und ſchaarten ſich enger um die Tänzer zuſammen, wobei ſie ihnen nur einen wunderbar engen Raum zur Ausführung ihrer Bewegungen ließen. Sonſt war nichts Merkwürdiges zu beobachten. Die wenigen Perſonen auf den Straßen ſchlichen ſich ſtille hin, und das Ausſehen der Engländer kam mir ungewöhnlich blaß und kränklich vor. Die Wege, welche von Bridge-town nach dem Lande führen, hatten eine blendende, dem Auge höchſt unangenehme Weiße, welche von einer Unterlage ſehr weißen, korallenartigen Kalkſteins herrührt, aus dem der ganze Theil der Inſel, den ich durchwandert habe, zu beſtehen ſcheint.

Vor dem Hauſe des Gouverneurs und vor den Barracken waren Schildwachen aufgeſtellt, die ſo ſtumm und verlaſſen ausſahen, als die gebrochenen Stämme der Kokosnußbäume. Dieſe armen Leute ſchienen von einem ganz andern Geſchlechte, als die Alle trinkenden, feiſten, geraden Burſche, in jenen Theilen von England, in denen man ſie rekrutirt hatte. Schildwachſtehen iſt in einem ſolchen Clima kein Scherz, und obgleich ſie ſonſt ſehr wenig zu thun haben mögen, ſo ſcheint in dieſem Dienſte doch hinreichend auszuſtehen zu ſeyn.

Am Abend reiste ich mit dem Packetboot, einem kleinen Fahrzeug von ungefähr fünfzig Tonnen, nach La Guayra ab. Das Boot wurde von einem jungen Irländer befehligt, der im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie erzogen worden, und in dieſe Seegegenden und zu dieſer Beſchäftigung übergegangen war, ohne zu wiſſen warum, und ſeinen Weg von einer Inſel zur andern fand, ohne zu wiſſen wie. In ſeinen Manövres war gar wenig Genauigkeit, und unſere Reiſe glich einer wahren Irrfahrt.

Es herrſchte ein wunderbarer Contraſt zwiſchen dem ſchönen Schiffe, einer engliſchen Kriegsbrigg, mit ihrer trefflichen Bemannung, die ich ſo eben verlaſſen hatte, und dem faßähnlichen Dinge, mit dem ich jetzt meine Reiſe fortſetzen mußte. Dort war Alles mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks vor ſich gegangen, hier ſchien Alles ohne Zuſammenhang, nichts war in dem gehörigen Zuſtande. Man hatte die ſchönſte Gelegenheit, über die Lehre von den Wahrſcheinlichkeiten nachzudenken. Wenn ich die Wechſelfälle bedachte, die meine Ankunft in

La Guayra verhindern konnten, wie z. B. ein loses Segel, oder ein flatterndes Tau, das mich über Bord schleudern konnte, so fand ich darin einen Trost, daß die Reise jeden Monat gemacht wurde, und die Briefe gewöhnlich an dem Orte ihrer Bestimmung ankamen, so durfte ich hoffen, unser Fahrzeug werde trotz seiner elenden Gestalt und seinem schwankenden Laufe am Ende sein Ziel auch erreichen.

Am Morgen fuhren wir an der Insel St. Vincents vorüber, und gelangten sodann in das caraibische Meer. Wir segelten noch zwei Tage, da aber die erwarteten Landmarken *) immer noch nicht zu erblicken waren, so wurde der Capitän ängstlich und verlegen; mochten wir recht oder unrecht seyn, Niemand auf dem Schiffe kannte unsre Lage. Der Capitän brachte zuerst eine alte Schachtel, die einen Sextanten enthielt; als man diesen aber näher untersuchte, fand man ihn so abgenutzt, daß er gar nicht mehr gebraucht werden konnte. Nun wollte man die Charte wieder zu Rathe ziehen, aber wir konnten uns daraus nicht belehren, wo wir waren; sie zeigte uns nur den Ort, wo wir zu seyn wünschten.

Nach langer, nicht gefahrloser Irrfahrt, befanden wir uns eines Morgens im Angesichte einer Stadt, die der Capitän für La Guayra hielt. Wir steuerten darauf zu, aber, als wir nur noch zwei Meilen vom Lande entfernt waren, geriethen wir in eine Windstille. Der Capitän ließ ein Boot aussetzen, und fuhr mit seinen Briefpaketen an das Land. Nach drei Stunden kehrte er mit der Nachricht zurück, daß wir uns nicht vor La Guayra, sondern vor Puerto Cabello, einem Hafen befänden, der beinahe hundert Meilen unter dem Winde von demjenigen liegt, den wir hatten erreichen wollen. Zu weit außen in der See, waren wir an La Guayra vorübergefahren, ohne es zu bemerken, und hatten nun die Aussicht, beinahe hundert Meilen gegen Wind und Strömung zurückkämpfen zu müssen. Wir machten uns sobald als möglich an das Werk, und setzten unsre mühevolle, rückschreitende Bewegung zwei bis drei Tage fort, wobei wir uns, so viel es sich thun ließ, näher an der Küste hielten, um die Strömung zu vermeiden. Die unbedeutenden Mundvorräthe die ich an Bord gebracht hatte, waren bald erschöpft, denn da ich bemerkt hatte, daß der Capitän sehr daran Mangel litt, so hatte ich von Anfang an mit ihm getheilt. Wir hatten nichts mehr übrig, als americanisches Mehl, das Niemand in Brod zu verwandeln verstand; und Wasser, das so mit Musquito Larven ange-

*) Landmarken zur See ist jedes Gebirge, Felsen, Thurm oder dergl. längs der See, welches den Schiffern zur Richtschnur dient.

füllt worden war, daß wir es durch ein Tuch laufen lassen mußten, um das Flüssige von dem Festen zu scheiden. Unter andern Umständen würde mich dieses unglücklich gemacht haben, aber die Neuheit und die Aufregung erhielten mich sehr gleichgültig gegen diese Dinge. Ich näherte mich einem Lande, das in enger Verbindung mit den Namen Columbus und Humboldt, Pizarro und Cortes stand. Doch diese Verbindungen waren nicht gleich reizend. Die zwei Erstern waren mit Allem verbrüdert, was erhaben in der Wissenschaft, groß im Unternehmen, und wohlwollend im Grundsatze erscheint, während die letztern ihre Verbindung mit blutigen Schwertern geschlossen hatten.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, der sich meiner bemächtigte, als wir der Küste nahe genug waren, um eine bestimmte Ansicht zu gewinnen. Die hohe Cordillera, welche das Gestade umgürtet, schien sich beinahe senkrecht aus dem Meere zu erheben, bedeckt mit magern, rothbraunen Kräutern, die den riesigen Felsenkern in eine etwas sanftere Form kleideten, aber nicht ganz verbargen. Der Anblick der Cordillera war großartig, kühn, und gestaltete sich noch erhabener durch die weißen Silberwolken, die in vollkommener Ruhe auf den buntscheckigen Bergen lagerten. Keines Menschen Tritt, keines Menschen Stimme unterbrach die Stille der Scene. An der riesenmäßigen Aufthürmung der Schichten des Gebirges, schien keine Stelle für die Wohnung des Menschen geeignet.

Wir fuhren fortwährend an der Küste hin, kamen aber nur sehr wenig vorwärts; unsre Leute fischten fleißig, damit wir unsern Hunger zu stillen im Stande wären. Zuerst wurde ein Delphin gefangen, den man sogleich in der Pfanne briet, und aß. Am andern Tage war eine Barucata so unglücklich, an der Angel zu bleiben. Dieser Fisch gleicht seiner Form nach dem Hecht, ist aber eher noch stärker, und hat sehr scharfe Zähne, die ihn als Raubfisch bezeichnen. Die Leute, die ihn sogleich zum Kochen zubereiteten, sagten, er sey, wenn auch gewöhnlich eine gute Speise, doch zuweilen sehr ungesund. Es sey deshalb gebräuchlich, ein Silberstück in die Pfanne zu legen, in der er gekocht werde, behalte das Silber seine Farbe, so könne man den Fisch ohne Scheu verzehren; sey er aber zum Essen untauglich, so werde das Silber schwarz. Ich habe von dieser Eigenthümlichkeit der Barucata seitdem öfter sprechen hören; die Westindier schreiben den ungesunden Zustand, der sich zuweilen bei diesen Fischen zeigt, dem Umstande zu, daß sie ihre Nahrung an kupferhaltigen Bänken, oder an Plätzen unter der Oberfläche des Wassers suchen, wo Kupfererz her-

vorragt; ich kann nicht sagen, ob dieses das Schwarzwerden des Silbers erklärt oder nicht; da der einzige Fisch dieser Art, den ich gesehen habe, nicht von einem solchen Typhus angesteckt war, so hatte ich auch keine Gelegenheit, das Wasser zu untersuchen.

Nach Verlauf von sieben Tagen, nachdem wir Barbadoes verlassen hatten, gingen wir in dem Hafen von La Guayra vor Anker. Tags zuvor zeigten sich Hayfische, die um unser Schiff herschwimmend auf Beute lauerten. Wir warfen einen Angelhaken aus, um ein solches Thier zu fangen, aber die Lockspeise, die man daran gesteckt hatte, war selbst für den gefräßigen Hay zu schlecht.

Sobald wir uns vor Anker gelegt hatten, sprang ich in ein Boot, und stand alsbald, nachdem ich den Hafendamm erklettert hatte, auf dem festen Lande. Ich begab mich rasch in eine Posada, wo ich mich einer völligen Abwaschung unterzog. Meine Füße waren bald wieder zu ihrem gewöhnlichen Gebrauche eingeübt, und in dem Hause des Viceconsuls gewann ich in wenigen Tagen, bei gut besetzter Tafel die Kräfte wieder, die bei der mißlichen Fahrt geschwächt worden waren.

La Guayra liegt am Fuße der Silla von Caraccas, eines hohen, von der Aehnlichkeit seines Gipfels mit einem Sattel, so genannten Berges, der in einiger Entfernung von der See aus gesehen, beinahe senkrecht über der Stadt zu stehen scheint. Der Umstand, daß La Guayra so nahe bei Caraccas liegt, und kein anderer Vortheil, den seine Lage böte, hat für die Wichtigkeit dieses Hafens entschieden; denn die Küste ist so sehr entblößt, daß größere Schiffe sie nicht besuchen würden, wenn man nicht hier vor Stürmen gesichert wäre. Das Geschäft des Aus- und Einladens ist gleich schwierig und mühevoll, da die Brandung hier sehr stark ist. Die Güter werden in Lootsenböten von den Schiffen nach einem schmalen Damme gebracht, welcher durch das seichte Wasser ausläuft, und nur durch die große Geschicklichkeit, welche diese Bootsleute durch lange Uebung bekommen, wird das Ausladen bei gewissen Zuständen der Brandung möglich. Die Männer bewähren im Durchschnitt große Muskelkraft, und oft habe ich Gelegenheit gehabt, die schönen Verhältnisse ihrer Arme und Schultern zu bewundern, wenn sie damit beschäftigt waren, die Böte durch die mit Schaum bedeckte, wüthende See zu treiben. Sie sind stets beinahe nackt, und so immer bereit, wenn daraus ein Vortheil hervorgehen kann, über Bord zu springen, und in Folge langer Gewohnheit, sind sie beinahe so geschickt und rüstig im Wasser, als auf dem Lande. Der Lärm und die Verwirrung, das Bespritzen

und Schreien, das Getöse der Wellen, und das Rufen der Bootsleute, wenn sie aus dem Wasser auftauchen, um eine furchtbare Welle über sich hingehen zu lassen, übersteigen oft jeden Begriff; wie sehr muß man aber staunen, daß bei allem diesem Geräusche und Gemenge die zerbrechlichsten und werthvollsten Waaren wohlbehalten durch die brausende See gesteuert werden.

Die Stadt bietet in ihrer Erscheinung nichts Merkwürdiges; sie besteht aus zwei oder drei schmalen, unregelmäßigen, parallel mit der Küste laufenden Straßen. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich der Boden beinahe senkrecht, an einzelnen Stellen von schmalen Schluchten durchbrochen, in denen sich zur Regenzeit kleine Ströme bilden, die sich mit der größten Heftigkeit vom Gebirge herabstürzen. Das Bett des Guayra-Flusses ist mit Blöcken von Gneus und Kalkstein von theilweise bedeutendem Umfange, und mit Bäumen bestreut, die mit ihren Wurzeln aus dem Boden gerissen hierher geschwemmt worden sind, und mit ihren Aesten an irgend einer Stelle sich angehängt haben; hier bleiben sie dann einige Zeit liegen, bis ein neuer Strom sie in die See treibt, wohin ihnen so viele hunderte vorangegangen sind.

Die Gebäude bestehen aus einer Art von Backstein, den man in der Sonne trocknen läßt, oder häufiger noch aus Erde gemischt, mit Stroh, welche zwischen einer Rahme, die die Dicke der Mauer bestimmt, und die Seiten vollkommen glatt und senkrecht hält, fest getreten wird. Man streicht sie sodann hellgelb an, und bedeckt sie mit Ziegeln oder Schindeln. In dem Zollhause von La Guayra wurde ich sehr wenig beunruhigt, was mir außergewöhnlich vorkam, da ich eine Anzahl mathematischer Instrumente bei mir hatte; denn ich machte sehr oft auf meinen Reisen die Erfahrung, daß wenn ich auch die Inspektoren der Zollhäuser in jedem gesetzlichen Punkte befriedigt hatte, noch die Neugierde zu stillen war, indem ich ihnen einen Blick in das Innere jedes Stückes meiner Effekten gönnen mußte; dabei wurden denn die Teleskope mit dem unrechten Ende gegen das Licht gehalten, Barometer zu meinem großen Mißbehagen umgestürzt, Magnetnadeln geschüttelt und umgedreht, bis eine Veränderung im Compaß nicht mehr durch die Länge und Breite des Ortes gerechtfertigt war.

Der Aufenthalt in La Guayra wird dadurch angenehm, daß sich daselbst stets englische, deutsche und americanische Kaufleute aufhalten, mit denen man seine Zeit vergnügt hinbringen kann.

Die Straßen sind unregelmäßig und grob gepflastert, was indessen ziemlich gleichgültig ist, da man sich keiner Karren bedient. Die schwersten Lasten werden von einem Orte zum andern von Männern (Cale-

teros) getragen, und nicht selten sieht man eine Anzahl solcher Leute, große, mehr als eine Tonne schwere Stücke Bauholz schleppen. In Folge des heißen Climas und ihrer strengen Arbeit, mehr aber noch wahrscheinlich ihrer häufigen Berührung mit englischen Matrosen, haben sich diese Leute an den übermäßigen Genuß geistiger Getränke gewöhnt, und überlassen sich demzufolge den größten Ausschweifungen; den Creolen ist übrigens die Trunksucht weniger zur Last zu legen.

Die Stadt La Guayra ist äußerst heiß, was man ihrer Lage zuzuschreiben hat, da sie auf einem schmalen, kaum mehr als zweihundert Yards breiten Landstriche erbaut ist, der sich an einen beinahe senkrechten rothen, kahlen Felsen anlehnt. Dieser Fels ist zu steil, als daß Pflanzen oder lebende Wesen darauf gedeihen könnten, — Ziegen vielleicht ausgenommen, die man gelegentlich an seiner Oberfläche, als klebten sie an dem Gestein, an so heißen Stellen stehen sieht, daß man glauben sollte, sie müßten lebendig gebraten werden, wenn sie lange hier blieben. Dessenungeachtet hält man La Guayra für sehr gesund; die Atmosphäre ist trocken und rein, weil durchaus kein Sumpf oder stehendes Wasser die Luft in der Umgegend schädlich macht. Die Bevölkerung belief sich im Jahr 1833 auf 5000—6000 Einwohner; vor dem Erdbeben, dessen Wirkungen an den äußern Theilen der Stadt noch sichtbar sind, war sie größer.

Nach einem Aufenthalte von zwei Tagen, reiste ich auf einem Maulthier, begleitet von einem schwarzen Bedienten, nach Caraccas ab. Mein Gepäcke war von den Arrieros besorgt worden, die fortwährend in großer Anzahl zum Transport von Gütern und Waaren zwischen La Guayra und Caraccas verwendet werden.

Die kurze Reise von La Guayra nach Caraccas ist ganz geeignet einen bleibenden Eindruck auf einen Menschen zu machen, welcher zum ersten Male auf den Schauplatz südamericanischen Treibens und Wesens gelangt. Er kommt von einem Schiffe, das ihn wahrscheinlich von den Lebensbequemlichkeiten eines europäischen Herdes, von wohlangelegten Straßen aus weich gepolsterten Wagen herübergeführt hat, und nachdem er nun auf den Schultern eines nackten Negers durch die Brandung geschleppt worden ist, berührt er das Gestade, und gelangt schon nach wenigen Schritten zum Fuße einer schmalen, sich treppenartig hinanwindenden Straße, die ihn über mehre tausend Fuß hohe Berge zur Hauptstadt des Landes bringen soll, welches er besucht. Auf dem

Wege ziehen ſtark muskelige, ſchön gebaute Caleteros an ihm vorüber, die halbnackt und in der Sonne von der Ausdünſtung glänzend, die aus jeder Pore dringt, die Bergſtraße mit einer Ladung Fiſche auf den Schultern hinanſteigen, die ſelbſt einen engliſchen Laſtträger in Erſtaunen ſetzen würde. Iſt er nur einige Schritte weiter fortgegangen, ſo wird er beinahe von einem Trupp Eſel niedergerannt, die nur von dem treibenden Arriero gefolgt, den Berg mit einer Schnelligkeit hinablaufen, die den Fremden, wenn auch nicht für die Hälſe der Eſel, doch wenigſtens für den der Reiter zittern macht, der leicht wie der Vogel auf der Stange, auf einem Hamugo oder Packſattel ſitzend, ſeine nackten Beine hin- und herſchaukeln läßt, als ob Alles von der ſtäten Schwingung ſeines Körpers abhängen würde, und dabei eine Art von wilder Melodie in die Lüfte ſchreit und heult.

Unweit von La Guayra, führt die Straße durch einen Thorweg der einſt befeſtigt war, und die Beſtimmung hatte, die Verbindung zwiſchen der Stadt und dem Hafen in Kriegszeiten abzuſchneiden. Auf dem halben Wege nach Caraccas gelangten wir zu der Venta, oder dem Gaſthauſe, wo wir anhielten, um den Maulthieren Futter zu geben, und Erfriſchungen einzunehmen. Unſer Wirth war Offizier (ich glaube Oberſt) in der republicaniſchen Armee geweſen, und ſchien ſehr geneigt, ſeine militäriſche Größe darin zu behaupten, daß er in der Regel ſich einem völligen Nichtsthun überließ, bei Gelegenheit die Schlacht von Carrabobo umſtändlich beſchrieb, nur mit den vornehmſten Gäſten ein vertrauliches Geſpräch anknüpfte, — zwei oder drei baarfüßigen Dienern auf ſoldatiſche Weiſe Befehle ertheilte, und endlich von Morgens bis Nachts Cigarren rauchte, in welch letzteres Vergnügen er dadurch Abwechſelung zu bringen ſuchte, daß er ſich zuweilen in ſeiner Hängmatte ſchaukeln ließ. Auf ſeine Anordnung bediente man uns mit Carne-Freto *), trefflicher Chocolate und einer Flaſche leichten Weins.

Nach einem Aufenthalte von ungefähr einer Stunde, ſetzten wir unſere Reiſe fort. Alles, was uns umgab, leuchtete in voller Schönheit. Die glänzenden Tinten der Blumen, und die dunkle Farbe der Blätter unterſcheiden ſich beinahe ſo ſcharf von den Bildern des heimath-

*) Ochſenfleiſch, das geklopft, und in dünne Streifen zerſtoßen, dann mit Fett und mit Eiern in der Pfanne gebraten wird.

lichen Bodens, als sich die Broncefarben der Bewohner dieses Landes von meinen Landsleuten unterscheiden.

Endlich gelangten wir zu einem Punkte, von welchem aus wir auf die Stadt Caraccas hinabschauen konnten, die beinahe 2000 Fuß unter uns lag; wir befanden uns zu dieser Zeit mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Kaum läßt sich etwas Schöneres denken, als die Lage dieser Stadt; sie ist in einer Art von Amphitheater, in einem herrlichen Thale erbaut, und auf allen Seiten von hohen, abschüssigen Bergen umgeben, über welche sich der Silla emporthürmt, der mit drohendem Antlitz auf das Werk der Menschen tief unten hinabblickt. Humbold drückt, so viel ich mich erinnere, irgendwo die Ansicht aus, der Silla werde eines Tags ein Vulkan werden; ist dieses der Fall, so hätte Caraccas aller Wahrscheinlichkeit nach einst das Geschick von Pompeji zu theilen. Daß Venezuela, welches beinahe fortwährend von Erdbeben erschüttert wird, die sich bald nur schwach, bald aber auch mit furchtbarer Heftigkeit fühlbar machen, einst der Schauplatz eines mächtigen Vulkans werden wird, ist mit ziemlich viel Gewißheit anzunehmen; aber die Voraussetzung, daß der Ausbruch eher im Silla, als in den Coquisas, die sich auf eine lange Strecke gegen Westen ausdehnen, oder in irgend einem Theile der Kette, die zu dem Pic von Niguator im Osten läuft, stattfinden dürfte, ist keineswegs so wahrscheinlich, daß sich die Einwohner dadurch zu sehr beunruhigen lassen sollten.

Die Hauptsteinart der Berge, über welche die Straße führt, ist Gneus. Unfern von der Venta stieß ich auf ein Lager von Schlangenstein, und an einer andern Stelle nebenan, traf ich ockerartige Erde oder Gossan zu Tage ausgehend, was mir wie ein Vorzeichen einer Kupfererzader erschien. Auf jeder Seite der Straße ist ein Wald, bis sich der Weg gegen Caraccas zu senken beginnt, und etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, wird eine Gattung sehr langen Grases sichtbar, in welchem schönes fettes Vieh in großer Anzahl weidete. Die große Länge des Grases, und die vielen Pflanzen vom Cactus-Geschlechte, die aus dem steinigen Boden hervorwachsen, unterscheiden die Scenerie dieser Gegend bedeutend von der nördlicher Climate.

Auf der La Guayra Seite des Gebirges, erfreute mich wiederholt ein Anblick voll Schönheit und Erhabenheit. Nachdem der Reisende einige tausend Fuß beinahe senkrecht hinangestiegen ist, scheint er über die See hinweg, wie von hängenden Gärten, zu schauen. Aus einem

Gitterwerk dunkler Blätter, rother, blauer und gelber Blumen, ſieht er durch einen Schleier unten hängender Wolken auf La Guayra und ſeine Umgebung hinab. Die ſeltſamen Wirkungen der Luftſpiegelung ſchmücken dieſe Scenen häufig mit den ſonderbarſten und ſchönſten Erſcheinungen. Es iſt als ſchwebte der Zuſchauer in der Luft, unter ihm iſt eine See von Wolken, die ſich majeſtätiſch hin und her bewegen; von Zeit zu Zeit erfaßt ſein Auge einen Schimmer des Meeres, das wie ein Spiegel von Glas in ſtets wechſelnder Bewegung vor dem Blicke ſchwebt, denn es iſt eine der Wirkungen der Luftſpiegelung, daß zuweilen die wagerechte Erſcheinung des Oceans, von ſolcher Höhe aus betrachtet, vernichtet wird.

Die Zukunft der engliſchen Macht in Indien.

Erſter Artikel.

Die Geſchichte der Feſtſetzung der Engländer in Oſtindien iſt uns jetzt in ihren hervorſtechendſten Thatſachen bekannt. Zahlreiche Schriftſteller haben die kühnen Unternehmungen, die Intriguen, die Anſtrengungen jeder Art erzählt, durch welche ein unermeßliches, von der Natur reich ausgeſtattetes Land in die Hände einer Geſellſchaft von Handelsleuten kam, welche der Durſt nach Reichthümern in unerſchrockene Eroberer umwandelte. So ſehr auch der blinde Patriotismus dieſer Geſchichtſchreiber die ſchändlichſten Epiſoden dieſer Geſchichte mit einem Firniß übertüncht hat, aus der Erzählung ſelbſt ſpringt die Moral der Ereigniſſe deutlich in die Augen; es gibt Thatſachen, die ihre Philoſophie in ſich ſelbſt tragen, und dieſe fehlen nicht in der Geſchichte des neuen Indiens, ſo daß man, trotz der Parteilichkeit der Panegyriſten, über die politiſchen Kämpfe und blutigen Siege, die einigen Kaufleuten

das Erbe der mongolischen Kaiser sicherten, ein wohlbegründetes Urtheil sich bilden kann.

Der unermeßliche Umfang dieser Besitzung, ihre Vortheile, ihre Produkte, ihre Reichthümer sind uns jetzt gleich bekannt.

Nicht eben so ist es mit dem Systeme der Fall, das die Verwaltung der Compagnie seit ihrer Einsetzung befolgt hat. Die Schmeichelei, dieser nothwendige Artikel im Gefolge jeder Gewalt, hat jeden Umstand benutzt, um dem Hochmuthe der Herren von Hindostan durch Lobeserhebungen zu schmeicheln. Man hat aus den Agenten der Compagnie die uneigennützigsten, wohlthätigsten Männer, aus den der englischen Herrschaft unterworfenen Hindu's die glücklichsten Menschen von der Welt gemacht. Unter der Feder der Reisenden wurde das indobritanische Reich eine Art irdisches Paradies, in dem jeder Bewohner ein ununterbrochenes Glück genieße. Besonders hat man die glückliche Lage der untern Klasse hervorgehoben. Die Statistik, dieser Charlatan der Wissenschaft, hat die kühne Behauptung aufgestellt, daß nach allen Berechnungen der indische Landbebauer weit geringer besteuert sey, als die übrigen Einwohner von Großbritannien. Man hat die Ziffern sehr geschickt gesetzt, um zu beweisen, daß der öffentliche Unterricht in dem englischen Indien auf einer weit höhern Stufe stehe, als bei den gesittetsten Völkern der alten und neuen Welt. Leset die ungeheure Menge von Werken, die über diese Gegenstände geschrieben wurden, und Ihr werdet an die endliche Entdeckung von Eldorado glauben.

Hier ist es kaum möglich, die Wahrheit zu ahnen; denn die Ziffern, wie die Ergebnisse sind verfälscht. Da, wo die Dinge nicht für sich selbst sprechen, kann die Lüge ungestört ihr Spiel treiben. Wenn daher auch die Geschichte der Eroberungen Englands in Asien fest steht, so ist doch das philosophische und moralische Gemälde des politischen Systems, das die Sieger befolgten, damit noch nicht entworfen. Bis dieß auf eine vollständige Weise geschehe, mag es erlaubt seyn, den Schleier ein wenig zu lüften, der die Absichten und Handlungen der gegenwärtigen Beherrscher von Hindostan bisher verdeckt hat.

Wir werden zuerst untersuchen, was die Verwaltung der Compagnie für die indische Bevölkerung in intellectueller und moralischer Beziehung gethan; hierauf werden wir erzählen, wie sie die besiegten Völkerstämme in materieller Hinsicht behandelt hat. Zum Schlusse werden wir zeigen, welche Zukunft eine solche Verwaltung bringen kann.

Man kann nicht läugnen, daß der öffentliche Unterricht seit einigen Jahren in unsern Besitzungen in Indien einige Fortschritte gemacht habe. In den großen Hauptstädten, wie in Calcutta und Madras,

wurden neue Schulen gegründet; die schon bestehenden Anstalten haben merkliche Verbesserungen erfahren: und in Folge davon, hat die Zahl der Schüler beträchtlich zugenommen. Außerdem trägt die Presse, die beinahe frei ist, und in diesem Augenblick zahlreiche Organe von jeder Farbe besitzt, zur Aufklärung der Eingeborenen bei.

Aber erstens zeigt sich dieses Streben erst seit Kurzem; lange hat die Verwaltung der Compagnie sich ausschließlich mit ihren commerciellen Interessen beschäftigt, und dem öffentlichen Geiste die Sorge überlassen, sich selbst zu bilden; zweitens genießen nur die bevorrechteten Klassen diese Wohlthaten. Der wichtigste Unterricht, der Unterricht für den Armen, ist ganz verabsäumt; während in den höheren Regionen der Gesellschaft sich Aufklärung verbreitet, bleiben die niedern in der alten Unwissenheit; und doch bilden diese letztern wie überall die ungeheure Majorität; sie arbeiten und produciren; sie machen den Reichthum und die Stärke des Landes aus. Wie seltsam vertheilt doch die Gerechtigkeit ihre Güter! In den vereinigten Staaten von Amerika besitzt der niedrigste Bauer die wesentlichsten Elemente einer gewöhnlichen Erziehung. In Hindostan ist der Landbebauer und Proletarier faktisch ausgeschlossen von dem Rechte, seinen Geist zu bilden. Zwar sagt man, es stehe jedem frei, sich geistig über seine Standesgenossen zu erheben; aber es ist ein grausamer Hohn, ein Princip auszusprechen, ohne seine Anwendung zu begünstigen; die Rennbahn Allen ohne Unterschied zu öffnen, aber nur denen die Hand zu reichen, die keiner Hilfe nöthig haben, um sie zu durchlaufen. Uebrigens müssen wir anerkennen, daß es in den Ländern, welche die höchste Stufe socialer und politischer Bildung einnehmen, eben so ist. Die Gleichheit, die prunkend im Namen der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit festgesetzt wird, war bis jetzt nur eine täuschende Lockspeise für den Schwachen, dem ein schützender Arm fehlt, um ihn aufrecht zu halten, und auf den Weg zu leiten.

Uebrigens geben uns unsere Gegner selbst die Waffen gegen sie an die Hand: sie erinnern uns sehr gerne daran, daß 10,000 Pfd. Sterl. officiell für die Kosten der öffentlichen Erziehung bestimmt wurden, und daß die Freigebigkeit der Gouverneure diese Zahl oft verdoppelt, ja selbst verdreifacht hat.

Nichts kann wahrer seyn. Aber nehmen wir auch die höchste Zahl an, so haben wir immer nur ein sehr trauriges Ergebniß; 66,563 Pfd. Sterl. oder 1,664,075 Fr. sind in der That das Maximum, das man bis jetzt aufwandte. Und was ist eine solche Summe für mehr als 100 Millionen

Individuen? zumal wenn die Unterhaltung der Schulen in den großen Städten beinahe diesen ganzen Fond verschlingt.

Dieß in intellectueller Beziehung. In Hinsicht auf Religion und Moral, was ist hier geschehen? Um einer angeblichen politischen Nothwendigkeit nachzugeben, hat die Verwaltung der Compagnie den Buddhaismus und den Islam weit mehr begünstigt, als die Verbreitung des Christenthums. Die Missionäre der römisch-katholischen Kirche machten eine große Anzahl Proselyten; man opferte sie den reformirten Missionären auf, die durch ihr Benehmen, wie durch die Trockenheit ihrer Belehrungen die Eingeborenen vielmehr zurückstießen als anzogen. Ja, noch mehr, englische Kaufleute haben zu verschiedenen Zeiten Schiffsladungen von Götzenbildern, die in England verfertigt worden, nach Indien geführt! Seltsame Art, ein Volk aufzuklären und zu civilisiren!

Es wäre gefährlich gewesen, sagt man, den Eingeborenen einen neuen Glauben zu geben. Gibt es denn keinen Mittelweg zwischen der Verbreitung einer Religion mit dem Schwert in der Hand, und einer so strafbaren Verabsäumung! Was thaten denn die Franzosen in Canada und Louisiana? Predigten sie das Evangelium mit Drohungen im Munde und dem Schwert in der Hand? Nein! Sie vertrauten katholischen Missionären das gefährliche Amt an, die wilden Völkerstämme der Algonkiner und Abenaken zu bekehren und zu taufen: Diese unerschrockenen Apostel gingen unter die Wilden, verkündigten überall die gute Nachricht, erduldeten Strapatzen, Entbehrungen und Leiden aller Art, indem sie eine einzige Bekehrung um den Preis von tausend Gefahren erkauften, und oft ein Leben voll heldenmüthiger Ergebung und hoher Aufopferung durch einen schrecklichen Tod krönten. Diese friedlichen Predigten brachten glückliche Früchte; nach und nach verschwand der Götzendienst der Manitus, und als im Jahr 1759 die Engländer ihre siegreiche Fahne auf den Mauern von Quebec aufpflanzten, hatten die indischen Stämme durch den Einfluß des Christenthums ihre blutdürstigen Triebe völlig verloren.

Warum haben wir in Ostindien nicht denselben Weg verfolgt? An den Aposteln hat es sicherlich nicht gefehlt. Gott sey Dank, das Geschlecht dieser muthigen Männer, die sich auf weite Wanderungen wagten, um Völker, von der Civilisation noch unberührt, der Barbarei und der Unwissenheit zu entreißen, ist noch nicht ausgestorben. Wenn daher der Götzendienst in Hindostan noch so herrschend ist, so ist er es deßhalb, weil die Verwaltung der Gesellschaft, nur nach Bereicherung strebend, es für ihre Zwecke zuträglicher hielt, die Eingeborenen in

ihren alten Irrthümern zu erhalten. Politik und Staatsklugheit mögen an einem solchen Benehmen und einem solchen Erfolge ihre Freude haben; aber Philantropie und Moral verdammen sie als unwürdig eines Volkes, das mit der Aufhebung der Sclaverei den Anfang gemacht hat.

Die Optimisten behaupten, daß die Verwaltung der Compagnie Alles versucht und gethan habe, was man vernünftiger Weise für die Hindus thun könne, und sie stützen diese Ansicht auf scheinbare Gründe. Sie sagen erstens, daß die Eintheilung dieser Eingeborenen in vier von einander getrennte Kasten, deren jede ihre Gesetze, ihre besondern Vorurtheile, ihre eigenen Beschäftigungen, ihre bestimmten Verrichtungen, verschiedene Ueberlieferungen und Interessen habe; ich sage, daß diese Eintheilung ein Hinderniß sey gegen die Verbreitung der Civilisation, und eine Klippe, an welcher die Anstrengungen derer scheitern würden, die es versuchen möchten, aus Indien ein westliches Europa zu machen. Im Eifer, ihre Gönner zu entschuldigen, behaupten ferner unsere Gegner, daß die Hindus, ohne die geistigen Fähigkeiten zu entbehren, eine den Europäern untergeordnete Race bilden, und daß man auf ein undankbares Land Saamen ausstreuen würde, wollte man unter ihnen die Aufklärung mehr befördern, als bisher geschehen.

Beides ist gleich falsch, wie wir bald sehen werden.

Die Eintheilung der Hindus in vier Hauptkasten ist eine bloß nominelle. Die Braminen, die Khatry oder Cshatrya, die Vyse oder Waisya, und die Suder oder Sudra. Diese vier Hauptzweige der großen Hindufamilie, haben vielleicht niemals als getrennte Classen bestanden. In der That bezeugen die ältesten Denkmäler, unter anderem die Gesetze des Manu, von denen William Jones eine Uebersetzung gegeben hat, daß seit dem Ursprung dieser großen Gesellschaft die verschiedenen Kasten völlig durcheinander gemischt waren. Diese letzteren hatten unendlich viele Unterabtheilungen; ein einziger Stamm in Bengalen zählte deren dreiundachtzig. Ebenso waren auch die Beschäftigungen willkürlich vermischt; selbst die Braminen waren nicht ausgenommen, und konnten in Ermanglung eines andern Lebensunterhalts Soldaten, Schäfer u. s. f. werden. Diese Vermischung der Verrichtungen und Handwerke bestand zu der Zeit, in welcher der Dherma Sastra geschrieben wurde, eine Zeit, die William Jones um das Jahr 880 vor Christi Geburt setzt. Und da diese Gesetze einer bereits ganz geordneten und in sich ausgebildeen Gesellschaft gegeben wurden, so ist es unzweifelhaft, daß jene Vermischung aus dem höchsten Alterthume stammt. In diesem Zustande ist die Hindu'sche Bevölkerung auf uns gekommen, und bietet

auch jetzt noch durchaus kein Beispiel von einer völligen Trennung der Kasten.

Man hat auch behauptet, die verschiedenen Beschäftigungen der Kasten seyen durch das Gesetz ein für alle mal bestimmt, und somit erblich gewesen. Dieß ist nur bei einzelnen Kasten wahr, z. B. bei den Braminen, welche zwar alle Handwerke ausüben dürfen, die sonst andern Kasten zugetheilt sind, aber deren priesterliche Verrichtungen in Folge eines leicht zu erklärenden Vorrechts nur ihrem Stamme allein angehören; die andern Kasten dagegen oder Unterabtheilungen von Kasten treiben ganz die Beschäftigungen, die ihnen genehm sind, so daß alle Zweige des Handels, des Ackerbaus, selbst alle häuslichen Geschäfte auch von den Kasten ausgeübt werden, denen jener obigen Behauptung zufolge diese Arbeiten verboten sind; so ist auch die inländische Armee mit Soldaten von jeder Bezeichnung und jeder Klasse angefüllt. Man sieht hier sogar Braminen, die als Untergebene dem Gliede einer niedrigeren Kaste gehorchen, über das sie alsobald ihre Autorität wieder aufnehmen, wenn sie in ihren priesterlichen Beruf zurückkehren. Nicht als ob man nicht bei gewissen Gewerben einige Spuren von Erblichkeit fände; aber weiß man denn nicht, daß in allen Ländern der Welt die Handwerke vom Vater auf den Sohn übergehen, und daß namentlich bei den ärmeren Klassen eine Art Erblichkeit der Beschäftigung stattfindet? So ist es auch in Hindostan. Aber deshalb sind gleichwohl nach der sehr richtigen Bemerkung Colebrooke's, die eigenthümlichsten Kasten-Gewerbe auch für alle andre zugänglich.

Die Hindu'sche Bevölkerung besteht somit aus vermischten Stämmen, denen alle Beschäftigungen erlaubt sind, mit Ausnahme der priesterlichen Verrichtungen.

Wo ist nun jene Scheidewand, welche nach Angabe der meisten Schriftsteller sich der geistigen und sittlichen Bildung der Hindus entgegenstellt?

Indeß gerathen diese Schriftsteller zuweilen in seltsame Widersprüche. Unter Andrem macht einer derselben folgende Bekenntnisse, auf die es sich der Mühe lohnt, Rücksicht zu nehmen: „In Calkutta selbst, der Hauptstadt des englischen Indiens, haben vornehme Eingeborene mit unverhofftem Erfolg alle Zweige der europäischen Kenntnisse erlernt. Das einzige Hinderniß, auf welches man in der ersten Zeit stieß, war der Mangel einer dem Lehrer und dem Schüler gemeinsamen Sprache; aber diese Schwierigkeit vermindert sich mit jedem Tage, und bei dem Studium der verschiedenen Arten des Handels und der Mechanik ist sie beinahe ganz verschwunden. Man hat die Eingeborenen in der

Zubereitung des Opiums, des Indigos und Salpeters vervollkommt; mit derselben Leichtigkeit, mit welcher man dieselbe Unterweisung verständigen Europäern gegeben hätte. Der Schiffsbau, die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Schifffahrt, haben unter den Hindus bedeutende Fortschritte gemacht, in Betracht der noch gar nicht fernen Zeit, in der man anfing, ihre Aufmerksamkeit auf diese Beschäftigungen zu ziehen."

Also die Zerrissenheit der hindu'schen Bevölkerung, die Vorurtheile der Kasten, dieser colossale Aberglaube, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, schneiden nicht im Mindesten die Möglichkeit ab, daß die Eingeborenen einen sehr mannigfaltigen Unterricht erhalten können. Demzufolge ist also der Lieblingsbeweis der Schmeichler der Compagnie völlig unbegründet.

Auch das ist zu bemerken, daß dieselben Publicisten, welche die vierfache Eintheilung behaupten, bei Angabe ihrer traurigen Folgen gleichwohl den hohen Wohlstand des alten Indiens mit Wärme hervorheben. Sie sprechen: „von der Sorgfalt, die man auf den Ackerbau gewendet, und wie ehrenvoll diese Beschäftigung gewesen, von der Pflege der schönen Künste, von herrlichen Denkmälern der Architektur, von der unerreichbaren Geschicklichkeit der Hindus jener Zeit in gewissen Zweigen der Industrie und von ihrem beinahe unglaublichen Reichthum." Die Höhe ihrer geistigen Bildung war nicht weniger überraschend. Man preist uns an: „ihre tiefe Kenntniß in der Metaphysik, Moral, Physik und Literatur;" wenn man unsre Gegner hört, „so kann ihre Dichtkunst selbst mit der Ilias verglichen werden, was Schönheit der Schilderung, Großartigkeit der Gedanken und Erhabenheit der Sprache betrifft." Sie waren „weit vorgeschritten in Astronomie und Arithmetik," sie hatten „ein Weltsystem, das sich auf das Princip der Anziehungskraft gründete, und die planetarischen Erscheinungen durch die centrale Lage der Sonne erklärte." Wenn nun die vierfache Eintheilung bestanden hat, so mußte sie nothwendig gleichzeitig seyn mit jener glänzenden Epoche; und wenn man jenes Gemälde des hindu'schen Alterthums als wahr annimmt, wie kann man alsdann diesen außerordentlichen Grad von Wohlstand, diese Fortschritte in Künsten und Wissenschaften mit den unübersteiglichen Schwierigkeiten in Einklang bringen, die aus der Zerrissenheit in verschiedene Klassen erwachsen sollen!

Diese eingebildete Eintheilung der hindu'schen Bevölkerung ist nichts anderes, als eine sehr bequeme Ausrede. Sie muß auf Alles Antwort geben. Die oberflächlichen oder trägen Geister gehen nicht

darüber hinaus, und geben ſich nicht die Mühe zu unterſuchen, ob die Sache einen guten Grund hat. Dadurch hat dieſe Anſicht Glauben und Stärke erhalten.

Mit einer unerklärlichen Nachläſſigkeit vergeſſen die Vertheidiger dieſes Irrthums, daß die Bevölkerung des engliſchen Indiens nicht bloß aus Hindus beſteht; daß man die Zahl der Muſelmänner, Portugieſen, Armenier, Perſer, Juden, und anderer Fremden, die in dieſen Ländern leben, auf mehr als 20 Millionen ſchätzt. Daß gewiſſe Bezirke in Bengalen bloß von Muſelmännern bewohnt ſind; daß in mehren andern die Hindus die Minderzahl bilden. In allen dieſen Localitäten zeigt ſich derſelbe Jammer, dieſelbe Unwiſſenheit. Wären die Wege der Civiliſation wirklich dieſen Völkern geöffnet, ſo würde man wenigſtens diejenigen darauf gehen ſehen, die durch kein Hinderniß der Kaſten oder theokratiſcher Vorurtheile abgehalten werden können. Was die angebliche Unfähigkeit der hindu'ſchen Race in Beziehung auf Verſtand und Gefühl betrifft, ſo iſt die Widerlegung nicht ſchwer. Einmal iſt es durchaus ungerecht, über die Fähigkeiten eines Volkes zu urtheilen, ohne die Umſtände in Betracht zu ziehen, unter deren Despotismus es geſchmachtet hat. Es wäre ein lächerlicher Unſinn, wollte man die heutigen Griechen, ohne Rückſicht auf ihre glorreiche Vergangenheit und ihren literariſchen Ruhm für unfähig erklären, ſich zu erheben, und unter dem Einfluß einer neuen Erziehung ſich heranzubilden. Ebenſo kann man die geiſtigen Fähigkeiten der Hindus nicht beurtheilen, ohne den Einfluß zu berechnen, den eine lange Tyrannei auf ihren Geiſt hat ausüben müſſen. Zehnmal von habgierigen Eroberern überwunden, haben dieſe unglücklichen Völkerſtämme verſchiedenen, aber gleich tyranniſchen Beherrſchern einen hohen Tribut von Thränen und Blut bezahlt. In ihrem materiellen Wohlſtand verletzt, ſind ſie aus einer blühenden Lage in einen Zuſtand jammervoller Unterdrückung gerathen, der die edelſten Triebe erſticken konnte. Ein unbarmherziger Despotismus hat ſich Mühe gegeben, ſie zu verderben, ihnen ſogar das Gefühl der Hoffnung, dieſes heilige Feuer der Nationen zu nehmen. Sollte man ſich nicht vielmehr wundern, wenn trotz ſo vieler Urſachen einer ſittlichen Erniedrigung die Hindus doch noch einige ehrenwerthe Eigenſchaften ſich bewahrt haben? Alle, die in Oſtindien gewohnt haben, können dieß bezeugen; keine geſellige Tugend, kein erhabenes Gefühl iſt dieſen Menſchen fremd, die ein unerbittliches Schickſal zu einem ewigen Helotismus verurtheilt hat. Den Beweis davon kann man ſogar in den Werken unſerer Gegner ſuchen; man wird dort tauſend Beiſpiele von ritterlicher Aufopferung, von unverletzlicher Treue, von

erhabener Großmuth, von stoischer Ergebung, von aufrichtiger Dankbarkeit finden, welche selbst die in den Eingeborenen loben, die ihnen beinahe keine Seele zugestehen.

Es würde uns auch nicht an Beispielen fehlen, um zu beweisen, daß die geistigen Fähigkeiten bei den Hindus in Einklang stehen mit ihren Neigungen, die aus einem guten Herzen kommen. Wir wollen nur dieß anführen, daß seit die Compagnie die ersten Versuche machte, um unter gewissen Klassen von Eingeborenen den Unterricht zu verbreiten, man junge Leute gesehen hat, die sich sehr schnell entwickelten und durch ihre Fähigkeiten und Talente ihre Lehrer in Erstaunen setzten. Zumal die, denen ihr Vermögen und ihre Muße es erlaubten, ihre Erziehung zu vervollkommnen, haben die Bewunderung der Europäer erregt. Es gibt Eingeborene, welche die englische Sprache so gründlich lernten, daß sie dieselbe mit untadelhafter Reinheit und Eleganz schreiben können. Die Schriften Ram-Mohun-Roy's, dieses berühmten Mannes, dessen literarischer Ruf bis nach Frankreich gedrungen ist, sind zu bekannt, als daß man etwas zu ihrem Lobe sagen dürfte. Seine berühmte Bittschrift an den König um Einführung der Preßfreiheit in Indien, seine „Vorschriften Jesu", sein „Aufruf an die Christenheit", seine Vertheidigung des indischen Theismus, seine Uebersetzung der Uranischas und andere Werke, ebenso empfehlungswerth durch den Gedanken, als durch den Styl, sichern im Orient den Namen Ram-Mohnu-Roy's Unsterblichkeit. Es gibt heutzutage in Hindostan noch viele andere Eingeborene, deren Talente die ausgezeichnetsten Geister Europa's neidisch machen könnte, und man muß wohl bemerken, daß diese Männer sich nicht in den öffentlichen Schulen und den Academien, nicht mit Hilfe erfahrener Lehrer, nicht unter dem Einflusse eines wohlthätigen Wetteifers, sondern in der Stille des Cabinets bildeten, unter der Herrschaft einer unbezähmbaren Wissensgluth, die ihr einziger Führer, ihr einziger Sporn war.

Hiernach kann man beurtheilen, wie leicht es wäre, die Hindus aus dem Zustande geistiger Lethargie zu ziehen, in welchem der Despotismus sie so lange fest hielt.

Die systematische Gleichgültigkeit der Compagnie gegen die Erziehung ihrer Unterthanen kann somit nicht entschuldigt werden.

Aber dieß ist nicht die einzige Beschwerde der Freunde der Menschlichkeit gegen das Gouvernement. In ihrer tiefen Unwissenheit beharrend, wird die hindu'sche Bevölkerung in materieller Beziehung wie die Leibeigenen des Mittelalters behandelt. Eine unersättliche Verwaltung martert sie unaufhörlich mit Forderungen ohne Mitleid mit ihren un-

verdienten Leiden. Während Ackerbau, Industrie und Handel gleich sehr vernachlässigt werden, zieht man unter dem Titel von Steuern aus diesen arbeitsamen Massen unermeßliche Schätze. Auf dem Lande breitet sich vor den Blicken des Reisenden das bejammernswertheste Elend aus. Wo der Steuereinnehmer sich hat blicken lassen, bleibt den Unglücklichen, die er beraubt hat, kaum noch so viel übrig, um ihr Daseyn zu fristen. Sieht man gewisse Gegenden des neuen Hindostans, so könnte man glauben, irgend ein neuer Verres habe dort seine Räuberei verübt, wenn das Haus des Reichen nicht stets von Ueppigkeit strahlte, wenn die Tempel der Gottheit nicht ihre herrlichen Zierrathen bewahrt hätten. Es besteht zwischen den Landbebauern eine Gemeinsamkeit des Unglücks und der Thränen, ein trauriges Band, dessen Gewalt vielleicht einst hinreichen wird, einen Aufruhr hervorzurufen, dieses letzte Hilfsmittel unterdrückter Völker. Ueberall endlich, wo sich die Hütte eines Bauern erhebt, darf man gewiß seyn, Armuth und Trauer zu finden, nicht jene Armuth, welche den Geist des Menschen stachelt und zu großen Gedanken, zu großen Handlungen antreibt, sondern jene erniedrigende Armuth, die an den Kräften der Seele nagt, jene gräßliche, schmerzhafte Armuth, die Armuth, die zum Verbrechen oder zum Selbstmord führt.

„Es ist wahr, sagen die Sophisten, die den Handlungen der Compagnie eine unbedingte Bewunderung angelobt haben, die Hindus führen kein ganz behagliches Leben; aber was hat dieß zu sagen bei Menschen, die durch ihre Gesetze verpflichtet sind, sich von Pflanzen zu nähren und deren Clima ein einfaches baumwollenes Kleid zur Bedeckung erfordert? Zudem haben wir nicht die Ansichten Montesquieu's für uns, welcher sagt: die Hindus hätten nur Eines nöthig, kostbare Metalle; das Uebrige können sie entbehren?"

Eine solche Schlußfolgerung zeugt von völliger Unkenntniß selbst der Autoritäten, auf welche man sich stützt, oder von merkwürdiger Hinterlist.

Die Gesetze des Manu, des Sohnes Bramas, verbieten keine Speise, wie man in den 46 ersten Versen des 50sten Capitels sich überzeugen kann. Noch mehr: das Fleisch des Thieres ist durch diese Gesetze nicht bloß erlaubt, sondern bestimmt geboten, nachdem es zuvor während der Lesung der Vetas berührt oder der Gottheit als Opfer dargebracht worden. Fleischspeisen genießen, ohne diese vorhergehende Heiligung, hieße sich der ewigen Verdammniß aussetzen, aber nach dieser vorgängigen Reinigung ist es nicht mehr bloß eine Erlaubniß, sondern es ist eine Verpflichtung. „Das Fleisch ist die Nahrung der

Götter", sagt das hindu'sche Gesetz; es ist nur dann verboten, wenn man es ohne einen gewissen religiösen Zweck genießt, und man glaube nicht, daß die Umstände, in denen der Genuß des Fleisches geboten ist, so selten vorkommen, daß sie nur eine Ausnahme bildeten. Manu befiehlt auf jeden Tag ein Opfer, und gebietet den Braminen, das geheiligte Fleisch mit ihrer Familie und denen, welche dem Gottesdienste beiwohnten, zu essen. So war also der tägliche Genuß des Fleisches der Thiere gesetzlich vorgeschrieben.

Die Gesetze enthalten allerdings das Gebot, sich in gewissen Fällen und bei gewissen Gelegenheiten des Fleisches zu enthalten; aber dieß ist nur eine weise Vorsichtsmaßregel, um das Uebermaß zu verhüten. Den unbestreitbarsten Beweis gibt die merkwürdige Stelle am Schlusse der Vorschriften über die Enthaltsamkeit. „Es ist nichts Tadelnswerthes, den gesetzlichen Vorschriften gemäß Fleisch zu essen, geistige Getränke zu genießen, und Frauen zu liebkosen, denn der Mensch hat von Natur einen Hang zu diesen Dingen; aber die freiwillige Enthaltung von diesen Genüssen wird reichlich belohnt werden."

Es ist zu bemerken, daß diese Vorschriften nur die Braminen, die Cshtryas und die Vasyahs angehen; was die niedern Klassen betrifft, so überläßt sie das Gesetz ihren gröbern Neigungen und setzt für sie auf keine Weise eine Diät fest. Wenn somit diese untersten Klassen sich von abgeschmackten Vorurtheilen beherrschen lassen, so sind diese Vorurtheile von rein abergläubischer Erfindung und haben noch niemals gesetzliche und religiöse Bestätigung erhalten.

Wenn man endlich die zwanzig Millionen Muselmänner, Juden, Portugiesen, Armenier u. s. w. in Betracht zieht, die beinahe alle Arten von Fleisch genießen dürfen, so wird man sich überzeugen müssen, daß die Mäßigkeit der hindostanischen Bevölkerung bloß zufällig ist, und ihrer außerordentlichen Armuth zugeschrieben werden muß. Gewiß kann Niemand läugnen, daß die Masse des Volks, Hindus, Muselmänner und Andere, nur von Reis, und von den wohlfeilsten Pflanzen lebe; ja wir behaupten, die Ausgaben eines indischen Bauern mit seiner Frau und zwei Kindern beschränken sich auf 3 Lr. jährlich (36 Gulden), von denen für die Bekleidung dieser Familien von vier Personen nur auf 6 Schillinge (3 fl. 36 kr.) berechnet sind. Wer Irland gesehen hat, weiß, in welch' jammervoller Lage menschliche Wesen leben können, die zu Leiden jeder Art verurtheilt sind; aber zu glauben, daß hundert Millionen Menschen sich so sehr in ihrer Armuth gefallen, daß sie jede Verbesserung und Erleichterung von sich stoßen, hieße an Wunder glauben, wie sie die Vernunft nicht zugeben kann.

Man kann auch diejenigen fragen, welche die Palläſte eingeborener Fürſten, oder die Wohnungen der reichſten Hindus beſucht haben, diejenigen, welche ihrem herrlichen Gefolge, ihren prachtvollen Equipagen begegnet ſind, die ihren Proceſſionen, ihren Religionslehren, ihren Vermählungen, ihren häuslichen Ceremonien beigewohnt haben, man kann ſie fragen, ob die Großartigkeit und Pracht ihres Aufzugs, der Luxus und die Verſchwendung, die man um und in den Wohnungen bemerkt, in dem Fremden den mindeſten Eindruck jener unveränderlichen Einfachheit aufkommen läßt, die angeblich bei ihnen durch Religion und Geſetz geheiligt iſt.

Wenn endlich das, was man ſo eben geleſen hat, nicht hinreichte, um die Grundloſigkeit der Behauptungen unſerer Gegner zu zeigen, ſo würden wir eine Autorität citiren, welche die patentirten Panegyriſten des Syſtems der Compagnie gewiß nicht zurückweiſen würden; wir würden uns auf den Biſchof Heber berufen, der in ſeinem Journal mit unabweislichen Thatſachen darthut, daß die Hindus ſehr gerne und ſehr oft Fleiſch eſſen; daß, wenn ihre pecuniären Mittel ihnen den Ueberfluß geſtatten, ſie ebenſo zum Luxus geneigt ſind, wie die Europäer; endlich daß die Vorurtheile, die man ihnen zuſchreibt, weder ſo zahlreich, noch ſo feſt gewurzelt ſind, als man glauben machen will. Es ſind ſomit jene geſetzlichen Vorſchriften, die jede Verbeſſerung in der materiellen Lage der Eingeborenen verhindern, jene Weigerungen, eine kaum erträgliche Lage, mit einem glücklicheren Loos zu vertauſchen, bloße Einbildung und grobe Lüge. Die Compagnie kann ihre Verantwortlichkeit für das Elend, das auf den Volksclaſſen von Hindoſtan laſtet, nicht ablehnen.

Aber betrachten wir ihre Lage genauer, und verſuchen wir es, ihre Urſachen uns zu verdeutlichen.

Man weiß in der Regel nicht, daß die Grundſätze, welche die Türken bei der Verwaltung der indiſchen Provinzen verfolgten, von den Engländern ganz angenommen wurden. Die Muſelmänner, als ſie ſich in Indien feſtſetzten, maßten ſich ein unbedingtes Eigenthumsrecht über das Land an, und beſchloſſen, die Hälfte des rohen Ertrags des Bodens ſolle der Tribut oder die Auflage ſeyn, mit welcher die ungläubigen Landbebauer ſich, ihre Frauen und ihre Kinder vom Tode loskaufen müßten. Hierin befolgten die Anhänger des Islam nur die Gewohnheiten des Orients in Beziehung auf Eroberung und den Text des Korans, der dem Eroberer die durch das Schwert gewonnene Güter zuſpricht.

Es iſt von hoher Wichtigkeit, die Anſicht feſtzuſtellen, daß dieſe

rohe Beraubung des Eigenthums in Indien alle Ueberlieferungen, alle vom Alterthum empfangenen Vorstellungen umstürzte, und von den Besiegten als eine Verletzung aller Grundsätze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit angesehen werden mußte. Eine Menge sicherer Thatsachen berechtigen zu der Folgerung, daß das Eigenthumsrecht unter den alten hindu'schen Dynastien allgemein herrschend war. In Malabar, Travancor und andern Provinzen, wohin die muselmänniſchen Waffen nicht drangen, hat wenigstens bis auf Hyder-Ali und Tippo-Saib eine Classe von Grundeigenthümern eine wahre berechtigte Aristokratie von undenklichen Zeiten bis auf unsre Tage bestanden. Ihre Rechte auf den Besitz ihrer Ländereien sind so klar bestimmt, so deutlich verstanden, als sie es in den civilisirtesten Ländern seyn können. So zerstörten die Muselmänner, indem sie sich für Herren des Bodens erklärten, eine der festesten Grundlagen der hindu'schen Gesellschaft. Und diese Beraubung war keine bloß theilweise und vorübergehende; in Gegenden, die lange dem muselmänniſchen Joche unterworfen waren, haben die Sieger sogar die Spuren einer Grundherrschaft dadurch vernichtet, daß sie die rechtmäßigen Eigenthümer ausrotteten oder zerstreuten. In den Provinzen, wo die muselmänniſche Herrschaft nur eine Zeitlang und nicht allgemein geherrscht, ist dieses Eigenthumsrecht nur allmählig erloschen, und nur in dem Maße seiner Vernichtung entgegen gegangen, als die fremde Herrschaft dauerte. In Malabar war unter der Herrschaft Hyder-Ali's und Tippo-Saibs eine große Anzahl Grundeigenthümer genöthigt, in Travancor Zuflucht zu suchen in Folge der Plackereien, denen sie stets ausgesetzt waren. So verband sich also überall in dem Geiste der Eingeborenen der Despotismus mit der Vorstellung des Raubs und Diebstahls.

Als die Engländer in's Land kamen, konnten die Hindus mit Recht hoffen, ihre neuen Herren, civilisirte, billige Menschen würden sie in den Besitz ihrer so lang mit Füßen getretenen Rechte einsetzen, ohne ihren den Kriegsgesetzen angemessenen Antheil aufzugeben. Sie täuschten sich. Zwar nahmen die Sieger die blutdürstigen Grundsätze ihrer Vorgänger nicht an, aber sie maßten sich das Recht an, die Hälfte der rohen Erzeugnisse des Bodens vorweg zu nehmen. Ueberall, wo ihre Waffen über die ihrer Feinde siegten, verkündigten sie diesen grausamen Grundsatz, und bemühten sich, ihn dadurch zu rechtfertigen, daß sie sagten: das Eigenthumsrecht gehe auf die Sieger über als ein Vorrecht der Eroberung und im Uebrigen setzten sie nur die Herrschaft der Muselmänner fort. Aber was bei den Schülern Mahomets entschuldigt werden konnte, war bei einem christlichen, an die Achtung der gesetzlichen

Rechte gewöhnten Volke unverzeihlich. Was Mahomet, Baber und ihre Abkömmlinge ohne Verbrechen hatten thun können, wagten die Engländer nicht, ohne den Titel Räuber und Barbaren zu verdienen.

So handelten nicht die Franzosen, als sie Aegypten einnahmen und als sie später siegreich in die Hauptstadt der Herrscher von Algier einzogen. Nicht nur wurde das Privateigenthum von ihnen geachtet, sondern sogar gegen jeden Angriff geschützt. Nur das Eigenthum des Staates wurde jetzt für die Krone Frankreich in Besitz genommen. Niemand wurde im Besitz der Güter seiner Väter gestört. Es war nur ein Wechsel der Herrschaft, keine Umwälzung der Grundlagen der arabischen Gesellschaft. Ein solches Beispiel hat diejenigen deutlich Lügen gestraft, welche behaupten, daß Eroberungen stets von denselben Räubereien, von denselben Ungerechtigkeiten begleitet seyen.

Der Grundsatz der Confiscation, den die Compagnie von Indien befolgte, war nicht bloß an sich selbst gehässig, sondern noch weit mehr in seiner unmittelbaren Anwendung. Es war in der That eine ungeheure Ungerechtigkeit, die Hälfte der Landesprodukte für sich in Anspruch zu nehmen. Jederman weiß, daß in einem Lande von so ungeheurem Umfang, in dem somit die Natur des Bodens, der Lage und des Clima's so verschieden seyn muß, die Hälfte der Landesprodukte nach Abzug der Kosten, die nöthig sind, um sie zu gewinnen, auf keine Weise für die Erhaltung des Landbauers und seiner Familie hinreicht. In Indien findet man, wie in andern Ländern, fruchtbare, wasserreiche Thäler, deren Erzeugnisse bedeutend genug sind, daß die Hälfte davon dem Fiscus abgetreten werden kann, und das Uebrige für den Landbebauer hinreicht; aber in den meisten Gegenden sind sechs, sieben, acht, ja neun Zehntheile des Einkommens für die Kosten des Landbaus und die Erhaltung des Pächters unerläßlich. Es ist daher klar, daß eine Auflage von 50 Procent von den Bewohnern dieses Landes nicht gefordert werden kann.

Wie kann man andererseits die Produkte eines unermeßlichen Reiches auch nur annäherungsweise schätzen, das so viele Verschiedenheiten der Temperatur hat, und wo die Mittel der Bewässerung, die Methoden des Landbaus, die Geschicklichkeit der Landbebauer, der Absatz und Werth der Lebensmittel in's Unendliche wechseln; eines Landes, das Ueberschwemmungen, Stürmen, der Trockenheit, dem Mißwachs unterworfen ist, Umstände, die man unmöglich voraussehen kann, und welche der Steuereinnehmer, der schon zum Voraus seine Zahlen hat, an die er sich bei der Einnahme halten muß, nicht in Berechnung zieht? Die Erfahrung hat mehr als hinlänglich die Ungerechtigkeit und Unge-

reimtheit dieſes Steuerſyſtems bewieſen. Man hat bemerkt, daß die Berechnungen, welche die Steuereinnehmer abgaben, verfälſcht waren. In der That, was thun dieſe Beamten? Jeder von ihnen weiß, daß es unmöglich iſt, dem Auftrage, den man ihm gab, zu genügen. Da er aber zugleich die Nothwendigkeit fühlt, Proben von ſeinem Eifer abzulegen, ſo verſammelt er die einflußreichſten Bewohner der Dörfer, die ihm zugewieſen ſind, und dieſes kleine Conclave ſetzt für jeden Landbebauer die Summe Geldes feſt, die er in den Fiscus zahlen ſoll. Dieſe Methode iſt nicht allein willkürlich, ſondern ſie hat noch das ſehr Unpaſſende, daß ſie tauſend Mißbräuche zu Gunſten der reichen, und zum Nachtheil der kleinen Grundeigenthümer erzeugt, Mißbräuche, deren Ausrottung um ſo ſchwieriger iſt, als die Schuldigen jeder Beaufſichtigung entgehen. Der einflußreiche Mann, den man beruft, um ſeine Meinung über die Vertheilung der Steuern abzugeben, gibt ſein Einkommen geringer an, und um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, erhöht er das Einkommen ſeines Nachbars: proteſtirt dieſer, an wen ſoll er ſich wenden? Die Verſammlung der großen Grundherren hat einmal geſprochen, die Klagen der armen finden keinen Wiederhall.

Man kann ſich keine Vorſtellung davon machen, wie man dieſe Steuerliſten verfertigt. Man hat bemerkt, daß ſie bei gewiſſen bebauten Landſtrichen eine Steuer angeben, welche dem ganzen Werthe der Produkte ſelbſt gleichkommt, ja ihn oft noch überſteigt. In andern Fällen wurden beträchtliche Stellen fruchtbaren Landes ganz vergeſſen und überſehen, während es über das Einkommen gewiſſer Ländereien, die dafür bekannt ſind, von jeher dürre Ebenen oder Schluchten geweſen zu ſeyn, die genaueſten, bis in's Einzelne gehenden Berichte gab. Das iſt gewiß, das Ganze der Auflagen iſt ſtets übermäßig erhöht. Wie könnte es anders ſeyn? Der inländiſche Steuereinnehmer weiß, daß je höher er die Produkte der Dörfer, die in ſeinen Bereich gehören, anſchlägt, er ſich deſto mehr bei ſeinem europäiſchen Oberen in Gunſt ſetzt. Der untergeordnete Beamte ſelbſt weiß, daß der höhere Anſchlag der Produkte und ſomit der Steuer ſein Recht auf Beförderung am ſicherſten begründet. Daraus folgt, daß der Pächter ſeinen letzten Heller in die Kaſſe des Bezirks fallen ſieht, womit übrigens das nicht ausgeſchloſſen iſt, daß dieſe ehrlichen Verwalter noch Mittel fänden, auf eigene Fauſt zu plündern.

Auf dieſe Art wurde die ſtehende Auflage (**perpetual settlement**) im Jahr **1793** geregelt. Seit dieſer Zeit blieb dieſe Steuer unveränderlich, wie wenn die Landesprodukte ſtets die nämlichen wären, und man muß bemerken, daß dieſes Syſtem auf einer ungeheuren Strecke

des engliſchen Indiens laſtet. Es umfaßt in der Präſidentſchaft von Calcutta ganz Bengalen, Bahor, Benares und Oriſſa mit Ausnahme von Cuttack, im Ganzen eine Fläche von **149,782** Quadratmeilen und eine Bevölkerung von vierzig Millionen Menſchen; in der Präſidentſchaft von Madras fünf Grad nördlich an Bengalen gränzende Bezirke, ſodann ein Drittheil von Salem, ein Drittheil von dem Bezirk von Chingleput und einen Theil der nördlichen Gegend von Arcot, im Ganzen für Madras **49,607** Quadratmeilen und eine Bevölkerung von **3,941,021** Einwohnern. Nimmt man dazu die verbündeten Königreiche, in denen dieſe tyranniſche Herrſchaft unter dem Einfluſſe der Compagnie ſich hält, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von der Zahl der Unglücklichen machen, welche der Grauſamkeit des **perpetual settlement** unterworfen ſind.

Bemerken wir hiezu noch, daß die Steuern nur in Geld zahlbar ſind, ſo daß der Landbebauer genöthigt iſt, den Forderungen des Fiscus zu genügen und deſſen Kaſſen mit klingenden Münzen zu füllen, die er durch den Verkauf ſeiner Produkte erlöst hat oder nicht.

Es iſt wahr, daß dieß nicht einmal das einzige Steuerſyſtem iſt, daß es noch gibt: erſtens eine Dorfſteuer oder **temporary settlement**, welcher jährlich für jeden **township** oder Bezirk beſtimmt wird; zweitens die Steuer für die Bauern oder **ryotwar assessment**, die jeden Landbebauer insbeſondere trifft; aber das herrſchende Syſtem iſt der **zemindary** oder die unveränderliche Auflage. Uebrigens bieten auch die andern der Critik viele Blößen dar.

Es war nicht genug, von den Muſelmännern ein gehäſſiges Princip zu entlehnen, ſich, wie jene es thaten, für Eigenthümer des Bodens zu erklären, und die rechtmäßigen Beſitzer wie Sclaven zu behandeln, denen man unter der Bedingung das Leben ſchenkt, daß ſie ihre Induſtrie und ihre Arbeiten ihren großmüthigen Beſchützern widmen. Die Glieder der Compagnie blieben auf dieſem Wege nicht ſtehen; ſie nahmen von der Herrſchaft, welche ſie in Hindoſtan angetroffen, Alles das an, was ihre Monopolzwecke begünſtigen konnte, und da die Verwaltung ihrer Vorgänger in dieſe Cathegorie gehörte, nahmen ſie ihre Grundlagen und ihre Berechnungen an.

Der von den muſelmänniſchen Herrſchern ausgeſonnene Mechanismus war ein Meiſterſtück machiavelliſtiſcher Berechnung. Es war beinahe bis auf den Namen die Organiſation des türkiſchen Paſchaliks. Der Kaiſer ernannte Provincial-Gouverneurs oder **soubahdars**, die genöthigt waren, um jeden Preis alljährlich beſtimmte Summen in den kaiſerlichen Schatz zu liefern. Die **soubahdars** oder **nawabs**

theilten ihr Gebiet in Distrikte und unterhandelten nun mit den Hauptpächtern, welche nicht bloß ihre Verpflichtungen gegen die Centralmacht erfüllen, sondern auch noch für ihre Verschwendungen und den kostbaren Unterhalt ihrer Höfe die Mittel herbeischaffen mußte. Der, welcher am meisten bot, war somit der vorgezogene, und die Bewerber waren zahlreich. Die Pächter drängten die Landbebauer furchtbar und scheuten keine Erpressung, keine Gewaltthätigkeit; Folge davon war, daß die Bevölkerung in einem schauderhaften Elend schmachtete, daß, wenn die Schwierigkeit der Steuereinnahme, Verwicklungen und Verlegenheiten herbeiführte, man die Zahl der Agenten vermehren mußte, wodurch der Landbebauer vollends erschöpft wurde; denn all' diese Blutegel mußten bezahlt werden; daß die Unterdrückten, um sich den Plackereien und Räubereien der Steuereinnehmer zu entziehen, tausend Mittel erfanden, welche die Moral verdammt; daß sie Lüge und Heuchelei zu Hilfe riefen, wenn sie nicht mit bewaffneter Hand Widerstand leisteten; daß die Landbebauer in schlimmen Jahren genöthigt waren, auf Wucher Anleihen zu machen, und daß dieses schändliche Gewerbe in den so erschöpften Provinzen beunruhigende Fortschritte machte; daß endlich die Unsittlichkeit nothwendig an die Stelle der Ehrlichkeit trat; daß das Volk geistig und sittlich erniedrigt wurde, und daß die Kinder die Laster der Sclaverei mit der Muttermilch einsaugten. Von Geschlecht zu Geschlecht erfaßte dieser sittliche Krebsschaden alle Individuen der zahlreichsten und wichtigsten Classe. Dieß ist die Methode, welche die Verwaltung der Compagnie zu befolgen sich Mühe gab. Etwas weniger Rohheit und Geiz bei gewissen Beamten, einige kleine Veränderungen im Einzelnen konnten auf die Resultate im Ganzen keinen Einfluß üben. Sie hatten keine Verbesserung in der Lage des Landes zur Folge. Den Beweis davon finden wir in mehren amtlichen Urkunden und namentlich in einem Kreisschreiben, das Vörelst an seine Untergebenen richtete. Dieser Gouverneur spricht von betrügerischen Länderverkäufen, welche die Steuereinnehmer unter verschiedenen Vorwänden, bald zu ihrem Vortheil, bald unter dem Scheine einer religiösen Schenkung abgeschlossen hätten; von schreienden Mißbräuchen in der Anwendung und dem Verkauf der Taluks, deren sich Einige bedienten, um die Creaturen der Verwaltung zu belohnen; von verwegenen Räubereien und Erpressungen beim Einbringen der Steuern; von Bedürfnissen des Fiscus, dessen Beamte sich weigern, der Verwaltung Rechenschaft abzulegen, obgleich sie nicht bevollmächtigt seyen; von Ungerechtigkeiten, die sich die Beamten der Polizei auf den öffentlichen Märkten zu Schulden kommen lassen, indem sie, statt die Einwohner zu

beſchützen, ihre Verfolger werden; von Steuerliſten über die Provinzen, welche voll willkürlicher Irrthümer und falſcher Angaben ſeyen, in denen ſich die Habſucht der **Zemindars** ausdrücke. Bei Gelegenheit dieſer letzteren bekennen dieſelben Urkunden, daß ſie die Verwendung des Bodens ſchlecht und willkürlich anordnen, indem ſie auf dieſes Land Reis, auf ein anderes Futter bauen laſſen. Man ſetzt hinzu, daß ſie überall, wo ſie hinkommen, den Bewohnern **nuzzeranas** oder Geſchenke rauben, in Lebensmittel und in Geld beſtehend; daß ſie nach Laune Geldſtrafen auflegen; daß ſie die **Ryots** (Bauern) zwingen, unentgeldlich für ſie zu arbeiten; daß ſie von den Rupien einen beſondern Zins beziehen, indem ſie ihren Preis höher anſetzen, als das Herkommen ſie bevollmächtigt; endlich daß ſie den Landbebauern gegen wucheriſche Zinſe Geld leihen, und die Gegenſtände, die man ihnen dafür verpfände, weit unter ihrem wahren Werthe anſchlagen. „Man kann es nicht verhehlen", ruft in edlem Unwillen der Gouverneur Vorelſt, „der arme und arbeitſame Pächter muß für jede Thorheit, welche der Ehrgeiz, die Habſucht, der Hochmuth, die Eitelkeit oder das Laſter den **Zemindars** eingibt, Geld beiſteuern. Wird ihnen ein Kind geboren, ſo muß der Landarbeiter zu ſeiner Bewillkommung Geld zahlen, ſind ſie von der Liebe zu den Weibern beſeſſen, ſo müſſen ihre üppigen Gelüſte ſogleich befriedigt werden. Bei jeder Gelegenheit erſchöpfen Geſchenke, Schadloshaltung von Geldſtrafen die Börſe der Beſteuerten; und um das Gemälde zu ergänzen, der Reiche, der ſich beklagt, entzieht ſich der Laſt, während der niedere Bauer, mag er thun oder ſagen, was er will, ihr ganzes Gewicht tragen muß."

Dieſe Beſchwerden gegen die Compagnie gehen zwar nur bis zum Ende des **18**ten Jahrhunderts. Von dieſer Zeit an, ſagen unſre Gegner, wurde den verderblichen und despotiſchen Beſtrebungen der eingeborenen Beamten durch die Wirkſamkeit und ſtrenge Rechtſchaffenheit ihrer europäiſchen Oberen Einhalt gethan. Es iſt in der That unbeſtreitbar, daß an einzelnen, aber ſehr wenigen Orten einige, wiewohl ſehr oberflächliche Verbeſſerungen zu Stande kamen. Aber erſtens haben ſich die öffentlichen Einkünfte bedeutend vermehrt, und in den ganz neuerdings erſt erworbenen Provinzen kam eine verhältnißmäßig ungeheure Vermehrung zu Stande. Wenn nun ein ſolches Ergebniß beweist, daß wenigere Veruntreuungen zum Nachtheil des Schatzes vorkommen, ſo beweist es doch nicht, daß die Landbebauer weniger unbarmherzig beſteuert ſeyen, als ehemals. Zweitens haben die Erpreſſungen und Plünderungen in den meiſten Bezirken, die der beſtändigen Auflage unterworfen ſind, immer fortgedauert. Im Jahr **1809** waren die Mißbräuche ſo unge-

heuer geworden, daß das Gouvernement selbst einen Augenblick geneigt erschien, Repressiv-Maßregeln anzuwenden, ohne jedoch, was wohl zu merken ist, die Grundlagen des Systems zu ändern. Sie lud daher in Folge davon die Magistrate der verschiedenen Provinzen, die von den **Zemindars** gedrückt worden waren, ein, ihre Bemerkungen und Ansichten den Directoren der Compagnie mitzutheilen. Die von allen Seiten an das Gouvernement gerichteten Petitionen beweisen, daß das Uebel seinen höchsten Gipfel erreicht hatte. Man liest z. B. in einem Berichte, den der Richter des Distrikts Mourchedabad verfaßte, und der vom 1. August **1810** datirt ist: „Der **Zemindar**, seine Pächter, seine **Amlah** (Verwaltungsagenten), seine Abgesandten von jeder Bezeichnung mißbrauchen die Macht, mit welcher sie bekleidet sind, um den unglücklichen Landbebauer auf jede mögliche Art zu drücken. Er beklagt sich umsonst und kommt endlich in das äußerste Elend. Oft wird er zum Verbrechen getrieben, nicht durch eine angeborene Schlechtigkeit, sondern durch die unerbittliche Nothwendigkeit."

Beiträge zur Sittengeſchichte Oſtindiens in Bildern und Legenden.

Benares.

Der Kindermord.

Die große, heilige Stadt Benares iſt zu oft beſchrieben worden, als daß man noch eine, in das Einzelne gehende Schilderung ihres Charakters und ihrer allgemeinen Erſcheinung geben ſollte. Aurungzebe's hohe, die tauſend Hindu Tempel überragende Moſchee, die vergoldeten Dome, die gemalten Kuppeln, die ſeltſam geſtalteten Thürmchen und Spitzen, die großartigen Windungen der Treppen, die hängenden Balcone und terraſſenförmigen Ghats ſind das Lieblingsthema jedes Reiſenden geweſen, der den berühmten Ort beſucht hat. Benares iſt der Mittelpunkt des Hindu Wohlſtandes, des Hindu Handels, der Hindu Bildung und Wiſſenſchaft, der Hindu Entwicklung, des Hindu Aberglaubens, des Hindu Fanatismus und Laſters. Alles iſt geeignet, die gewichtigſten Formen anzunehmen, Alles den Europäer nicht minder in Erſtaunen zu ſetzen und anzuwidern, als den leichtgläubigen Hindu zu täuſchen. Ich erinnere mich in dem Werke eines Reiſenden eine ſcherzhafte Abtheilung der Hindu Bevölkerung in zwei Claſſen, die Betrogenen

und die Betrüger, gelesen zu haben, wobei die ersteren alle die verschiedenen Kasten, eine ausgenommen, umfaßt, und die letztern, die Braminen, welche diese Ausnahme bilden. Von dem Schauspiele, das Benares, während des Doorga Poaja, und anderer religiösen Feste bietet, ist man nicht im Stande, in Worten einen richtigen Begriff zu geben. Die Tempel und andere Gebäude werden für solche Gelegenheiten frisch bemalt und mit Fahnen geschmückt, und scheinen in einer wogenden See menschlicher Geschöpfe zu stehen, so dicht geschaart ist die Masse der Pilger, welche die engen Straßen versperrt, und sich über jeden Platz ausbreitet, wo ein Fuß Raum genug hat, um Stand zu fassen. Das betäubende Schießen und Schreien, das Blasen der Hörner, die überwältigende Hitze und die krankhaften Ausdünstungen können den Göttern nicht wohl großes Wohlbehagen bereiten; sie sind für die Menschen unerträglich, hunderte verlieren das Leben im Gedränge, und wenn die schädliche Menge nicht durch die Hand der irdischen Behörde vertrieben würde, so müßte sie sicher in der Stadt eine Pest erzeugen.

So unendlich verschieden die Tempel in ihrer Erscheinung sind, so unzählig sind die Kasten und Stämme, die den Ort besuchen; es ist nicht nur ein Versammlungsort für Pilgrime, sondern auch eine Erwerbesquelle für Kaufleute, Tabuletkrämer, Diebe und Bettler von allen Gegenden des Osten, deren persönliche Erscheinung und Trachten sich gleich unähnlich sind. Der Leser, der sie aufgezählt und beschrieben haben wünscht, mag sein Auge über eine Karte von Asien laufen lassen, und die Geschichte jeder einzelnen Abtheilung zu Rathe ziehen, und er wird die Nothwendigkeit, eine solche Schilderung zu unterlassen, zugestehen, wie malerisch sie auch seyn möchte, es müßte denn der schwerfällige Geschmack unserer Vorältern plötzlich zurückkehren, und unsere gedrängten Skizzen in die großen Folianten, diese „Bollwerke unüberwindlicher Unwissenheit" der goldenen Zeit verwandeln.

Der alte Name von Benares ist Kasi (die Prächtige), und so wird sie noch von den Braminen genannt, deren Geschichte von diesem Orte so authentisch und unterhaltend ist, daß sie wohl eine Stelle hier verdient, wo einer uninteressanten, statistischen Angabe nicht der geringste Raum gegönnt wird. Für eine kleine Summe Geldes kann man diese Geschichte viva voce von jedem Braminen bekommen; sie hat mich so sehr eingenommen, daß ich mich genau an die Worte des Priesters halten werde.

„Christen und Muhammedaner, und andere, welche mit der Wahrheit nicht vertraut sind, glauben gewöhnlich, die heilige Stadt Kasi

liege auf einem Theile dieſer Erde, aber eine ſolche Meinung iſt gänzlich irrig, wie uns von den Göttern mitgetheilt worden iſt, und wie unſere Sinne zu Zeiten zu bemerken im Stande ſind. Die Welt ſelbſt wurde, ſeit dem Tage ihrer Schaffung auf den tauſend Häuptern der Schlange Ananta (Ewigkeit) getragen, und ſo wird ſie geſtützt bleiben, bis ſie auf den Befehl Brahmas für immer in die Ringe der ewigen Gottheit eingehüllt ſeyn wird. Wenn nun das Gericht ſtattfindet, wird die Stadt Kaſi mit einem Umkreiſe von ſieben Kos (ungefähr zehn Meilen) von ihrem Mittelpunkte, allein feſt bleiben; denn ſie ruht nicht auf den Häuptern von Ananta, ſondern iſt auf den drei Spitzen des Dreizacks von Siva oder Mahader befeſtigt, deſſen Fürſorge ſie anvertraut werden wird. Alle, die in ihren Mauern ſterben, ſind geſegnet, und diejenigen, die man an dieſem verhängnißvollen Tage darin finden wird, werden tauſendfältig geſegnet ſeyn. Viele Zeitalter, vor der muhammedaniſchen Eroberung dieſer Stadt durch Sultan Muhammed, welche in das eilfte Jahrhundert fällt; Zeitalter bevor ſie von den Patanen unterjocht wurde, was hundert Jahrhunderte früher geſchehen iſt; Zeitalter, ehe Kaſi, die zweite Hauptſtadt des Hindu Königreiches Kanaoj war, was hundert Jahrhunderte vor dieſem ſtattfand; Zeitalter vor der Periode, aus der die Geſchichte überhaupt Erinnerungen aufzuweiſen vermag, hat Siva dieſe wundervolle Stadt vom reinſten Golde, und alle ihre Tempel aus koſtbaren Steinen erbaut. Aber ach! die Schlechtigkeit der Menſchen befleckt und zerſtört die Schönheit jeder göttlichen Gabe; in Folge der gräulichen Sünden des Volkes wurde das koſtbare Material dieſer Stadt verſchlechtert, und nach und nach, mit Genehmigung des Gründers Siva, in Stein verwandelt. Dieß war nicht ſo bald bewerkſtelligt, als Viaſa, der göttliche Weiſe, deſſen unendliche Weisheit die heiligen Vedas zuſammentrug, eiferſüchtig auf den Ruhm und Glanz von Siva's glorreicher Stadt, ermuthigt durch den Verfall ihrer Herrlichkeit, unverſehens mit ſeinem Gefolge und einer bedeutenden Anzahl Werkleute anrückte, ſich auf dem Ufer des Ganges, Benares gerade gegenüber lagerte, und an verſchiedenen Orten verkündigte, er beabſichtige eine glänzendere Stadt zu bauen, als die Lieblingsſtadt des Gottes Siva, welche ſie verdunkeln und verſchlingen würde, die neue Stadt aber ſollte über dem Bette des Ganges in den Lüften ſchweben. Durch dieſe laute Verkündigung beabſichtigte er, von Kaſi die geſchickten Handwerker und Künſtler, zu beſſerer Ausführung ſeines Vorhabens, anzulocken. Siva war nicht taub für dieſe Neuigkeiten, die ſeine Hauptſtadt zu zerſtören drohten; da er ſich aber nicht offen den Plänen des Viaſa widerſetzen wollte, dem er außerdem zu

Dienſt thuende Braminen bei den Tempeln angeſtellt ſind, abgeſehen von den tauſenden, welche täglich zum Beſuche hier ankommen. Es iſt indeſſen nicht wohl anzunehmen, daß dieſe ungeheuere Menge von Prieſtern einzig und allein von der Mildthätigkeit oder von den Pfründen ihrer Brüderſchaften lebt. Allerdings erheben ſie eine kleine Abgabe von allen denjenigen, denen ſie mit ihren Gebeten, oder ihrem Rathe beiſtehen, und während der Feſte wirft jeder andächtige Pilger einen Pfennig in ihr Schatzkäſtlein, aber dieß würde zu Ernährung eines ſo großen Schwarmes von Müßiggängern nicht zureichen. Viele Tempel ſind überreich mit Fonds zu ihrem Unterhalt ausgeſtattet, und Anderen fällt das Einkommen von großem Grundbeſitze zu. Von dieſen Renten ſind ſie verbunden nach Befriedigung ihrer eigenen Bedürfniſſe, den Kranken und Schwachen unter den Pilgern, welche keine eigene Mittel haben, Beiſtand zu leiſten. Ich weiß nicht, welche Maaßregeln man getroffen hat, um dieſe raubgierigen Harpien zu pünktlicher Pflichterfüllung zu veranlaſſen, aber es iſt nicht zu läugnen, daß ſie den Bedürftigen gute Dienſte leiſten, obgleich, in ſo weit ein Europäer ihren Charakter beurtheilen kann, ich glauben ſollte, daß es keine herzloſere, für die Leiden ihrer Mitmenſchen unempfindlichere Race von Menſchen gibt, als dieſe Braminen.

Die meiſten Tempel ſind Siva oder ſeinem Sohne Geneſa geweiht, da dieſe, die bei der Wohlfahrt der Stadt am meiſten betheiligten Gottheiten ſind, wie aus der vorhergehenden Geſchichte zu erſehen iſt; es ſcheinen übrigens außerdem nicht wenige Pantheons zu Ehren jeder andern Gottheit der Hindu vorhanden zu ſeyn. Der Gottesdienſt von Siva wird unter Obſcönitäten vollzogen, die für die Menſchheit im höchſten Grade widrig ſind, aber, als göttlich betrachtet, wunderbarer Weiſe nicht die ſchamhafteſte der ſchamhaften Frauen erröthen laſſen. Die Inſignien dieſer Gottheit und die Symbole ihrer Gegenwart in dem Tempel ſind nicht zu ſchildern. Nach der Lehre der Seelenwanderung iſt vernichten, nur in neuer Geſtalt wieder erzeugen, und Siva, der Gott der Vernichtung, wird deßhalb auch als Urheber des Lebens verehrt; und in dieſen, ſich widerſprechenden Charakteren iſt er zugleich, und in demſelben Tempel, der Gegenſtand der Lobpreiſung und der Beſchwerdeführung, denn die Hindu nehmen keinen Anſtand, ihr Mißvergnügen über irgend eine von ihren Gottheiten, Brahma ausgenommen, auszuſprechen. In der Anbetung von Geneſa, dem Gotte der Weisheit, waltet kein ſichtbarer Mangel an Schicklichkeit ob, er wird immer angeſprochen, als „der Gott, auf deſſen glorreicher Stirne der Neumond mit dem Schaume von Ganga (Ganges) gemalt iſt," und

man ſtellt ihn gewöhnlich mit gekreuzten Beinen ſitzend, mit vier Armen und Händen, mit dem Haupte und dem Rüſſel des Elephanten dar. Seine Tempel ſind im Uebermaaße mit Bildwerk und Gemälden von den verſchiedenen Gliedern dieſes Thieres, beſonders aber von ſeinem Haupte verziert; man ſieht die Geſimſe und Pfeiler damit überladen. Ich erinnere mich in Mhow, in der Provinz Allahabad, einen kleinen Tempel dieſes Gottes geſehen zu haben, in welchem alle, das Gebäude tragende Säulen, Hinterbeine des Elephanten darſtellen.

Das empörende Verbrechen des Kindermordes war einſt in Benares und den umliegenden Bezirken ſehr üblich, und nach den Erzählungen der Muſelmänner, kann man nicht daran zweifeln, daß es, trotz den kräftigen Maaßregeln, welche die Regierung getroffen hat, um demſelben zu begegnen, noch jetzt zuweilen vorkommt. Die Policei zieht dieß zwar in Abrede, aber ſie hat keinen Zutritt zu den Zenanas und Privatgemächern der Rajas und kleinen Fürſten, und kann deßhalb über das gänzliche Aufhören nicht völlig unterrichtet ſeyn. Es iſt wahr, daß viele Häuptlinge, bei denen die Töchter früher unmittelbar nach der Geburt getödtet wurden, in vielen Fällen dieſe aufgezogen haben, um die, mit der britiſchen Regierung abgeſchloſſenen Verträge zu erfüllen; aber beinahe in allen dieſen Familien findet man der weiblichen Kinder nur ſehr wenige im Vergleich mit den männlichen, was allein hinreicht, Verdacht zu erregen.

Die großen Stützen dieſes ungerechten Gebrauchs waren früher die Rajhpoots, die Rajhkomars und die Rajhvanſis, unter denen nicht ein weibliches Kind am Leben bleiben durfte, wobei ſie die Tödtung durchaus nicht für eine ſündhafte Handlung hielten, obgleich ich nicht glauben kann, daß ſie das Opfer als eine, den Göttern angenehme Gabe betrachteten. Es ſcheint die Tödtung eher daraus entſprungen zu ſeyn, daß die Verheirathung mit zu großen Koſten verbunden war, und man glaubte, die Götter durch eine ſolche Handlung nicht beleidigt zu haben, denn es herrſcht der Glaube unter ihnen, daß die Seelen derjenigen Töchter, welche man auf dieſe Art vernichtet, ihnen ſpäter in der Perſon von Söhnen zurückgegeben würden; und wenn dieſe Seelen nicht durch die Geburt eines männlichen Kindes zurückkehrten, ſo folgte nur daraus, daß Siva ungehalten ſey, und man beſchloß auf die Verſöhnung hinzuwirken, bis wirklich ein Sohn geboren ſeyn würde. Unter dieſen Verhältniſſen ſuchte man die Sache gewöhnlich dadurch zu beſchleunigen, daß man das nächſte, weibliche Kind in die Hände der Braminen legte, um auf eine feierliche Weiſe im Tempel des Geneſa geopfert zu werden, wodurch dieſer Gott zum Mitleid für das Sühn-

opfer bewogen, und dazu veranlaßt werden möchte, sich bei Siva für die zukünftige Geburt männlicher Kinder zu verwenden. Es läßt sich leicht begreifen, woher diese Täuschung entsprungen war, da ein schönes Geschenk für die Opferpriester einen unerläßlichen Theil der Ceremonie bildete, welche sich in jeder Beziehung von der, in Privathäusern üblichen unterschied. In den letzteren wurde die Operation mit wenigen Förmlichkeiten und unbedeutenden Ausgaben, durch das Milchtrinken vorgenommen, wie es die Hindus nennen. Man hatte sich nicht sobald über das Geschlecht des Kindes vergewissert, als man einen Kübel mit warmer Milch in das Zimmer brachte, wo die Mutter lag, und nachdem man Gebete für des Kindes Rückkehr in Gestalt eines Sohnes verrichtet hatte, wurde die kleine Unschuld in die Milch getaucht und niedergelassen, bis das Leben erloschen war, und dann brachte man das getödtete Kind zum Ganges, und warf es in die Fluth. War aber die Handlung an die Braminen übertragen, um auf dem Wege eines Opfers für Genesa vollbracht zu werden, so wurde die arme Kleine in den Tempel getragen, und, nachdem man sie auf den Rücken gelegt hatte, nach vielen, seltsamen Ceremonien von dem Klubb der unmenschlichen Fakhirs vernichtet. Dieß wurde mir indessen von einem Muselmann mitgetheilt, und ein solcher wird keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die religiösen Sitten der Hindus in das möglichst gehässige Licht zu setzen. Unter diesen ist sogar der Name Hindu ein Schimpfwort geworden. Der Muselmann gibt sich alle Mühe, zu verheimlichen, daß bei seinem eigenen Volke gewisse ketzerische Stämme gefunden werden können, welche sich durch Indolenz und Selbstsucht haben verleiten lassen, die barbarische Sitte des Kindermordes nachzuahmen, der nach muhammedanischen Gesetzen, als ein gräulicher Schandfleck der Menschheit betrachtet, und bei den schwersten, sowohl zeitlichen als ewigen Strafen verboten ist. Man erinnert sich aber vieler Fälle unter muselmännischen Familien, in welchen dieses Verbrechen offen verübt worden ist, und die einzige Entschuldigung, die sie dafür anzugeben wußten, war die hochmüthige Erklärung, daß sie ihre Töchter mit keinem Fürsten in der Welt, ohne sich Schande zu bereiten, hätten verbinden können. Solche findet man unter den Jhats, den Mehwattus, und den Scusniwals, den ehemaligen Häuptern von Bhurtpore.

Zur Zeit, da die britische Regierung kräftige Maaßregeln zu Unterdrückung des unmenschlichen Verbrechens zu nehmen begann, war es keine große Schwierigkeit, die Mitwirkung beinahe aller derer zu erlangen, welche dasselbe verübten, doch nicht in Folge einer Ueberzeugung von der Abscheulichkeit des Vergehens, sondern weil sie ihre

freundschaftlichen Verhältnisse mit der britischen Macht fortzusetzen, bemüht waren. Unter Anderem hatte man es für nothwendig erachtet, von den Jahrjas eine feierliche Acte der Einwilligung, dem unmenschlichen Gebrauch zu entsagen, ausstellen zu lassen. Als nun der Jahrja von Rajh-Kotti von der nahe bevorstehenden Niederkunft seiner Gattin benachrichtigt wurde, so gab er Befehle, das Kind am Leben zu erhalten, wenn man es als ein weibliches erkennen sollte; ungeduldig wegen der Zögerung, versammelte er eine Bande seines Gefolges, und begab sich auf die Jagd, nachdem er die feste Ueberzeugung gefaßt hatte, daß die treue Erfüllung seines Eides ihm durch das Geschenk eines Sohnes belohnt werden würde, da es ein alter Glaube war, daß er nie so unglücklich seyn sollte, zu der Erziehung einer Tochter genöthigt zu werden.

Als er einige Tage von Hause abwesend gewesen war, kehrte er ängstlich über den Erfolg der Geburt zu seinem Weibe zurück, und da er erfuhr, daß ihm eine Tochter geboren, am Leben erhalten, und von der Mutter, seinem Gebote gemäß, gestillt worden war, so gerieth er in unbändigen Zorn, und gab, unter gotteslästerlichen Flüchen gegen das ganze Pantheon der Hindus, Befehle, Mutter und Kind sogleich umzubringen.

Als sich der Ausbruch seiner Wuth etwas gelegt hatte, wurde das Leben der Mutter durch die Vermittlung von des Jahrjas ältestem Sohne gerettet; aber keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu bewegen, das des Kindes zu verschonen, obgleich es nach ihren eigenen religiösen Gebräuchen, die größte Grausamkeit war, das Kind zu tödten, wenn man es nur ein Paar Stunden nach der Geburt hatte leben lassen.

Auf das Geheiß des Ungeheuers riß man die Kleine von der Mutter Brust, und erdrosselte sie vor deren Augen. Diese Sache wurde bei den britischen Behörden zur Anzeige gebracht, die den Jahrja sogleich verhafteten, und in Untersuchung zogen.

Die Vergeltung des Gesetzes ward indessen durch die liebende Gattin abgewendet, welche durch ihre Aussagen darzuthun suchte, daß das Kind eines natürlichen Todes gestorben sey, aber in Folge von widersprechenden Angaben anderer Zeugen, ließ man, alten Hindu Gebräuchen gemäß, ein Gottesurtheil zu, und der Jahrja erlangte durch gutes Glück seine Freisprechung.

Die Gründe, welche man gewöhnlich für die Vernichtung der weiblichen Nachkommenschaft angibt, sind die Furcht vor Schande, und die übermäßigen Ausgaben, die durch ihre Verheirathung herbeigeführt

werden; es unterliegt keinem Zweifel, daß Stolz, Geiz und Indolenz die wahren Urheber und Stützen des Kindermordes gewesen sind; man hat wirklich nachgewiesen, daß derselbe keinen Theil der Hindu Religion bildet, wenn man es auch für zweckmäßig erachtet hat, einen solchen Glauben zu verbreiten, den die listigen Braminen selbst begünstigt haben mögen. Die männliche Nachkommenschaft hat man nie geopfert; obschon man in der Hindu Geschichte — ich sollte vielleicht eher sagen, in der Hindu Mythe — eine höchst sonderbare Erzählung von einer Volksrace findet, die in allen ihren Einzelnheiten genau den Amazonen der Griechen gleicht. Sie sollen den Bezirk von Marawa, auf der, der Insel Ceylon unmittelbar gegenüber liegenden Küste, bewohnt haben, und wurden Stri-Raja, oder Weiber-Fürsten genannt; sie tödteten alle ihre männlichen Kinder sogleich nach der Geburt, und schloßen alle Männer aus ihrer Gesellschaft und ihren Besitzungen aus, wobei sie nur denjenigen, welche der Zufall oder ein Abenteuer zu ihnen führte, einen Aufenthalt von ein Paar Tagen gestatteten.

Diese Geschichte ist nicht nur in verschiedenen, sowohl muhammedanischen, als Hindu Schriften aufbewahrt, sondern man findet auch in verschiedenen Theilen von Indien Bildwerke, welche die Amazonen bewaffnet, und der rechten Brust beraubt, darstellen. Es liegt klar am Tage, daß die beiden Mythen denselben Ursprung haben, und ob wir die Legende auf das euxinische und caspische Meer nach den Erzählungen des Justinus und Dorus verweisen, oder ob wir sie den Abenteuern des Kama Rupa entnehmen, so müssen wir doch glauben, daß sie aus der Thatsache des Vorhandenseyns einer Classe von Menschen entsprungen ist, welche ihre männlichen Kinder tödteten.

Es ist bemerkenswerth, daß man in Marawa heutigen Tags eine Volksrace, genannt Kalaris, Räuber von Geburt und durch Erziehung, findet, bei denen die Weiber als Familien-Häupter betrachtet werden, eine außerordentliche Gewalt über die Männer üben, und als gesetzliche Genossen von Bruder, Vater, Oheimen und anderen Verwandten des Gatten, in demselben Grade, wie der Gatte selbst, betrachtet werden.

In besonderes Erstaunen setzte mich, wie ich mich erinnere, der Contrast, welcher zwischen dem Benehmen der Braminen, und dem der anderen Kasten der Hindus gegen die Europäer in der großen Stadt Benares sichtbar wird.

Die ekelhafte Schmeichelei und Kriecherei der letzteren erinnerten an eine Stelle von Rousseau an d'Alembert: „**Les outrages par ces évidens mensonges, n'est-ce pas déclarer assez nettement**

qu'on ne trouve aucune vérité obligeante à leur dire? Und dieſes knechtiſche Weſen dient zu gleicher Zeit dazu, das hochmüthige, unverſchämte Betragen der Braminen hervorzuheben, das dieſe Menſchen, umgeben von tauſenden ihrer Glaubensgenoſſen, welche blind an ihnen hängen, den Europäern gegenüber anzunehmen wagen.

Selten bemerkt man es in Calcutta, wo ihrer wenige ſind, und die Engländer in Kraft und Achtung ſtehen; nur wenn der Europäer einſam und ohne Gefolge von ganzen Truppen derſelben umgeben iſt, haben ſie Muth, ihren Groll, ſogar in den Blicken, zu äußern; aber kürzlich haben ſie auch dieſe zu unterdrücken gelernt, da man ihnen durch einige Lectionen zeigte, wie der Europäer mit dem nervigen Arm, und dem feſten Muthe, eher ſchwere Kämpfe durchzufechten, als einen verächtlichen Blick zu ertragen vermag.

Wenn ſie ſich auch nicht mehr öffentliche Beleidigungen erlauben, ſo bildet doch ihr Benehmen einen ſcharfen Gegenſatz zu dem beſcheidenen Sooden, bei dem Geduld, Ausdauer und Demuth Haupttugenden ſind.

Um denen, welche minder bekannt mit der Unterſcheidung der verſchiedenen Claſſen ſeyn möchten, nicht einen irrigen Begriff zu geben, muß ich erwähnen, daß nicht alle Braminen nothwendig Prieſter ſind, obgleich die Prieſter Braminen ſeyn müſſen.

Von den verſchiedenen Claſſen der Jogis und Fakhirs, deren Namen überall in der indiſchen Literatur, zur Verwirrung der Leſer, ſpuken, glaubte ich der Deutlichkeit wegen nichts Einzelnes anführen zu müſſen.

Ich könnte wohl noch verſchiedene, Abſcheu erregende, grauſame Arten des Kindermordes ſchildern.

So verſichert man, daß die unmenſchlichen Eltern ihre lebenden Kinder bis an den Hals in Erde begraben haben, wobei der Kopf den Angriffen der wilden Thiere und Raubvögel ausgeſetzt blieb; von anderen hört man, daß ſie die unſchuldigen Kleinen mit den Füßen an den Aſt eines Baumes hingen, und ſo der ſchrecklichſten Todesart überantworteten; an einigen Orten war es Gebrauch, ſie Kopf über, von einer Höhe in das Waſſer eines, dem einen oder dem andern von ihren unheiligen Göttern geweihten Fluſſes zu ſtürzen.

Aber dieſe unnatürlichen Greuelthaten ſind wohl nur verübt worden, wenn die treuloſen Bemühungen der Prieſterſchaft ſo mächtig

auf die abergläubische Furcht der Eingeborenen wirkten, daß sie das Gefühl der väterlichen Liebe gänzlich überwältigten.

Ein Gebrauch, der etwas minder empörend erscheint, da er doch noch auf das Vorhandenseyn einer menschlichen Regung in dem mißleiteten Vater schließen läßt, ist der, das Kind in einen Korb zu setzen, und dem Spiele der treibenden Wellen zu übergeben, wie dieß in der heiligen Schrift, als Rettung des Kindes Moses, während des von Pharao befohlenen Kindermordes dargestellt wird.

Feuilleton.

Notizen.

Wir entnehmen den Berliner Nachrichten:

London. Zur Vervollſtändigung unſerer Zeitungs- und Journal-Literatur theilen wir ein möglichſt genaues Verzeichniß der Zeitungen und Journale mit, welche in den engliſchen Colonien erſcheinen.

A. Weſtindien. Jamaica: Gazette (wöchentlich ein Mal). **Royal gazette** (desgl.). **Dispatch** (fünf Mal in der Woche). **Herald** (zwei Mal). **Standard** (dgl.). **Montego Bay Gazette** (dgl.). **Falmouth Post** (dgl.). **Cornwall Courier** (dgl.). **Kingston Cronicle** (dgl.). Trinidad: **Standard** (zwei Mal wöchentlich). **Port of Spain Gazette** (dgl.). Tobago: **Chronicle** (wöchentlich ein Mal). Grenada: **free Préss** (wöchentlich ein Mal). **St. George's Chronicle** (dgl.). St. Vincent: **Royal Gazette** (wöchentlich ein Mal). **Chronicle** (dgl.). Barbadoes: **Globe** (zwei Mal wöchentlich). **Barbadian** (dgl.). **Mercury** (dgl.). **West Indian** (dgl.). **Times** (dgl.). Dominica: **Colonist** (wöchentlich ein Mal). Antigua: **Herald** (wöchentl. ein Mal). **Weekly register** (dgl.). Bermuda: **Royal gazette.** St. Lucia: **Palladium.** St. Kitts (St. Chriſtoph): **Gazette** (wöchentlich ein Mal), **Advertiser** (dgl.). Bahama-Inſeln: **the royal gazette, the observer.** Guyana: **Royal gazette, Chronicle, Berbice advertiser.**

B. Amerika. Canada (Unter-): **Montreal Herald** (erſcheint in Montreal alle Tage), **do. Gazette** (dgl. drei Mal wöchentlich), **Vindicator** (dgl.), **La Minerve** (dgl.), **Morning courier** (Montreal, täglich), **Transcript** (dgl. zwei Mal wöchentlich), **le Canadien** (erſcheint in Quebec, drei Mal wöchentl.), **Quebec gazette** (officiell) (in Quebec, drei Mal wöchentlich), **la Gazette de Quebec** (dgl.), **Morning herald** (dgl.), **Quebec mercury** (drei Mal wöchentlich), **l'ami du peuple** (drei Mal wöchentl.), **Sherbrooke Gazette** (erſcheint in Sherbrooke, wöchentlich), **Missikoui Island** (erſcheint in Freelightburg, dgl.); Canada (Ober-): **Patriot, Palladium, Correspondent, Advocate, Reformer, Brockville Recorder, Spectator** (erſcheint in Kingſton), **St. Thomas Liberal, St.**

Thomas journal, Hamilton free Press, British Wing (erſcheint in Kingſton), Chronicle (dgl.), Herald (dgl.), British american journal, Niagara reporter, Niagara gleaner, Christian guardian, Granville Gazette, Sandwich emigrant, London free patriot, Western mercury, Dundas post, Canadian Wesleyan, Canadian freeman, Port Hope wonder, Coburg star, Belville standard, Hallowell free press, Cornwall observer, Upper-Canadian courier, Canada Museum (deutſch). Neu-Braunſchweig (New-Brunswick): Royal Gazette (wöchentlich), Observer (dgl.), Courier (dgl.). Neu-Schottland (Nova Scotia): Royal Gazette, nova Scotia Times, Halifax journal, the pearl, Lunenburg churchman. Prinz Eduards-Inſel (prince Edward's island): Royal Gazette, Herald. Neufundland (Newfoundland): Royal Gazette, Herald.

C. Oſtindien. Bengalen: Calcutta government gazette (wöchentlich ein Mal), Bengal Hurkaru (täglich), Calcutta monthly journal, Englishman (täglich), daily news (dgl.), Asiatic observer (dgl.), quarterly oriental review (vierteljährlich), british Indian military repository (monatlich), united and christian miscellany (dgl.), trifler (dgl.), oriental mercury (dgl.), Calcutta monthly miscellany (dgl.), Bengal directory (jährlich), spy (dgl.), Bengal annual (dgl.), weekly gleaner (wöchentlich), Scotsman in the east (dgl.), Columbian press (dgl.), Bengal chronicle (drei Mal wöchentl.), oriental observer (wöchentlich), Indian magazine (dgl.), Litterary gazette (dgl.), Calcutta chronicle (dgl.), Gospel investigator (dgl.), commercial chronicle (dgl.), Bengal herald (Lang-Quarto, dgl.), Calcutta gazette (dgl.), Kaleidoscope (dgl.), Calcutta register (dgl.), Calcutta magazine (dgl.), Mirror of the press (dgl.), Annual Keepsake (jährlich), Commercial guide (dgl.), India gazette (täglich), John Bull (dgl.), India register (dgl.), Exchequer gazette (dgl.), Daily advertiser (dgl.), Tulloh's do. (dgl.), Loll bazar (dgl.), Calcutta courier (dgl.), India gazette (drei Mal wöchentlich), Reform (wöchentlich), Inquirer (dgl.), Commercial price current (dgl.), Calcutta exchange do. (dgl.), domestic retail do. (dgl.), Exports and imports do. (dgl.), Bengal register (monatlich), sporting magazine (dgl.), Asiatic society's journal (dgl.), Calcutta christian observer (dgl.), united service journal (dgl.), oriental pearl (jährlich), Bengal souvenir (dgl.), Calcutta directory (dgl.), general register (dgl.), Bengal Almanac (dgl.), Bengal army list (vierteljährlich). — Ober-Bengalen: Agra Ukbar, Delhi gazette, Meerut observer. — Madras: Courier (vier Mal wöchentlich), Herald (zwei Mal), Spectator (dgl.), Fort St. George gazette (dgl.), Conservative (dgl.), male asylum herald (dgl.), dispatch (dgl.), Standard (dgl.), United service gazette (dgl.), examiner (dgl.). — In Bombay (Präſidentſchaft) überhaupt erſcheinen: Bombay gazette, B. courier, B. government gazette, B. america mission, Durpun, B. general printing, B. price current, B. Summachar, B. Jami Jamsheed, Chabook. — Journale und Wochenzeitungen ſind: Bombay Gazette und Courier. Ein Mal wöchentlich erſcheinen: B. government gazette, Durpun (engliſch und in der Mahratta-Sprache), price current und O Bombaim investigador (portugieſiſch). Monatlich erſcheinen: the oriental christian spectator, evangelist's reporter. Vierteljährlich: Bombay quarterly army list. Alljährlich: B. calendar and directory, Calendar and Almanack, New directory. Zeitſchriften in der Mundart von Guzerat: der Bombay Summachar und Chabook, Jami Jamsheed, B. Doorbin. In der

Stadt Bombay ſelbſt erſcheinen: die **Gazette** (drei Mal wöchentlich), der **Courier** und das **Dispatch.** — Ceylon: **Chronicle** (zwei Mal wöchentlich), **Colombo Observer** (dgl.). — Pulo Pinang: **Gazette** (zwei Mal wöchentlich). — Singapore: **Chronicle** (zwei Mal wöchentlich), **free press.**

D. Auſtralien. Neu-Süd-Wales: **Sydney Herald** (zwei Mal wöchentlich), **Sydney Gazette** (desgl.), **Australia** (dgl.), **Monitor** (dgl.), **Sydney Times** (dgl.), **Melbourne Advertiser, Port Philipp gazette.** — Van Diemens Land: **Hobart-town Courier** (wöchentlich), **Gazette** (dgl.), **Colonial times** (dgl.), **true colonist** (dgl.), **the Tasmanian** (dgl.), **Bent's news** (dgl.), **the trumpeter** (dgl.), **the trumpeter general** (dgl.), **Launceston advertiser** (dgl.), **Austral-asiatic review** (dgl.). — Schwanen-Fluß: **Government gazette** (wöchentlich), **Perth do.** (dgl.), **Guardian** (dgl.). — Süd-Auſtralien: **Gazette** (wöchentlich).

E. Afrika. Vorgebirge der guten Hoffnung: **South African advertiser** (zwei Mal wöchentlich), **government gazette** (wöchentlich), **the moderator** (dgl.), **Graham's town journal** (dgl.), **Zuid Africaan** (dgl.). — St. Helena: **Gazette** (wöchentlich). — Mauritius: **le Cernéen** (wöchentlich), **Gazette, le Cycle.** — Sierra Leone: **Gazette** (wöchentlich).

F. Europa. Gibraltar: **Chronicle** (täglich), **Gazette** (dgl.). — Malta: **Gazette** (wöchentlich), **the mediterranea** (dgl.), **the harlequin** (dgl.). — Corfu: **Gazette** (italieniſch und engliſch).

— Aus den weſtindiſchen Colonien Englands lauten die neueſten Nachrichten wegen der Miniſterial-Criſe des Mutterlandes natürlich nicht ſehr günſtig. Die Spannung der Pflanzer und ehemaligen Sklaven hat ſich natürlich dadurch vermehrt, und der gegenwärtige Stand der Ungewißheit äußert Einfluß auf alle Privatgeſchäfte. Die beſoldeten, durch die Emancipations-Bill ernannten Beamten, welche die Streitigkeiten zwiſchen Negern und Pflanzern ſchlichten ſollten, liegen mit letzteren überall in Streit; die Neger wollen für geringen Tagelohn nicht arbeiten, ihre Miethe nicht zahlen u. ſ. w. In einem Diſtricte Jamaica's, wo früher jährlich 1000 Fäſſer Zucker ausgeführt wurden, hat ſich die Maſſe der Production um 800 vermindert. Wie es ſcheint, verſchmähen es die Pflanzer eigenſinnig, den Negern irgend wie nachzugeben; ein Umſtand, der ſicherlich zu ihrem eigenen Schaden gereicht. Der früher geforderte Tagelohn von drei Shillingen täglich iſt zwar endlich ziemlich allgemein von ihnen angenommen, allein die Neger, welche die Verlegenheit der Pflanzer im Augenblicke der Aernte ſehen, haben deßhalb ihre Forderungen geſteigert. Viele Aernten ſind ſomit verfault. Dagegen ſind eine Menge Neger aus ihren Wohnungen ausgewieſen, und mehre wegen Widerſetzlichkeit bei dieſem Verfahren verhaftet worden. Aus Demerary vernimmt man ähnliche Klagen, ſogar aus Trinidad, wo früher die Pflanzer mit den Negern auf dem beſten Fuße ſtanden. Natürlich wird bei den gegenwärtigen Umſtänden dieſe Criſe nicht eher aufhören, als bis die Geſetzgebung im Mutterlande einen beſtimmten Beſchluß gefaßt hat, den die Colonien ſicherlich zuletzt annehmen müſſen, wie ſehr ſich die Colonial-Verſammlungen auch einer Einmiſchung in die innern Angelegenheiten von Seiten der britiſchen Geſetzgebung widerſetzen.

— So wie der Friede zwiſchen Mexico und Frankreich durch die Vermittlung Englands zu Stande gekommen iſt, möchte daſſelbe in Betreff der argentiniſchen Republik der Fall ſeyn. Der Gouvernements-Präſident, Gen. Roſas, hat der geſetzgebenden Verſammlung in Buenos Ayres wenigſtens angekündigt, er habe die Vermittlung Englands angenommen, und es

ſey Hoffnung einer baldigen Erledigung der ſtreitigen Punkte vorhanden.

— Die letzteren Ereigniſſe in Oſt-Indien haben, anſtatt die Macht Englands zu ſchwächen, dieſelbe vermehrt. Zuerſt leiſtete das Fort Karckie Widerſtand, wurde aber von der britiſchen Artillerie in Aſche gelegt und darauf genommen. Eine Menge Afghanenhäupter haben ſich unterworfen. Sogar Herat iſt an Großbritannien abgetreten und von britiſchen Truppen beſetzt worden.

— Die letzte Volkszählung in Algier hat erwieſen, daß die Coloniſation mit Europäern bedeutende Fortſchritte macht. In dem erſten Drittel des Jahres 1839 hat ſich die Zahl der Europäer in der ganzen Beſitzung um 1448 vermehrt. Die Volkszählung gab folgendes Reſultat: In Algier und der Umgegend wohnen 7338 Franzoſen, 1047 Engländer, 4435 Spanier, 815 Italiener, 657 Deutſche; in Oran: 1323 Franzoſen, 195 Engländer, 2111 Spanier, 786 Italiener, 122 Deutſche, 27 Portugieſen; in Bona: 1121 Franzoſen, 1209 Engländer, 121 Spanier, 524 Italiener, 122 Deutſche, 5 Griechen und Ruſſen; in Bugia: 126 Franzoſen, 52 Engländer, 106 Spanier, 11 Italiener, 7 Deutſche; in Moſtanagem: 75 Franzoſen, 5 Engländer, 85 Spanier, 50 Italiener und 2 Deutſche. — Man ſieht hieraus, daß eine bedeutende Anzahl Spanier und Italiener ſich nach Algier gezogen hat, ein Umſtand, der wenigſtens in Betreff Spaniens, ſowohl wegen des Bürgerkrieges, als auch wegen des Verluſtes der amerikaniſchen Colonien, bei der Neigung dieſer Nation zum Coloniſiren, natürlich ſcheint. — Algier ſelbſt verſchönert ſich immer mehr durch europäiſche Häuſer, ſo wie auch die Umgegend immer mehr bebaut wird. In Zeit eines Jahres ſind im Diſtrict Beni-Muſſa drei neue Dörfer, mit 105 Familien, entſtanden.

— Aus dem nordamerikaniſchen Staat Maine lauten die Nachrichten in Betreff der Grenzſtreitigkeiten mit Großbritannien neuerdings ſehr friedlich. Die ſchnellen Maaßregeln des Gouverneurs von Neu-Braunſchweig und die Kriegsluſt der engliſchen Coloniſten haben den Eifer der Demokraten von Maine ſehr abgekühlt. Der Gouverneur hat eine friedliche Botſchaft an die Verſammlung von Maine erlaſſen, und zugleich den nordamerikaniſchen Truppen Befehl ertheilt, ſich zurückzuziehen. Wahrſcheinlich wird von Seiten des engliſchen Gouverneurs ein ähnlicher Befehl erlaſſen werden. Wie es ſcheint, wird von beiden Theilen die Abſicht gehegt, eine dritte Macht als Schiedsrichterin über die Grenzſtreitigkeiten zu ernennen, im Fall ſich beide Theile nicht würden verſtändigen können.

— Der berühmte General Allard, im Dienſte des Rundſchit-Sing, iſt geſtorben. Auch letzterer ſoll gefährlich krank ſeyn.

— Die Communication mit Indien über Suez gewinnt ſtets größere Ausdehnung. In London iſt eine Subſcription eröffnet worden, ſowohl um den Unternehmer, H. Waghorn, zu belohnen, als auch um der Communication eine größere Ausdehnung zu geben.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Anſicht von Mexico.

Auguſt Lewald.

Beiträge zur Sittengeschichte Ostindiens in Bildern und Legenden.

Ettniah.

Neuere Schriftsteller, sowohl durch Reisen belehrte, als rein speculative, welche Werke zu Beleuchtung der orientalischen Welt geschrieben haben, zeigten uns, daß, so hervorstechend die Unähnlichkeit zwischen den Nationen von Europa und Asien, in ihren Lebensbräuchen, Sitten, Religionen, Gestalten, Hautfarben, und Trachten ist, dieselben doch noch einen schärferen Gegensatz in ihren geistigen Eigenthümlichkeiten und ihrer besonderen Denkweise bilden. Es ist in der That merkwürdig, den ungleichen Werth näher zu betrachten, den die Geister von Millionen gemeinsam, in einem und dem andern Theile des Erdballs, demselben Gegenstand verleihen, und dieß stellt sich unter keinen Umständen klarer hervor, als bei dem Gewichte, welches jeder Theil auf die Ereignisse

der Vergangenheit und der Zukunft legt. Für den Europäer, bei welchem der Morgen des Lebens noch nicht tief in den Hintergrund getreten ist, bietet der Rückblick in die Jugend, so lieblich sie gewesen seyn mag, keine Wonne, die den stolzen herzerhebenden Ahnungen der Zukunft gleichkommt, welche einer sanguinischen und ehrgeizigen Gemüthsrichtung entspringen; während für das minder glühende Volk der Tropenländer in der Fernsicht keine so volle Quelle der Lust liegt, als in dem ruhigen Genusse träumerischer Rückerinnerung; das heißeste Versprechen wird oft keine Aufregung hervorbringen, während ein Schimmer des vorangegangenen Lebens sogleich alle Sinne in Flammen setzt. In Europa zielt jeder thätige Geist auf Verbesserung ab; die Thatkraft wird auf Ausdehnung und Hebung des Gegenwärtigen verwendet, oder sie ist mit Entwürfen beschäftigt, die Bedürfnisse der Zukunft zu berechnen, und die Befriedigung derselben möglich zu machen. Wenige widmen ihre Zeit beständigem Nachdenken über das Vergangene; bald werden sie zufällig aufgefordert, die Ereignisse früherer Tage wieder zu erzählen, so geben sie, wie sehr sie sich auch anstrengen mögen, nur den Beweis, daß es Uebung erfordert, wenn man sich hierin auszeichnen soll. Der beschauliche Asiate dagegen, wird bei Erwähnung irgend eines Augenblicks, die verwelkten Bilder längst vergangener Zeiten sammeln und auffrischen, und ohne große Mühe sein Gemälde mit solch' lebendiger Form und Färbung ausführen, daß er den Zuhörern einen vollkommenen Widerstrahl des Schauspiels bietet, das er darstellt. Seine Kräfte sind überdieß dadurch mehr im Schwunge, daß sie beständig in Anspruch genommen werden, denn alle orientalischen Familien sind der Erzählung zugethan, und beschließen den Tag selten, ohne daß der Eine oder Andere eine Stelle aus den Erinnerungen seines eigenen Lebens, oder den Ueberlieferungen seiner Voreltern preisgibt. Des Lesers wegen, wünschte ich von Herzen, es läge in meiner Macht, meinen Beschreibungen und Legenden durch die Art der Darstellung nur halb die Wirkung zu verleihen, die sie aus dem Munde dieses unwissenschaftlichen, aber in dieser Hinsicht beredten Volkes hervorbringen. In der Hoffnung, so viel als möglich von der Kraft und Frische des Originals zu bewahren, ließ ich während meines Aufenthalts in Indien keine Gelegenheit vorübergehen, mir alle Erzählungen, alle historische und andere Belehrungen, die ich von den Eingeborenen erhielt, so viel als möglich wortgetreu aufzuzeichnen. Wo ich es thun kann, ziehe ich es vor, dem Leser den Vortheil dieser lebenden Bilder zu verschaffen, und ihm, wie in Folgendem, meine Mittheilungen ganz aus dem Munde derer, die mich belehrt haben, zu geben. Zuerst werde ich aber die

Bühne beleuchten, die Scene aufrichten, Zeit und Ort erklären, Auftritte und Abgänge erläutern müssen; dieß wird in wenigen Worten geschehen seyn.

Während einer langen widrigen Reise die Zumna hinab, zu einer Jahreszeit, wo die Schifffahrt auf diesem Flusse stets schwierig und etwas gewagt ist, unterlag meine Geduld plötzlich dem Einflusse eines entgegengesetzten Windes, und der Untiefen, aus denen überall noch eingestürzte Felsmassen hervorstanden. Die Scenerie umher war äußerst wild. Auf beiden Seiten seines engen Bettes, war der eingegränzte Strom in rauhe, abhängige Klippen eingeschlossen, welche an manchen Stellen gefahrdrohend über mein nußschalenartiges Schiffchen hereinhingen. Diese emporragenden Ufer sind zum Theil mit struppigem Gesträuche und Zwergbäumen von höchst mißstaltetem Wuchse bedeckt, theils von tiefen, dunkeln Schluchten durchschnitten, welche den Thugs, Dukhaits und andern Banditen Schlupfwinkel bieten, in die man nicht einzudringen vermag; und ebenso Tigern, Leoparden, Hyänen, Wölfen und einer Heerschaar von des Menschen natürlichen Feinden, Aufenthalt gewähren. Der Himmel war trübe und mit düsteren Wolken überzogen, und meine Laune stand ganz im Einklang mit der Scene. Ich hatte den ganzen Tag in schwermüthiger Stimmung auf dem Dache meines Schiffes gelegen; bald schaute ich in die sich aufhäufenden Wolken, bald suchte ich Zerstreuung in einem nicht wenig abgenutzten Buche, die Erzählung eines alten Veteranen, betitelt, „die Banditen-Braut", enthaltend; aber aus Mangel an Geschmack für diese Geschichte, oder aus herzloser Menschenfeindlichkeit war ich sehr geneigt, die schöne Dame wegen ihrer Verrätherei zu erwürgen, und alle die Bösewichter wegen ihrer Verbrechen aufhängen zu lassen.

„Manji", sagte ich etwas ungeduldig zu dem Boots-Capitän, „Manji, laßt das abscheuliche Bramsegel nieder, ihr habt zu viele Masten auf Eurem elenden Boot, und wenn ein Windstoß einbricht, werden wir umgestürzt werden." — „Verzeiht Eurem Sclaven," hochedler Herr, erwiderte der Mann mit einer tiefen Verbeugung, „wir werden diesen Abend keinen Sturm haben, und es verlangt mich, Eurer Hoheit die weitberühmte Stadt Ettniah vor Einbruch der Nacht zu zeigen."

„Laßt das Bramsegel herab, Siroah!" Das Segel fiel auf das Verdeck. Ich wandte mein Auge gegen den Wind; der Horizont war schön hell geworden, und eine frische Kühle verscheuchte die schweren Wolken; in wenigen Secunden war der Anblick der Natur ganz umgewandelt. Eine glänzende Fluth von Sonnenschein breitete sich über die Scene aus; die Klippen erhoben sich noch höher und majestätischer

über unsern Häuptern; das schwerfällige Gewässer gestaltete sich zu goldenen Wogen, und als sich unsre Segel mit dem günstigen Winde füllten, so erhielten meine Lebensgeister ihre gewöhnliche Elasticität wieder.

„Setzt alle Segel ein, Manji; und sagt mir nun, was für glänzende Gebäude sind das, die jene Felsen dicht bekränzen?"

„Dieser Ort, mein Herr, ist die berühmte Stadt Ettniah, früher die Hauptstadt dieses Bezirkes. Sie stammt aus sehr alten Zeiten, und seltsame Dinge erzählt man sich von ihren ehemaligen Bewohnern. Eure Gnaden werden sie des Aufenthalts von einem Tag würdig finden."

Sogleich ließ ich mein kleines Schiffchen bereit machen, nahm vier Ruder an Bord, und hatte die letzte Schußweite erreicht, als eben die Sonne den Horizont berührte. Die Scene war in der That großartig. Gebäude aus allen Zeitaltern, neue und alte, zertrümmerte und noch unvollendete, waren in seltsamer Verwirrung zusammengehäuft, und auf ungefähr zwanzig Hügeln, zu der Höhe von achtzig bis hundert Fuß, über dem Wasserspiegel ausgebreitet.

Ich landete an einer der bedeutendsten Ghats, warf die Flinte über den Rücken, und schleuderte von Ruine zu Ruine, bis ich zuletzt auf einer Flucht neuerbauter, zum Wasser führender Treppen, einen alten Braminen gewahrte, welcher das Antlitz gegen den noch glühenden Westen gewendet, seine Abendandacht verrichtete.

„Friede, mein Sohn," sprach ich zu dem alten Mann, der für meinen Großvater grau genug aussah; „Ihr scheint Euch der frischen Abendluft zu erfreuen. Das sind schöne Ghats; Eure Stadt scheint neu aus ihren staubigen Trümmern zu erstehen. Sind einige für den Fremden besonders sehenswerthe Reliquien hier?"

„Beschützer der Armen, Ihr mögt wohl sagen, die Luft sey kühl; aber wie kann ich mich derselben erfreuen? Ihr seyd vom Westen, und liebt diese kühlen Winde; Ihr seyd jung, und die scharfe Luft stärkt Euern Körper. Aber ach! Seht mich an, Jugend und Kraft sind entschwunden, und ich habe nichts, womit ich die Lebenswärme in meinem Körper erhalten kann, als diesen verwitterten Teppich, der ein armseliger Stellvertreter für Stärke und warmes Blut ist; aber es hat Gott gefallen, mich mit gränzenloser Standhaftigkeit auszurüsten, oder ich dürfte wohl sagen, daß ich sie mir während eines langen Lebens voll Entbehrungen und harter Leiden selbst errungen habe."

„Wie, mein Freund, Ihr müßt in der That ein kalter Sterblicher seyn; die Luft glüht noch in Mittagshitze."

„Großer Herr, es gefiel Euch, Euern Sclaven zu fragen, ob etwas Sehenswerthes in unserer Stadt sey. Warum forscht Ihr bei mir nach solchem Tand? Solche kleinliche Dinge beachte ich nicht; ich bin ein bejahrter Mann, und meine Augen sind unabläſſig gen Himmel gerichtet. War je in unſrem Lande etwas, wonach zu verlangen der Mühe werth geweſen wäre, ſo habt Ihr engliſchen Herren es uns geraubt; Ihr habt unſre Kiſten ausgeleert, und die Euren mit unſern Schätzen vollgeſtopft."

„Stille, ſtille, mein Sohn, Ihr urtheilt zu hart; wir haben Euer Land erobert, nur um es vom Druck der Tyrannen zu befreien; wir haben Euer Vermögen nur übernommen, um es zu Eurem Vortheil auszugeben; und diejenigen, welche ein dankbares Gefühl für unſre Güte an den Tag legen, und uns zu Nutz' und Frommen unſrer Macht Dienſt leiſten, erhalten unabänderlich irgend eine Belohnung aus unſern Händen. Doch ſagt nur, was iſt das für eine ſonderbare Ruine, die über den Hügel da oben emporragt?

„Das iſt Khoob-Sooruts Palaſt. Jedermann kennt die Geſchichte."

„Nein, mir iſt die Geſchichte Eurer Stadt ganz fremd; aber mein Surdar hat Befehl, jedem, der eine gute Erzählung zu meiner Sammlung liefert, Nahrung für drei Tage zu reichen."

„Auserwählter des Himmels, es gefalle Euch, einige Minuten Geduld zu haben, während ich Euch die Geſchichte des in Trümmern liegenden Palaſtes erzähle, der Eure Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat; es gibt wohl Wenige, die dieſe Sage mit größerer Gewandtheit vorzutragen vermögen, als ich; obgleich ich dieß nicht in der Abſicht rede, Euch zu überzeugen, daß meine Geſchichte eine Unterſtützung für vier Tage werth wäre, wenn andere für drei erhalten haben. Legt Euch gefällig auf dieſes weiße Tuch, mein Herr, während ich Euch meine liebe

„Geſchichte von Buddunaut und Khoob-Soorut"

mittheile, welche Alle, die ſie hören, vortrefflich nennen."

„Jeder Menſch in dieſer Stadt kennt ſie auswendig, aber keiner iſt im Stande ſie vorzutragen, wie ich, und diejenigen, welche meine Erklärung fünfzigmal vernommen haben, werden nur um ſo begieriger, ſie noch einmal zu hören."

„Welche Stadt war in längſt vergangenen Tagen ſo groß und glorreich als Ettniah; von hohem Wuchſe und ſchönen Formen ſtanden ihre Einwohner unter ihren Mitmenſchen, wie die Sonne in ihrer Kraft

mit den funkelnden Sternen des Himmels verglichen. Aber schwer lastet das Uebel auf der Erde, und die furchtbare Göttin Kali, welche mit mächtigem und bösartigem Einflusse der Menschen Herzen bearbeitete, hatte die stolze Stadt stufenweise in Verderbniß und Elend gestürzt. Treue, Gerechtigkeit, Fleiß, häuslicher Friede, und öffentliche Tugend, verloren sich, wie der Frühlingsschimmer von Wald und Flur, wenn die Wolken der blauen Heuschrecke sich darauf gelagert haben. Künste und Gewerbe verfielen in Mißachtung; durch Trägheit und Unmäßigkeit verlahmte jede Hand, während Armuth und Hungersnoth so gräßlich durch die Stadt wütheten, wie Paria Hunde, wenn sie nach Beute heulen. Die Gesetze hatten in Ettniah längst ihr Ansehen verloren; Nahrungsmittel, Geld, beinahe alle Lebensbedürfnisse erhielt man nur durch Plünderung, und so lange Vorräthe vorhanden waren, standen sie zur Verfügung jedes starken Armes und wilden Geistes, der seinen Antheil an dem allgemeinen Vermögen fordern, oder ein Stück dem Arm seines schwächeren Nachbars entreißen konnte. Als Alles verzehrt war, zogen die schändlichen Räuber auf neue Beute aus, und legten sich auf unglückliche Reisende in den dunkeln Schluchten in den Hinterhalt, welche die hohen Ufer der Zumna durchschneiden, gefräßig und auflauernd, wie das Crocodill in den Rohr bewachsenen Untiefen unten; oder sie überfielen ein schutzloses Dorf; beraubten den Ackersmann seiner so eben eingeheimsten Ernte, die Hütte ihrer spärlichen Vorräthe, schleppten jeden tragbaren Gegenstand von Werth mit fort, und ließen nur Wehgeschrei und Verzweiflung, Blut und Tod hinter sich."

„Kali's Triumph war nun vollständig, alle Einwohner der gefallenen Stadt hatten sich für ihre Anbeter erklärt; das Uebel führte die Oberherrhaft in Ettniah, und der Name der Stadt war dreimal verflucht, das Messer war bis zum Bein gedrungen."

„Nun warf der Gott Krisna, der reine Geist des Wohlwollens, einen Blick des Mitleids auf die Verwüstung und das Elend dieser einst so prächtigen Stadt, und beschloß, durch Ausübung seines wohlthätigen Einflusses die Gefallene aus ihrer Schande aufzurichten, und die Krone der Freude noch einmal auf ihr Haupt zu setzen. Aber vergebens kämpfte er gegen die schändlichen Leidenschaften der Menschen, die sich durch lange Schonung und in fester Verbindung mit den Geistern des Bösen entflammt hatten, bis er sich am Ende genöthigt sah, eine List anzuwenden, um seine guten Absichten zu der Umwandlung von Ettniah auszuführen. Zuerst sandte er eine furchtbar verheerende Pest unter das Volk, als Strafe für seine Sünde, und damit ein guter Grundsatz, der noch hervorzubrechen zögerte, in ihren Herzen erweckt

werden möchte, gerade wie wir das Khusha-Gras zertreten, um ihm seine reichsten Wohlgerüche zu entlocken. Heulen und Wehklagen, Schrecken und Verzweiflung erfüllten jetzt die Straßen der verfluchten Stadt; Mütter sahen ihre Kleinen in ihren Armen sterben, und noch unglücklichere Kinder, ohne Schutz und Obdach, sanken zu den bleichen Leichnamen ihrer todten Eltern nieder. Den Krieger im Glanze seiner ehernen Rüstung, den Jüngling von starken Gliedern, der sich nicht um die Gefahr kümmerte, traf der vergiftetete Pfeil am Mittag; nicht besser ging es den Greisen, die in ihren verlassenen Wohnungen kauerten, noch den vornehmen Frauen auf seidenem Pfühl, denn der Zerstörer zog mit dem Schwert der Rache vorüber, und mähte nieder Starkes und Schwaches, Schönes und Bresthaftes. Wehe, wehe Ettniah und seinen sündhaften Bewohnern."

„Der einzige Mensch in der Stadt, dessen Ansehen das verwilderte Volk sich einigermaßen unterwarf, war der junge Fürst Buddunaut, welchen seine Mitbürger zum Vorsteher ihres Rathes, wegen seines unbezweifelten Muthes, seiner großen persönlichen Schönheit und erhabenen Weisheit gewählt hatten. In das Herz dieses jungen Herrschers legte Krishna eine tiefe, durchdringende Ueberzeugung von der Ursache des furchtbaren Elendes, das jetzt seine Hauptstadt heimsuchte, und bald umgaben die Gedanken an die Verbrechen und Leiden dieses Volks sein Lager die Nacht hindurch mit allen häßlichen Tönen und Gestalten, und schienen bei Tag über ihm und um ihn wie schwefelige Wolken aufzusteigen, die das gesegnete Licht des Himmels verschlossen, und bereit waren, in Donnern über sein Haupt loszubrechen."

„Der Kampf seines Geistes war ihm unerträglich, und vom gütigen Krishna abermals mit weisen und tugendhaften Entschlüssen ausgestattet, versammelte Buddunaut das Volk, warf ihm seine Verbrechen vor, und erklärte die Ursache der jetzt unter ihnen wüthenden Pest. Durch Ueberreden, Ermahnen, und durch die Unterstützung Krishna's gelang es ihm, die mächtigsten und einflußreichsten Bürger auf seine Seite zu bringen, und er setzte sofort heilsame und strenge Gesetze zu Unterdrückung und Bestrafung des Lasters in Wirksamkeit. Seine Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg. Langsam aber sicher wurde das Böse vom Guten aus seinem Lager getrieben, die Pest ließ nach, Friede und Ordnung herrschten wieder in der Stadt. Büßende drängten sich zu den längst verlassenen Tempeln, und Ettniah war beinahe wieder auf den rechten Weg gebracht. Aber die boshafte Kali, des Menschen unversöhnliche Feindin, gab ihre Beute nicht so leicht auf, und da sie mit offener Gewalt durchzudringen nicht

hoffen durfte, ſo beſchloß ſie, Kriſhna's wohlwollende Abſichten durch eine Gegenliſt unwirkſam zu machen. Verführen iſt leichter, als Ueberwältigen; die ſchlaue Göttin wandte ihre ganze Kunſt an, ein Weib von ſolch außerordentlicher Schönheit zu formen, daß Alles, was Dichter beſungen, und Verliebte geträumt haben, welk und ſchal im Vergleich mit ihren makelloſen Reizen erſcheinen ſollte, daß die Augen derer, welche ſie angeſchaut hätten, fortan unempfindlich für alle Lieblichkeit würden, welche die Erde zu bieten vermöchte, und die Menſchen in ihren Händen zu Thon werden müßten."

„Dieſer Zauberei verlieh Kali, nachdem ſie derſelben einen gehörigen Theil ihres Rachegeiſtes eingeflöst und ſie völlig über ihre Sendung unterrichtet hatte, die Macht, wirkſame Flüche auf Alle herabzurufen, welche ihren Zorn reizen, oder dem Willen ihrer furchtbaren Herrin entgegenwirken würden."

„Dreht Euch nun, Bahadoor Sahib, und betrachtet die hohen Hügel hinter uns, es ſind die eines prächtigen Palaſtes, der gerade in den Tagen, von denen wir ſprechen, verfallen war; den Namen des erſten Gründers hat die Vergeſſenheit aus dem Buche des Vergangenen gelöſcht. Während der letzten furchtbaren Peſt, hatte man ihn als Lazareth benützt, und er wurde ſodann gefliſſentlich von allen Bürgern von Ettniah als eine widrige Erinnerung an die ausgeſtandenen Leiden gemieden. Die dunſtigen Nebel von Todten, ſchienen an ſeinen vermodernden Mauern zu hängen, die Klagetöne der Verzweiflung die Winde zu erfüllen, die durch ſeine einſamen Höfe ſtreiften, und der Wanderer, der ſeine Heimath ſuchte, wandte das Auge von den gebrochenen Umriſſen der Wälle und Thürme, die den ſaphirenen Himmel durchſchnitten, und prieſen den Gott Kriſhna, daß es mit Ettniah anders ſtand, als in den ſchlimmen Tagen."

„Aber ach! In der feierlichen Stille der Nacht, als die Stadt in Schlaf gewiegt war, ſtieg die boshafte Kali, in Geſtalt eines ungeheuern Vampyrs herab, und legte Khoob-Soorut (die Schöne) in einem der weiten Gemächer des Palaſtes nieder. Dann rief ſie durch ihre Zauberkunſt all' den alten Glanz des Ortes wieder in das Daſeyn, und umgab die Syrene, welche Ettniah zu Grund zu richten beſtimmt war, mit aller üppigen Pracht, die im Stande ſeyn möchte, ihre unvergleichliche Schönheit zu unterſtützen, um die Geiſter der Menſchen zu verwirren, und ſie wieder zu Frohnknechten des Böſen zu machen."

„Die Sonne erhob ſich, und ihre rothen Strahlen beleuchteten die ſchneeweißen Dome und ſchimmernden Kuppeln des wiederhergeſtellten Palaſtes; und aus den Thoren von Ettniah drang ein mächtiger Haufe

hervor, um zu ſchauen und zu ſtaunen. Sie drängten ſich näher und näher hinan, bis zu den hohen, metallenen Thoren, durch deren reich verziertes Gitterwerk man ſtellenweiſe Gärten, die mit dem berühmten Paradieſe von Ahmadabad wetteiferten, mit ſilbernen Springbrunnen, mit Roſenbeeten und ſtattlichen Bäumen, erblickte, welche von geöffneten Blüthen ſtrotzten, die durch die ſanften Winde, die Atmoſphäre mit Wohlgerüchen füllend, ſpielten, während da und dort Schaaren von Vögeln, funkelnd wie gefiederte Edelſteine, ſich in die Lüfte emporſchwangen, und Töne einer göttlichen Muſik in Zwiſchenräumen das Ohr berührten."

„Alle ſchauten und wunderten ſich, und wünſchten ſehnſüchtig, die Geheimniſſe des räthſelhaften Ortes zu erforſchen, und in ſeinen Luſtgärten zu ſchwärmen; doch es erforderte keinen geringen Grad von Muth, das kühne, aber verführeriſche Abenteuer zu unternehmen. Die Bürger, jung und alt, verſammelten ſich in engeren Kreiſen, und berathſchlagten lange in weiſen Unterredungen über dieſen Gegenſtand; aber eine abergläubiſche Furcht feſſelte alle Gemüther, und ſieben Tage hindurch waren nur Blicke und ängſtliche Wünſche nach dem Palaſte von Khoob-Soorut gerichtet."

„Endlich ſtahl ſich ein Jüngling, Namens Bhudroo, von edler Geburt und muthigem Geiſte, der Schätze und Ruhm zu erwerben hoffte, wenn er das Abenteuer vollführen würde, beim erſten Schimmer der Morgenröthe aus ſeiner Wohnung, und beſtieg den vom Palaſte begränzten Hügel. Die metallenen Thore öffneten ſich bei ſeiner Annäherung, und als er über die Schwelle ſchritt, ſchien er plötzlich eine neue, köſtliche Luft einzuathmen; die ganze Atmoſphäre war mit Wohlgerüchen geſchwängert, und die Blumen ſchoſſen Lichtſtrahlen von ihren regenbogenfarbigen Blättern. Von einem unwiderſtehlichen Drange geführt, verwirrt und geblendet, durchkreuzte der junge Abenteuerer die marmornen Höfe, und trat in eine kreisförmige Halle im Palaſte ein. Zwölf Pfeiler von Cryſtall trugen das hohe, mit Purpur und Silber verzierte Dach; die Flur war mit Chryſolit eingelegt, und die gewölbten Wände mit zahlloſen Edelſteinen beſät; aber Alles weit überſtrahlend, ſaß am entfernteren Ende der Halle Khoob-Soorut auf einem Throne von Elfenbein, dem Ausſehen nach edel und unſchuldig, wie eine kürzlich erſt aus dem grünen Waſſer von Oman gezogene Perle."

„Nicht ihre Lieblichkeit allein, ſondern auch das Hinreißende ihres Lächelns und die honigſüßen Klänge ihrer Stimme, drangen tief in das Herz des jungen Bhudroo, der, vor Freude außer ſich, von

Staunen und Bewunderung überwältigt, entzückt zu den Füßen der Zauberin lag."

„Die ausgesuchtesten Künste wurden angewendet, um die Beute anzulocken, und beinahe waren Leib und Seele gewonnen, als sie dem Anerbieten ihrer Hand zum Ehebunde und aller ihrer zahllosen, im Palaste enthaltenen Schätze, die grauenerregende Bedingung beifügte, daß er sie darin unterstützen sollte, die Stadt Ettniah zur Anbetung Kali's zurückzuführen. Dem verliebten Jünglinge sank das Herz in der Brust. Dunkel, aber doch zu fühlbar tauchten in seiner Seele die Tage der Gesetzlosigkeit, die Leiden der Hungersnoth und Pest auf, die seine Mitbürger ausgestanden hatten, so lange sie Krishna's Wuth ausgesetzt waren. Wie durfte er die Erneuerung dieser Schreckniſſe wagen? Fest, obgleich sachte, erklärte er der gefährlichen Syrene, deren schöne Augen jetzt mit einem furchtbar strengen Blicke auf ihm ruhten, daß er sich scheue, ihr in dieser schrecklichen Aufgabe Folge zu leisten; in allem Andern, würde auch die Erfüllung den Tod nach sich ziehen, sey er ihr ergebener und bereitwilliger Sklave. Kaum waren diese Worte über seine Lippen gekommen, als Khoob-Soorut, sich von ihrem Throne erhebend, einen gräßlichen Fluch aussprach, den weißen, spitzigen Finger nach ihm ausstreckte, — und Schönheit und Anmuth verschwanden für immer und ewig aus dem Antlitze des unglücklichen Bhudroo, denn seine Augen waren in ihren Höhlen verdorrt. Dann hieß sie ihn den Palast verlassen, nachdem sie ihm warnend verkündigt hatte, daß der Tod sein Schicksal seyn würde, wenn er je die Ursache und Art seines Unglücks entdecken sollte."

„Der arme Jüngling suchte dem unseligen Orte zu entfliehen, aber ganz verwirrt wanderte er Stunden lang in den bezauberten Hallen und verschlungenen Labyrinthen des trügerischen Paradieses umher, während glühende Sonnenstrahlen auf sein Haupt brannten, und das Gezische giftigen Gewürmes ihm das Blut erstarren machte, da er strauchelnd fortschritt, ohne zu wissen, ob ihm nicht eine verborgene Gefahr auf seinem Pfade dräue. Der Gesang der Vögel, der Geruch der Blumen berührten seine Sinne nicht mehr; aber das feindselige Gelächter der grausamen Khoob-Soorut drang unabläſſig in sein Ohr. Die Nacht war bereits eingebrochen, als er erschöpft, blind und verzweiflungsvoll seine Wohnung erreichte."

„Der unglückliche Bhudroo siechte in der Einsamkeit, und Niemand erfuhr die Ursache seines Kummers, während die schlaue Kali, einen heftigen Durst nach Reichthümern in dem Busen der jungen Männer von Ettniah erregend, durch Erweckung ihrer Habsucht ihre Bedenklich-

keiten und Befürchtungen beſiegte, und täglich Khoob-Soorut neue Opfer lieferte. Einige von dieſen verwegenen Abenteuerern, welche in den Palaſt eingedrungen waren, in der Hoffnung, unermeßliche Schätze zu gewinnen, kehrten, des Geſichtes oder der Sprache beraubt, zurück; bei den Einen wurden die Zähne zu Kupfer, bei den Andern die Glieder zu Marmor; aus den Uebrigen wurden blödſinnige Stammler, oder wahnwitzige Narren; doch wagte es Keiner, die wahre Urſache ſeines Unglückes zu enthüllen, und Furcht und Schrecken herrſchten abermals in der Stadt Ettniah. Unfähig, die verderbliche Neugierde des Volkes länger zu zähmen, und von Mitleid erfüllt wegen der ſonderbaren Beraubungen, die dabei vorkamen, verſammelte der tugendhafte Buddunaut endlich die ganze Schaar der verſtümmelten Dulder in dem großen Tempel des Kriſhna, und ſuchte ein Bekenntniß zu entlocken, das die Urſache von des Gottes Mißvergnügen enthüllen ſollte."

„Seine Ermahnungen und Drohungen wurden nur mit Thränen beantwortet, aber Keiner wagte es, den Namen zu athmen, oder die feindſelige Handlungsweiſe der Khoob-Soorut mit den einzelnen Umſtänden zu beleuchten. Da zog ſich Buddunaut in den Tempel zurück, hielt hier, unterſtützt von den vornehmſten Braminen, eine große Feier zu Ehren des Gottes, und beſchwor ihn, die Urſache zu enthüllen und ihm mitzutheilen, warum der Ofen des Jammers abermals angezündet worden ſey, um ſein unglückliches Volk zu verzehren."

„Während er hiermit beſchäftigt war, ſchritt der blinde Bhudroo, das erſte Opfer von Khoob-Soorut, aus der Menge hervor, und rief mit lauter Stimme:

„„Höre mich, o edelſter Buddunaut! In früher Kindheit waren wir Freunde, und Brüdern ähnlich, und Dir zu Liebe, und um der Stadt den Frieden wieder zu geben, will ich die Urſache meines gegenwärtigen Elendes entdecken, obgleich der Tod als Strafe darauf geſetzt iſt. In jenem Palaſte wohnt eine falſche Zauberin, von der furchtbaren Göttin Kali abgeſandt, um Euer Volk wieder für ihre Anbetung zu gewinnen, oder das ganze Geſchlecht unter Qualen auszurotten, wie wir ſie ausgeſtanden haben.""

„„Eitle Ruhmſucht und das fluchwürdige Verlangen nach Reichthümern lockten mich zuerſt in ihre unſeligen Mauern. Die Zauberin iſt ſchöner, als der Tag; wer kann ihr widerſtehen?""

„„Aber hütet Euch, o! hütet Euch, Ihr, die Ihr noch unverletzt ſeyd, hört meine Warnung, meine Mitbürger! Gefahr und Tod lauern, gleich Schlangen, in ihrem ſcheinbaren Paradieſe, und ihre Lieblichkeit

iſt eine Lockung auf den Pfad des Verderbens — O! fliehet die Fährte der Falſchen!“ „Dann ſtreckte er ſeine Arme bittend gegen ſeine Genoſſen aus, Leichenbläſſe verbreitete ſich auf ſeinem Geſichte, und zu den Füßen Buddunauts ſank er nieder und verſchied unter furchtbaren Zuckungen.“

„Groß war der Schrecken der Zuſchauer; — ſie warfen ſich auf die Erde, zerriſſen ihre Kleider, und beſtreuten ihre Häupter mit Staub, das Unglück verfluchend, das über ſie und ihre Kinder gekommen war, denn es ſchien in der That, als ob der Kampf zwiſchen den Mächten des Böſen und Guten nur mit der gänzlichen Vernichtung von Ettniah und aller ſeiner Einwohner endigen ſollte. Der ſchmerzliche Aufruhr legte ſich erſt, als der jugendliche Fürſt Buddunaut mit aller Anmuth und Würde erhabener Tugend hervortrat, und ſich mit folgenden Worten an ſeine Unterthanen wandte:

„„Faſſe Muth, mein unglückliches Volk! Kehrt in Frieden zu Euern Wohnungen zurück; die Sonne ſoll nicht wieder aufgehen und untergehen, ehe dieſer Zauber gelöst ſeyn wird, ſelbſt wenn Eure Rettung nur durch mein Leben erlangt werden könnte.““

„Auf dieſes hochherzige Verſprechen bauend, zogen ſich die Bürger in ihre Häuſer zurück, prieſen die Aufopferung ihres Fürſten, und riefen Kriſhna um Schutz und Hilfe für ihn an, während die oberſten Braminen und Sterndeuter ſich in den Tempeln damit beſchäftigten, den günſtigen Augenblick zu erforſchen, in welchem Buddunaut ſein Abenteuer beginnen ſollte.“

„Der geeignete Stand der Himmelszeichen deutete die reine und feierliche Stunde vor Tagesanbruch an, und von Eifer und Muth erfüllt, in königliche Gewänder gekleidet, und von einem zahlreichen Zuge von Prieſtern und Edeln gefolgt, ſtieg Buddunaut den ſteilen Hügel hinan, verabſchiedete ſich dann von ſeinem Gefolge, und überſchritt allein die unſelige Schwelle.“

„In Haufen verſammelt, ſtand das Volk an den Seiten des Hügels und den Ufern des Fluſſes entlang, die Blicke nach den hohen Mauern und glänzenden Thürmen gerichtet, in deren Bereich der geliebte Fürſt ſich gewagt hatte. Die Stunden entflohen — keine Speiſe war über ihre Lippen gekommen, kein Obdach hatte ſie vor der brennenden Sonne geſchützt; die Braminen brachten Opfer dar, und Gottesfürchtige ſprachen fortwährend Gebete, — aber Buddunaut kam noch nicht. Gegen Mittag drang der Ausbruch einer Triumphmuſik aus dem Innern des Palaſtes hervor; Freudengeſänge

und lautes Geſchrei toller Luſtbarkeit drangen zu den Ohren der beſtürzten Bürger. Dieſer Lärm wiederholte ſich in Zwiſchenräumen, aber er verkündigte nicht die Rückkehr des verwegenen Fürſten, und gegen Sonnenuntergang berathſchlagten einige von den Kühnſten aus dem Volke, ob ſie nicht einen Eingang in den geheimnißvollen Palaſt erzwingen und erforſchen ſollten, ob die tollen Töne der Luſtbarkeit von dort den Triumph ihres Fürſten, oder den der furchtbaren Kali feierten. Eine auserwählte Schaar muthiger, junger Leute rückte vor, um dieſes Abenteuer zu verfolgen, als auf der marmornen Terraſſe, welche den Palaſt deckte, Buddunaut endlich erſchien."

„Ach, der Stolz der Männer! — Ein Gemurmel des Schreckens und Abſcheues durchlief die Menge, denn ſiehe, der hochherzige und heldenmüthige Fürſt, noch vor wenigen Stunden das Muſterbild männlicher Anmuth und Schönheit, ſtand vor ihnen — ein erbleichtes, verſtörtes Weſen, ein Ungeheuer der Menſcheit, nicht mehr zu erkennen, wenn nicht durch die Juwelenkrone, durch ſeine königlichen Gewänder, und eine breite Narbe an der Stirne, einem Merkmale aus den Tagen ſeines Glanzes und ſeiner Tapferkeit in der Schlacht. Mit hohler, übel klingender Stimme ſprach er zu der Verſammlung:

„„Meine ergebenen Unterthanen! Mitanbeter der göttlichen Kali! höret Euern Fürſten, dem die Augen nun geöffnet ſind, um den Fehler einzuſehen, den er begangen hat, als er ſo lange der großen und mächtigen Göttin den Gehorſam verweigerte! Kommt, werft Euch vor ihrem Heiligthume nieder; bringt ihr Eure pflichtſchuldigen Gelübde dar, und dann kehrt in Eure Wohnungen zurück und ſchwelgt in Luſt und Freude. Weg mit den widrigen Feſſeln des Geſetzes; laßt jeden Menſchen thun, was ihm in ſeinen Augen gutdünkt. Die Welt iſt weit genug für Alle, und der Freuden, die ſie enthält, ſind ſo viele und verſchiedenartige, als die Kieſel am Meeresſtrande. Laßt uns denn eſſen und trinken und luſtig ſeyn; Euer Beherrſcher wird Euch ein Beiſpiel geben. — Ho! Ich habe meine Königin, meine Braut gewählt — ſie iſt lieblicher, als der Vollmond, und was mich betrifft — wenn Eure Liebe meine kräftige Geſtalt vorher pries — ſeht, wie erhaben ich jetzt bin!""

„Und der verirrte Fürſt richtete in ſeiner wahnwitzigen Täuſchung ſeine verwelkte Mißgeſtalt zu ihrer vollen Höhe auf, als wollte er das geſchlagene Volk, das die Augen von einem ſo gräßlichen Anblick abwandte, zur Bewunderung auffordern. Eben in dieſem Augenblicke kam eine kleine Schlange, in Scharlach und Gold erglänzend, aus einem ſchmalen Ritz des mit Steinplatten ausgelegten Eſtrichs hervor, dehnte

ſich plötzlich zu einer ungeheuern Größe aus, ſchloß den unglücklichen Buddunaut in ihre furchtbaren Ringe und drückte ihn ſogleich zu Tode."

„Der mächtige Wurm ſchob nun ſeinen rieſigen Leib raſch vorwärts, hob die metallenen Thore auf, und drang, wie ein brennendes Meteor, das durch den Zauberhain ſchießt, in den Palaſt ein."

„Während die Bürger von Ettniah, vom Schrecken gelähmt, da ſtanden, breitete ſich eine ſchwere Wolke am Himmel aus — der Donner rollte rings umher — der Berg bebte in ſeinen Grundfeſten, und ein durchdringender Schrei aus dem zertrümmerten Palaſte von Khoob-Soorut ſchien den Himmel zu zerreißen."

„Der Zauber war gelöst — Kriſhna hatte endlich in Geſtalt einer Schlange ſeine Feindin Kali beſiegt; die Zauberin Khoob-Soorut war vernichtet, und dort ſeht Ihr den Palaſt, in welchem ihre Zauberſchlingen gelegt waren, nun wieder in Trümmer gelegt und unter der mächtigen Hand der Zeit in Staub zerfallend."

Die Zukunft der engliſchen Macht in Indien.

Zweiter Artikel.

Viele amtliche Urkunden enthalten triftige Beweiſe für die Erpreſſungen der Zemindars. Hier ſind unter Anderem einige ſehr merkwürdige Thatſachen, die nicht über das Jahr 1818 zurückfallen:

„Ein Zemindar, mit Namen Rajchunder Chowdry, kaufte zu Runjpore ein Haus, das ihn 4100 Rupien (12,800 Fr. koſtete). Es iſt allgemein bekannt, daß er, um dieſe Koſten zu decken, den Ryots ſeines Bezirks die Summe von 11,000 Rupien (oder 34,375 Fr.) auspreßte, unter dem Titel Delankhurchu, oder Wohnungsſteuer. Derſelbe Menſch verſchwendete 1200 Rupien (3750 Fr.) für die Ceremonien, welche auf die Geburt ſeines Enkels folgten, und er ließ ſich dafür von den Landbebauern 5000 Rupien (oder 15,625 Fr.) zahlen.

Einem anderen Zemindar, Sudacheb Rai, brannte sein Haus ab. Um die Kosten des Wiederaufbaus zu decken, führte er eine Vermehrung der Steuern ein, und als die Erpressung einmal geschehen war, behielt er den außerordentlichen Artikel mit Frechheit bei, unter dem Namen ghur-runai, oder Häuserbau.

Ein andermal gab Sudacheb Rai ein Fest, das drei ganze Monate dauerte, und ihn 20,000 Rupien (62,500 Fr.) kostete, die er aus der Tasche der Bauern seines Bezirks nahm.

Rai Danichnund Nitianund, ein anderer Staatspächter, verwaltet eine große Strecke Landes in Rungpore, Dinagepore und Mourchedabad. Von seinem Bezirk in Rungpore allein zahlt er der Regierung eine Steuer von 69,742 Rupien (oder 218,550 Fr.). Er legt seinen Untergebenen eine Taxe von einer Anna von der Rupie auf, was der Summe von 13,600 Fr. gleichkommt, um, wie er sagt, die Ausgaben für seine täglichen Opfer, für seinen Hausgott Bunwari zu decken.

Man sieht, die Kühnheit des Despotismus überschreitet alle Gränzen. Einmal auf diesen Weg geleitet, schreitet der Geist des Menschen so rasch voran, daß man seinen thörichten Launen kein Ziel mehr setzen kann. Und diese Plünderungen finden an den Thoren der Hauptstadt des englischen Indiens statt, d. h. in den benachbarten Gegenden von Calcutta. Sie werden verübt unter den Augen der Regierung und gelten beinahe für Regel.

Eine Thatsache, die man nicht würde glauben wollen, wenn sie nicht durch die zuverläßigsten Urkunden bestätigt werden, soll die Aufzählung, welche man so eben las, auf das Erbaulichste beschließen. Man entdeckte im Jahr 1815, daß ein Zemindar, Namens Cassichitty, durch tausend verbrecherische und gewaltsame Mittel, seinen Untergebenen die ungeheure Summe von ungefähr 5,625,000 Fr. ausgepreßt habe. Die Geschichte seiner Räubereien, die in Indien so viel Lärm gemacht haben, ist sehr merkwürdig und lang. Es ist zu bedauern, daß man hier nicht in ihre Einzelnheiten eingehen kann. Es ist ein Meisterstück der Finanzspeculation, und eine durchdachte Berechnung, die ein hohes Genie beurkundet. Niemals wurde ein Plünderungssystem scharfsinniger, klüger organisirt. Die geschicktesten Spitzbuben der civilisirten Welt könnten nützliche Belehrung daraus schöpfen. Der Elende wurde für seine Verbrechen gestraft, aber gewiß nicht, wie er es verdiente; wir setzen hinzu, daß die Agenten der Regierung die Verfolgung dieser Angelegenheit äußerst nachläßig betrieben, und daß die Strafe, welche den Schuldigen traf, der öffentlichen Erwartung keineswegs entsprach.

Bisher haben wir als die Folge dieser barbarischen Regierung nur das Elend des Landbebauers und seine Demoralisation angegeben. Wir haben noch nicht Alles gesagt, das Düsterste und Trostloseste bleibt uns noch zu erzählen übrig.

Zur Verzweiflung gebracht, durch die Erpressungen seiner Herren aller Mittel der Existenz beraubt, was soll der hindu'sche Bauer, der zudem noch oft unter der Ungunst des Himmels leidet, thun? Es bleibt ihm nur ein Entschluß übrig: seine Familie und seinen häuslichen Heerd zu verlassen, seinen Pflug und die Felder, die er für Undankbare bebaut hat, zurückzulassen, und ein abenteuerliches, verbrecherisches Leben zu führen, mit einem Wort: Räuber und Mörder zu werden. Dieß ist in der That der letzte Act des Dramas. Diese ausgehungerten Menschen bilden sich zu zahlreichen Banden, schlagen in den unzugänglichen Gebirgen oder undurchdringlichen Schluchten ihr Hauptquartier auf, plündern, erpressen, und morden die Reisenden, bei denen sie Geld zu finden hoffen.

Die **Decoity**, ein Name, mit welchem man diese organisirte Räuberei bezeichnet, ist nicht diesem oder jenem Bezirk eigenthümlich; sie ist ganz Indien gemeinschaftlich, und übt ihre Verheerungen bis zu den Thoren der großen Städte aus. Man kann nicht sagen, daß diese furchtbaren Horden sich aus den wildesten Stämmen der Bevölkerung ergänze, aus den Menschen, welche durch rohe, kriegerische Triebe von Natur zu Kampf und Blutvergießen sich gedrungen fühlen. Statt aller Antwort wollen wir einige Thatsachen anführen.

In Bengalen findet man die größte Zahl von **Decoitys**, und die Eingeborenen von Bengalen sind die sanftesten und mildesten Menschen von ganz Indien.

Anstatt diese blutigen Unordnungen in ihren Ursachen zu vernichten, griff das Gouvernement der Compagnie zu rauher Gewalt. Die Kanone wurde zu Hilfe gerufen gegen die zu Räubern gewordenen Ackerbauer. Die Zahl der Gewaffneten, die man in's Feld führte, um die **Decoitys** zu bekämpfen, kann eine Vorstellung geben von der Größe der Gefahr und der Stärke der Banditen. Es ist sicher, daß **22,000** Soldaten oder besondere Agenten die Bewachung eines einzigen Distrikts von Burduan übernahmen, dessen Hauptstadt nur **60** Meilen von Calcutta ist, und dieser Distrikt hat nur **73** Meilen Länge und **45** Breite!

Wie man voraussehen konnte, wurde das Uebel durch diese Maßregeln nur vermehrt. Die Zahl der Räuber wuchs ungemein an, und ihre Missethaten nehmen den Charakter empörender Grausamkeit an.

Im Jahr 1808 gelang es einem Beamten Blaquière, ſie einzuſchüchtern, und einige ihrer Häupter gefangen zu nehmen, die eine exemplariſche Züchtigung erlitten. Aber da die Urſache ſtets fortdauerte, ſo ließ ſich auch die Wirkung bald auf's Neue verſpüren, und noch ſchrecklicher und ſchauderhafter, als vor jenem kurzen Waffenſtillſtand.

Während dieſes Krieges, der für den Soldaten weit gefährlicher war, als für den Banditen, erhöhten tragiſche Epiſoden noch den allgemeinen Schrecken. Eine große Anzahl Einwohner wurde, als ſie in ihre längſt verlaſſenen Dörfer zurückkehrte, von wilden Thieren zerriſſen, die ihre Häuſer in Beſitz genommen hatten. Im Jahr 1818 zählte man in einer amtlichen Berechnung 86 Menſchen auf, die in einem einzigen Bezirk von mittelmäßigem Umfang unter dem Zahne des Tigers geſtorben waren. Ein anderer Bericht erhöht dieſe Zahl auf 150 Perſonen. Man urtheile hienach auf die Zahl der Opfer in ganz Indien.

Was das Uebel noch vermehrte, war, daß die mit der Verfolgung und Bekämpfung der Decoitys beauftragten Agenten ſich ſelbſt in großer Anzahl unter ihre Fahnen ſtellten. Sichere Urkunden beſtätigen, daß viele von dieſer Art von Gendarmen Räuber wurden zum großen Leidweſen ihrer Oberen, und dieß ſogar in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt der britiſchen Beſitzungen. Dieß iſt noch nicht Alles: Diejenigen, welche nicht zum Feinde übergingen, mißbrauchten ihre Lage, um ihren Schutz den Einwohnern theuer zu verkaufen, und ihnen beträchtliche Summen zu entreißen, kurz um Ungerechtigkeiten und Erpreſſungen jeder Art zu verüben. Dieſe Mißbräuche wurden der Regierung berichtet, die, in der Meinung, daß es noch beſſer ſey, dieſelben beklagen zu können, als die Miliz ganz zu unterdrücken, die Augen zudrückte und fortfuhr, dieſen ſeltſamen Beſchützern der öffentlichen Ordnung ihr Vertrauen zu ſchenken. Einige wurden indeſſen beſtraft; in einem Zeitraum von ungefähr 18 Monaten, wurden 84 Daroghas (der Name dieſer Agenten) wegen ſchlechter Verwaltung ihres Amtes entſetzt. Dieſe Zahl ſpricht beredt genug.

Wir kennen keinen beſſern Beweis gegen das Benehmen der Compagnie als das Vorhandenſeyn der Decoitys. In einem gut verwalteten Lande, wo in der Hütte des Bauern, wie in dem Hauſe des Reichen Ueberfluß herrſcht, laufen die Bewohner des Landes nicht, mit Fackel und Dolch bewaffnet, auf den Heerſtraßen umher. Wir wiſſen, daß es in ſchlecht organiſirten Staaten Sitte iſt, Menſchen, die das Elend zu Aufruhr oder Verbrechen treibt, Barbaren zu nennen, und als ſolche zu behandeln. Aber dieß ſind unverſtändige Declamationen, und

so lange man sich bemüht, das Uebel zu bekämpfen, ohne seine Wurzel auszureißen, wird der Feind, den man verfolgt, sich immer wieder ergänzen, aus seiner Verzweiflung immer neue Kräfte sammeln, und endlich, die Rolle wechselnd, die Regierung zur Capitulation nöthigen.

Die Compagnie wird vielleicht zu spät ihre Irrthümer einsehen; inzwischen ist die Wunde, die sie zu heilen vorgibt, indem sie das Scalpell daran legt, immer blutig.

Das Princip des Grundsteuersystems, die Art der Steuereinnahme, die Tyrannei und Habsucht der Verwaltungsagenten, die Verachtung der Regierung gegen die unbestreitbaren Rechte und gegen die Würde des Menschen: dieß sind die Ursachen des Unheils, das den Landbebauer in dem englischen Indien trifft.

Es wäre überflüssig, die Zahlen der übrigen Steuern zu besprechen, und ihre ungeheure Höhe zu zeigen; ein Theil des Systems kann auf das Ganze schließen lassen.

Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß die Hindus von einer Steuer auf das Salz, dieses Erzeugniß, das die Natur dem Menschen darbietet, und das die europäischen Regierungen zu ihrem Vortheil confiscirt haben, keineswegs frei sind. Diese Auflage, durch ein gehässiges Monopol geschützt, bringt der Compagnie jährlich die Summen von **1,250,000** L. oder **31,250,000** Fr. ein.

Die Gesammtzahl der Steuern in den asiatischen Besitzungen Englands überschreitet die Summe von **600,000,000** Fr. jährlich. Gewiß wäre dieß nicht zuviel für ein so reiches und bevölkertes Land, wenn Ackerbau und Industrie ermuthigt würden. Aber die Eingeborenen werden in der Entwicklung ihrer Fähigkeiten gehemmt. Großbritannien, das nicht weiß, was es mit seinen unermeßlichen Erzeugnissen anfangen soll, und das überall Consumenten aufsucht, liefert den Hindus alles, was sie bedürfen, und will nichts von ihnen empfangen. Die bewundernswürdigen indischen Stoffe finden in England keinen Absatz. Die gewaltigen Dampfmaschinen in Manchester und Glasgow bedürfen einer Baumwolle, die, ohne zu zerreißen, Fäden von einer Länge von mehren Stunden liefert. Daher die Gunst, in welcher heutzutage die amerikanische Baumwolle steht, zum Nachtheil der ostindischen; daher auch der gegenwärtige jammervolle Zustand, in welchem die Pflege eines der Haupterzeugnisse des ostindischen Bodens ist. Was den Zucker, Caffee, Pfeffer und die übrigen Artikel des indischen Handels betrifft, so ist ihre Einfuhr in England mit Schwierigkeiten verbunden, die einem förmlichen Verbote gleichkommen; Schwierigkeiten, die im Vorbeigehen gesagt, auf dem englischen Käufer gleichsehr

wie auf dem producirenden Hindu laſten. So liegt alſo Induſtrie, Ackerbau und Handel in den indobritiſchen Provinzen gleichſehr darnieder, und doch vermehrt ſich mit jedem Jahre die Zahl der Steuern.

Die Wahrheit dieſer Thatſachen wird durch amtliche Urkunden und durch die Steuerliſten des britiſchen Reiches beſtätigt. Unter andern Beweiſen erinnern wir daran, daß im Jahr 1812 Cutlar Ferguſon dem Parlament eine von vielen Hindus unterzeichnete Petition überreichte, worinn ſich die Bittſteller bitter über ihre Lage beklagten und anführten: „daß man die Ausfuhr engliſcher Induſtrie-Erzeugniſſe nach Oſtindien auf jede Art unterſtütze, während Millionen Eingeborene, die ſonſt vom Bau und der Zubereitung der Baumwolle ſich genährt, ohne Brod ſeyen, in Folge der Privilegien, welche die amerikaniſche Baumwolle und die Erzeugniſſe der Manufakturen von Großbritannien genießen; ſelbſt den Zucker, ſetzten ſie hinzu, deſſen Cultur die Ländereien der Eingeborenen gewidmet werden könnte, ſey in England ſo hohen Zöllen unterworfen, daß man ſagen könne, die Märkte des Mutterlands ſeyen ihnen wie den anderen Erzeugniſſen verſchloſſen.“

Hier kann man nicht umhin, an eine Aehnlichkeit von ſchlimmer Vorbedeutung zu erinnern zwiſchen dem engliſchen Indien und einem andern Lande, das einſt ebenfalls den Speculanten von London Tribute zahlte. Die erſten Urſachen der Revolution der vereinigten Staaten von Amerika, war die ungeheure Höhe der Auflagen, die beinahe einem Verbot gleichkommende Größe der Zölle, die auf den Manufacturwaaren laſteten, und die Weigerung, die Repräſentanten der Colonie in das Reichsparlament zuzulaſſen. In dieſelbe Lage geſetzt, durch dieſelben Ungerechtigkeiten in ihren theuerſten Intereſſen und Rechten gekränkt, werden die Hindus noch lange das Joch ertragen, unter welches ſie bisher ihren Nacken beugten? Mögen die engliſchen Staatsmänner und die Häupter der Colonie es wohl bedenken. Es iſt ein gewagtes Spiel, alle Härten des Despotismus an einem Volke zu üben, das fähig iſt, ſeine Lage zu begreifen, und das am Tage ſeines Zornes Gott und die himmliſchen Heerſchaaren zu ſeinen Verbündeten haben würde.

„Es iſt ungerecht“, ſagen unſre Gegner, „die Regierung von Indien einer zu hohen Steuererhebung anzuklagen, da ja die Einnahmen nicht hinreichen, um die durchaus nothwendigen Koſten zu decken, indem das Budget immer ein Deficit hat. Man kann der Compagnie nicht Habſucht und finanzielle Erpreſſung vorwerfen, ſo lang ſie ihre Koſten nicht herausſchlägt.“

Hier iſt die Löſung dieſes Räthſels; alle Zweige der Verwaltung

ſind überladen von ungeheuer hoch bezahlten Aemtern; zumal die hohen Beamten haben ein Einkommen, das mit den Einkünften irgend eines Staates in gar keinem Verhältniß ſteht. Man urtheile.

Die Beſoldung des General-Gouverneurs von Indien beträgt 240,000 Rupien, ungefähr 600,000 Fr. Die eines jeden ordentlichen Mitglieds des Raths beträgt 96,000 Rupien oder 240,000 Fr.

Die Gouverneure der Präſidentſchaften von Madras, Bombay und der weſtlichen Provinzen kommen auf 120,000 Rupien, ungefähr 300,000 Fr., und die Glieder des Rathes, der jeder Präſidentſchaft beigegeben iſt, auf 60,000 Rupien oder 150,000 Fr.

Der General-Commandant en Chef bezieht, ungerechnet die Beſoldung ſeines Grades, unter dem Titel eines außerordentlichen Gehalts, jährlich 180,000 Fr. Die Generäle erhalten 90,000 bis 100,000 Fr.; die Brigade-Generäle ungefähr 60,000 Fr.; die Oberſten 36,000 bis 45,000 Fr. je nach der Waffengattung und dem Unterſchiede zwiſchen dem Sold auf Friedens- und dem Sold auf Kriegsfuß; die Oberſtlieutenants 22,000 bis 34,000 Fr.; die Majors 17,000 bis 27,000 Fr.; die Hauptleute 10,000 bis 16,500 Fr.; die Lieutenants 6000 bis 10,500 Fr.; und endlich die Unterlieutenants, Fähnriche und Cornets 4500 bis 9200 Fr.

Dieſelbe Freigebigkeit findet bei der Geiſtlichkeit ſtatt. Der Erzbiſchof von Indien bezieht einen Gehalt von 125,000 Fr.; außerdem wohnt er in einem prächtigen Palaſt, und der Staat trägt die Koſten ſeiner biſchöflichen Reiſen. Die zwei Weih-Biſchöfe in Madras und Bombay genießen dieſelben Vortheile, und beziehen 60,000 Fr. Einkünfte.

Der ganze Betrag dieſer hohen Gehalte für Civil-, Juſtiz- und geiſtliche Stellen belief ſich in den drei Präſidentſchaften mit Einſchluß der weſtlichen Provinzen in dem Jahre 1827 bis 1828 auf mehr als 50 Millionen Fr. Dieſe Summen waren nur unter 1306 Beamte vertheilt.

Wir brauchen nicht weiter zu gehen. Eine ſolche Verſchwendung erklärt hinreichend die Lücken, die man alle Jahre in dem Budget der Compagnie bemerkt.

Man behauptet, die Regierung von Indien ſey, um gute Diener zu haben, genöthigt, ihre Beamten hoch zu beſolden. Wir geben es zu: es iſt gewiß traurig für die Häupter eines Staats, auf die Treue ihrer Beamten nur dann rechnen zu können, wenn ſie ihnen die Taſchen mit Geld voll ſtopft; aber immerhin hätte man andere Mittel finden kön-

nen, den Fiscus zu füllen, als die, deren man sich bedient, um von ausgehungerten Einwohnern ein ungeheures Einkommen zu beziehen.

Es wäre auch viel über die Justizverwaltung zu sagen, welche die Compagnie befolgt. Es genüge die Versicherung, zu der wir nach unserer eigenen Erfahrung und nach den Angaben mehrer empfehlungswerther Schriftsteller berechtigt sind, daß die Gerichtshöfe in Indien so bestechlich und in ihren Geschäften so langsam sind, daß Niemand sich an sie wenden kann, ohne Bestechung zu Hilfe zu nehmen, oder in einem Civilprozeß vor sieben bis acht Jahren auf ein Urtheil hoffen zu dürfen. Diese Richter, die sich so wenig beeilen, eingeborenen Klägern zu ihrem Recht zu helfen, zeigen sich außerordentlich schnell, wenn es sich darum handelt, unglückliche Schuldner oder Angeklagte zu verurtheilen, die das Unglück zur Verübung irgend einer durch die englischen Gesetze verbotenen That trieb. Vor noch nicht langer Zeit zählte man in dem einzigen Criminalgefängniß Barreilly **1250** Gefangene. Westmacott sagt in seinem Werke, daß das System, welches die Engländer im Oriente befolgen, die Eröffnung zahlreicher Gefängnisse nöthig gemacht habe, die unglückliche Schuldner und Räuber verschlingen, während in den Staaten der Eingeborenen der Gefängnisse nur sehr wenige seyen. Die Organisation der Justiz, die Art, wie Recht gesprochen wird, das Benehmen der Richter haben unter denen, die bei dieser Lage der Dinge am meisten leiden, den lebhaftesten Unwillen hervorgerufen. Vor Kurzem wurde zu Delhi unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung ein verabscheuter Richter ermordet; der Mörder, den man vergebens zu verbergen gesucht hatte, wurde zum Tod verurtheilt. Aber sein Grab wurde lange Zeit mit Blumen und Kränzen geschmückt, und das Volk betete ihn an, wie einen Heiligen und Märtyrer. Gleichwohl hat das Gouvernement den Erben des ermordeten Richters eine Schadloshaltung von 5000 L. Sterling bewilligt, worüber die Einwohner von Delhi den tiefsten Unwillen empfanden.

Wo so viele schwer anklagende Thatsachen vorliegen, da ist es wohl erlaubt, sich zu fragen, ob denn die englische Herrschaft in Indien wirklich so fest steht, als man gewöhnlich glauben will. Wo ein systematisch grausamer Druck stattfindet, da erhebt die Rache eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem Volk und dem Herrscher. Nun ist eine Regierung nur dann stark, und ihrer Zukunft sicher, wenn sie in der Liebe der Volksmassen eine Stütze hat. Da nun diese wesentliche Grundlage unsrer Macht in Asien abgeht, so würde die Stimme eines Befreiers ohne allen Zweifel unter den Völkerschaften von Hindostan tausendfältigen Anklang finden. Was die materiellen Hindernisse betrifft,

welche den Marſch einer Invaſionsarmee aufhalten können, ſo iſt durch den Rückzug der zehntauſend Griechen und durch ſo viele andere kühne Unternehmungen, deren Gelingen die Kriegsgeſchichte erzählt, die Behauptung wohl begründet, daß dieß eine Frage von untergeordneter Bedeutung iſt. Nimmt man namentlich die Möglichkeit eines gleichzeitigen europäiſchen Krieges an, in den Großbritannien verwickelt würde, ſo muß man anerkennen, daß ein neuer Akhbar viele Chancen für ſich hätte. Auch die Möglichkeit eines Aufſtandes oder theilweiſer Unruhen in den engliſchen Beſitzungen kann nicht abgewieſen werden. Es iſt ein ſchwerer Irrthum, wenn man auf das Wort gewiſſer Schriftſteller hin glaubt, die Völkerſchaften von Hindoſtan ſeyen ohne allen kriegeriſchen Inſtinkt. Man vergißt die Schlacht von Paniput; die gänzliche Vernichtung des mongoliſchen Reichs durch eine hindu'ſche Macht; den langen Krieg der Maratten; die kriegeriſche Laufbahn einzelner berühmter Häuptlinge; die Niederlage der engliſchen Heere und ihre Uebergabe in Maſſe an inländiſche Streitkräfte; den Rückzug und ſelbſt die Flucht anderer britiſcher Heere; die Verheerung der ſchönſten Provinzen der Compagnie, ſogar unter den Mauern ihrer Hauptſtadt; den glücklichen Widerſtand, den ein Häuptling zweiten Rangs fünf verſchiedenen Verſuchen leiſtete, welche im Jahr 1805 die Armee des Lord Lake machte, um ſich der Feſtung von Burtpore zu bemächtigen; die Freude der britiſchen Autoritäten, als im Jahre 1826 dieſer Platz in die Hände einer 25,000 Mann ſtarken engliſchen Armee fiel, eine Begebenheit, die man für ſehr ruhmvoll hielt. Eben ſo wenig wahr iſt, daß die hindu'ſchen Fürſten niemals inländiſche Truppen haben organiſiren können, ohne die Hilfe engliſcher Officiere. Die unbedeutendſten Häuptlinge haben alle eine Heeresmacht, die bloß aus Eingeborenen beſteht. Die Kriege dieſer Häuptlinge waren ſo häufig, ihr Ehrgeiz ſo unmäßig und die Unternehmungen ſo kühn, ihre Schlachten ſo blutig, als es nur bei europäiſchen Fürſten zu der Zeit der Fall ſeyn konnte, als der Weſten noch auf einer ganz niedern Stufe der Civiliſation ſtand. Die Völker des Ganges und Indus ſind alſo nicht ohne kriegeriſche Vorzüge und ein Aufruhr mit bewaffneter Hand, von geheimen Agenten geſchickt unterhalten, könnte von Seiten dieſer unterdrückten Volksſtämme keineswegs überraſchen.

Würden die Hindus durch einen Wechſel der Herrſchaft etwas gewinnen? Dieß iſt wieder eine ganz beſondere Frage, mit der wir uns nicht beſchäftigen wollen. Was wir haben darthun wollen, iſt, daß dieſe coloſſale Macht, welche man die Compagnie von Oſtindien nennt, auf einer ſehr ſchwachen Grundlage ruht, und daß die, welche

den Fall des Coloſſes prophezeien, keineswegs, wie man häufig ſagen hört, Unſinnige ſind.

Welches wird der künftige Gegner Englands in Aſien ſeyn? Frankreich hat nicht mehr das Recht, die Engländer in Indien zu erſchrecken. Der Enthuſiasmus, den die Proclamationen des ſiegreichen Bonaparte unter den Hindus erregten, die Hoffnungen, welche durch die Briefe des Ueberwinders der Mamelucken an den Sultan Tippo-Saib in den Herzen dieſer Völker erweckt wurden; die Unruhe, welche der drohende Feldzug von 1812 in Calcutta verbreitete; die lebhaften Sympathieen der Volksklaſſen für die überall triumphirenden Franzoſen: Alles dieß iſt vorüber und lebt nur noch in der Erinnerung. Und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Frankreich wieder in eine ſolche Lage komme, deren Glanz die hindu'ſchen Völker mit Hoffnungen berauſchte. Rußland gehört heutzutage die Rolle, um die Napoleon ſich bemühte; der Name des Zaars iſt der Schrecken der indiſchen Compagnie geworden; das Cabinet von St. Petersburg bezeichnen unſre Publiciſten als den furchtbarſten und entſchloſſenſten Feind der engliſchen Macht im Orient.

Viele Thatſachen beweiſen wirklich, daß dieſe Schrecken nicht grundlos ſind, und es iſt überflüſſig, dieſe Thatſachen zu wiederholen. Das politiſche Syſtem, das Rußland im Orient während der letzten Jahre befolgte, iſt in ſeinen Folgen und Ergebniſſen bekannt und gewürdigt worden. Dieſes Syſtem ſagt genug: noch mehr, die Pläne des Kaiſers auf Indien hat man ſchon angefangen, in's Werk zu ſetzen; die enge Verbindung Rußlands mit Perſien, die Belagerung von Herat, welche von ruſſiſchen Agenten geleitet wurde; die Unterhaltung geheimer Abgeſandten am Hofe der Herrſcher des nördlichen Hindoſtan und andere eben ſo bedeutſame Handlungen ſind der Regierung von Calcutta wichtig genug erſchienen, um ſofort ein Geſchwader in einen perſiſchen Hafen zu ſenden und auf der Nordgränze der britiſchen Beſitzungen ein Armeecorps aufzuſtellen. Wann ein entſchiedener Bruch ſtattfinden wird, läßt ſich nicht genau angeben; aber deutlich iſt es, daß die Ufer des Indus der Schauplatz eines blutigen Kampfes werden ſollen.

Was noch beunruhigender iſt, iſt das, daß die von der Compagnie abhängigen, ihr ſteuerpflichtigen Staaten, unter denen 30 bis 40 verbunden ſind, auf die erſte Forderung des Generalgouverneurs, ein Truppencontingent zu liefern, gegen die Engländer conſpiriren und ſich dazu hergeben, die Entwürfe Rußlands zu begünſtigen, entſchloſſen, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, um das britiſche Joch abzuſchütteln, ſollten ſie auch unter die ruſſiſche Herrſchaft zurückfallen. So nennt

man beſonders den Rajah von Satarah, als den ruſſiſchen Intereſſen ganz ergeben. Er war ehemals der rechtmäßige Beherrſcher der Maratten, und obgleich die übrigen Häuptlinge dieſer Nation von der Compagnie genöthigt wurden, das Bündniß mit ihm aufzugeben, ſo hat man doch alle Urſache zu glauben, daß ſie durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe ſich ihm annähern werden. Es iſt von Wichtigkeit zu bemerken, daß dieſer Rajah perſönliche Verbindlichkeiten gegen die Compagnie hat, ihr verdankt er die Gewalt, die er jetzt beſitzt, und dennoch denkt er auf Verrath. Wenn die Fürſten, welche durch Bande der Dankbarkeit an die Engländer geknüpft ſind, uns verabſcheuen, und die Plane unſerer Feinde unterſtützen, was muß man erſt von denen fürchten, welche, weit entfernt, unſrem Schutze etwas zu verdanken, nur Rache gegen uns zu üben haben!

Die Regierung der Compagnie hätte von Anfang an in einem freundlichen Verhältniß zu den tributpflichtigen Herrſchern eine Entſchädigung für die Unbeliebtheit ſuchen ſollen, in der ſie bei ihren Unterthanen ſtand; aber der Despotismus hat über die Rathſchläge der Politik den Sieg davon getragen. Die verbündeten Fürſten wurden gedemüthigt und in die ärmlichſte Lage verſetzt; bei jedem einigermaßen wichtigen Umſtande haben wir uns in die inneren Angelegenheiten ihrer Staaten gemiſcht; alle ihre Willensmeinungen, alle ihre Handlungen wurden von den Repräſentanten der Compagnie controllirt; ihre theuerſten Intereſſen wurden ſtets denen der engliſchen Regierung geopfert, ſo daß dieſe Herrſcher gewiſſermaßen nur Beamte ſind, beauftragt mit der Verwaltung dieſer oder jener indiſchen Provinz zum Vortheil eines Nachbars. Unter andern Beiſpielen von Bedrückungen, welche die Compagnie in den ſteuerpflichtigen Königreichen ausübte, kann man das Opium-Monopol anführen, das im Jahr 1820 in Malwa feſtgeſetzt wurde. Die Fürſten dieſes Landes wurden gezwungen, die Menge dieſes in ihrem Lande geſammelten Erzeugniſſes anzugeben, und es ganz an die Engländer allein zu verkaufen. Der Ankaufspreis, den die Speculanten feſtſetzten, betrug nicht die Hälfte deſſen, den man bei einem Verkauf auf freiem Markte gelöst hätte. Als durch dieſes gehäſſige Monopol die Einwohner von Malwa verarmt waren, erreichte die Erbitterung des Volkes ihren Gipfel; gleichwohl entſchloß ſich die Compagnie erſt im Jahr 1829, es zu unterdrücken. Nehme man noch hinzu, daß man das Gouvernement anklagte, es habe eine übermäßige Vorliebe für die Eingeborenen, und daß man ihm aus ſeinem endlichen Nachgeben noch ein Verbrechen machte. Dieß kann als Maßſtab für das Wohlwollen gelten, das die Handelscompagnie für ihre Verbün-

deten hat. Noch wollen wir an die rohe Dazwiſchenkunft des engliſchen Reſidenten in Lucknow in den Unruhen erinnern, welche auf den Tod des letzten Königs von Oude folgten. Die Königin-Mutter und das Volk wollten einen Sohn des verſtorbenen Königs auf den Thron erheben; der Reſident ſeinerſeits hatte ſeine Augen auf einen Oheim des Verſtorbenen geworfen, einen willenloſen, dem Gouvernement der Compagnie blind ergebenen Greis. Die Königin tritt in den Palaſt und ſetzt das kaiſerliche Diadem auf die Stirne ihres Enkels. In demſelben Augenblick erſcheint der Reſident an der Spitze einer beträchtlichen Heeresmacht. Die Thore werden geſchloſſen; er läßt ſie durch Elephanten einſtoßen, dringt in den Thronſaal, bemächtigt ſich der Königin und des jungen Prinzen, und krönt ſeinen Schützling. Während dieß im Innern des Palaſtes vorging, während die königliche Wohnung der Plünderung preisgegeben war, ertönten Kanonen in der Stadt und zerſtreuten das auf den öffentlichen Plätzen verſammelte Volk. Die zwei erlauchten Gefangenen wurden einige Tage nachher ſchimpflich aus dem Reiche verbannt.

— — Dieſe Bemerkungen beziehen ſich ohne Unterſchied auf die nördlichen, nordöſtlichen und weſtlichen Staaten, d. h. auf die Gegenden, welche einer Invaſion am meiſten ausgeſetzt ſind. Blicken wir auf den Süden, ſo ſehen wir, daß höchſt ſchwierige Verwicklungen die Gefahren eines Angriffs auf die nördlichen Gränzen noch vermehren. Das Gouvernement der Compagnie wird in Kurzem neue Feindſeligkeiten gegen die Birmanen und die Ghurkas von Nepaul beginnen; die erſten Anzeichen eines Bruchs mit dieſen Völkerſchaften haben ſich ſchon vor länger als einem Jahre gezeigt. In Folge einer Revolution in Ave wurde der König abgeſetzt, und ſein Bruder an ſeine Stelle auf den Thron erhoben. Anfangs großmüthig und milde, gab ſich der neue Herrſcher ſehr bald ſeinen grauſamen, rachgierigen Trieben hin. Er ließ alle ſeine Feinde umbringen, und bemächtigte ſich ihrer Reichthümer. Die Engländer verabſcheute und verfolgte er. Der Reſident, Oberſt Burney, verließ hierauf das birmaniſche Land. Der Rajah von Nepaul zeigt dieſelben Geſinnungen gegen die britiſchen Unterthanen; wie der birmaniſche Häuptling hat er mehre Niederlagen und den Verluſt eines Theiles ſeiner Beſitzungen zu rächen. Nun ſind dieſe Völkerſchaften ſehr kriegeriſch; man erinnert ſich, daß es zweier mörderiſcher, koſtſpieliger Feldzüge bedurfte, um die Ghurkas von Nepaul zu unterwerfen. Der letzte Krieg gegen die Birmanen hat 15 Millionen L. Sterling gekoſtet. Man kann alſo den Umfang der Gefahr ermeſſen, welche die engliſche Macht in Aſien bedrohen würde, wenn ſie zu

gleicher Zeit einem Angriff an den Ufern des Indus und einem Angriffe der Birmanen Widerſtand leiſten müßte.

Weiter darf man das nicht aus den Augen verlieren, daß, wie wir oben bemerkten, die Compagnie ſtets ein Deficit hat. Der Verluſt droht in einigen Jahren noch bedeutender zu werden; man ſpricht von einem Minus von ſechs Millionen L. (150 Millionen Fr.) in dem Staatseinkommen, in Folge der Hungersnoth, welche die weſtlichen Provinzen verödet hat. In einer ſolchen Lage wäre es der Compagnie unmöglich, die außerordentlichen Ausgaben eines offenen Krieges zu tragen.

Man bemerke endlich, daß die indiſche Armee in der letzten Zeit ſehr unkluger Weiſe verringert worden iſt. Eine Zeitung von Calcutta lehrt uns, daß die größte Streitmacht, die man heutzutage aus Bengalen, Madras und Bombay für den Dienſt an der Gränze zuſammen bringen könnte, nicht über 60,000 Eingeborene, 16,000 Europäer und 1000 Stücke Kanonen betragen würde. Eine ſolche Armee würde zur Vertheidigung einer Gränze von ſo ungeheurem Umfange, die von zahlreichen Heeresabtheilungen auf verſchiedenen Punkten zugleich angegriffen würde, keineswegs hinreichen. Unzufriedenheit der Unterthanen alſo, Haß der ſteuerpflichtigen Fürſten gegen das Gouvernement der Compagnie, Vorſichtsmaßregeln im Süden, durch die Geſinnungen der Birmanen nöthig gemacht, Geldverlegenheiten, Reduction des Kriegsfußes, Alles würde eine Invaſion begünſtigen.

Die Optimiſten ſcheinen auf die Eingeborenen der oſtindiſchen Armee feſt zu rechnen. Allerdings hat man auf die Intereſſen dieſer Claſſe der Bevölkerung von jeher beſondere Rückſicht genommen; man hat nichts verſäumt, um ſich der Treue des hindu'ſchen Soldaten zu verſichern; immer pünktlich bezahlt und mit allen zum Leben nothwendigen Dingen verſorgt, wurde er in Vergleichung mit der Volksmaſſe als Bevorrechteter behandelt. Aber dieſe Rückſichten können ein gerechtes Mißtrauen nicht aufheben; denn wenn die Volksmaſſen unzufrieden und von geheimem Widerwillen beherrſcht ſind, kann der Geiſt der Armee nicht vollkommen ruhig ſeyn. Dieß iſt im Allgemeinen wahr, und ganz beſonders in dem Falle, der uns beſchäftigt; hier hat der aus der Mitte der Nation genommene Theil der Armee mit dem europäiſchen Theile dieſer Armee nichts gemein. Religiöſe Anſichten, Gewohnheiten, Sitten, Vorurtheile, Alles verbindet ſich, um eine völlige Trennung zwiſchen den eingeborenen Soldaten und den engliſchen Truppen zu bewerkſtelligen. Die Cipayen müſſen daher den Klagen ihrer Landsleute ein williges Ohr leihen. Das Anſehen der Kriegszucht kann bei ihnen über

das Nationalgefühl nicht siegen. Man erinnere sich unter andern Beispielen an das Gemetzel Barrackpore im Beginn des birmanischen Kriegs, ein Ereigniß, von dem man noch nie eine befriedigende Erklärung gab, und das die Cipayer noch nicht vergessen haben. Außerdem ist gewiß, daß diese Soldaten nicht immer geneigt sind, die geduldigen Werkzeuge des Willens ihrer europäischen Offiziere zu seyn; man könnte hiefür zahlreiche Beweise beibringen. Ohne weit auszuholen, läßt sich das anführen, daß letzten Juli die Cipayen sich kräftig geweigert haben, an einem zum Erschießen verurtheilten Kameraden das Todesurtheil zu vollziehen. Eine solche Handlung der Insubordination ist in Europa unerhört und beinahe unglaublich; in Indien ist sie möglich und von hoher Bedeutung.

Wir haben gesagt, daß unserer Meinung nach die kriegerische Frage der unbedeutendste Punkt sey. Wir wollen uns hier nicht lange aufhalten und unsere Leser nur über den Werth der Beweise, die man uns entgegenstellt, belehren.

Man hat viel über diese Frage geschrieben; man hat die russischen Armeen auf allen Straßen und über alle Berge ziehen lassen, welche die an Indien gränzenden Länder abscheiden. Man hat die natürlichen Schwierigkeiten aufgezählt, welche sich dem Marsch der Truppen des Zaares entgegenstellen würden und mehre Publicisten haben auf die materielle Unmöglichkeit einer Invasion schließen zu können geglaubt. Bringen wir die Dinge unter ihren vernünftigen Gesichtspunkt und setzen wir ein für allemal die Wahrheit über diese Thatsachen fest.

Man hat Persien viel zu sehr in die Entwürfe Rußlands gemischt. Dieses Königreich kann für eine Armee, die in Indien eindringen wollte, nicht als Ausgangspunkt dienen. Abgesehen von dem Umfang des Landes, von dem ungesunden Clima einzelner Provinzen, so wären die Einöden, der Mangel an Lebensmittel, die Ungewißheit der Freundschaft des Schachs Schwierigkeiten, welche Rußland gewiß scheuen würde. Ohne Zweifel sind die Besetzung Persiens von russischen Truppen und die Unterwerfung dieses Reiches unter die Gewalt des Selbstherrschers, für die Ausführung eines Invasionsplans durchaus nothwendig, aber nur um von unserer Seite in dem caspischen Meer nichts zu fürchten zu haben, und um das System ungeheurer Vergrößerung zu vollenden, das die russische Politik verfolgt. Es scheint uns viel wahrscheinlicher, daß die Invasions-Armee vom Norden her eindringen werde, d. h. daß, wenn sie auf der Wolga in dem caspischen Meer angekommen und in Astrachan an's Land gesetzt ist, sie sich über die Provinzen Balk und Bokahra gegen Kabul wenden werde. Das Land, das sie hier zu durch-

ziehen hat, iſt fruchtbar und gut angebaut; es hat wenig Hohlwege und bietet wenig natürliche Hinderniſſe dar; zudem kann der Fluß Orus zum Transport benutzt werden, was bei einem ſolchen Feldzuge ein unſchätzbarer Vortheil iſt. Befolgen die Ruſſen dieſen Reiſeplan, ſo können ſie die thätige Mitwirkung Perſiens entbehren; ſie haben nichts zu befürchten von der Unbeſtändigkeit einer ſchwachen und ephemeren Regierung, deren Verrath im Augenblick des Kampfes gewiß nachtheiliger wäre, als ihr Beiſtand nützlich ſeyn kann; ſie werden die Völkerſtämme, durch deren Gebiet ſie kommen, an ſich ziehen, und ihre Reihen durch Reiterhorden vermehren, die, wenn ſie auch die wirkliche Stärke der Invaſionsarmee nicht ſehr erhöhen, ihr doch immer ſehr nützlich ſeyn werden, ſofern ſie den Verkehr mit den ruſſiſchen Reſervecorps offen erhalten, Futter und Lebensmittel liefern, und, indem ſie den kaiſerlichen Truppen dieſe Strapatzen erſparen, ihnen geſtatten werden, die Stelle, wo der Widerſtand beginnen wird, in gutem Zuſtande zu erreichen. Man ſage nicht, wir ſprechen über eine bloße Hypotheſe, wenn wir den Beiſtand der kriegeriſchen Stämme von Bokahra und Balk vorausſetzen; dieß iſt ganz nothwendig, einmal weil die Beherrſcher dieſer Staaten ſeit lange auf dieſe Ereigniſſe vorbereitet ſind, ſodann weil ſie ſich auf unſre Diplomatie nicht verſtehen und durch die Geſchicklichkeit unſere Agenten niemals von dem Bündniß mit Rußland abwendig gemacht werden können; endlich weil die Liebe zur Plünderung das erſte Motiv dieſer Völker iſt, und die Ausſicht auf eine reiche Beute ſie im Gefolge der Ruſſen fortziehen wird, wohin dieſe ſie führen wollen, namentlich aber in die Ländereien der reichen Fürſten von Indien. Aber ſelbſt in dem Falle, daß dieſe verwegenen Horden einen Widerſtand gegen die ruſſiſchen Truppen verſuchen würden, würde dieß nur eine kleine Verzögerung des Marſches dieſer letzteren zur Folge haben; denn man kann nicht glauben, daß einige tauſend ungeordnete Reiter der Bewegung einer europäiſchen Armee gegen die Gränzen von Hindoſtan einen ernſthaften Widerſtand leiſten können.

Der Weg bis nach Kabul iſt alſo leicht. Es bliebe alſo noch die Schwierigkeit zu unterſuchen, die man überſteigen müßte, um von dort aus an die Gränzen der engliſchen Beſitzungen zu gelangen.

Kabul war, und wird ſtets der Ausgangspunkt aller Armeen ſeyn, die gegen Indien ziehen. Die Straße, welche in die perſiſche Provinz Kerman (das alte Getroſia) führt, iſt kaum für Karavanen zugänglich, und bietet nur eine lange Reihe von Einöden und Sand. Auf dieſer Straße verlor Alexander bei ſeiner Rückkehr von Indien die Hälfte ſeiner Soldaten durch Hunger und Durſt, ſo wie den größten Theil

seines Nachtrabs. Also muß man über Kabul gehen. Aber daraus folgt noch nicht, daß der Besitz dieser Stadt die Operationen einer Invasionsarmee besonders erleichtern müsse. Kabul ist ein nicht sehr befestigter Ort, und wäre er es auch, so liegt er von den Gegenden, welche der Hauptschauplatz der Feindseligkeiten werden sollen, zu weit entfernt, als daß er bei einem Rückzuge einer Armee zum Schutz oder zum Vereinigungspunkt dienen könnte. Kabul könnte nicht das seyn, was für Napoleon, bei seinem Rückzuge von Moskau, Smolensk war; denn es hat nicht den Vorzug, an einem tiefen und reißenden Strome zu liegen. Aber wie dem auch so sey, da diese Hauptstadt einen Haltpunkt und Versorgung mit Lebensmitteln gewähren kann, da sie in politischer Hinsicht eine unbestreitbare Wichtigkeit hat, so darf man annehmen, daß sie Zeuge von den ersten Feindseligkeiten seyn muß, mit denen dieser Kampf zwischen zwei mächtigen Nationen beginnen wird.

Der eigentliche Zweck der englischen Politik war, die Afghanen in ihr Bündniß zu ziehen, eine kriegerische Nation, deren Beistand ihr unerläßlich war. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte sie die Ansprüche des Dost Mohamed Khan unterstützen, der die Volkssympathien für sich hat. Dies verstand Rußland vollkommen, das Alles anwandte, um sich die Treue des Dost Mohamed zu sichern. Vor einigen Monaten fand Lieutenant Burnes, als er zum zweitenmal nach Kabul gesandt wurde, um mit diesem Häuptling zu unterhandeln, an seinem Hofe einen russischen Agenten, der es dahin brachte, ihn zu vertreiben, ihn, den Gesandten des Gouvernements der Compagnie.

Anstatt diesen Weg zu verfolgen, hat nun die Compagnie die Sache des Shach Soojah ergriffen, des unpopulären Nebenbuhlers von Dost Mohamed, so daß die Truppen, welche der Generalgouverneur vor kurzer Zeit gegen die nördliche Gränze gesandt hat, wahrscheinlich in Kabul eindringen werden, wo man den Günstling der Compagnie als rechtmäßigen König erklären wird; aber sie werden allein daselbst ankommen, ohne Unterstützung der Armee, welche die Stärke des Landes ist. Diese unkluge Parteiergreifung für eine Sache, die vielleicht gerecht ist, aber jeden wirksamen Beistandes ermangelt, wird sicher den Dost Mohamed bestimmen, sich den Russen in die Arme zu werfen, und seine Mitwirkung wird unsern Feinden die schwierigsten Zugänge des Landes öffnen. So sind wir denn vereinzelt in Kabul, und was unsere Lage noch kritischer machen wird, ist dieß, daß zwischen diesem Armeecorps und der Gränze ein mächtiger, gegen England schlimm gesinnter Herrscher wacht,

der maraḥadja Runjeet-Sing, der bei dem erſten Siege der Ruſſen ihnen freundſchaftlich die Hand reichen wird.

Verfolgen wir den Reiſeplan. Drei Wege führen von Kabul nach Pechawer. Dieſe letztere Stadt erhebt ſich in einer gut angebauten Ebene. Wir ſind hier noch bei den Afghanen, alſo den Verbündeten Rußlands. Von Pechawer nach Attock beträgt die Entfernung ungefähr achtzig Meilen. Attock iſt ein unbedeutender Platz am öſtlichen Ufer des Indus: von hier aus drang Alexander ohne Widerſtand in Indien ein. Zwei Wege werden ſich der Invaſionsarmee öffnen: der eine führt in gerader Richtung an die Gränze der Beſitzungen Runjeet-Sings; der andere wendet ſich gegen Süden, mündet nach Mülkan ein, und führt mit einer Ablenkung gegen Oſten nach Burtpore und Agra. Wenn, wie man denken darf, das Bündniß mit den Sikhs den Ruſſen geſichert iſt, ſo iſt der erſtere dieſer Wege ſicherer; denn alsdann wird die kaiſerliche Armee ein verbündetes Land durchziehen und auf ihrem Marſche ſich verſtärken. In dieſem Falle würden die ruſſiſchen Truppen, nachdem ſie Jolum, Chimaub und Ravi durchzogen, über Ludiana, einem Platze, welcher die Ueberfahrt des Settledge oder Gharra beherrſcht, auf deſſen linkem Ufer er liegt, der aber, da er von keiner Wichtigkeit iſt, den Marſch eines entſchloſſenen Feindes nicht lange aufhalten könnte, in die britiſchen Beſitzungen eindringen. Würde ſich Runjeet-Sing weigern, den Ruſſen ſeinen Beiſtand zu leiſten, ſo würde es nöthig werden, den zweiten unſerer angegebenen Wege einzuſchlagen. Alsdann hätte man die Einöde von Bicanier und Ajimeir zu durchziehen; aber man könnte dafür auf den Beiſtand der Raſpouten rechnen, einer kriegeriſchen Nation, die den Engländern von jeher feindlich war. So iſt alſo, unſerer Meinung nach, Indien von der nördlichen Seite durchaus zugänglich, und zwar in allen möglichen Fällen. Die Bündniſſe, über welche wir ſprechen, ſind nicht bloß Chimären; ſie werden wahrſcheinlich durch die Geſinnungen der nördlichen Völker von Hindoſtan, durch das unpolitiſche Betragen der Compagnie in Rückſicht ihrer, durch die Wichtigkeit, welche die Verbindung mit einem Eroberer für ſie haben muß, der, wenn er ſiegt, ihre Lage nur verbeſſern kann. Dieß iſt übrigens die Anſicht aller Schriftſteller, welche Indien mit der aufrichtigen Begierde durchreiſt haben, unparteiiſch zu unterſuchen, und zu urtheilen. Einer derſelben, der Hauptmann Weſtmacott, ſagt mit dürren Worten: „Wenn die ruſſiſchen Horden Attock durchzögen, ſo würden alle unſere Verbündeten und Steuerpflichtigen die Waffen gegen uns ergreifen. Es wäre für die Sikhs, die Raſpouten, die Maratten, die Rohillas und die Krieger von Oude ein Zeichen zum Aufſtand gegen die tyran-

niſche Beſchützung der Engländer *)." Und die Autorität, welche wir hier anführen, iſt nicht verdächtig; denn der Capitän Weſtmacott war dem politiſchen Agenten an der Weſtnordgränze beigegeben und ſomit im Solde der Regierung.

Uebrigens mag Rußland ſich entſcheiden oder nicht, die engliſche Macht in Indien anzugreifen, jedenfalls erſcheint es unmöglich, daß eine Regierung wie die der Compagnie ſich noch lange halten könne. Eine radicale Reform in den Einrichtungen des Landes könnte allein dem Anſehen der Engländer wieder aufhelfen, und die höchſten Herren Hindoſtans werden ſich niemals zu einem ſolchen Heilmittel entſchließen können. Vielleicht iſt ein allgemeiner Aufſtand noch ferne. Aber wir haben bewieſen, daß er zu den drohendſten Möglichkeiten gehört. Die Hindus ſind gedrückt und hoffen ſehnlich auf eine Verbeſſerung ihres geſellſchaftlichen Zuſtandes; dieß iſt noch nicht Alles, die Berührung der Engländer civiliſirt ſie nach und nach, trotz dem, daß dieß keineswegs der Wunſch der Regierung iſt. Von Tag zu Tag verbreitet die Preſſe Freiheitsgedanken, die ſicherlich nicht ewig bloß theoretiſch bleiben werden; endlich impft die Organiſation der indiſchen Armee den Volksmaſſen unmerklich Principien von Kriegszucht und militäriſchem Inſtinkt ein, über die die Regierung weit eher erſchrecken, als ſich Glück wünſchen ſollte. Alles dieß wird ſeine Früchte tragen. Schon beginnt man, offen den Geiſt des Aufruhrs unter die Eingeborenen zu ſäen. Mehre Zeitungen in der Volksſprache leihen dieſen Verſuchen ihren Beiſtand; die Sprache dieſer Blätter beobachtet keine Schonung mehr gegen die Vertreter der Compagnie. Man greift die Regierung an ihrer empfindlichſten Seite an, am Geldpunkt. Man räth den Eingeborenen, die Steuer zu verweigern, und die, von dem Fiscus taxirten Gegenſtände nicht mehr zu kaufen; eine neue Analogie mit den Anzeichen der Befreiung der vereinigten Staaten. So beginnen die Revolutionen. Man muß auch die Ereigniſſe in Berechnung ziehen, die einen Aufſtand begünſtigen und beſchleunigen können; alſo eine Hungersnoth, Stürme, eine Trockenheit, Ueberſchwemmungen, mit einem Wort Alles, was die Leiden des Volks vermehrt, und es zu einem äußerſten Entſchluſſe treibt.

Hier erſcheint dann die kriegeriſche Frage in ſehr mittelmäßiger Bedeutung, denn man wird uns wohl zugeben, daß ſechszig, bis

---

*) Das Werk des Capitän Weſtmacott iſt erſchienen unter dem Titel: **The present and future Prospects of our Indian empire.**

achtzig tausend europäische Soldaten wenig vermögen gegen tausend Millionen Menschen, die entschlossen sind, ihre Unabhängigkeit mit ihrem Blute zu erkaufen.

Alles, was man bis jetzt gelesen hat, läßt sich in wenige Worte zusammen fassen: wenn England auf der Bahn des Despotismus, in der es gegenwärtig steht, verharrt, so wird es Indien verlieren, sey es durch einen Angriff Rußlands, sey es durch einen Volksaufstand.

Bald vielleicht wird auch Canada dem Beispiel der vereinigten Staaten gefolgt seyn. Werden die englischen Staatsmänner einer dritten Lehre bedürfen, um sich von der Nothwendigkeit einer Reform des Colonialsystems zu überzeugen?

(**Rickard's India**).

Erinnerungen aus Süd-Amerika.

(Auszüge aus Reminiscences of South America: from two and a half years residence in Venezuela by John Hawkshaw.)

Zweiter Artikel.

Caraccas hat seine Berühmtheit einem schrecklichen Ereignisse, dem großen Erdbeben von 1812, zu verdanken, durch welches es zerstört worden ist. Es kamen dabei mehr als zwölf tausend von seinen Einwohnern um, ebenso eine große Anzahl in La Guayra, und in den meisten Städten, die auf oder in der Nähe derselben Cordilleren liegen.

Vor dem Erdbeben und dem Aufruhr betrug die Bevölkerung mehr als vierzig tausend Einwohner, jetzt beträgt sie nicht zwanzig tausend. Man wird von düsteren Empfindungen ergriffen, wandert man in einigen von den äußern Straßen umher, und dieß sogar da, wo noch

alle Häuser stehen. Keine Stimme läßt sich in den Mauern vernehmen; selten nur erschallt ein einsamer Tritt auf der Straße; Todesstille und gähnende Spalten erzählen von Krieg und Erdbeben, Verwüstung und Zertrümmerung.

Ohne hier weiter auf die Verhältnisse einzugehen, die den Kämpfen in Süd-America zu Grunde lagen, läßt sich doch wohl behaupten, daß die Art und Weise, wie dieser Krieg geführt ward, die allgemeine Mißbilligung der Menschheit verdient. Es war nichts Ungewöhnliches, daß man Hunderte von Gefangenen aus ihren Kerkern hervorzog, und kaltblütig hinschlachtete — nicht erschoß, das wäre eine Verschwendung von Pulver gewesen, sondern mit Beilen zu Tode hackte, welche in die Hände wilder, zügelloser Samboes gegeben wurden, die gewöhnlich das Henkeramt versehen. Man beschrieb mir eine Scene, die in La Guayra vorfiel, und in der That furchtbar gewesen seyn muß. Eine Anzahl Gefangener sollte geschlachtet werden, und man zündete, wahrscheinlich, um sich der Mühe des Begrabens zu überheben, ein großes Feuer an; die Henker begannen ihr Mordwerk mit den Beilen, und die blutigen Gefangenen wurden in die Flammen geworfen, während manche von ihnen noch lebten.

Die Abnahme der Bevölkerung zeigte sich mir, wo immer ich in Venezuela gereis't bin. In allen größeren Städten, wie auf dem Lande, bemerkt man Spuren der Verwüstung und des Verfalles. Häuser und ganze Straßen sind leer. Landgüter und urbar gemachte Gründe werden dem Rückschritte zum Zustande der Natur überlassen; Unkraut bedeckt in dichten Massen den Boden, der einst der Schauplatz der Fruchtbarkeit und des Wohlstandes gewesen war.

Das Land beginnt nun, sich einigermaßen von diesem Zustande der Dinge zu erholen, und Venezuela mag im Verlaufe der Zeit sehr wohlhabend werden, wenn sich sein Volk fortwährend den Künsten des Friedens widmet; große Vortheile bietet ihm die Nähe der vereinigten Staaten. Es hat eine lange Küstenstrecke, Flüsse, welche schiffbar sind, und andere, welche schiffbar gemacht werden können; einen, in vielen seiner Thäler wunderbar fruchtbaren Boden, und mineralische Schätze, die, völlig ausgebeutet, mehr Werth haben möchten, als das Gold und Silber von Peru.

Kehren wir zu Caraccas zurück. Diese Stadt wird, wie im Allgemeinen die südamericanischen Städte, von langen Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchkreuzen, und von Plazas, oder viereckigen Plätzen, gebildet. Auf der Hauptplaza wird der Markt gehalten, wobei Trauben, Ananasse, Aepfel und Pfirsiche, Fleisch,

indiſcher Weizen, Caſſava-Brod *) u. ſ. w. zum Verkaufe ausgeboten ſind. Die beſten Häuſer beſtehen in der Regel aus einem weiten Saale, welcher ſich gegen eine Seite eines viereckigen Hofes öffnet, der an den drei andern Seiten mit einem Speiſezimmer, Schlafgemächern und Geſchäftsſtuben umſchloſſen iſt. Von Pfeilern und leichten Bögen gebildet, läuft eine Halle um den Haupthof, ohne welche man ſich den Zimmern, die alle in den Hof gehen, während der Regenzeit, nicht nähern könnte. Es finden ſich hier mehre Kirchen, zum Theil von gutem Ausſehen. Der Styl der Architectur iſt der mauriſch-ſpaniſche. Die Häuſer ſind aus Stein, getrockneten Backſteinen, oder aus Erde, und mit Mörtel überzogenem Stroh gebaut; ſie ſind gewöhnlich weiß angeſtrichen, und haben nie mehr als zwei Stockwerke.

Caraccas iſt der Sitz der Regierung. Es befinden ſich daſelbſt einige Seminarien, hauptſächlich für das Studium der Rechte, welcher Wiſſenſchaft die Süd-Americaner ſehr zugethan ſind.

Das Clima von Caraccas kam mir ſehr angenehm vor. Einem, der eben von England anlangt, erſcheint es, wie ein ewiger Frühling. Zuweilen wälzen ſich von den umliegenden Gebirgen finſtere Wolken herab, welche einen friſchen Luftzug verurſachen, der, wenn auch kaum von einer Perſon empfunden, welche kürzlich erſt Europa verlaſſen hat, von Denjenigen gefürchtet wird, die ſich ſeit Jahren an ein heißeres Clima gewöhnt haben. So fand ich in La Guayra Engländer, die dieſen Ort Caraccas vorzogen, obgleich dort Mittags der Schweiß beinahe von den Fingerſpitzen träuft.

Das Innere der Kirchen macht einen ſehr ungünſtigen Eindruck. Die Altäre ſind mit Zierrathen überhäuft, die indeſſen nur in elenden Spielereien und ſchlechten Gemälden beſtehen. Ohne Zweifel ſind ſie ihrer meiſten Kleinodien während des Aufſtands beraubt worden. Die Kirchen-Einkünfte hat der Staat eingezogen, der dagegen den meiſten Geiſtlichen kleine Gehalte bezahlt.

Die Rechtsſtudenten tragen gleichmäßig einen langen Rock, dem ähnlich, der auf engliſchen Univerſitäten gebräuchlich iſt, und die Geiſtlichen gehen mit ungeheuern Schaufelhüten auf den Straßen umher. Bettler findet man nicht ſo häufig, als man, der Ueberlieferung nach, in früheren Zeiten gefunden hat. Diejenigen, welche ich geſehen habe,

*) Caſſava oder Caſſave heißt eine Pflanze, deren Wurzel, nachdem ihr der milchige Saft genommen, zu Mehl gemahlen wird, aus dem man Kuchen oder Brod bereitet.

waren häufig mit der Elephantiasis behaftet. In einem Lande, wo die Lebensbedürfnisse beinahe wild wachsen, erscheint es sonderbar, und muß nothwendig als Zeichen eines schlechten Zustandes der Dinge betrachtet werden, wenn man viele Bettler trifft; so lange aber das Land in den Händen der Spanier war, muß dieß offenbar der Fall gewesen seyn.

Ich brachte so fort mehre Tage auf dem Gute eines Bekannten an der Küste, in der Nähe von Niguator, östlich von La Guayra, zu; wobei ich hinreichend Gelegenheit hatte, den Proceß der Zuckerbereitung anzusehen, und mich mit der Bewirthschaftung dieser Güter mittelst Sclaven-Arbeit bekannt zu machen.

Es war gerade, was man die Ernte nennen kann, d. h. man schnitt die Rohre, und verwandelte sie in Zucker. Dieß ist die Jahreszeit, wo Alles geschäftig erscheint; mir kam diese Zeit so lustig vor, als die Ernte in der Heimath. Die Sclaverei in Süd-America hat eine viel mildere Form angenommen, als im Allgemeinen in Westindien, und in den Händen der Besitzer der Güter, die ich hier besuchte, war die Behandlung so menschenfreundlich, als sich dieß nur immer mit den Grundsätzen der Sclaverei verträgt. Der Congreß von Venezuela hat schon im Jahr **1821** ein, auf die Emancipation der Sclaven hinwirkendes Gesetz erlassen, das alle Kinder von Sclaven, vom Tage ihrer Geburt an, frei macht. Dieses Gesetz ist durch ein Decret vom Jahr **1830** erweitert worden, das vorzüglich auf die Erziehung der Kinder von Sclavinnen abzielt, und eine besondere Steuer gründet, aus deren Ertrag jedes Jahr eine Anzahl von Sclaven frei gekauft werden soll.

Da dieses Gesetz bei meiner Ankunft bereits einige Jahre in Kraft getreten war, so mag die Bemerkung nicht uninteressant seyn, daß dasselbe, so weit meine Erfahrung ging, durchaus keine unvortheilhafte Wirkung für die Eigenthümer herbei führte. Es hatte nach und nach die Beschränkung der Zahl der Sclaven bewerkstelligt, und bedeutend zum Fortschritt des Anbaus der Ländereien beigetragen; die Regierung von Venezuela hat sich durch Annahme so erleuchteter Maaßregeln große Verdienste erworben.

Der Mangel an Bevölkerung macht sich nachgerade sehr fühlbar, und zuweilen fehlt es bedeutend an Arbeitern. Uebrigens gibt es kein Land, wo der Mensch weniger nöthig hat, sich harter Arbeit zu unterziehen, wenn er nicht will, als dieses. Er kann seine Axt auf die Schulter nehmen, in die Wälder spazieren, kann sich ein kleines Stück Land lichten, seine, mit Palmblättern bedeckte Hütte errichten, seine

Yams und Piſangbäume ſetzen, und für ſeinen Unterhalt iſt geſorgt. Er mag ſeine Hängmatte an den Pfoſten ſeiner Hütte befeſtigen, und ſich darin den ganzen, lieben, langen Tag gedanken- und ſorgenlos ſchaukeln. Beliebt es ihm, ſo kann er ein kleines Stück mit indiſchem Weizen anbauen; und dieß, nebſt dem Federvieh, das er um ſeine Hütte her zieht, reicht, auf dem nächſten Markte verkauft, zu, ihn mit Cigarren zu verſehen; Kleider koſten äußerſt wenig.

Gab es deßhalb in irgend einem Lande eine Entſchuldigung für Fortſetzung der Sclavenarbeit, ſo war es in dieſem, wo es an Händen mangelt, das Geſchäft aber erleichtert werden kann. Wie kommt es aber, daß in Nordamerika dieſe Klage noch fortherrſcht? Zugegeben, daß die erſte Emancipation der Nation ein Opfer koſten *muß*, wie kommt es, daß in Südamerika dieſes Opfer gebracht worden iſt, während in den erleuchteteren Staaten von Nordamerika man noch durchaus nicht daran will? Der Hauptgrund iſt ohne Zweifel Eigennutz, und Eigennutz gibt ſich als vorherrſchender Zug in den vereinigten Staaten kund, gerade weil die Liebe zum Golde ſtärker iſt.

Beide Länder haben eine republicaniſche Regierung, beide haben „die Freiheit" zum Motto gewählt, und beide haben einen ſchweren Kampf gekämpft, um dieſe Freiheit zu erlangen und das Joch des Mutterlandes abzuſchütteln. Aber der Durſt nach Freiheit hatte in den beiden Ländern nicht denſelben Urſprung.

In den vereinigten Staaten war es mehr ein Gefühl von Eigennutz, ein inniges Verlangen, der Steuerlaſten los zu werden. Die Ueberzeugung, daß das Mutterland den Schutz, deſſen das herangewachſene Kind nicht mehr bedurfte, ſich zu theuer bezahlen laſſe, war was den Kampf für die Freiheit hervorrief. Es war mehr Liebe für das Gold als für die Freiheit. Sie ging aus dem Kopf und nicht aus dem Herzen hervor. Sie war Sache der Berechnung und nicht des Gefühls, und bei der Abwägung, die zu Gunſten der Trennung vom Mutterlande ausfiel, hatten die freigewordenen Amerikaner nie daran gedacht, die Koſten der Emancipation ihrer Kampfgenoſſen auf ſich zu nehmen. Daher rührt die widerſprechende Erſcheinung bei einem Volke, das ſich ſo vieler freier Einrichtungen und Geſetze erfreut, und ſich vor allen andern Völkern frei nennt, während es an den eigenen Thüren, am eigenen Herde, rings um ſeine, der Geſelligkeit nicht entfremdeten Gemüther, die Sclaverei hegt. Manche in den vereinigten Staaten möchten dieſen Flecken weggetilgt wünſchen, aber es iſt zu befürchten, daß die große Maſſe der Einwohner noch weit entfernt iſt, die Sache im rechten Lichte zu betrachten, und ihre

Kampfgenoſſen mit Vorurtheil und Widerwillen anſieht, was einem erleuchteten Volke nicht beſonders zur Ehre gereicht.

In Südamerika dagegen war das Ringen nach Freiheit mehr eine Regung des Herzens; nicht als hätten die Einwohner keine triftigen Gründe gehabt, ſich frei zu wünſchen, ſie waren durch eine Kette gefeſſelt, dieſe Kette zu brechen blieb ihr vornehmſter Geſichtspunkt. Alles um ſie her war frei, wie die Natur in ihrer Einſamkeit frei iſt, und ſie ſehnten ſich danach, in ihren Wäldern umherſtreifen zu können, ohne daß ſie erſt Jemand um Erlaubniß fragen müßten, oder daß ſie irgend ein Menſch hindern dürfte. Sie waren in Käfige eingeſperrte Vögel, noch von ihren wilden, ungezähmten Mitgeſchöpfen umgeben, und wünſchten zu ſeyn wie dieſe. Bei der Mehrzahl hatte das Intereſſe keinen Antheil an dem Streben nach Freiheit. Sie kümmerten ſich damals ſo wenig als jetzt um den Nutzen oder Gewinn. Sie wollten keine Herren haben, und wünſchten deßhalb, ſich von Spanien loszureißen, das ihnen Herren zuſandte. Das indiſche Blut, das ſich in ihren Adern miſchte, ließ ſie die Freiheit lieben, wie ſie die Einſamkeit liebten, und erfüllte ſie vielleicht zugleich mit einem Rachegeiſt.

Sie machten einen Verſuch, frei zu werden, und wurden frei; und da ſie das drückende Joch einer an Sclaverei gränzenden Herrſchaft empfunden hatten, beſchloſſen ſie, daß die Qual, die ſo allgemein geweſen war, nicht länger beſtehen, und daß fortan kein Menſch mehr als Sclave geboren werden ſollte.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſie bei dem weitläufigen Entwurf für ihren zukünftigen, politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtand mehr in Abſicht ſtellten, als ſie auszuführen die Macht hatten, denn ihr Land war verarmt und ſie hatten nur wenig von den Künſten des Friedens gelernt. Spanien hatte nie darauf hingearbeitet, ſeine Colonie reich, und ſeine Coloniſten gewerbsthätig und erleuchtet zu machen. Durch lange Jahre der Finſterniß waren ihre Geiſter leer und unwiſſend geblieben. Spanien hatte nichts in ſeine Colonie eingeführt, als unwiſſende und abergläubiſche Prieſter; dagegen Alles ausgeführt, woran es ſeine Hände legen konnte, und was des Wegſchleppens werth war. Seine Coloniſten hatten lange ein Joch ertragen, das unter anderem auf die Fortdauer der Unwiſſenheit abzielte; ſie wurden frei; aber nicht gewöhnt an die Segnungen der Freiheit, bedurften ſie der Zeit, ſie zu ihrem Vortheile benützen zu lernen.

Auf der Pflanzung, wo ich, wie ich oben erwähnte, einige Zeit zubrachte, wurden Neger in beträchtlicher Menge gehalten. Es war

hier ein Schulmeiſter, um die Kinder zu unterrichten, und zweimal in der Woche kamen Alle zum Gebet vor das Haus des Eigenthümers. Sie ſchienen im Durchſchnitt ſehr zufrieden, was ich indeſſen nicht als die Sclaverei in dieſem Lande bezeichnend anführe. Da die Arbeiter großen Werth haben, ſo liegt es im Intereſſe der Herren, die Kinder der Sclaven an ſich zu feſſeln, damit ſie Luſt bekommen, auf ihren Beſitzungen zu bleiben, wenn die Zeit der Sclaverei abgelaufen iſt, und ſie ihre eigenen Herren werden.

Während meines Aufenthaltes in dieſer Gegend, machte ich einen Ausflug auf die Berge, hauptſächlich um die Natur des Holzes zu unterſuchen, womit ſie an ihren Seiten bedeckt ſind. Wir ſtiegen einige Stunden raſch aufwärts, und begegneten auf unſerem Marſche einer Truppe von Affen, die ſich von einem Baume zum andern ſchwangen. Ein großer Affe, von der ringelſchwänzigen Gattung, ward geſchoſſen und ſogleich von einem Neger in Beſitz genommen, welcher dieſe Thiere für eine köſtliche Speiſe erklärte, was nicht unglaublich iſt, da ſie hauptſächlich von Obſt leben, und zuweilen ſich auch zu dem Zuckerrohr herablaſſen.

Ein Baum, genannt Vera, eine Art von **Lignum vitae**, war in großem Ueberfluß auf dieſen Bergen zu finden, und ich ſah noch viele andere, von den europäiſchen durchaus verſchiedene Gattungen von hartem Holz.

Sehr überraſcht war ich bei dem Anblick der Bejucoes, einer Gattung von Schmarotzer-Pflanzen, oder vielmehr Bäume, wie man viele von ihnen nennen ſollte, welche von den obern Zweigen herabwachſen und dann in den Boden eingreifen. Zuerſt ſind ſie bloße dünne Ranken; werden ſie etwas dicker, ſo gebraucht man ſie bei verſchiedenen Gegenſtänden zum Binden, da ſie ſehr zähe und biegſam ſind; einige werden ſo dick wie Schiffstaue, und haben offenbar die Beſtimmung, an manchen Orten Bäume zu ſtützen, die nicht tief genug Wurzel geſchlagen haben, und ohne dieſe Stütze vom Winde umgeworfen würden. Einer von den Negern, die uns begleiteten, zeigte uns einen ſolchen Bejucoe, zu dem die Reiſenden, wenn es ihnen an Waſſer mangelt, ihre Zuflucht zu nehmen pflegen. Nachdem wir einen Einſchnitt gemacht hatten, lief eine beträchtliche Menge klaren, ganz rein ſchmeckenden, ſüßen Waſſers daraus hervor. Die wilden Früchte, die wir hier fanden, vermochte ich nicht zu genießen, obgleich die Neger ſie ganz ſchmackhaft fanden.

Bei meiner Rückkehr nach La Guayra wurden wir von einem furchtbaren Sturme, mit Donner, Blitz und Regen überfallen. Es war

das erste Ungewitter, das ich in den Tropenländern erlebte, und das Brüllen des Donners, verbunden mit den blendenden Blitzen, war ganz geeignet, den Ankömmling mit Furcht zu erfüllen. Die dicken, schwarzen Wolken hatten das bisherige Licht beinahe verdunkelt, das sich noch vom Himmel herab ergoß, und jeden Augenblick nahm die Finsterniß zu. Von Zeit zu Zeit leuchtete der Blitz mit so scharfem Glanze über unsern Pfad hin, daß das Auge noch einige Zeit hernach mit völliger Blindheit geschlagen schien. Ein Diener wurde voraus geschickt, nicht als ob wir geglaubt hätten, er vermöchte besser zu sehen, als irgend ein Anderer, sondern weil wir es (eben nicht sehr menschenfreundlich) für gerathen hielten, ihn zuerst einen Versuch mit der gefahrvollen Straße machen zu lassen. Obgleich er ein weißes Pferd ritt, so war der Reiter, der ihm unmittelbar folgte, selbst in einer Entfernung von nur drei bis vier Schritten, häufig dennoch außer Stande, Roß oder Reiter zu sehen, so sehr wurde das Auge von den blendenden Blitzen geschwächt. Nachdem wir uns aus diesem Theile der Straße, welche durch die dicht an der See liegenden Klippen verengt wird, heraus gearbeitet hatten, gelangten wir zu einer Pulperia *), wo wir verweilten, bis sich der Sturm gelegt hatte. Nachdem unsere Kleider getrocknet waren, und wir etwas **Aguardiente de caña** **) zu uns genommen hatten, setzten wir unsere Reise nach La Guayra fort.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Caraccas schickte ich mich an, nach dem Orte meiner Bestimmung abzugehen. Ich kehrte deshalb nach La Guayra zurück, wo ich mich in einem kleinen Fahrzeuge einschiffte, das mich nach Puerto Cabello bringen sollte. Wir fuhren ungefähr um fünf Uhr Abends ab. Es gibt keine Dämmerung in den Tropengegenden; die Sonne scheint so senkrecht in den Ocean unterzutauchen, daß man sie gleichsam mit einem Schlage erlöschen sieht. So sank auch hier das große Tagesgestirn in den Gewässern unter, und bald lagen meine Reisegefährten, die dem schnellen Wechsel des hellen Sonnenscheines und des blassen Mondschimmers wenig Aufmerksamkeit schenkten, in tiefem Schlaf.

Ungefähr um die Mitte des andern Tages langten wir in Puerto Cabello an, wo ich einige Tage verweilte, ehe ich mich nach den mehr westlich von diesem Hafen gelegenen Bergwerken begab. Puerto Ca-

*) Laden, wo man Eßwaaren und Getränke verkauft.

**) Branntwein aus Zucker bereitet.

bello verdient, ſeiner äußeren Erſcheinung nach, den Vorzug vor La Guayra. Es hat einen weiten, bequemen Hafen, der trefflich von kleinen, im Oſten liegenden Inſeln beſchützt iſt. Dieſer Hafen liegt am Anfange einer Bucht oder eines Golfes (Golf Triſte), was viel zu ſeiner Sicherheit und Ruhe beiträgt, da die Hauptſtrömung von dieſem Theile der Küſte durch die Tucacas-Spitze abgelenkt wird. Am Eingange zum innern Hafen ſieht man ein von den Spaniern erbautes Fort, in welchem ſich einige ſehr ſchöne meſſingene Kanonen befinden; ſein Vertheidigungszuſtand ſcheint aber doch nicht gerade der beſte zu ſeyn.

Die Baracken liegen hinter der Stadt; das Haus des Gouverneurs und das Zollhaus ſtehen an den Kaien. Vor dem Hauſe des Gouverneurs bemerkt man ſtets eine Anzahl Soldaten, welche bei der Ablöſung verſchiedene Male des Tags durch die Hauptſtraßen der Stadt, in Begleitung von Trommeln und Pfeifen, geführt werden. Letzteres, zuſammengenommen mit der Eintönigkeit der Glocken auf der katholiſchen Kirche, welche, wie dieß in Südamerika gewöhnlich iſt, keine Schlägel haben, ſondern von außen durch eine hiezu beſtimmte Perſon angeſchlagen werden, macht den Aufenthalt in Puerto Cabello nicht ſehr angenehm.

Die Bergkette, welche hinter Puerto Cabello hinläuft, und von Humboldt die Küſten Cordillera genannt worden iſt, beginnt am Cap Cordera, und erſtreckt ſich die Küſte des Caraibiſchen Meeres entlang, bis ſie zu dieſem Orte gelangt. Die höchſten Punkte dieſer Kette ſind die Spitze von Niguator, der Silla von Caraccas, und die Coquiſa Berge; der Silla iſt beinahe neuntauſend Fuß hoch. Ehe ſie Puerto Cabello erreicht, wendet ſich dieſe Gebirgskette von der Küſte ab, und läuft in ſüdweſtlicher Richtung, und in beinahe gerader Linie, bis ſie den Freiſtaat Venezuela verläßt, und in Neu-Granada eintritt. In Venezuela umſchließt dieſer Gebirgszug die Städte Tocuyo, Trurillo und Merida; in Neu-Granada läuft er an Pamplona vorüber nach Santa Fe de Bogota. Oeſtlich von dieſem Gebirge ſtrömen zahlreiche Flüſſe durch die weiten Ebenen zum Orinoco. Weſtlich ſind die Hauptflüſſe innerhalb der Republik Venezuela, der Aroa und der Tocuyo, von denen der Tocuyo der bedeutendſte iſt; dann finden ſich hier eine Anzahl kleinerer Flüſſe, die ſich in den Maracaybo-See ergießen.

Eine andere Gebirgskette verläßt das Meer weſtlich von dem Maracaybo-See, verbindet ſich, nachdem ſie einen Umweg um den See gemacht hat, mit der Merida-Reihe, in der Nähe von Pamplona,

und bildet die Gränze des Venezuelaniſchen Freiſtaates in dieſer Richtung.

Von einem bedeutenden Theile des zwiſchen dieſen beiden Ketten und der Küſte liegenden Landſtriches, iſt verhältnißmäßig nur wenig bekannt, obgleich er wahrſcheinlich dazu beſtimmt iſt, ſpäter einen der werthvollſten Theile des Feſtlandes von Südamerika zu bilden. Er iſt bis jetzt wegen der ungeſunden Dünſte vermieden worden, die aus der Verwitterung ſeiner Pflanzenwelt und aus der Ueppigkeit eben dieſes Bodens entſtehen, der eines Tags die Quelle ſeines Wohlſtandes ſeyn wird. Wo indeſſen Land im Ueberfluß vorhanden, und die Bevölkerung nur dünn geſät iſt, da darf man ſich nicht wundern, daß ſo gelegene Striche wegen der, den erſten Anſiedlern drohenden Gefahr vermieden werden.

Die Thäler von Aragua, welche lange angebaut worden ſind, und überall die Zeichen eines glücklichen Gewerbsfleißes an ſich tragen, ſtehen, was den Reichthum des Bodens betrifft, weit unter dieſer Gegend, aber hier drohten keine giftigen Dünſte, und der Abenteurer wandte ſich nach einem geſünderen, wenn auch ärmeren Boden.

In einem ſchmalen Seitenthale, das in das Aroa-Thal ausläuft, ungefähr ſechszig Meilen von der See, liegen die Bolivar Kupferbergwerke; das Erz wird den unteren Theil des Aroa-Fluſſes herabgeführt und dann von der **Boca del Aroa** (von der Mündung des Fluſſes) über einen Theil der Bucht, nach der Tucacas-Spitze gebracht, von welchem Platze aus man es nach England ſchifft.

Nachdem ich die erforderlichen Belehrungen eingezogen hatte, machte ich mich zur Abreiſe nach Tucacas fertig. Es waren hier zu dieſer Zeit zwei Schiffe von England, welche Kupfererz zurücknehmen ſollten; eines von dieſen lag in Tucacas, das andere in Puerto Cabello. Der Capitän des letzteren, der ſich brüſtete, ein tüchtiges Boot zu haben, machte ſich anheiſchig, wenn ich ihn begleiten würde, mich in weniger Zeit hinzuführen, als ich auf dem kleinen Segelſchiffe brauchen müßte, das zwiſchen dem Hafen und der Tucacas-Spitze läuft, und, da ich nicht länger warten wollte, ſo nahm ich ſein Anerbieten an. Er war in Puerto Cabello umhergeſegelt, und hatte alle Böte im Hafen im Laufe übertroffen; und nach ſeinen großen Verſprechungen erwartete ich zutrauensvoll, daß wir zur Mittageſſenszeit in Tucacas ſeyn würden.

Unſere Fahrt ging quer durch den Golfo Triſte, eine Bucht, deren Name eine traurige Vorbedeutung in ſich ſchließt. Die Entfernung, die wir zurückzulegen hatten, betrug ungefähr fünfundzwanzig Meilen, und wir verließen Puerto Cabello um **12** Uhr Mittags, zu welcher

Zeit gewöhnlich der Passatwind sich erhebt. Das Boot führte den Capitän und mich, und vier Männer, welche die Ruderstangen handhaben sollten, wenn der Wind ausbleiben oder nachlassen würde. Ein Paar Stunden ging unsere Fahrt sehr gut; wir verloren Puerto Cabello und die Küste der Bucht bald aus dem Gesichte; der Capitän lobte sein Boot, auf welches er sehr eitel zu seyn schien, und ich lobte seine Leute, als sie von Zeit zu Zeit zu ihren Ruderstangen griffen, und arbeiteten, um den schwachen, wechselnden Wind zu ersetzen. Wir waren so weit gekommen, daß wir uns der Küste zu nähern glaubten, und uns bereits nach den Marken umschauten, die uns nach Tucacas leiten sollten, und aus zwei oder drei Cayos oder Inselchen bestanden, die vor dem Festlande liegen; als plötzlich der Wind sich drehte, und in heftigen Stößen auf uns einbrach. Dunkle Wolken zogen sich ringsumher so dicht zusammen, daß sie eher sich auf dem Boden zu schleppen, als über ihm hin zu segeln schienen; und der Wind nahm jetzt in einem Grade zu, daß ich glaubte, er müßte bald zu mächtig für unser kleines Fahrzeug werden, wenn wir nicht irgendwo unter den Schirm des Landes laufen könnten, denn er wehte von der Küste, und es war, was die Spanier einen Calderetto nennen *).

Mittlerweile ergoß sich der Regen in Strömen auf uns, und führte im Vereine mit der herrschenden Dunkelheit Furcht und Verwirrung herbei. Die von der Bucht herstürzenden Wogen wurden vom Winde zu Schaummassen gepeitscht, die von Zeit zu Zeit in unser Boot brachen, und unsere Schiffsleute zwangen, das Wasser mit ihren Hüten auszuschöpfen. Endlich erschauten wir eine von den Inseln durch den dicken Nebel und Regen, aber die undeutliche Gestalt derselben gab ihr ein gespenstisches Aussehen, und unser beschränkter Gesichtskreis — denn wir konnten keine halbe Kabel-Länge vom Boote aus sehen — hinderte uns vollends, uns zu vergewissern, welche von den Inseln es seyn dürfte. Es waren ihrer drei, und nur wenn uns alle drei zu Gesichte kommen würden, konnten wir uns Kenntniß von unsrem Standpunkte und unsrem Laufe verschaffen; aber bei der anhaltenden Dunkelheit um uns her, hatten wir kaum Hoffnung, mehr als eine zu gleicher Zeit zu erblicken.

Wir konnten nichts Anderes thun, als fortwährend Wasser ausschöpfen, da der Regen und die Wellen im Vereine unser Boot zu füllen drohten. Wir hofften immer, daß wir, wenn wir auch an Tucacas vorbeilaufen würden, doch nicht an der Spitze vorbeigetrieben werden dürften, die beträchtlich nördlich vom Dorfe hervorragt.

*) Ein vom Lande nach der See wehender Wind, der oft sehr heftig wird, und in diesen Gegenden dem Blasen eines Ofens gleichkommt.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Louis Joſeph Papineau *).

(Das Bild im nächſten Hefte.)

Louis Joſeph Papineau, der demnächſt eine Geſchichte des Widerſtandes in Canada herausgeben wird, iſt in Montreal im October 1787 geboren. Seine Familie war aus dem Dorfe Montigny bei Bordeaux gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts nach Canada ausgewandert.

Papineau's Vater war ein ſehr angeſehener Notar, und gehörte zu den einflußreichſten Mitgliedern des Verſammlungshauſes von Unter-Canada, an welchem er ſeit der Gründung der Conſtitution im Jahre 1791 bis zum Jahre 1812 Antheil nahm. Seinem Eifer hat dieſes Land gleichſam die repräſentative Form zu verdanken. Er beſchenkte es mit Inſtitutionen, die ihm England ohne ſeine Energie nicht gegeben haben würde.

Sein Sohn wurde im Seminar von Quebec erzogen. Er ſtudirte ſofort die Rechte, und begann im Jahre 1812 zu plaidiren. Schon im Jahr 1809 hatte man ihn zum Mitgliede des Verſammlungshauſes als Abgeordneten der Grafſchaft Kent (jetzt Chambly) gewählt, obgleich er noch Student war. Nachdem er dieſe Grafſchaft zwei Jahre vertreten hatte, wurde er vom weſtlichen Theil der Stadt Montreal erwählt, deſſen Repräſentant er vierundzwanzig Jahre blieb.

Papineau machte ſich bald durch ſeine Beredtſamkeit und ſeinen Eifer für die demokratiſche Sache bemerkbar.

*) Dieſer Abriß der Biographie eines vielgenannten Mannes iſt nach franzöſiſchen Quellen. Wir werden vielleicht ſpäter Notizen über Papineau nach engliſchen Mittheilungen liefern, die ihn als Abenteurer und eiteln Aufrührer ſchildern. Die Wahrheit mag ſo ziemlich in der Mitte liegen. Anm. d. Red.

Im Jahr 1812 war er das Haupt der jungen Minorität, die ſich bemühte, Canada vor einer Colliſion mit den Vereinigten Staaten zu bewahren. Seine Anſtrengungen waren bekanntlich fruchtlos. Es wurde der Krieg erklärt, und er diente als Capitän der Miliz bis zum Friedensſchluſſe.

Bei dieſer Epoche iſt eines Zuges zu erwähnen, der für ſein Herz ſpricht. Nach der Niederlage des Generals Hull in Detroit wurden die amerikaniſchen Gefangenen nach Montreal geführt. Die Engländer in dieſer Stadt entblödeten ſich nicht, die Gefangenen mit dem Liede **Yonhee-Doodle** zu empfangen, das ein engliſcher Officier gemacht hatte, um die Amerikaner wegen ihrer erſten Niederlage zu verſpotten. Papineau commandirte die Compagnie, welche vor den Gefangenen marſchirte. Er war ſo entrüſtet über die Beſchimpfung, die man ihnen zufügte, daß er aus den Reihen heraustrat und weiter zu marſchiren ſich weigerte, indem er erklärte, weder er noch ſeine Landsleute wollen mit Soldaten etwas gemein haben, die ſich eines ſo abſcheulichen Benehmens ſchuldig machten.

Im Jahr 1817 wurde Louis Joſeph Papineau zum Präſidenten des Verſammlungshauſes ernannt. Auf dieſem hohen Poſten konnte er der engliſchen Gewalt-Herrſchaft die größten Hinderniſſe entgegenſtellen. Lord Dalhouſie fühlte dieß wohl, und um ihn für die Intereſſen des Mutterſtaates zu gewinnen, ernannte er ihn zum Rathe der executiven Gewalt. Aber Papineau war für die Beſtechung nicht zugänglich, und trotz ſeiner neuen Würde bekämpfte er die Forderung einer bleibenden Civilliſte und eines Budgets in Bauſch und Bogen. Es war vorauszuſehen, daß er bei ſolcher Geſinnung die Stelle nicht lange behalten würde, die ihm eine ſchlaue Politik übertragen hatte. Als im Jahr 1812 England die zwei Provinzen vereinigen wollte, bildeten ſich Comité's im Volke, und ernannten Abgeordnete, welche ihre Klagen vor die Schranken des Parlaments bringen ſollten. Papineau gehörte zu der Zahl der Gewählten, und der Gouverneur entließ ihn ſogleich aus dem executiven Rathe. Papineau's Miſſion nach London glückte, und er kehrte im Jahr 1824 nach Canada zurück.

Von dieſer Zeit an widmete ſich Papineau fortwährend den politiſchen Streitigkeiten und ſeinen Präſidentenpflichten. Er organiſirte eine unüberwindliche Oppoſition gegen Lord Dalhouſie und Lord Aylmer. Dalhouſie machte aus der Sache eine perſönliche Angelegenheit, verweigerte im Jahr 1827 die Beſtätigung ſeiner Wahl zum Präſidenten der Verſammlung, und entzog ihm zugleich ſeinen Grad als Capitän der Miliz.

Im Jahr 1831 forderte Papineau die allgemeine Einführung des Wahl-Princips in der Conſtitution von Canada. Das Verſammlungshaus beſchloß, daß die Mitglieder des geſetzgebenden Rathes vom Volke ernannt werden ſollten. Der engliſche Miniſter wies dieſen Beſchluß zurück, und hierauf beſchloß das Verſammlungshaus die bekannten zweiundneunzig Reſolutionen, die beinahe alle von Papineau herrührten. Die Steuern wurden verweigert, und es war erſichtlich, daß ſich ein furchtbarer Schlag für das Colonial-Gebäude vorbereitete, welches Englands Macht in der neuen Welt errichtet hatte.

Im Jahr 1835 kamen die engliſchen Commiſſäre an, an deren Spitze Lord Gorford ſtand. Papineau griff ſie an. Hier entſpann ſich ein wichtiger Streit, den Papineau ſeinerſeits mit aller Willens-Kraft führte. Die Canadier jubelten

ihrem Präſidenten Beifall zu, als er feierlich in der Verſammlung die Worte ſprach: „Die republikaniſchen Inſtitutionen werden ſich nicht allein über das ganze amerikaniſche Feſtland verbreiten, ſondern es liegt in der Beſtimmung Amerika's, eines Tages ganz Europa damit zu beſchenken.“

Das Ende dieſes Kampfes ließ ſich indeſſen leicht errathen. Das britiſche Parlament griff zur Gewalt. Es wurde Befehl ertheilt, die Steuern, trotz dem Widerſpruche des Verſammlungshauſes, zu erheben. Bei dieſer Nachricht ward ganz Unter-Canada von Entrüſtung ergriffen. Was ſollte man aber thun? Mit gewaffneter Hand Widerſtand leiſten, hieß ſich Kopf über in einen Abgrund ſtürzen. Papineau kannte das Geheimniß der engliſchen Macht, er wußte, wo man das Handelsvolk anzugreifen hatte. Er empfahl ſeiner Nation einen ruhigen, aber geſchickt berechneten Widerſtand. Sich des Ankaufs aller mit Abgaben belegten und vom engliſchen Handel verkauften Artikel enthalten, die inländiſche Fabrikation und den Schmuggelhandel mit den Vereinigten Staaten unterſtützen, die Richter und Beamten aus der eigenen Mitte wählen — das war der von Papineau beantragte Plan. Aber dieſer Vertheidiger der Volksrechte blieb nicht hierbei ſtehen; er durchlief alle Bezirke, predigte gegen die engliſche Regierung einen furchtbaren Kreuzzug, ſuchte das Feuer des Patriotismus zu ſchüren, und forderte Alle zur Einigung, zur Feſtigkeit und Klugheit auf. Seine Anſtrengungen waren nicht ohne Erfolg; die neue Handelspolitik wurde ſo gut beobachtet, daß die Behörden nach einigen Monaten ein bedeutendes Deficit in dem Staatseinkommen bemerkten.

Aufhebung der Conſtitution war das letzte Gewaltsmittel der engliſchen Regierung. Papineau wurde des Hochverraths angeklagt, und man verſprach Jedem, der ihn ſeinen Feinden ausliefern würde, eine Summe von viertauſend Dollars.

Man kann ſich kaum denken, was das engliſche Gouvernement Alles that, um Papineau's habhaft zu werden; die Geſchichte der Nachforſchungen, die man anſtellte, würde den intereſſanteſten Roman bilden. Aber der Geächtete hatte in der Liebe ſeiner Mitbürger eine Schutzwache, und entging jeder Verfolgung.

Papineau iſt von hohem Wuchſe. Er hat ein ſchönes, ruhiges, ernſtes Geſicht. Seine Manieren ſind ſehr einfach. Seine in der Regel lebhafte Converſation ſteigert ſich zur Beredtſamkeit, wenn er von den Leiden ſeines Vaterlandes ſpricht.

Man erzählt von ihm ſchöne Züge von Uneigennützigkeit. So berührte er fünf Jahre lang die viertauſend Dollars durchaus nicht, die er als Präſident zu beziehen hatte, obgleich der engliſche Gouverneur wiederholt in ihn drang, dieſelben anzunehmen.

Als charakteriſtiſch bei Papineau bezeichnen es ſeine Freunde, daß ſich bei ihm die Weisheit des Politikers auf das Seltſamſte und Glücklichſte mit dem Eifer des Tribunen vereinige. Sie ſchreiben ihm ein warmes Herz und einen kalten Kopf zu — zwei Eigenſchaften, die freilich nothwendig für Diejenigen erforderlich ſind, welche ſich an die Spitze von Revolutionen ſtellen.

Notizen.

Die Conföderation von Unter- und Ober-Peru ſcheint der Auflöſung nahe. Die Chileñer haben mehr Anklang im

Lande gefunden, als man erwartet hatte. Die Armee derselben hat die Peruaner unter Anführung des Protectors Santa-Cruz gänzlich geschlagen. Der Verlust der Besiegten bestand aus 2600 Todten und Verwundeten, und 3400 Gefangenen. Die Kriegskasse von einer Million Piastern, nebst allem Gepäck, fiel in die Hände der Sieger. Die peruanischen Generäle Moran und Urdiminer fielen in der Schlacht. Herrera, Bermudes, Quiroz, Stero-Armara (sämmtlich Namen, die man häufig im Unabhängigkeitskriege hörte), wurden gefangen. Wie es scheint, ist der Kampf aber damit lange noch nicht beendet, im Fall die Conföderation im Innern von Unter-Peru viel Anhang finden würde. Man erinnere sich an den sechsjährigen Kampf, welchen die Spanier mit peruanischen Royalisten dort führten, als der ganze Küstenstrich, nebst der Hauptstadt Lima, bereits im Besitz der Independenten war. Auch hat sich Santa-Cruz in das gebirgige Innere geflüchtet, und sich nach Junin begeben (früher durch eine Schlacht Bolivar's bekannt). — Jetzt ist zu erwarten, daß Lima in die Gewalt der Chileñer fallen, und daß Callao belagert wird, wo der aus dem Unabhängigkeitskriege zur Genüge bekannte Engländer, Gen. Miller, commandirt. Fremdes Eigenthum war deßhalb zu Callao in Sicherheit gebracht.

— Die englische Regierung hat auf's Neue Grund gehabt, sich über die Vereinigten Staaten zu beklagen. Der englische Kreuzer an der Küste von Afrika, Pylades, hat die Nachricht nach Plymouth gebracht, der Sklavenhandel werde auf betrügerische Weise von Nordamerikanern betrieben. Nordamerikanische Schiffe werden nach Havanna gebracht, und dort mit ihren Papieren verkauft. Alsdann bemannt man sie mit Officieren und Matrosen, die den Sklavenhandel schon lange betrieben haben. Sie segeln unter amerikanischer Flagge. Zwei dieser Schiffe wurden von den englischen Kreuzern genommen; ihre amerikanischen Papiere waren aber so sehr in Ordnung, daß ohne Zufall jene schmähliche Bestimmung nicht entdeckt worden wäre. Da in Sierra Leone sich kein amerikanischer Consul befindet, so hat der dortige Gouverneur ein Kriegsschiff nach New-York mit mehren Beamten gesandt, um bei der Regierung in Washington Klage zu führen, und zugleich nach Hause berichtet. Die britische Regierung hat demgemäß Schritte getroffen, jenes schmähliche Verfahren schnell zu unterdrücken, und zugleich ihrem Gesandten Auftrag gegeben, in Washington eine entschiedene Sprache über diesen Punkt zu führen. — Die Frage über die Gränzstreitigkeiten ist in **statu quo** geblieben.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Canarische Frauen.

August Lewald.

Lith. Anst. v. W. Pobuda.

Kanarische Frauen.

Reiſe um den Kaukaſus

von

Friedrich Dubois von Montpereux,

im Jahr 1833.

Erſter Artikel.

Abreiſe von Sewaſtopol, Ankunft zu Gheliudjik, Sutchali, Pchade, Wulan, Biche, Djuhubu, Kodos, Thu u. ſ. w.

Der Flieder blühte noch, und erfüllte mit Wohlgerüchen die Gärten von Sewaſtopol, als ich den alten herakleotiſchen Cherſones verließ, um nach der Küſte von Tſcherkeſſien zu ſegeln. Am $^{15}/_{27}$. Mai, früh um drei Uhr, befahl der Commandant unſrer Brigantine, Capitän-Lieutenant Gregor Iwanowitch die Anker zu lichten, und das Wachtſchiff ſalutirend, verließen wir den prächtigen Hafen von Sewaſtopol.

Am 20. befanden wir uns bei unſrem Erwachen noch einige Meilen von der aſiatiſchen Küſte, und bald waren wir zu Sudſchuk Kala, einer

Festung an einem kleinen Busen, in den sich der Bach Zemes ergießt. An diesem Bache befand sich im Jahr 1832 der Bazar gleichen Namens, der aus ungefähr fünfzig Häusern bestand, und welchen die Russen im Monat August desselben Jahres einäscherten, denn hier war der Haupt-Marktplatz der Tscherkessen und Türken, die den erstern Salz und Pulver lieferten, und dagegen Sclaven und andere Landes-Erzeugnisse einhandelten.

Auf der entgegengesetzten Seite der Festung, dem Bache zu, bemerkt man zahlreiche Spuren einer großen Stadt, wo man bei Nachgrabungen eine Menge griechischer und römischer Münzen findet. Ein alter Russe, der beinahe zwanzig Jahre lang unter den Tscherkessen als Gefangener lebte, und den ich zu Ghelindjik sah, konnte die Wunder und die Reichthümer, die daselbst vergraben seyen, nicht genug rühmen. Er behauptete, daß sich daselbst Gräber befänden, in welchen die Tscherkessen mit Gold und Edelsteinen angefüllte Särge gesehen hätten.

Dieß sind ohne Zweifel Mährchen, allein bedauern müssen wir deßhalb dennoch, daß wir über diese Oertlichkeit so wenig nähere Kenntniß haben, die nach erhaltenen Versicherungen eine sehr bedeutende Stadt gewesen seyn muß.

Die Hügelkette, welche sich hinter der Bai von Sudschuk Kala ausbreitet, trägt bis zu der Mündung des kleinen Flusses Zemes, die sich südlich von Ghelindjik befindet, den Namen Merkhotki, von hier an bis zu Pchade führt sie den Namen Ghensegur. Diese Hügel bieten einen eigenen Anblick dar; sie sind spitzig, eckig, ihre Abdachungen sind mit Schluchten durchfurcht, die sich bis in das Meer hinabziehen, und ihre Gipfel sind mit einem schönen Grün bekleidet.

Am 21. Mai (2. Juni) fuhren wir Abends um vier Uhr in die Bai von Ghelindjik ein, indem wir links am Eingang einige Häuser des Tscherkessischen Dorfes Atsesboho liegen ließen. Wir fanden in dieser Bai sechs kleine Kriegsschiffe vor Anker liegen, vergebens aber strengte ich meine Augen an, um die neue Festung an dem Ufer zu erblicken, kaum konnte ich zwischen einigen Baum-Gruppen einige Erdhütten und ein Paar Wälle entdecken. Wir salutirten mit sieben Kanonensalven, die uns mit eben so vielen erwidert wurden, und schon Abends konnte ich in dieser neuen russischen Schöpfung umher spazieren.

In Beziehung auf die Eroberung von Ghelindjik, ist Folgendes zu bemerken. Nachdem man den Entschluß gefaßt, die Tscherkessen mit Gewalt zu unterwerfen, und demzufolge das System angenommen hatte, so viel wie möglich ihre Hilfsquellen zu zerstören, indem man sie von allen Seiten einschloß, und ihnen Handel und Communication mi

den Türken und jeder andern Nation abſchnitt, ſo erkannte man auch die Nothwendigkeit, einige Punkte der Küſte zu beſetzen, namentlich aber ſah man die Wichtigkeit des Punktes von Ghelindſik ein. Dem gemäß ſandte man die beiden Infanterie-Regimenter Nachemburg und Kozlof zur See, mit dem Befehl ab, ſich dieſes Orts zu bemächtigen. Die Flotte beſtand aus fünfzehn Segeln, und betrug, Matroſen und Soldaten zuſammengerechnet, nahe an 5000 Mann, welche der General Bergmann commandirte. Die Tſcherkeſſen, welche auf dieſen Angriff gefaßt waren, hatten eine gleiche Anzahl aufgeſtellt. Die Landung, die einen heißen Kampf koſtete, fand an dem Vorgebirge ſtatt, welche die ſüdweſtliche Bai bildet, und die zurückgeſchlagenen Tſcherkeſſen lehnten ſich an ein Magazin an, das Herr Scaſſi einige Jahre früher zum Behuf ſeines Handels hatte erbauen laſſen, und hielten hier Stand. Hier wurde am hartnäckigſten gekämpft, und man mußte längere Zeit Artillerie auf dieſen Punkt ſpielen laſſen, ehe es gelang, die Tſcherkeſſen daraus zu vertreiben. Das kleine, ſogenannte Catharinengehölz, welches an dieſes Magazin angränzt, bezeugt, durch die zahlreichen Kugelſpuren, die Lebhaftigkeit des ſtattgehabten Kampfes.

Auf dieſe Art wurde im Sommer 1831 der kleine Weiler Kuzlize, der einem vornehmen Tſcherkeſſen gehörte, deſſen gegenwärtiges Schickſal unbekannt iſt, erobert.

Die Truppen lagerten mit ihren Offizieren unter den Bäumen, neben dem eingeäſcherten Weiler und erwarteten daſelbſt die Zuſendung von Bauholz, das ſie aus Kertche erhalten ſollten; allein der Sommer ging vorüber, und der Herbſt mit ſeinen Stürmen ſtellte ſich ſchon drohend ein, ohne daß man einige der nothwendigen Vorbereitungen hätte treffen können. So ſahen ſich denn die Truppen genöthigt, ſich ſelbſt Zufluchtsſtätten für den Winter zu bereiten.

Ohne Ochſen oder Pferde mußten die Soldaten alles nöthige Holz aus den angränzenden Waldungen auf dem Rücken herbeiſchleppen, um für dreitauſend Mann elende Hütten zu bauen. Es war dieß ein höchſt widriger Umſtand, allein es war noch nicht alles, denn wenig fehlte, ſo wären auch noch die Lebensmittel gänzlich ausgegangen.

Die Eroberung von Ghelindſik und die unvermeidlichen Folgen eines erſten Etabliſſements koſteten Rußland nahe an vierhundert Mann; doch war immer der Vortheil auf der Seite Rußlands, und man muß geſtehen, daß von allen europäiſchen Soldaten, die Ruſſen unſtreitig diejenigen ſind, welche die härteſten Strapazen ertragen, die ſchwerſten Arbeiten verrichten, und die größten Hinderniſſe überwinden können.

Indeſſen beklagten es dieſe braven Soldaten von Nachemburg und

Kozlof, welche ſich in den Feldzügen gegen Perſien und die aſiatiſche Türkei kaum erſt Auszeichnung erworben hatten, daß ſie wie matte Fliegen hinfallen mußten, ſtatt glorreich den Streichen der Feinde zu unterliegen. In ihrer Troſtloſigkeit ſehnten ſie ſich nach den ſchönen Gegenden des mittäglichen Kaukaſus, nach dem guten Wein und den ſchönen Georgierinnen, die ſie daſelbſt zurückgelaſſen hatten. Jetzt allein, von der ganzen Welt getrennt, in einen engen Raum eingeſchloſſen, ſtets kämpfend gegen die unerſchrockenen und unverführlichen Tſcherkeſſen, ſuchten ſie dieſe Erinnerungen zu erſticken, indem ſie ſich mit Leib und Seele der Arbeit hingaben. Wie viele haben auf dieſe Art ihren Tod gefunden, und doch dabei geſtrebt, die Opfer, die ſie brachten, dem allgemeinen Beſten darzubringen!

Einige Sechszig, meiſtens Polen, flüchteten zu den Tſcherkeſſen, aber ſie kamen vom Regen in die Traufe. Sechs ſtellten ſich freiwillig wieder, denn ſie hatten gefunden, daß das Elend, welches ſie zu Ghelindjik zu erdulden hatten, noch leichter zu ertragen ſey, als ihre Lage bei den Tſcherkeſſen, die ſie faſt wie Gefangene behandelten. Die erſte Frage, die immer an dieſe Flüchtlinge gerichtet wurde, war die, ob ſie im Stande ſeyen, Schießpulver zu verfertigen.

Ein anderer Pole ſtürzte ſich, um ſeinem traurigen Leben ein Ende zu machen, von einem hundertfünfzig Fuß hohen Felſen herab, und zerſchmetterte ſich an den Kieſelſteinen des Ufers das Gehirn.

Alles was ich hier ſage, iſt buchſtäblich wahr, und den Offizieren, die es mir erzählten, traten noch bei der Erinnerung an dieſe traurige Zeit die Thränen in die Augen.

Aber ſchon im Jahr 1833, als ich nach Ghelindjik kam, hatten die meiſten Urſachen dieſer erſten Unfälle aufgehört, und es bereitete ſich für dieſe neue Colonie eine ganz andere Zukunft vor. Vier Jahre ſpäter kündigte ihr der Kanonendonner die Ankunft ihres mächtigen Monarchen an, der ſeinen Kindern verſicherte, daß er ſie nicht vergeſſen habe.

Die Bai von Ghelindjik iſt, ohne Widerrede, der ſchönſte Hafen der Küſte von Tſcherkeſſien und Awchaſien. Sie hat ungefähr drei Werſte in der Breite, zwei in der Tiefe und eine ovale Form. Der Ankerplatz iſt bequem, und in der ſchönen Jahreszeit ein angenehmer Aufenthalt für die größten Schiffe. Allein im Winter und im Frühjahr machen die Winde den Aufenthalt daſelbſt faſt unerträglich, und deßhalb iſt der Hafen von Sudſchuk Kala, obgleich er offener iſt, vorzuziehen.

Als die Offiziere, müde auf Hilfe zu warten, welche durch widrige

Zufälle, die das Gouvernement nicht verhindern konnte, ausblieb, endlich den Entschluß faßten, sich für den Winter ohne Ingenieurs zu befestigen, so wählten sie nicht gerade die stärkste Stellung zu ihrem befestigten Lager, sondern den Ort, der ihnen der bequemste schien, und dieser befand sich am Fuße eines Plateaus, an einem kleinen Flusse, in der Nähe einiger alten Bäume, die etwas Schatten gewährten.

Die Kasernen für die Artillerie lehnten sich an eine schöne Esche und an eine herrliche Zitteresche an. Ein großes Zelt, das man an einer alten Eiche aufstellte, diente als Kirche. Zwischen die Zweige einer zweiten Eiche stellte man eine Schildwache, welche die Bewegungen des Feindes zu beobachten hatte. Jeder quarirte sich ein, so gut er konnte, theils auf, theils unter der Erde. Wände von Flechtwerk mit Lehm überzogen, Dächer von Erde auf Unterlagen von dichten Zweigen ruhend, oder in die Erde gegrabene Keller, mußten als Schutz gegen die Strenge der Jahreszeit dienen. Die Soldaten formten und brannten selbst Backsteine, sie mauerten Kamine, schnitten Balken in den Wäldern, schleppten sie herbei, kurz sie waren ihre eigenen Baumeister, Maurer, Zimmerleute, Schlosser; mit einigen Stücken Glasscherben machten sie sich Fenster, kurz sie waren und thaten alles selbst. Sie gruben einen Graben, der das Lager umgab, sie machten einen doppelten Wall, und versahen denselben mit Schanzkörben, die sie mit Erde füllten, bei welchen sie Schießlöcher anbrachten. Die Offiziere, welche ihre Arbeiten leiteten, ließen sie an den vier Ecken vier Bettungen für das Geschütz aufführen, und wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß der Raum so klein war, daß die Laffeten sich berührten, und daß das Geschütz so schlecht aufgestellt war, daß man sich nur wenig Wirkung davon versprechen konnte, so fühlte man sich doch glücklich, wenigstens den ersten und dringendsten Bedürfnissen genügt zu haben.

Als die Ingenieurs, freilich ziemlich spät, eintrafen, so war schon alles fertig, und sie hatten nur noch zu critisiren. Sie tadelten hauptsächlich die Offiziere über die Wahl des, zu einer Befestigung bestimmten Platzes, aber diese erwiderten ihnen, daß sie Wasser, Holz und einen Landungsplatz gesucht, aber daß sie diese drei Bedingungen an keiner andern Stelle gefunden hätten.

Auf diese Einwendung, deren Gewicht sie nicht abläugnen konnten, begnügten sich die Ingenieurs, Mittel aufzusuchen, durch neue Arbeiten die Schwäche des Platzes zu verstärken, und faßten den Plan, auf dem Gipfel des Plateaus ein Fort zu erbauen; allein die Schwierigkeit, Wasser daselbst aufzufinden, verzögerte die Ausführung

deſſelben, und ich weiß nicht ob ſie ſpäter ein Auskunftsmittel aufgefunden haben.

Die Regimenter welche zu Ghelindjik liegen, haben im Umkreis der Feſtung ſchöne Gärten, in denen alle europäiſchen Gemüſe aufgezogen werden; jede Compagnie hat ihr eigenes Land, das ſie mit Sorgfalt und Eifer anbaut. Kohl, Zwiebeln, Gurken werden hauptſächlich gepflanzt; dieſe Gemüſe begleiten den ruſſiſchen Soldaten bis an das äußerſte Ende des Reichs und unter jedes Clima, ſobald er irgendwo, ſey es in Perſien oder Sibirien, Poſto gefaßt hat, ſo iſt ſein erſter Gedanke, einen kleinen Winkel Erde aufzuſuchen, wo er ſeine theuren Gemüſe ſäen und pflanzen kann, und kann er noch einige Kartoffeln dazu fügen, ſo hält er ſich für reich. Kohl und Zwiebeln ſind die Haupt-Ingredienzien ſeiner Lieblingsſuppen, der Chelchi und Borchitche.

Im Jahr 1833, zu der Zeit wo ich mich zu Ghelindjik befand, war es ebenſo, als wenn ich mich auf den Vorpoſten einer, im Angeſicht des Feindes ſtehenden Armee befunden hätte. Ghelindjik war von allen Seiten von den Tſcherkeſſen eingeſchloſſen, deren nächſte Wohnungen nur 4—5 Werſte von der Feſtung entfernt lagen. Hinter kleinen Steinhaufen verſteckt, warteten ſie geduldig die Gelegenheit ab, ihren Feind zu tödten; die Wälder waren von ſolchen Verſtecken angefüllt, die vielen Soldaten, namentlich in der erſten Zeit, verderblich wurden. Man konnte, ohne beträchtliche Escorte nicht einen Schritt außerhalb der Feſtung machen. Das Vieh ſelbſt konnte nur mit einer Begleitung von fünfzig Mann und einer Kanone auf die Weide getrieben werden.

Da jedoch ſpäter die Tſcherkeſſen die Sicherheitsmaßregeln der Ruſſen und die häufige Nutzloſigkeit ihrer Angriffe bemerkten, ſo ließen ſie in ihrem Guerillas-Syſteme etwas nach, um ſich für größere Gelegenheiten aufzuſparen... Zu dieſem Ende hatten ſie auf dem Gipfel des höchſten, bei Ghelindjik liegenden Berges eine Schildwache aufgeſtellt, die, von dieſem Punkte aus, alles was in der Feſtung vorging, alles was aus und ein paſſirte ſehen konnte. Da ſie gewohnt waren, das Vieh täglich unter Begleitung austreiben zu ſehen, ſo gab dieß für ſie weder einen Grund der Beunruhigung noch des Angriffes ab, wenn aber die Schildwache eine ungewöhnliche Bewegung bemerkte, wenn ſie Vorkehrungen zu einer größern Expedition treffen ſah, ſo gab ſie durch einen Allarmſchuß ihr Zeichen, und im Augenblicke ſah man die ganze Bevölkerung in der Umgegend bewaffnet aus ihren Dörfern ſtürzen, und dem Punkte zueilen, wohin die Expedition ihre Richtung nahm, um den Ruſſen jeden Schritt, ſowohl beim Vorrücken als beim Rückzuge ſtreitig zu machen.

Beim Einbruche der Nacht, wenn die Russen die Thore der Festung geschlossen hatten, wagten sich die Tscherkessen bis auf Flintenschuß-Weite an den Wall, und sie hätten selbst die Gärten geplündert, wenn man nicht zu deren Schutze Wachen in denselben aufgestellt hätte. Es ereignete sich daher nicht selten, daß man mitten in der Nacht, durch lebhaftes Feuern, aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Dieß geschah z. B. am 30. Mai gegen Mitternacht. Einige Tscherkessen plünderten und wollten sich aus dem Kugelfang des Schießplatzes Bleikugeln zueignen. Einer unter andern schlich sich bis in die Gärten vor, um sich Zwiebeln zu holen, und wurde auf dem Platze getödtet. Seine Begleiter flüchteten sich, und die Soldaten zogen den Todten in die Festung. Es war dieß ein mitleiderregender Anblick; man erkannte in dem Todten einen Jüngling von neunzehn bis zwanzig Jahren, dessen ganzes Aeussere das Gepräge des Elends trug. Er hatte zur Bekleidung nichts als einen Tchok *) und zerrissene Beinkleider von grobem braunem Tuch, ohne ein einziges Stück Linnenzeug. Wir erfuhren später, daß er der einzige Sohn einer armen Wittwe aus Aderbay, und glücklicherweise noch nicht verheirathet war. Man fand bei ihm nur eine einzige Patrone, und die Armuth hatte ihn, wie seine Gefährten, veranlaßt, ihr Leben zu wagen, um etwas zum Laden ihrer Gewehre aufzusuchen.

Den Tag nach dieser Begebenheit kündigte ein Tscherkessischer Parlamentär die Ankunft zweier der vornehmsten Einwohner der Umgegend an, die, dem Gebrauche zu Folge, den Todten auslösen wollten. Man bezeichnete ihnen einen freien Platz, fünfhundert Schritte von der Festung, und stellte daselbst einige Soldaten als Posten auf. Die beiden Tscherkessen näherten sich zu Pferde von der einen Seite, von der andern der Commandant der Festung mit seinem Dollmetscher, hierauf stiegen die Tscherkessen vom Pferde, setzten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung in das Gras, und die Unterhandlung begann. Sie boten mehre Stücke Vieh an, was nicht angenommen wurde, dagegen verlangte der Commandant der Festung, die Auslieferung zweier seiner Soldaten, die zu den Tscherkessen desertirt waren, und das Georgen-Kreuz trugen. Nach langem Hin- und Widerreden, und tausend Einwendungen versprachen sie die Auslieferung derselben für den folgenden Tag, allein sie erschienen an diesem Tage mit leeren Händen. Sie wollten und konnten sich nicht entschließen, die Rechte der Gastfreundschaft zu verletzen, und so mußte man sich am Ende mit einem Pferde

*) Eine Art Rock oder langes tscherkessisches Kleid.

begnügen. Sie gaben bei dieſen Unterhandlungen zu, daß der junge Tſcherkeſſe gefehlt habe, daß man ihn aber wegen einiger Zwiebeln todt geſchoſſen, wollte ihnen doch nicht ganz einleuchten.

Auf dieſe Art hatte das Leben in Ghelindjik weder für einen Naturaliſten noch für ſonſt Jemand etwas angenehmes; man konnte den kleinſten Spaziergang nicht ohne Begleitung unternehmen, man war auf jede Art, und durch tauſend Vorſichtsmaßregeln genirt, und ſo entſchloß ich mich denn zu einer Ausflucht auf den Merkhetkhi.

Um mit einem Blicke die ganze Ausdehnung des Landes zu überſchauen, hatte ich den Oberſten Tchaikofski, Commandanten von Ghelindjik um die Erlaubniß gebeten, den höchſten Gipfel von Merkhetkhi beſteigen zu dürfen. Niemand hatte noch dieſen Ausflug gewagt, mit Ausnahme eines Offiziers, der den Muth hatte, eine Hütte daſelbſt in Brand zu ſtecken, die den tſcherkeſſiſchen Poſten als Schilderhäuschen diente, die von hier aus, wie von einem Obſervatorium die Ruſſen beobachten konnten. Die Tſcherkeſſen hatten dieſe Hütte nicht wieder hergeſtellt, und die kluggewordene Schildwache hatte ſich auf die Höhe eines Hügels geſtellt, von wo aus man vollkommen die Feſtung, und alles was in derſelben vorging, beobachten konnte. Wie daher ſie täuſchen? Wir benahmen uns hiebei folgendermaßen. Mit dem Artillerie-Lieutenant Jakowlef, und mit einer Escorte von ſechsundvierzig Mann, die ein Offizier befehligte, verließen wir mit dem Vieh, das auf die Weide getrieben wurde, bei Tagesanbruch die Feſtung. Wir durchzogen auf dieſe Art die Ebene, die ſich vom Fuße des Merkhetkhi bis an die Bai ausdehnt, ohne daß der Tſcherkeſſe auf ſeinem Poſten unſere Abſichten merkte, oder den geringſten Verdacht hegte.

Dieſe Ebene iſt mit einer ſchwarzen, ſehr fruchtbaren Erde bedeckt, und mit ſehr vielen Waldbäumen bewachſen. Bei jedem Schritte fanden wir die Spuren einer beträchtlichen Bevölkerung, die lange Zeit den Umkreis dieſer Bai bewohnt haben mußte. Sehr viele große Grabmäler, die wie die muhammedaniſchen Grabmäler ſteinernen Käſten glichen, nur daß ſie zehn bis fünfzehn Fuß Länge hatten, waren da und dort in allen Richtungen ſichtbar.

Sobald wir am Fuße des Berges angelangt waren, führte uns der intelligente Offizier, der die Escorte commandirte, durch die Eichen- und Buchenwälder, die zwei Drittheile des Abhanges bedecken, und die ſich zum Theil bis auf die Höhe des Berges erſtrecken. Wir benützten dieſe Wälder, und erſt als wir nur noch vierzig Schritte vom Gipfel entfernt waren, befanden wir uns in offenem Terrain.

Es iſt ſchwer, die Herrlichkeit dieſer Fernſicht und die Schönheit

des Landes zu beſchreiben, das ſich gleich einem Panorama zu unſern Füßen ausbreitete. Hier konnte man erſt ganz beurtheilen, wie richtig die Tſcherkeſſen ihren Punkt ausgewählt hatten, um ihre Feinde beobachten zu können, denn man überſah die Feſtung ſo gut, daß weder ein Offizier noch ein Soldat ungeſehen durch die Straßen wandeln konnte; man konnte jedes Stück Vieh zählen, das ausgetrieben wurde, die Anzahl der Soldaten, die zur Escorte dienten, nichts entging den Blicken der hier aufgeſtellten Schildwache. Letztere, die uns indeſſen den Rücken zugekehrt hatte, wandte ſich jetzt gegen uns, und ſah mit Erſtaunen eine ſolch zahlreiche Gruppe im Graſe liegen, die ſich in ihrer Nähe befand, als wäre ſie vom Himmel gefallen. Aber nichts bringt ſie aus ihrer Faſſung; ſie feuert ihren Allarmſchuß ab, und das ganze Dorf Aderbey iſt vom Schrecken ergriffen, die bewaffneten Tſcherkeſſen wimmeln von allen Seiten durch die Bäume, nähern ſich, fragen ſich nach der Urſache des Allarms, und die Schildwache zeigt ihnen den Feind. Der Offizier, der die Escorte commandirt, folgt mit höchſter Aufmerkſamkeit allen ihren Bewegungen, drängt mich, meine Zeichnung und meine Notizen zu vollenden, und fragt mich jeden Augenblick, ob ich bald fertig ſey... Schon konnten wir ungefähr fünfzig Feinde zählen, die im Begriffe waren, die Höhe des Berges zu erreichen; ihre Zahl wuchs mit jeder Minute. Die Gefahr war außerordentlich groß, denn wenn wir ihnen Zeit ließen, uns in den Rücken zu kommen, ſo konnten wir auf mehren Seiten abgeſchnitten werden.... Wir hatten gerade noch Zeit, auf dem kürzeſten Abhang den Berg wieder hinabzueilen, wobei wir uns an den Zweigen hielten, und dennoch öfters ausglitten, oder hinfielen. Als die Tſcherkeſſen uns den Rückzug ſo behend einſchlagen ſahen, rieſen ſie uns ſpöttiſch einige Hurrahs nach, aber ſie ſahen, daß es unnütz wäre, uns zu verfolgen.

In der Ebene angekommen, ſchöpften wir wieder Athem, und wünſchten einander Glück, daß wir ſie geſund und wohl erreicht hatten, denn wir waren mehr als einer Gefahr entgangen. Wenn die Schildwache mehr Aufmerkſamkeit gehabt hätte, ſo würde ſie uns beim Hinmarſch durch die Ebene ziehen geſehen haben, ſie hätte unſere Abſicht errathen können, und wir hätten in den Wäldern, die hinlängliche Verſtecke darboten, niedergemetzelt werden können; wenn ſie beim Aufſteigen, unſere Gewehre hätte funkeln ſehen, ungeachtet wir uns alle Mühe gaben, ſie verdeckt zu tragen, ſo hätte die Zeit noch recht gut gereicht, die ganze Bevölkerung von Aderbey auf die Höhe des Berges zu rufen, die uns hätte niederfeuern können, wo wir es am wenigſten erwarteten, da wir in dem Gehölz nicht ſehen konnten, was um uns her vorging.

Ja wenn nur ein einzelner Mann, der auf Plünderung ausging, uns bemerkt hätte, so konnte er die Nachricht hievon zurückbringen, und wir waren verloren.

Der Major Rausch, der sieben Jahre seines Lebens in diesem Theile von Circassien zubrachte, und die Oertlichkeiten ganz genau kannte, konnte nicht begreifen, wie wir die Kühnheit haben mochten, uns auf eine solche augenscheinliche Art auszusetzen, denn auf das erste Signal konnten von Alderbey aus fünfhundert Mann in Zeit von einer Stunde zu unserem Empfange bereit seyn.

Am **11.** Juni, um vier Uhr Morgens, machten wir uns zu einen neuen Ausflug auf den Weg. Man kann in der nächsten Umgegend der Festung nicht genug Heu machen, um alles Vieh damit zu füttern, das man den Winter über halten muß, wo kein Transportschiff sich auf das Meer wagen kann. Man ergriff daher das Auskunftsmittel, in dem Dorfe Atses Boho, das fünf oder sechs Werste von der Festung in der Richtung von Subschuk-Kala liegt, zu fouragiren, und dieß war gleichfalls eine Gelegenheit, die Tscherkessen zu necken. Diese Maßregel war von Seiten des Commandanten nicht nur unpolitisch, sondern auch gegen den Geist der, von der Regierung gegebenen Befehle; denn diese Befehle bestimmen zwar, daß man allen Handel der Türken mit den Tscherkessen zernichten, und diesen jedes Mittel benehmen soll, sich Munition, Salz und andere Hauptbedürfnisse des Lebens zu verschaffen, um sie dadurch zu zwingen, mit den Russen einen freundschaftlichen Verkehr zu eröffnen, aber sie sagen nicht, daß man ohne sehr triftige Gründe ihr Korn abmähen, ihre Hütten zerstören, überhaupt ihre Felder verwüsten soll, welche Grausamkeiten um so mehr zu mißbilligen sind, als sie auf Einzelnen drückend lasten, und ohne den Russen großen Nutzen zu bringen, nur den eingewurzelten Haß und die Abneigung der Tscherkessen gegen diese vermehren.

Unsere Bedeckung, die aus dreihundert Jägern und Füselieren und zwei Kanonen bestand, nahm ihren Weg quer über die, mit Bäumen bewachsene Ebene, welche an die Bai angränzt. Anderthalb Werste von der Festung, kamen wir über einen ziemlich großen tscherkessischen Todtenacker, dessen meiste Gräber aus einem Sarge oder sechs bis sieben Fuß langen, und zwei Fuß breiten Kästen bestand, die plump gemacht sind. Der Todte liegt der Länge nach auf der Erde, das Ganze ist mit einem großen Brette, mit zwei Einschnitten an beiden Enden, worin zwei kleine Bretter angepaßt werden, bedeckt. Es ist nicht mit Nägeln befestigt, sondern es wird durch Steine zusammengehalten, die es wie eine kleine Mauer umgeben. Das Grab ist demnach über der Erde,

und der Todte ist von der äußern Luft nur durch ein Brett getrennt, und durch die Zwischenräume kann man die Reste der Leichen sehen, um welche sich große gelbe Schlangen streiten, die sich diese Gräber zu Wohnungen ausgewählt zu haben scheinen.

Weiter vorwärts von diesen Grabstätten fand ich gleichlaufend mit der Bai einen sehr niedern Erdwall, der sich gegen eine sehr große von Bäumen entblößte Ebene hin erstreckt, wo die Tscherkessen früher Felder und Wiesen hatten. Dieser ganze Raum ist mit Trümmern von Backsteinen besät. Hier war einst eine alte Stadt, deren letzte Spur durch den Landbau verschwunden ist; ich sah keine Gräber, die ausgenommen, die ich schon erwähnt habe. Diese Ruinen liegen an einer Schlucht ganz nahe am Meere, welche mehre reichliche Quellen hat.

Bei jedem Schritte stießen wir auf große Schildkröten, die sich auf das Ufer begeben, um sich hier mit Seepflanzen zu nähren; die vier Fuß langen gelben Schlangen, erregten durch ihre große Anzahl unser Erstaunen, ohne uns jedoch zu erschrecken, denn sie sind ebenso unschädlich wie die Schildkröten, und wir sahen welche, die sich auf Bäumen flüchteten, um den Bajonetten unserer Soldaten zu entgehen.

Zu Atses Boho erhielt ich einen Begriff von einem tscherkessischen Dorfe. Man kann sich nichts Pittoreskeres denken, als ihre, da und dort zwischen Bäumen gelegenen Wohnungen, denn man sieht hier Eichen, Eschen, Birnbäume, Zwetschgenbäume, sehr schöne Ulmen, Hagebuchen ꝛc., die durch ihren Schatten in der heißen Jahreszeit erfrischen.

Das Haupt-Gebäude ist von Holz oder von Flechtwerk, das mit Letten beworfen, gebaut; das Dach besteht aus Brettern, auf welchen man Stroh ausbreitet; auf der Eingangsseite ragt das Dach drei oder vier Fuß hervor, und bedeckt eine Gallerie, wie bei den Tartaren in der Krimm, deren Wohnungen sich denen der Tscherkessen am meisten nähern.

Auf der einen Seite dieser Gallerie, am Ende des Hauses, befindet sich ein kleiner, sehr enger Stall, mit einem Gitter umschlossen, dessen Thüre von innen verrammelt werden kann.

Dieses Innere besteht aus einem oder zwei Zimmern, die mit Lehm übertüncht sind, und deren Boden bloß geebnet ist, auch haben sie zur Decke nach tartarischer Art nur das Dach. Jedes Zimmer hat eine, auch zwei Thüren gegen außen, nebst einer Verbindungsthüre. Das größte ist ungefähr fünfzehn Fuß lang und zwölf breit. Das Kamin befindet sich an der Wand gegen außen, und um dasselbe hängen

die Kochgeräthſchaften, Waffen und Kleider an hölzernen Nägeln. Dreißig Schritte von dieſem Hauptgebäude tragen ſechs, vier Fuß lange Pfähle, ſechs große ſteinerne Platten von zwei und einem halben Fuß Breite, ſechs kleine Steine ſind in der Mitte, vier ſtarke Balken, die ſich darauf ſtützen, tragen allein das Mauerwerk, und dieß iſt das Magazin der Tſcherkeſſen. Das Innere iſt in vier Abtheilungen für das Getreide eingetheilt, und das Ganze hat ein Strohdach.

Ein drittes Gebäude ſtößt zuweilen an dieſe beiden erſten, dieß iſt ein langer Stall für Schaafe und Ziegen.

Dieſe drei Gebäude ſind in der Regel mit einem, mit einer Thüre verſehenen Zaune eingeſchloſſen. Zunächſt derſelben befinden ſich eingeſchloſſene Plätze, in welchen der Tſcherkeſſe Waizen, Rocken, Haber namentlich aber Hirſe pflanzt. Dieſe Bezirke ſind mit Bäumen oder kleinen Waldungen umgeben, auch ſieht man mitten in denſelben hie und da einzelne Bäume ſtehen, denn Holz iſt für die Tſcherkeſſen ein Hauptbedürfniß.

Die Umgebungen von Ghelindjik, welche man gänzlich von Bäumen entblößt hatte, waren bereits ausgetrocknet, während hier alles das ſchönſte Grün athmete. Unter einem ſolch heißen Klima kann dieß den Tſcherkeſſen nur dadurch gelingen, daß ſie ihren Bezirken einen dichten Schatten bewahren.

Rußland hat das große Project, ſich dieſen Theil Circaſſiens durch Coloniſation zu unterwerfen. Dieſe Maßregel iſt ſicher die beſte, allein um den Zweck zu erreichen, müßte man die Gebräuche und die Erfahrungen der Einwohner befolgen, und ihr Syſtem des Landbaues nachahmen. Der Boden beſteht zwar aus ziemlich guter Erde, aber er trocknet bald. Man findet hier keine Flüſſe oder Canäle wie in Georgien oder Armenien, um durch regelmäßige Wäſſerungen nachzuhelfen. Man muß daher auf eine andere Art ſuchen, ihm Friſche und Feuchtigkeit zu erhalten, und zwar die, welche die Tſcherkeſſen beobachten, und welche noch einen weitern Nutzen gewährt, nämlich den, der Heftigkeit der Nordweſtwinde längs der Küſte abzuhelfen.

Man hat angefangen die Hügel ihrer ſchönſten Waldungen zu berauben, man ſollte auch hier mit großer Klugheit zu Werke gehen, denn man kann überzeugt ſeyn, daß durch die Lichtung der Wälder eine große Anzahl Quellen verſiegen, die, ſo lange ſie noch vorhanden ſind, zur Feuchtigkeit des Bodens ſehr viel beitragen.

Ich will als Beiſpiel nur das anführen, was erfolgt iſt, ſeit Ghelindjik gegründet wurde; man fand unter dem herrlichen Schatten von Kutlitzi einen artigen Bach, der Sommer und Winter Waſſer hatte.

Seitdem man aber alle Bäume auf mehre Werste im Umkreise gefällt hat, ist nichts als ein ungesunder, während der heißen Jahreszeit gefährlicher Sumpf geblieben.

Kehren wir zu unserer Excursion zurück. Während man den, noch grünen Roggen schnitt, die schönsten Bäume fällte und mit den schönsten Balken unsre sechszehn Wagen belud, zeichnete ich und erfreute mich an der Schönheit der Landschaft. Bald rief mich der Oberstlieutenant Gantnu zu sich, um Theil am Frühstücke zu nehmen, und wir setzten uns heiter und ohne Sorgen in das Gras, als wäre die Festung nur zwei Schritte von uns entfernt.

Hierauf zog man die ausgestellten Posten ein, und setzte sich in Marsch; die Wagen in der Mitte, die Jäger auf den Flanken, und wir selbst als Nachhut.

Allein die Tscherkessen hatten während der zwei Stunden unseres Aufenthaltes Zeit gehabt, sich auf dem Gipfel eines Berges rechts des Dorfes Atses Boho zu versammeln. Wir zählten ungefähr sechszig auf diesem Punkte, aber wir dachten nicht daran, daß sie die Kühnheit haben könnten, uns in solch kleiner Anzahl anzugreifen.

Indessen waren wir kaum in das Gehölz eingedrungen, als wir uns von allen Seiten angegriffen sahen, auch hatten sich Abtheilungen von acht bis zehn Tscherkessen hinter Gebüschen versteckt, die, von hier aus, in zerstreuter Fechtart auf uns feuerten. Unsere Lage war beunruhigend, denn durch unsere schwere Wagen aufgehalten, und in der Unmöglichkeit zu sehen, was um uns hervorging, mußten wir hauptsächlich fürchten, daß unsere Feinde, unter welchen wir einige entflohene Soldaten bemerkt hatten, die Schlucht besetzten, die wir passiren mußten, und uns auf diese Art den Rückzug abschnitten. In diesem Falle waren wir verloren. Glücklicherweise erfüllten unsere Plänkler in Lumpen ihre Pflicht so gut, daß sie die Tscherkessen in Respect erhielten; das Gefecht hatte ungefähr eine halbe Stunde lang gedauert, als wir mitten im Gehölze einen Erdhaufen fanden, auf dessen Anhöhe wir eine Kanone auffahren lassen konnten, und nun konnten wir mit Kartätschen unter die Tscherkessen schießen, die bereits im Begriffe waren, sich in die Schlucht zu werfen; zugleich sandte ein Schiff, das zu unserer Unterstützung die Küste entlang fuhr, einige Falkonnet-Kugeln über unsere Köpfe, wir tödteten ihnen zwei Mann, und während sie schwankten und überlegten, passirten wir glücklich die Schlucht. Sie verfolgten uns abermals, und gaben einige Chargen auf uns, aber die Gefahr war vorüber, und wir erreichten die Festung, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben.

Am 14. Juni waren wir ebenso glücklich. Wir zogen aus, um die Felder an den Schaafställen am Zemes abzumähen, man machte uns unsern Rückzug noch streitiger als das erstemal, aber unsere Haltung fing an die Tscherkessen abzuschrecken, als ich mit einem Offizier mich zur Vorwache begab, um einen Angriff auf sie zu machen; später aber, als wir schon glaubten, außer aller Gefahr zu seyn, flog eine Kugel, die auf mich gerichtet war, über meinen Kopf; einige Linien tiefer, und sie hätte mich aus der Reihe der Lebenden gestrichen, und ich hätte meine Neugierde theuer bezahlt.

Der Tscherkesse ist, wie alle Bergbewohner, sehr tapfer, und gilt für einen geschickten Schützen, dessenungeachtet ist er im Kampfe mit den Russen im Nachtheil. Der Tscherkesse ladet sein Gewehr, indem er die Kugel mit einem Hammer in den Lauf schlägt, und schießt dem zu Folge auf große Entfernung, aber während er einmal ladet, ladet der Russe fünfmal, und schießt mit Posten. Um richtig zu schießen, legt der Tscherkesse sein Gewehr auf eine Gabel auf, die er gleich einem Stocke stets in der Hand trägt; er muß mit Bequemlichkeit schießen können, während der Russe keine Zeit verliert, und gewohnt ist, aus freier Hand abzufeuern.

Der Tscherkesse schießt nur, wenn er seines Schusses gewiß zu seyn glaubt, denn er fürchtet, sein Pulver unnütz zu verbrennen, das er sich nur sehr schwer wieder verschaffen kann, seit ihm der Verkehr mit den Türken abgeschnitten ist. Der Russe dagegen spart seine Munition nicht, und schießt auf's Gerathewohl, wobei er doch auch oft trifft.

Der Tscherkesse, der abgefeuert hat, ist für den Augenblick ein verlorener Mann, man kann sich ihm während er ladet, ohne alle Gefahr nähern, er kann sich mit nichts vertheidigen, als mit seinem Säbel und seinem Kindjal. Der russische Soldat hat kaum abgefeuert, als er schon wieder geladen hat, und ist somit immer zu fürchten.

Fügt man nun zu allem diesem noch die Disciplin, die der Russe mit der List des Tscherkessen verbindet, der wie dieser, über offenes Terrain eilt, der sich hinter Gebüschen und hinter Bäumen versteckt, der ebensoviele Beweglichkeit und ein ebenso geübtes Auge hat, und es ist leicht abzusehen, auf welcher Seite der Vortheil ist.

Unsere Soldaten in Ghelindjik hatten sich an diesen kleinen Krieg mit den Tscherkessen so gut gewöhnt, daß sie diese nicht mehr im geringsten fürchteten, und in dieser Beziehung war eine Expedition für sie eine Lustpartie.

Was endlich neben allem diesem den Russen eine große Ueberlegenheit verleiht, ist ihre Artillerie, welche die Tscherkessen entbehren,

und vor welcher ſie großen Reſpect haben, weßhalb ſie ſich auch meiſtens in großer Entfernung halten.

Ich brachte vier Wochen zu Ghelindjik zu, um das Schiff abzuwarten, welches mich nach Sukum-Kala bringen ſollte. Ich hatte, ungeachtet eine ſolche Lage wenig Hilfsmittel darbietet, doch kaum Zeit mich zu langweilen. Die Ankunft eines reiſenden Europäers mitten unter den Tſcherkeſſen, war ein ganz außerordentliches Ereigniß, auch beeiferte ſich jeder, mir meinen Aufenthalt zu Ghelindjik ſo angenehm wie möglich zu machen. Die Offiziere ſuchten allen meinen Wünſchen entgegen zu kommen, und ſelbſt die Soldaten bezeugten ihre Freude, mich an ihre Expeditionen anſchließen, und ihre Gefahren theilen zu ſehen.

Doch Niemand konnte an Gefälligkeit den Oberſten Tchaikowski, Commandanten der Feſtung, übertreffen. Er wollte durchaus nicht geſtatten, daß ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes einen andern Tiſch nehme, als den ſeinigen, und ich fand in ſeinem Hauſe eine Geſellſchaft, die ganz dazu gemacht war, mich vergeſſen zu laſſen, daß ich ſo weit von der civiliſirten Welt mich befinde. Dieß habe ich hauptſächlich auch ſeiner Gattin und ſeiner Schweſter zu verdanken, ſehr gebildeten und liebenswürdigen Damen, wie man ſie nur in großen Städten treffen kann, und denen es, nachdem ſie in der großen Welt, zu Moskau und Petersburg gelebt haben, gewiß auch ſonderbar erſcheinen mußte, ſich plötzlich nach Aſien in ein Lager, ohne andere Hilfsquellen verſetzt zu ſehen, als die ſie in ſich ſelbſt, und in einigen Offiziers-Frauen fanden, welche die ganze weibliche Bevölkerung der Feſtung ausmachten. Nicht ein einziger Kaufmann war vorhanden, ausgenommen für einige Lebensmittel, man mußte alles von Anapa oder von Kertch kommen laſſen. Nicht ein Spaziergang für die Damen, ausgenommen das Catharinen-Bosquet. Aber dieſe Damen hatten Muth; ihre kleine Häuslichkeit genügte ihnen, und gab ihnen Beſchäftigung; ſie rechneten auf eine beſſere Zukunft, und ich hörte ſie nie eine Klage ausſprechen.

Der Ingenieur-Lieutenant Jakowlef hatte mir eines ſeiner Zimmer abgetreten, wo ich nach meiner Bequemlichkeit arbeiten konnte, und in dieſem unterrichteten Offiziere fand ich ſtets den gefälligſten und angenehmſten Begleiter bei meinen Excurſionen, ſeine Sorgfalt für mich war die eines Bruders. Ich erinnere mich immer noch an ſeine Unruhe, wenn ich einige Ausflüge machte, namentlich aber an ſeine Angſt, als einſt die halbe Compagnie, welche das Vieh auf die Weide begleitet hatte, ohne mich zurückkehrte. Ich hatte einen Spaziergang längs des Fluſſes gemacht, und mich dabei ſo vergeſſen, daß ich das Signal

zum Rückzug überhörte. Lieutenant Jakowlef hielt mich für todt oder gefangen und eilte zum Commandanten, um diesem seine Besorgnisse mitzutheilen. Man sandte sogleich ein Peloton Soldaten ab, um mich aufzusuchen, an deren Spitze sich Lieutenant Jakowlef selbst gesetzt hatte; sie durchsuchten vergebens das Gebüsch, denn ich war hinter den Felsen verborgen, endlich entdeckten sie mich, und ich begriff anfangs weder ihre Freude noch ihre gehabten Besorgnisse, allein ich sah bald ein, daß man Recht gehabt hätte, mich wegen meiner Unklugheit auszuzanken, und mir das Versprechen abzunehmen, auf das Zeichen des Tambours oder der Trompete ein andersmal aufmerksam zu seyn.

Die Feindschaft der Tscherkessen gegen die Russen war im Jahr 1833 noch so groß, daß nur höchst selten einer derselben den Fuß in die Festung setzte, um eine Kuh oder Geflügel zu verkaufen; dieß war mir um so unangenehmer, als ich sehnlich wünschte, diese stolzen Feinde in der Nähe zu sehen, allein meine Neugierde wurde nur sehr selten befriedigt. Im Jahr 1834 kamen sie schon häufiger, und es wäre vielleicht gelungen, sie geselliger zu machen, wenn man nicht das Unglück gehabt hätte, einen zu tödten, der auf das Anrufen der Schildwache keine Antwort gab, was sodann ihren Haß und ihr Mißtrauen wieder erneuerte.

Ghelindjik kann mit der Zeit einer der wichtigsten Punkte der Küste werden. Wie es aber jetzt ist, so erinnert es mich, mit seinen Erdhütten und Einzäunungen, mit seinen Hörnern, die stets in der Luft ertönen, mit der Masse Männer ohne Frauen, an Rom bei seinem Entstehen, als es gegen die Sabiner kämpfte. Möchte meine Vergleichung eine glückliche Prophezeiung für Ghelindjik seyn.

Ich verließ Ghelindjik auf dem Schoner Bestnik, welchen der Capitän-Lieutenant Paulowitsch Wulf commandirte, der als einer der besten und tapfersten Offiziere der Flotte bekannt ist. Unserer Abreise ging ein großes Fest voraus, welches die Offiziere der Flotte denen der Festung gaben. Unsere Bestimmung war Sudschuk-Kala. Ich konnte diese Reise unter keinen angenehmeren Aussichten machen, so günstig war uns der Himmel. Fast alle Punkte dieser langen und schönen Küste konnte ich übersehen, denn die Windstille hielt uns im Angesichte der Küste bis gegen zehn Uhr Morgens fest, wo sich dann ein leichter Wind erhob, der uns gestattete, immer längs der Küste hin zu segeln.

Ich beobachtete auch das Leben der russischen Seeleute. Die Schiffsmannschaft ist aus allen Nationen zusammengesetzt. Die des Narciß, auf welchem ich meine erste Ueberfahrt machte, bestand aus achtundsechszig Mann, worunter zehn Tartaren aus Kasan waren, die

man augenblicklich an ihren Geſichtszügen erkannte. Zwei Juden, der eine ein Zimmermann, der andere als Kalfater und ein Tſchuwake befanden ſich gleichfalls unter dieſer Schiffsmannſchaft, die aus allen Gegenden Rußlands herbeigeſchafft war. In der Regel ſieht man beim Recrutiren der Flotten darauf, nur ſolche auszuwählen, die an dem Meere, an großen Flüſſen und an Seen wohnen, und mit dem Waſſer ſchon vertraut ſind. Sieben oder acht Polen hatten ſich gleichfalls eingefunden, der eine davon hatte in der polniſchen Garde zu Fuß gedient, und das Gefecht von Dwerniki mitgemacht, wo er gefangen genommen worden war.

Die Schiffsmannſchaft des Veſtnik war ebenſo zuſammengewürfelt, wie die des Narciß. Ich hatte nicht nur Gelegenheit, durch eigene Beobachtung die Erfahrung zu machen, ſondern auch die mir bekannten Offiziere der Flotte bezeugten es, daß die Polen mehr Intelligenz und guten Willen an den Tag legen, als die andern Nationen, welche auf der Flotte dienen. Sie werden von ihren Vorgeſetzten geliebt, die ihr Betragen rühmen, und die ihre Schiffe am Liebſten mit ihnen recrutiren. Auch die Offiziere der Landtruppen, jenſeits des Caukaſus, geben ihnen daſſelbe Zeugniß, — aber man muß ſie am Deſertiren verhindern.

Die Offiziere ſind gut und menſchenfreundlich gegen ihre Untergebenen. Ich habe mich ſelbſt überzeugt, mit welcher Sorgfalt die Schiffscapitäne ſich mit ihren Matroſen beſchäftigen, und wie ſehr ſie auf alle Einzelnheiten, namentlich auch auf die Geſundheit derſelben achteten; auch waren auf den dreizehn Schiffen, welche bei Ghelindjik ſtationirten, oder an den Küſten kreuzten, nur ſehr wenige Kranke.

Die Subaltern-Offiziere ſind gleichfalls zu loben, verſtehen ihren Dienſt, und führen ſich mit wenigen Ausnahmen ſehr gut auf. Unter andern muß ich hier eines Midſhipmans von guter Familie gedenken, der unglücklicherweiſe ſchon ſehr jung über einiges Vermögen zu verfügen hatte. Er ergab ſich dem Trunke; ſeine Verwandte hatten alles aufgeboten, um ihn von dieſem Abgrunde des Verderbens zurückzubringen, und ſeinen übeln Gewohnheiten zu entreißen, und man hatte es deßhalb bei den höhern Vorgeſetzten dahin gebracht, ihm dieſe Anſtellung zu verſchaffen, und ſeine Abreiſe zu bewerkſtelligen; er traf auf dem Narciß, wohin man ihn commandirt hatte, ohne Stiefel, ohne Mantel, und nur mit einem Ueberrock, einem Hemd und ein Paar Strümpfen nebſt einer Tabackspfeife und einer Bouteille ein, er hatte ſich das Futter einer Decke gekauft, das er ſich durch einen Matroſen ſäumen ließ, und das ihm als Kleid diente; eine alte Matratze benützte er als

Bett, und zum Kopfkiſſen dienten ihm zuſammengerollte Flaggen, und wenn es ihn fror, ſo deckte er ſich auch mit dieſen zu. Man wird zugeben, daß er den Cynismus weit trieb. Am Tage unſerer Ankunft zu Ghelindjik, feierte er unſer Willkommen ſo ſehr, daß man ihn von der Straße aufraffen mußte, und ihn die Nacht auf der Wache zubringen ließ, wo man ihm, um ſein Entweichen zu verhüten, die Stiefel, die er entlehnt hatte, wegnahm. Dieſes Muſter eines Offiziers war, man muß es geſtehen, einzig, er wurde aber gleich darauf ſchimpflich aus dem Dienſte gejagt.

Der ruſſiſche Soldat ſingt, trotz ſeines mühevollen Lebens, von einem Ende des Reiches bis an das andere. Dieß iſt, wenn er keinen Branntwein hat, ſein einziges Heilmittel für alle ſeine Leiden, und wenn er welchen hat, ſo ſingt er nur noch mehr. Zu Ghelindjik hatten ſich die Compagnien einen beſondern Platz unter einigen Bäumen zubereitet, um ſich dieſes Vergnügen zu machen. Wenn man ſingt, iſt man in ſeinem Vaterlande.

Von Ghelindjik bis zur Mündung von Sutchali, behält die Küſte faſt denſelben Charakter. Striche von Hügeln oder niedern Bergen, die nicht über zweitauſend oder zweitauſend fünfhundert Fuß hoch ſind, gränzen an mehren Orten an das Meer, das den Fuß derſelben beſpült. Obgleich im Ganzen ziemlich einförmig, ſo iſt im Allgemeinen doch die Landſchaft ſehr ſchön, und im Einzelnen auch abwechſelnd. Alle dieſe Hügel ſind mit dem reichſten Grün bedeckt, und herrliche Wälder umgeben ſie. Da und dort bemerkt man einzelne Häuſer zwiſchen Bäumen, von denen einige in Schluchten ſtehen, durch welche Bäche und Flüſſe fließen, die gegen die Mitte der Bergkette an Größe zunehmen. Doch laſſen wir uns in einige Einzelnheiten über dieſe Küſte ein, die noch unbekannter iſt, als die von Neu-Holland.

Die Bai von Pchade, an welcher wir den 17. Mai Abends eintrafen, befindet ſich zweiundzwanzig Werſten von der von Ghelindjik entfernt. Sie iſt kleiner als dieſe. Der kleine Fluß Pchode ſchlängelt ſich in dieſelbe. Rechts ſieht man große und ſchöne Wälder, links befindet ſich Niederholz mit einem Dorfe, welches die Ruſſen in Brand ſteckten, als ſie am 27. Mai 1833 zwei türkiſche Fahrzeuge, die hier im Hafen überwinterten, anzündeten.

Alle Abhänge von Hügeln, welche Pchade umgeben, ſind auch mit größern oder kleinern Gräbern wie beſät, in welchen auf drei bis vier Fuß Tiefe Herr Taitbout Geſchirre von gebrannter Erde, in welchen ſich Aſche, kupferne Knöpfe, Ringe von demſelben Metalle, und einige

eiſerne Utenſilien befanden, welch letztere jedoch durch Oxydirung unkenntlich waren.

Wer die Ruinen der griechiſchen Städte des Bosphorus und die Halb-Inſel von Taman geſehen hat, deren Zugänge durch Gräber gleichſam verſperrt ſind, wird hier die Hand deſſelben Volkes und das Reſultat derſelben Sitten nicht verkennen.

Gegenwärtig ſcheint aus Pchade etwas werden zu ſollen, denn der General Villiaminoff hat ſich dieſes Ortes im Sommer 1837 bemächtigt, und ſich darin befeſtigt.

Am $^{18}/_{30}$. Mai um acht Uhr Morgens, gelangten wir auf die Höhe von Wulan. Die Genueſer des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts haben dieſe Oertlichkeit unter dem Namen Fluß Landia oder Londia ſehr gut gekannt. Sie iſt auf allen Karten ſchlecht gezeichnet; ſie iſt nichts als eine Bucht, die ſich mehr und mehr ausbreitet, und ſich zu einer Rhede ausdehnt. Der kleine Fluß Wulan fließt in dieſelbe.

Man hatte in Erfahrung gebracht, daß ſich drei türkiſche Schiffe auf Contre-Bande zu Wulan befänden. Die, damals von dem Capitän Branevski commandirte Corvette, der Veſtnik, und vier andere kleine Kriegsſchiffe begaben ſich im Mai 1833 mit ungefähr fünfzig Mann Landungstruppen dahin.

Man war bei der Ankunft ſehr überraſcht, nichts daſelbſt zu finden. Niemand wußte damals, daß ſich hier ein Fluß befinde, ſuchte deßhalb ſo nahe wie möglich am Ufer hinzufahren, und fand endlich die Mündung des Fluſſes. Es war nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die drei türkiſchen Schiffe den Fluß aufwärts gefahren ſeyen. Man ſandte daher die Schaluppen ab, die einen, um hier in's Innere des Landes einzudringen, die andern um die Soldaten auszuſetzen, die quer über die niedere und ſandige Ebene vorrücken ſollten. Allein die Schaluppen fanden den Eingang in den Wulan durch den Sand verſperrt, es war nicht möglich weiter zu fahren; man befand ſich in der größten Verlegenheit; wo ſollte man die Tſcherkeſſen ſuchen? Niemand zeigte ſich.

Plötzlich hört man aus dem Innern des Landes einen Kanonenſchuß. Ach! es iſt uns geholfen, riefen die Ruſſen, die Tſcherkeſſen ſind da; vorwärts. Die Tſcherkeſſen hatten es ungefähr wie die Kinder gemacht, die ſich verbergen, und fortwährend den andern zurufen, ſie ſollen ſie ſuchen.

Sie hatten ſich eine halbe Werſte vom Ufer an einem ſchönen Baſſin, das ſich aus dem Wulan bildet, ehe derſelbe in das Meer

fließt, in einen Hinterhalt gelegt. Auf dem rechten Ufer liegt auf holzreichen und steilen Anhöhen das Dorf Wulan.

Ein Theil der Tscherkessen hatte sich auf der Anhöhe festgesetzt; die andern umgaben das Bassin, und wollten die drei türkischen Schiffe, die vor Anker lagen, und die sie durch Wegräumen des Sandes in den Fluß gezogen hatten, vertheidigen. Sie besaßen zum erstenmale eine kleine Kanone, die sie von den Türken gekauft hatten. Stolz auf diese Erwerbung, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als sich derselben eigentlich aus Prahlerei zu bedienen, damit die Russen erfahren sollen, daß sie auch Artillerie besitzen.

Diese armen Tscherkessen bezahlten ihre Prahlerei theuer.... die Russen laufen dem Schall nach, die einen schlagen die Tscherkessen zurück, die sich tapfer vertheidigen, die andern werfen brennende Fackeln auf die Schiffe, die bald ein Raub der Flammen werden, und ohne den Feinden Zeit zur Besinnung zu lassen, verfolgen sie dieselben, und erobern ihre kleine Kanone. Auf diese Art bot eine Handvoll entschlossener Russen den dreifach überlegenen Tscherkessen Trotz, und vollzog fast ohne Verlust die erhaltenen Befehle. Den 11. Mai verbrannten die Russen daselbst, unter dem Commando von Romanowitsch, abermals zwei Schiffe.

Von Wulan gegen das Dorf Ziche, bei der Mündung der Duchette *) nimmt die Bevölkerung, welche die Küste bewohnt, mehr und mehr, indem sie sich Djuhubu nähert, zu. Alles ist eingezäunt, Felder, kleine Wälder; man glaubt einen endlosen englischen Garten mit aller Frische zu sehen. Der kleine Fluß Duchette gelangt durch eine hübsche kleine Schlucht, links von dem Dorfe Ziche, das mit seinen Feldern in der Höhe liegt, in das Meer. Von dem Meer aus sieht man die Häuser nicht, sie sind hinter den Bäumen verborgen.

Nahe bei Ziche öffnet sich ein Thal, welches die Blicke auf sich zieht; es ist breit und sehr bevölkert; dieß ist das erste dieser Art, welchem man von Ghelindjik an begegnet. Man erkennt daselbst die Djuwga oder Djuhubu. Die Landschaft ist offen, und in der Entfernung sieht man eine Hügelkette, mit Feldern bedeckt.

Die Djuhubu, welche dieses Thal bewässert, ist, nach der Sutchali und Kintchuli, einer der Hauptflüsse der Küste; seine Mündung bildet eine kleine, offene Bucht, aber weder Bai noch Hafen. Dieses schöne und breite Thal, und dieser wasserreiche Fluß, mußten schon die Blicke

*) Vielleicht ist dieß Zurzuchi, oder Porto de Susacho.

der früheren Bevölkerungen auf ſich ziehen. Wie es jetzt noch einer der Hauptpunkte iſt, ſo mußte hier eine der wichtigſten Burgen, wenn nicht die Hauptſtadt der Zichen ſeyn.

Es ſcheint wenigſtens keinem Zweifel zu unterliegen, daß hier oder in der Nähe die alte Stadt Bazika gelegen ſeyn muß. Vielleicht ſtand dieſelbe wo jetzt Ziche ſteht, wie ſein Name anzudeuten ſcheint. Ptolomäus macht daraus die Stadt Tazos, und ſie erſcheint wieder auf allen italieniſchen Karten des Mittelalters, unter dem Namen Alba Zega oder Alba Zichia.

Gegenwärtig iſt Djuhubu die Reſidenz von Ali Bey, einem der einflußreichſten Chefs der Chapſugen. Er ſteht an der Spitze einer beträchtlichen Bevölkerung; man hat mich verſichert, daß er in Zeit von zwei Stunden eine bewaffnete Maſſe von mehren tauſend Chapſugen nur aus der Umgegend in Djuhubu verſammeln kann. Dieſer Punkt iſt zum Angreifen einer der gefährlichſten der Küſte.

Die Wichtigkeit dieſes Punktes legte den Ruſſen die Nothwendigkeit auf, ſich deſſelben zu bemächtigen zu ſuchen, und feſten Fuß hier zu faſſen. Man näherte ſich ſomit von Gogra aus; man zerſplitterte die Macht und die Aufmerkſamkeit der Tſcherkeſſen; man griff ſie in ihrem Centrum an; man bemeiſterte ſich einer ihrer Hauptengpäſſe in direkter Verbindung mit Kuban und war dadurch im Stande, den Handel der Türken genauer zu überwachen.

Zu dieſem Zwecke befehligte man den 7. Juni 1833 zu Ghelindjik fünf kleine Kriegsfahrzeuge und hundertundzwanzig Mann Landungstruppen, um eine Recognoscirung und Landung zu Djuhubu vorzunehmen. Allein man konnte weder das eine noch das andere bewerkſtelligen; die Ruſſen fanden, daß die Chapſugen ſich befeſtigt hatten, und ſie erwarteten. Romanowitſch, der den Befehl führte, hatte ihnen Zeit gelaſſen, ſich in Maſſe zu verſammeln. Man verſchob nun dieſe Unternehmung bis zur Ankunft des Generals Malinovki, der von der Inſpection ſeiner Brigade zu Ghelindjik zurück erwartet wurde.

Mit dem Anfang des Monats Auguſt ſetzte ſich derſelbe auch wirklich mit allen disponiblen Schiffen, die er zu Ghelindjik auftreiben konnte, Corvetten, Brigantinen, Schonern ꝛc. in Bewegung, nahm alle Landungstruppen mit, über die er verfügen konnte, und ſegelte gegen Djuhubu. Die Chapſugen erriethen augenblicklich, wem dieſe Unternehmung gelte, und ſie ſtellten eine furchtbare Streitkraft auf, um die zwei oder drei kleinen Schiffe zu vertheidigen, die am Ufer vor Anker lagen.

Trotz des Widerſtandes kam die Landung zu Stande, man tödtete

ihnen viele Leute, man verbrannte ihre Schiffe, man machte eine leichte Recognoscirung und zog sich mit einem Verluste von zwölf getödteten Soldaten oder Matrosen, und siebenundzwanzig Verwundeten, unter welchen sich der Oberstlieutenant Poltinine befand, in der Ueberzeugung zurück, daß dieser Ort eben so schwer zum Angreifen, als zum Vertheidigen sey. Denn das mit Hügeln umgebene Thal von Djuhubu, eignet sich nicht zu Erbauung einer Festung, die man von allen Seiten beherrschen könnte und wenn die Tscherkessen nur ein paar Kanonen hätten, so könnten sie die Russen wieder daraus vertreiben.

Die offene Rhede ist durch das Cap Codos auch nur leicht gegen die Winde geschützt, und bietet somit den Schiffen nicht viel Sicherheit dar. Sie wären in der Bucht des Cap Codos, welche auf der entgegengesetzten Seite dieses Caps sich befindet, besser geschützt, aber auch hier ist keine Stelle, die sich zur Befestigung eignet, es wäre denn einer der Hügel, die sich in der Nähe des Ufers befinden.

Djubuhu, Codos und alle diese kleinen Buchten, in welchen die Flüsse, welche die Küste bis Itchubechi, Mamai, Ardler ꝛc. befeuchten, ihren Lauf haben, sind die Zufluchtsstätten zahlreicher Galeeren, welche die Tscherkessen sich selbst erbauen, und mit welchen sie früher zahlreiche Räubereien unternahmen. Da sie keine Masten haben und sehr niedrig sind, so entgehen sie leicht den Blicken, sie gleiten längs der Küsten hin, und wenn sie verfolgt werden, so zieht sich die Bemannung, die aus vierzig bis sechszig Mann besteht, auf das Ufer, und versteckt sich im Gehölze.

Die Russen bieten alles auf, um diesen Räubereien Einhalt zu thun, sie machen Jagd auf diese Galeeren, wo sie sie nur sehen, und so hat die Räuberei an dieser Küste fast aufgehört, allein sie dürften in der Strenge ihrer Maßregeln nur ein wenig nachlassen, so würden diese Räubereien sogleich wieder überhandnehmen.

Durch einen glücklichen Zufall haben sich die Russen im Sommer 1834 Ali Beys, des Fürsten der Chapsugen und von Djubuhu, bemächtigt, als er sich auf einem türkischen Schiffe mit vierzig der Seinigen nach Trepizont begeben wollte.

Der Zweck aller Räubereien und Expeditionen der Tscherkessen ist, Gefangene zu machen, die sie als Sclaven an die Türken verkaufen, wenn ihnen die Russen kein beträchtliches Lösegeld bezahlen. Die Soldaten werden vorzugsweise wieder ausgelöst.

Allein die Erfahrung lehrte, daß diese Methode die Räuberei gerade ermuthigte, und man kam daher auf die Idee, Repressalien zu gebrauchen. Es wurde der Befehl ertheilt, so viele Gefangene, wie

möglich zu machen, und es war der Oberſt, jetzt General Saß, der Dämon der Tſcherkeſſen, wie dieſe ſelbſt ihn nennen, der mit der Ausführung dieſes Befehls beauftragt wurde, und man konnte nicht wohl einen tapfern, gewandteren und thätigeren Militär hiezu erwählen. Schon in den erſten Monaten des Sommers 1834 hatte er mehr als ſechszig tſcherkeſſiſche Gefangene gemacht, die man nach Ekaterinodar brachte, um ſie wieder auszuwechſeln. Dieſe Maßregel hat ſich als das beſte Mittel bewährt, die Tſcherkeſſen von ihren Räubereien zurückzubringen.

Wir paſſirten nun die Höhe der Bai Codos. Auf der Küſte hat hier der Fluß Codos gleichfalls ſeinen Lauf, und auf dem linken Ufer deſſelben liegt das Dorf gleichen Namens. Einige einzelne Häuſer liegen in der Mitte des maleriſchen Thales. An der Spitze der Rhede von Codos, zwiſchen den Mündungen des Chapſukhu und des Nighepſuku, aber näher an letzterer, bemerkt man hart an dem Dorfe Thu auf einem Berge, in der Nähe des Meeres, ausgedehnte Ruinen einer Feſtung, die aus großen und ſehr dicken Mauern beſtehen.

Hat man das Dorf Thu paſſirt, ſo macht die Küſte eine Einbiegung bis zur Mündung des Chimetdukhaitche, durchaus gleich mit der von Codos. Dieß nennt man die Bai Ztchubechi. Hier fließt auch der kleine Fluß gleichen Namens, er iſt durch einen hohen Berg von Chimetdukhaitche getrennt. Eine Feſtung, gleich der von Nighepſukhu, lehnt ſich in der Nähe von Ztchubechi an dieſen Berg.

Das Cap Wardan ſchließt maleriſch die Rhede von Ztchubechi, und ſcheidet ſie von einer andern kleinen Rhede, die gleichfalls den Namen Wardan führt. Die Umgebungen von Wardan ſcheinen ſehr bevölkert, und im Hintergrunde des Thales erblickt man eine Reihe bläulicher Berge.

Wir fuhren in der Nacht vom 18. auf den 19. um das Cap Mamai, und paſſirten die Bucht gleichen Namens. Die Bucht von Sutchali kündigt ſich ſchon verſchieden von dem übrigen Theile der Küſte an. Auch die Hügel bekommen einen andern Charakter, ſie werden weiterhin Berge. Der Caucaſus tritt von Weitem hervor, indeſſen wechſeln die Wälder immer noch mit Feldern ab. Wie die Berge größer werden, ſo werden auch die Flüſſe beträchtlicher; die Sutchali oder Sotcha iſt der größte Fluß von Dſikheti, und hat auch den längſten Lauf.

Endlich fällt an der Bucht Kamuichelar der ziemlich beträchtliche Fluß gleichen Namens, der Caccari auf den Karten des Mittelalters,

in das Meer, und hier erblickt man auch die mit Schnee bedeckten Gipfel des Caucaſus.

Alle die zahlreichen Schluchten, welche die Berge hier von einander trennen, nehmen jetzt einen mildern Charakter an, die Vegetation und die Bevölkerung nehmen, je mehr man ſich Gagra nähert, immer mehr ab, und nur die Bäche ſtrömen reichlicher.

Hier iſt das Land, welches der letzte Stamm der Tſcherkeſſen bewohnt; dieſer Theil der Küſte ſcheint jedoch in früherer Zeit bevölkerter und civiliſirter geweſen zu ſeyn, als gegenwärtig. Von den Tſcherkeſſen ſelbſt wird der nächſte Artikel handeln.

Erinnerungen aus Süd-Amerika.

(Auszüge aus Reminiscences of South America, from two and a half years residence in Venezuela by John Hawkshaw.)

Dritter Artikel.

Endlich näherten wir uns einem Gegenstande, der der Küste ähnlich sah; aber es war Land, das wir nicht kannten; seltsam wäre es gewesen, hätte es sich anders verhalten, denn weder der Capitän noch ich, noch irgend einer von den Leuten war je zuvor in Tucacas oder sogar im Golf Triste gewesen. Aber dieser Gegenstand hatte nichts von dem Aeußern, das wir nach den Karten und Beschreibungen erwarten mußten; was wir sahen, war unsern Begriffen nach nicht auf die Küste in der Nähe von Tucacas anwendbar; und im Ganzen wurde es uns sehr klar, daß wir da, wo wir uns befanden, bis zum nächsten Morgen und zur Rückkehr des Tageslichtes zu bleiben hatten.

Kaum läßt ſich eine unbequemere Lage die Nacht zuzubringen, denken; der Wind hatte ſich etwas gelegt, aber es regnete noch ſehr ſtark, und wir waren gänzlich durchnäßt. Die Brandung, die ſich an der Küſte brach, vor der wir lagen, rauſchte furchtbar. Die See toste wüthend um uns her, die Wolken ſchauten düſter drein, während ſie ihre Waſſer über uns ergoſſen, und die Erde ſchien uns vom Schaum bedeckten Geſtade entgegen zu murren, als wären wir unwillkommene Gäſte für ihren Boden. Einen unfreundlicheren Empfang hätte ich kaum erwarten können. Wir ruderten ein wenig umher, in der Hoffnung, einen kleinen Meerbuſen zu finden, in welchen wir unſer Boot hätten treiben können; aber wir konnten keinen ſolchen Eingang entdecken, und ſo wurde unſere Abſicht, an das Land zu ſteigen, und unter dem Bootsſegel zu übernachten, vereitelt; wäre es uns aber auch gelungen, ſo würde, wie ich ſeitdem aus der Erfahrung gelernt habe, das Schlafen auf der Küſte hier zwiſchen den Mangelbäumen und unter ſtechenden Fliegen, kaum dem Uebernachten auf der See, ſelbſt bis zum Halſe im Waſſer, vorzuziehen geweſen ſeyn. So breiteten wir das Segel, als der Wind ſich gelegt hatte, ſo gut als möglich über uns aus, hüllten uns tiefer in die naſſen Kleider, und erwarteten geduldig den Tagesanbruch.

Endlich erhob ſich die Sonne, und mit ihr erhob ſich auch unſer Muth; wir ſchauten nach allen Richtungen, und ſchloſſen aus dem, was wir bemerkten, daß wir zuweit von dem Winde abgekommen waren; wir ruderten nun etwa eine Stunde die Küſte entlang zurück, und umſchifften dann wirklich die Tucacas-Spitze.

Im Grunde einer kleinen Bucht ſtand die Casa Grande (das große Haus), wie es die Eingeborenen nennen. Es war von Palmenholz erbaut, mit rothen Ziegeln gedeckt, und hatte eine offene Gallerie an der Vorderſeite; trotz ſeines anſtändigen Aeußern hatte es indeſſen keinen Anſpruch auf Größe, wenn nicht im Vergleiche mit den umliegenden kleinen Hütten der Eingeborenen. Der ganze Ort, der noch aus andern Häuschen, und eben dieſen Hütten beſtand, ſchien gleichſam aus dem Waſſer hervorzuwachſen, was davon herkam, daß es auf einem flachen Landſtriche erbaut war, der nicht mehr als einen Fuß über den Spiegel der See emporragte, und überdieß durch die Regengüſſe der vergangenen Nacht an manchen Stellen mit Waſſer bedeckt war. Der erſte Eindruck, den Tucacas auf mich machte, war ſo nicht der günſtigſte; ſpäter unter andern Umſtänden, bekam ich beſſere Begriffe von dieſem Orte.

Der Boden, auf dem das Dorf Tucacas ſtand, iſt offenbar der

See abgerungen worden, aber nicht durch die Anstrengungen der Menschen, sondern durch eine Gewalt, die nie vergeblich arbeitet, die fortwährend die Umrisse des Festlandes verändert, und unseren irdischen Wohnorten stets eine neue Gestalt verleiht. Um und hinter dem Dorfe breitete sich eine beträchtliche Ebene oder Saline aus, wie ein solcher Boden in Süd-America genannt wird, der hauptsächlich durch das Wachsthum des Mangelbaumes von dem Meere gewonnen worden ist.

Dieser Baum, von dem es zwei Arten gibt (der schwarze und der rothe Mangelbaum), ist vorherrschend auf den flachen, niedrig liegenden Theilen der Küste, und da wo das Wasser nicht schnell tief wird, sondern eine Strecke weit in die See hinein seicht bleibt. Der rothe Mangelbaum ragt am weitesten in das Gebiet des Meeres hinein. Die Art, wie er wächst, ist sehr sonderbar. Eine Anzahl von Stämmen oder Wurzeln, vielleicht zehn oder zwölf, erheben sich von dem nassen, schlammigen Boden, und vereinigen sich erst fünf oder sechs Fuß über der Erde in einen Stamm. Die Wurzeln, oder vielmehr die Mittelstämme, sind zuweilen ineinander verstrickt, das Wasser scheint zu ihrem Bestande unerläßlich, und sie scheinen besonders Seewasser zu verlangen. Sie bilden gewöhnlich einen schmalen Streifen, den Rand sumpfiger Küsten entlang, wobei einige von den Mittelstämmen aus dem Wasser hervorwachsen, während andere von demselben Baume aus dem Ufer entspringen, und so scheint der Mangelbaum Zoll für Zoll, einen Fuß auf dem Lande, den andern in den Wellen, dem Ocean das Gebiet streitig zu machen, indem er hauptsächlich dazu beiträgt, Sand und den Bodensatz festzuhalten, der von der Brandung an die Küste geworfen wird. Diese Gewächse sind die Faschinen, die den Ablagerungen der sturmbewegten See einen Halt verleihen.

Ich reiste nun nach den Kupferbergwerken ab, für die ich zunächst bestimmt war. Von Abenteuern habe ich hier nichts zu erwähnen, aber die Scenen der Natur, und namentlich die Wälder, durch die ich zwei volle Tage ritt, erfüllten mich mit Gefühlen, die ich nicht zu beschreiben vermag. Nichts hatte eine Aehnlichkeit mit dem, was ich zuvor gesehen; meine Sinne verloren sich in den bunten Wechsel und der Ueppigkeit der mich umgebenden Vegetation.

Nachdem wir die Seeküste verlassen hatten, ging unser Weg eine Strecke weit durch Mangelbäume, die auch auf dem Lande sich lebendig erhielten, und hier gerade zu einer Größe herangewachsen waren, welche diese Bekämpfer der See selten erreichen. Dann ragten etwa eine halbe Meile gegen den Pfad, scharfe, schwerknotige Blätter von einer

Art von wildem Zuckerrohr herein, das eine Höhe von fünfzehn bis achtzehn Fuß erreicht. Es hat einen langen, glatten Stängel, von einem Zoll im Durchmesser, von gleicher Dicke bis zum Gipfel, an dem die Blätter befestigt sind. Entzwei geschnitten, bietet dieses Rohr eine Reihe von gebogenen, einander bedeckenden Platten, die indessen selten ganz kreisförmig sind; man gebraucht dasselbe statt der Latten, wobei es seiner Trockenheit und Dauerhaftigkeit wegen, und namentlich auch wegen seiner geraden, und überall gleich dicken Gestalt treffliche Dienste thut.

Aus den Zuckerrohren auftauchend, gelangten wir zu einem Schauplatze, dessen Vegetation den Stempel wahrhaft tropischer Pracht an sich trug, es war ein Wäldchen der Kohl-Palme, der schönsten und höchsten Gattung dieser edeln Pflanzenfamilie. Die Höhe dieser Palmen beträgt oft mehr als hundert Fuß, ihre Stämme, deren Durchmesser zwischen einem und zwei Fuß wechselt, erheben sich vollkommen gerade, und pfeilerförmig bis zum Gipfel, wo ihre Blätter alle, sich herabbeugend und anmuthig, wie die Federn eines Straußes, in einem Büschel vereinigt sind. In großer Anzahl waren sie hier zusammengeschaart, und ihre glatten, weißen Schäfte, ragten majestätisch von der Erde empor, und bildeten ein Stück von der Baukunst der Natur, denn die Leichtigkeit ihrer Erscheinung steht vollkommen im Einklang mit dem fiederigen schönen Dache, das sie zu tragen haben. Die nordische Fichte und die prachtvolle Zeder von Süd-America werden beide von dieser Palme, wie sie ihren grünen Federnschmuck zum Himmel emporhält, an Schönheit übertroffen. Man nennt sie die Kohl-Palme, weil der von der Vereinigung ihrer Blätter gebildete Kern zuweilen gesotten gespeist wird, und in seinem Geschmacke dem Kohle gleichen soll. Schneidet man den Stamm dieser Palme entzwei, so sieht man, daß sie aus einem äußeren, ungefähr einen Zoll dicken Ringe besteht, der, wenn auch faserig, doch außerordentlich hart und dauerhaft erscheint; der ganz innere Raum aber ist mit einem weißen, schwammigen, ziemlich geschmacklosen Stoffe oder Marke angefüllt. Das Holz dieses Baumes wird sehr viel zum Bauen verwendet.

Unter diesen, und um sie her, wuchsen beinahe alle Gattungen von Palmen, ausgenommen die Cokos-Palme, die ich an der Küste bemerkt hatte. Von dem Rande der kleinen Lachen schossen die langen und scheinbar schwächlichen, in der That aber sehr starken Stämme der Fächer-Palme, je mit einem breiten, fächerartigen Blatte am Ende, in die Höhe. Einen besondern Reiz verlieh dieser Gegend noch eine andere Gattung, die **Palma del vino**, welchen Namen sie davon erhalten hat, daß, wenn man sie fällt, und am Gipfel zwischen den Blättern,

eine Höhlung macht, dieſe ſich bald mit einer ſüßen Flüſſigkeit füllt, welche, wenn ſie die Gährung durchgemacht, Aehnlichkeit mit dem Weine erhält.

Dürfen wir, wie die Botaniker ſagen, die Familie der Palmen nicht als Bäume, ſondern nur als krautartige Pflanzen betrachten, ſo gewährt dieß noch ein weiteres Intereſſe, aber der Umſtand, daß man über hundert Fuß hohe Bäume als Pflanzen eintheilt, hört auf, ſeltſam zu erſcheinen, wenn man ſich erinnert, daß ſie einem Lande angehören, welches Pflanzen aufzuweiſen hat, unter deren Schatten manche von unſern Bäumen wohnen dürften, deren Gebüſche als Patagonier erſcheinen, und deren Gräſer nicht für Heuſchrecken, ſondern für Jaguars und Boas beſtimmt ſind.

Entfernter vom Geſtade, bemerkten wir Bäume mit gewichtigeren Stämmen und breiteren Aeſten; den Guayano mit gelblicher Rinde, Holz von derſelben Farbe und aufrechtſtehender Wurzel, dann den ungeheuern Ceiba und den knotigen, überwachſenen Carracava. Bäume von den zwei letzten Gattungen haben oft acht bis neun Fuß im Durchmeſſer. Die rauhe Rinde des Carracava bietet an den Zweigen tauſenden von Schmarotzerpflanzen einen Haltpunkt, bis es oft ſchwer wird, mehr von dem gehärteten Baum zu unterſcheiden, als ſeinen unermeßlichen Rumpf.

Doch Bäume bildeten nur den Rahmen dieſer Wälder; mehr als achtzehn Fuß hoch vom Grunde war Alles zwiſchen ihren Stämmen ein Durcheinander vegetabiliſchen Lebens; alle mögliche Geſtalten, Farben und verwandte Geſchlechter ſchienen ſich den Boden ſtreitig zu machen. Diejenigen, welche unten keine Stelle gewinnen konnten, hingen ſich oben auf ihre Genoſſen; kein Zweig, auf dem nicht eine Pflanze auflag; kein Zwiſchenraum, zwiſchen dem nicht ein geſchmeidiges Gewächs ſich durchgewunden hatte, kein Zoll breit Raum zwiſchen den Ranken dickerer Aeſte, der nicht von niedrigen Schlingpflanzen eingenommen war. Aeſte und Stämme, Blüthen und Blätter, Dornen und Stacheln rangen unten miteinander, während hundert Fuß darüber die dunkeln Geſichter der alten Waldbäume die Stirnen über den kindiſchen Krieg zu ihren Füßen zu runzeln ſchienen.

Ein ſeltſames Ausſehen verlieh dem Walde eine Anzahl einer Pflanzengattung, genannt Bejucas. Dieſe ſieht man überall von der Erde zu den Gipfeln der höchſten Bäume, wie Taue zu den Schiffsmaſten hinaufragen. Zuweilen ganz ſtraff geſtreckt und paarweiſe um einander gedreht, glichen ſie hänfenen Stricken, da ſie vom Anfang bis zum Ende gleich dick ſind, und weder Blätter noch Zweige haben.

Dieſe Pflanzen werden, ſo lange ſie noch jung ſind, zu allen Zwecken verwendet, zu denen man in Europa Strickwerk gebraucht. In den Wäldern befeſtigen die Eingeborenen die Balken ihrer Häuſer damit; an der Küſte gebrauchen ſie die Fiſcher als Taue für ihre Fiſchkörbchen, die ſie viele Klafter tief unterſenken. Ich habe Bäume von bedeutendem Durchmeſſer geſehen, die mit der Axt durchhauen, ganz feſt ſtehen blieben, bis dieſe natürliche Taue, die ſie von allen Seiten ſtützten, weggeſchnitten waren; und nicht ſelten ſind Reiter von ihren Roſſen geworfen worden, wenn ſie gegen eine ſolche Pflanze ritten, die ſie ihrem ſchwächlichen Ausſehen nach — denn ſie iſt vielleicht nicht dicker als ein Federkiel — durchbrechen zu können glaubten.

Dreißig Meilen von der See, erſcheint der Mahagonibaum; in ſeiner Nähe zeigt ſich, ihm ähnlich an Schönheit und Größe, die Zeder, hochſtämmig, und oft in einem Durchmeſſer von ſechs bis ſieben Fuß; ihr Holz iſt weißlich, weich und leicht zu bearbeiten, und hat einen ſchwach aromatiſchen Geruch. Aber alle Gattungen von Bäumen in dieſem Walde zu beſchreiben, wäre eine endloſe Aufgabe. Zahllos ſind die Geſträuche und kleineren Pflanzen; Botanik und Entomologie bieten in dem zur Mittellinie der Welt gehörigen America ein Feld, von dem diejenigen, welche auf kältere Climate beſchränkt waren, ſich keinen Begriff machen können. Das Bambusrohr, die ſtachelige Palme und hundert andere Bäume von allen Farben, Eigenſchaften und Größen fand ich, ehe ich zu den Bergwerken gelangte.

In La Hacha hielten wir uns nur kurze Zeit auf, und ſetzten dann unſre Reiſe fort. Ich fühlte mich erleichtert, als ich wieder aus den düſtern Schatten der dichten Waldungen auftauchte, und Licht und Luft, die freier zu kreiſen ſchienen, erregten in mir die heiterſten Gefühle. An der Straße lagen Hütten zerſtreut, und die Scenerie gewann ein freundlicheres Ausſehen; je mehr wir uns den Minen näherten, deſto zahlreicher wurden dieſe Hütten, und wir ſchienen wieder in einem für menſchliche Wohnungen geeigneten Lande zu ſeyn. Um fünf Uhr Abends langten wir an dem Ziele unſerer Reiſe, an dem Platze von Aroa an.

Der Aroafluß entſpringt ungefähr zwanzig Meilen über den Bergwerken. Das Thal, in welchem er entſteht, iſt anfangs außerordentlich ſchmal, wird aber den Minen gegenüber beträchtlich weit. Zwei Meilen ſüdöſtlich von dem Dorfe Aroa münden zwei Seitenthäler, oder vielmehr Schluchten in das Aroathal aus. Dieſe Schluchten werden von zwei Bächen durchfloſſen, welche im Winter die Geſtalt von raſch ſich fortbewegenden Strömen annehmen; der ſüdlichſte wird der Guebrado, der andere der Titerafluß genannt. In dem hohen,

ſcharfen Bergrücken, der zwiſchen dieſen beiden Flüſſen ſich erhebt, liegen die Minen, welche zuerſt von den Spaniern, vor der Revolution, hauptſächlich mittelſt Sclaven bearbeitet wurden. Später waren ſie das Erbgut des General Bolivar, und fielen ſodann durch Ankauf in die Hände eines engliſchen Grundbeſitzers, der ſie an die Aſſociation vermiethet.

(Die geologiſche und bergmänniſche Beſchreibung der Minen, dürfte weniger Intereſſe für Deutſchland als für engliſche Speculanten haben, wir übergehen deßhalb dieſes Kapitel, und führen den Leſer in eine intereſſantere Sphäre unſeres Buches, das folgendermaßen fortfährt.)

In der Abſicht, das Land näher zu beſchauen, machte ich auch dem Tucoyofluſſe einen Beſuch. Dieſer entſpringt am Fuße der Serra-Roſas, eines der Berge der Meridakette, etwas öſtlich von Carrova. Nachdem er ungefähr einhundert Meilen in nördlicher Richtung gefloſſen iſt, wendet er ſich ſo, daß er beinahe einen rechten Winkel mit ſeinem vorigen Laufe bildet, und folgt dann einer nordöſtlichen Richtung, bis er ſich in das Caraibiſche Meer ergießt. Der untere Theil ſeines Laufes geht parallel mit dem Aroafluſſe, und iſt bloß etwa dreißig Meilen von dieſem entfernt.

Bei meiner Reiſe von den Bergwerken aus, folgte ich einem Pfade, der durch den Wald nach einem Punkte an Tocuyo führt, den man den Paſo del Rio nennt.

Ich erinnere mich nicht, ein einziges Haus oder eine Perſon mehr geſehen zu haben, nachdem wir die Gegend von Aroa verlaſſen hatten.

An dem Tage, an welchem wir von den Bergwerken ausgingen, erreichten wir den Fluß nicht mehr, ſondern wir hielten gegen Abend auf einem Raſenplatze an, wo wir, unſere Hängmatten an den Bäumen befeſtigend, die Nacht zuzubringen beſchloſſen. Alsbald ward ein Feuer angezündet, und unſere Diener ſchickten ſich an, unſer Mahl zu bereiten, das aus Carneſeco (getrocknetem Fleiſch), aus Zwieback von americaniſchem Mehl und einer Flaſche Branntwein beſtand, der mit zwei oder drei Flaſchen Waſſer vermiſcht wurde.

Hier waren keine Rohrſtühle, keine gepolſterten Stühle, keine Gattung vom ganzen Geſchlechte der Stühle zu finden, aber kein Perſer, Türke oder Muſelmann ruhte je auf einem ſo reichen Teppich, wie er zu unſern Füßen ausgebreitet war, nicht des mächtigſten Freiherrn Halle trug ein ſo prachtvolles Dach, wie ſich ein ſolches über uns und um uns wölbte. Alles rings umher war in Tinten getaucht, die nur in dieſen Climaten bekannt ſind; und als ich mich von den lachenden, dunkelfarbigen Geſichtern unſerer Bedienten, nach dem blaſſen, etwas

kränklichen Antlitz meines europäiſchen Reiſegefährten wandte, ſtieg in mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß ſo Manches, was wir Schönheit nennen, nur conventionell iſt.

Bei unſerem Mahle wurden wir, der nördlichen Etikette zuwider, durch eine ganze Schaar von Beſuchen geſtört. Breitflügelige Inſecten machten plötzlich ihre Aufwartung, und kamen, ohne anzuklopfen, oder ſich auf eine andere Art anzumelden, ſo nahe, daß ſie mit nicht unbedeutender Gewalt an uns anſchlugen; nachdem ſie zuweilen wie Kugeln an unſere Stirnen angeprellt waren, plumpten ſie in das Getränk, das wir eben an die Lippen ſetzen wollten, mit einer Macht und einem Geplatſche, wie es ſich durchaus nicht mit den Geſetzen der Schwere verträgt. Dann ſetzte ſich die kleine Heuſchrecke auf ein Blatt, das unglücklicher Weiſe dem Trommelfell unſerer Ohren ſehr nahe gerückt war, und hub ein ſo ſchrilles, durchdringendes, unharmoniſches Gepfeife an, daß ich ſie gerne von irgend einem andern Muſiker — den ſchottiſchen Dudelſackpfeifer ausgenommen — erſetzt geſehen hätte.

Hierauf rückten ganze Colonnen von Ameiſen, ſowohl von vorne, als von der Seite und von hinten, gegen uns in regelmäßigen Maſſen, aber mit zahlloſen Patrouillen, Scharfſchützen und Spionen in der Vorhut, gegen uns heran. Es zeigte ſich indeſſen bald, daß dieſe furchtbaren Schaaren, obgleich ſie Angriffs- und Vertheidigungs-Waffen trugen, zum Commiſſariat gehörten. Die kleinen, winzigen, aber ſehr thätigen Truppen, eine Art von leichter Infanterie, ſchulterten ſogleich und gingen mit Zuckerkörnchen ab, die man ihnen vorſtreute. Ein ſtärkeres, roth ausſehendes Corps marſchirte dann auf, und zog mit Zwieback-Broſamen ab, die oft größer waren, als die Thierchen ſelbſt. Dann folgte in der Nachhut eine Art dicker, fetter Ameiſen, von größerer Geſtalt als die vorhergehenden; dieſe zogen in kleineren Abtheilungen über das Feld, und entfernten ſich wieder, ohne ſich mit Brod oder Fleiſch zu belaſten. Die ganze Erſcheinung glich in der That einer geregelten Truppenbewegung.

Nach vollbrachtem Mahle legten wir uns in unſere Hängmatten, und ſchmauchten Cigarren, bis die Leuchtkäfer durch die dunkeln Räume des Waldes ſchimmerten. Und als eine Stunde ſpäter die Abendglocke des „Campanero" oder Glockenvogel zu tönen aufgehört hatte, legten wir uns zu Ruhe.

Am früheſten Morgen reiſten wir nach dem Fluſſe ab, wo wir auch bald anlangten. An dem Paſo del Rio iſt der Tocuyo dreimal breiter, als der Aroa. Die Zeit meines Beſuches fiel in das Ende einer langen Periode trockenen Wetters; der Regen war bereits acht

bis neun Monate ausgeblieben. Es war an dem Fluſſe ſelbſt wenig Intereſſantes zu finden, und wir kehrten noch an demſelben Tage nach den Bergwerken zurück.

Bei dieſem Ausfluge fand ich in dem Thale, etwas unterhalb der Minen, eine beſondere Gattung von Mimoſa oder Sinnkraut. Dieſe wuchs auf einem kleinen Stück Lande von kaum zwanzig Fuß im Gevierte, auf dem es, nicht über ſechs bis ſieben Zoll hoch, ſich wie ein Peterſilien-Beet ausdehnte. Es war ſo außerordentlich feinfühlend, daß ich mehre Verſuche machen mußte, ehe ich ſeine Blätter in offenem Zuſtande erhalten konnte. Die Blätter dieſer Pflanze ſind gleichſam befiedert, mit einem kleinen Dorne am Ende des Stiels. Der gemeinſame Stamm, aus dem die Stielchen einander gegenüber hervorwachſen, hat zwei ſcharfe Dornen von $^3/_4$ Zoll Länge.

Die entomologiſchen und botaniſchen Sammlungen, die man in dem einzigen Aroa Thale machen könnte, würden mehr als eines Menſchen Leben einnehmen. Auch dem Zoologen müßte ein Aufenthalt in dieſer Gegend großen Gewinn bringen. Nach Sonnenuntergang erſchienen in den oberen Theilen des Thales, und um die Bergwerke her, Schwärme von Fledermäuſen; kein Platz war vor ihnen ſicher; und wenn das Licht durch das Schlagen ihrer Flügel zufällig nicht ausgelöſcht wurde, ſo ſollte es durch eine große, farbige Motte ausgelöſcht werden, die ihnen, durch den Schein angezogen, unmittelbar folgte.

Dieſe Fledermäuſe waren ſo zahlreich vorhanden, daß man oft am Morgen auf den Rücken unſerer Pferde, denen dieſe Blutſauger zur Ader ließen, Ströme von Blut fand.

Stellte man eine Zuckerdoſe auf den Tiſch, ſo kamen in ein Paar Minuten ganze Züge von Ameiſen zum Vorſchein, die ihren Weg alle gegen einen gemeinſamen Mittelpunkt, nämlich die Zuckerdoſe, einſchlugen. Einige winzige Spione, die, Niemand weiß wo — als Wachen aufgeſtellt waren, hatten die Nachricht verbreitet, und alsbald wagten ganze Legionen einen Ausfall.

Der Bichaco, eine Art rother Ameiſen, die ſich in großer Anzahl zuſammenſchaaren, iſt ſehr zu fürchten. Stößt er im Laufe ſeiner Wanderungen auf einen Stall, ſo muß, wenn er ihn durchwandert (denn er geht nie von ſeinem Laufe ab) Alles ſich zurückziehen; die Ratten und Schlangen fliehen aus den Mauern; und die Pferde, wenn ſie nicht losgelaſſen werden, zerreißen ihre Ketten, und eilen in das freie Feld. Ich ritt einſt unter einem niederen Baume, der mit ſolchen Thieren bedeckt war, und da ich eben mein Pferd zu ſcharfem Trabe angeſpornt hatte, ſo bemerkte ich ſie nicht, als ich durch das Laubwerk drang. Wie

erstaunte ich, als plötzlich mein Pferd sich tief niederbeugte, und unmittelbar darauf, etwas durch meine leinenen Beinkleider biß. Nur mit großer Mühe konnte ich mein Pferd beschwichtigen, bis die wüthenden kleinen Geschöpfe von seiner Haut verjagt waren. Wenn diese Insecten auch als Strategen berühmt sind, so fangen sie doch, sobald man sie beunruhigt, an, jählings gegen Alles durcheinander zu fechten und zu beißen, ohne Rücksicht auf eine planmäßige Ordnung, ohne Saumseligkeit, Schwäche oder Furcht; jedes einzelne Thierchen dieser Art gebraucht sein Gebiß, als fühlte es sich im Stande, ganz allein und auf eigene Faust ein Pferd zu tödten, und zu fressen.

Diese Ameisen verbrauchen eine große Menge von Blättern bei Erbauung ihrer Nester, und in den Wäldern begegnete ich oft Colonnen, die sich einander in gedrängter Schlachtordnung in einer Breite von acht bis neun Zoll, und in einer Länge von mehr als tausend Fuß folgten. Jede hatte ein Blatt über ihr Haupt gehoben, und unter dem grünen Laube verborgen, bildeten sie eine ganz sonderbare Erscheinung; es sah aus, als ob ein ganzes Regiment von Blättchen aufrecht zu stehen, und von selbst fortzumarschiren im Stande wäre.

Eine andere Gattung dieses Insects, genannt der Comien, von sehr kleiner Gestalt, mit weißem Leibe und schwarzem Kopfe, richtet bedeutendere Verheerungen an. Im Hause, wie auf der Straße, in den Bergwerken, wie in den Magazinen war es gleichmäßig gefürchtet. Mit außerordentlichem Appetit für das Holz ausgestattet, frißt es gefällte Bäume zu hunderten. Keine Pulvermine ist im Stande, eine hölzerne Brücke so aus dem Grunde zu zerstören, als dieses Thierchen, wenn es sich einmal darin festgesetzt hat. Sobald es den Eingang in das Magazin eines Kaufmanns gefunden, so greift es unaufhaltsam um sich; ist es durch das Estrich hineingelangt, hat es seinen Weg durch die Bretter gefressen, und findet sich zufällig durch einen Güterballen aufgehalten, so fängt es ungesäumt an, gerade aufwärts zu fressen, und sollten auch ein halb Dutzend Ballen übereinander gelagert seyn, so erscheint es doch gewiß am Ende auf der Höhe des obersten.

Riesige Motten von allen möglichen Farben schwärmten in den oberen Theilen des Thales umher, und verhältnißmäßig sehr große Spinnen webten ihre verwickelten Maschen in den Bäumen, um jene in das Netz zu locken. Eine Gattung von Schmetterlingen bildete eine sehr sonderbare Erscheinung; diese waren von der Größe der gewöhnlichen, europäischen Schmetterlinge, erschienen aber nie anders, als in großen Schwärmen von mehren Hunderten, welche sich stets beinahe gleich in zwei Farben theilten, wobei die eine Hälfte braun, die andere

glänzend gelb war. In der Regel zeigten sie sich in der Nähe des Wassers, und sie erhoben sich meistens in bunten Wolken von feuchten Plätzen, oder von den Ufern des Flusses.

Eine große, behaarte Spinne, eine Art von Tarantel, pflegte ihren Weg in die Ställe bei den Bergwerken zu nehmen, und die Pferde in die Fersen zu beißen, wonach der Huf beinahe unabänderlich abfiel, und geschah dieß nicht, so war doch eine vollständige Cur selten in weniger als einem Jahre zu bewerkstelligen. Fledermäuse und Käfer flogen im Zwielicht rings umher; Brummvögel erglänzten in der Sonne; zahllose Insecten krochen auf dem Boden, andere schrien und pfiffen in großer Anzahl in den Lüften.

Der Peccany, oder mexicanische Eber, zieht in Heerden durch das Gehölz. Obgleich nicht von großer Gestalt, so sind diese Thiere doch sehr wild, wenn sie angegriffen werden, und vereinigen sich gewöhnlich zur Vertheidigung. Die Hunde, welche sich die Eingeborenen zur Schweinsjagd halten, tragen gewöhnlich zahlreiche Spuren von Fangzähnen an ihren Leibern.

Reptilien waren in unermeßlicher Menge vorhanden. Ich selbst habe über zwanzig verschiedene Gattungen von Schlangen, die ich in dieser Gegend sammelte, nach der Heimath geschickt. Unter den giftigsten waren die Klapperschlange, und der Mapinaro, eine Art von schwarzer Natter. Der Biß des letzteren Reptils bringt den Thieren beinahe unmittelbar den Tod; auch für Menschen ist er schon tödtlich gewesen. Das Gift schien schneller zu wirken, wenn Maulesel gebissen wurden, als wenn Menschen ein solches Unglück geschah; ich weiß dieß nur durch die Voraussetzung zu erklären, daß Menschen, die Gefahr bemerkend, den Zähnen der Schlange weniger Zeit zum Eindringen ließen; denn es läßt sich wohl annehmen, daß der Mensch im kritischen Momente so rasch als möglich zu entspringen bemüht seyn wird, während anderer Seits das Pferd oder der Maulesel, der tödtlichen Natur des Bisses unkundig, dem Gifte mehr Zeit läßt, von den Zähnen in die Wunde einzudringen. Menschen und Thiere werden in der Regel in den Schenkel gebissen, und dieß meistens, weil sie die Schlange getreten haben.

In Venezuela gibt es Leute, welche geimpft zu seyn behaupten, die es auch unternehmen, Andere gegen das Gift zu impfen, und den Schlangenbiß heilen zu können, vorgeben. Ich habe solche Leute mit kleinen Schlangen in den Händen, doch nie mit solchen gesehen, die

nach meiner Ansicht zu einem giftigen Geschlechte gehörten. Während meines Aufenthaltes, wurden ein Paar englische Arbeiter gebissen; die Arznei *), die man ihnen gab, mag allerdings sehr heilsam gewesen seyn, aber ich glaube nicht, daß einer von diesen Fällen gefährlichen Charakters war, oder von Bissen der Klapperschlange, oder des Mapinaro herrührte.

Als ich einst bei einigen Männern stand, die eine alte hölzerne Brücke abbrachen, bemerkte ich unter einem Balken, den man eben vom Boden aufgehoben hatte, einen großen Scorpion. Ich wünschte ihn zu fangen, und nahm eine Schnur, in der Absicht, ihm eine Schlinge über den Kopf zu ziehen, als einer von den geimpften Menschen dazu kam.

Er lachte, als er drei oder vier Personen sich mit einer so geringfügigen Sache beschäftigen sah, und nahm den Scorpion sogleich in die Hand, und nachdem er ihn ein Paar Mal hatte darüber hinlaufen lassen, hielt er ihn am Schwanze, bis ich die Schnur daran befestigt hatte. Der Stich eines Scorpions ist, wenn auch nicht tödtlich, doch sehr schmerzhaft, und erzeugt eine Entzündung. Den eben erzählten Umstand kann ich nur durch die Annahme erklären, daß die Impfung Kühnheit verleiht, und daß diese Thiere gewöhnlich nicht stechen, wenn man sie nicht verletzt. Vier junge Scorpionen waren am Rücken des Alten befestigt. Die jungen waren sehr klein, und ich glaube, daß sie auf diese Art umhergetragen werden, bis sie im Stande sind, selbst für ihre Nahrung zu sorgen.

Zuweilen trifft man den Boa Constrictor; eines Tags ward einer an den Bergwerken gefangen, und aufgehängt, eben nachdem er ein Kätzchen verschlungen hatte. Er war ungefähr fünfzehn Fuß lang. Hier fand sich auch eine schöne grüne Schlange, welche sich auf den Zweigen der Bäume wand, und sehr geschickt schien, in ihrer Scharfschützen-Uniform, kleine Vögel zu fangen. Eine andere von glänzend gelber Farbe zeigte sich am Rande von Sümpfen, und suchte sich ihre Beute, hauptsächlich unter den großen Fröschen. Diese Art war ungefähr fünf bis sechs Fuß lang, die grüne etwas kürzer. Eine andere sehr schöne Gattung nannte man die Korallen-Schlange; sie hatte eine glänzend rothe Farbe und kleine, scharfe Augen, welche wie Rubinen funkelten; in der Regel ist sie nur drei Fuß lang, aber sehr wild. Eine andere Gattung, der Aehnlichkeit wegen, die Peitschenschlange genannt, war wegen der Gebrechlichkeit ihres Leibes schwer zu bekommen. Mit einem, wenn auch sehr schwachen Stocke geschlagen, wurde sie sogleich

*) Sie geben in der Regel ein Decoct von einer Pflanze, genannt Guaco, welche herzförmige Blätter, und einen scharf bittern Geschmack hat.

in zwei Theile getheilt, wobei jeder Theil sich mit großer Behendigkeit fortbewegte. Sie war gewöhnlich vier Fuß lang, und hatte eine sehr schlanke Gestalt. Die Bejaca-Schlange, eine andere Art, erhielt ihren Namen von der Aehnlichkeit mit dem Stamme der so genannten Pflanze.

Größere, das Aroa Thal bewohnende Thiere waren der Jaguar und der Tapio. Ich hörte nie von einem Angriffe der ersteren auf Menschen, wozu er hier freilich nicht genöthigt war, da er Wildschweine und zahme Ziegen in Menge bekommen konnte.

Der Tapio war seltener zu finden; während meiner Anwesenheit ist nur einer getödtet worden.

Dieß sind einige von den auf der Erde lebenden Thieren; unter der Erde gräbt eine Gattung von Gürtelthier, genannt der Laga. Ueber der Erde flatterten und wiegten sich auf den Zweigen, schrieen, zwitscherten und pfiffen nach Lust und Liebe, der bebuschte Powis und der americanische Fasan, der Macao und der Papagei, und unzählige andere Mitglieder des gefiederten Stammes.

Alligators, der Cayman von Süd-America, schwärmten in dem Flusse. In der Nähe der See erreichten sie eine Länge von zwölf bis fünfzehn Fuß. Selten griffen sie Menschen an; mit wenigen Ausnahmen lebten diese in friedlichen Verhältnissen mit den sonst so gefährlichen Thieren, obgleich man allgemein in allen Theilen des Flusses badete. Wahrscheinlich erreichten sie nie die erforderliche Größe, oder litten keinen so großen Hunger, daß sie auf Menschenraub ausgehen mußten. Wagten sie je einen Angriff, so bezeichneten Furcht und Unentschlossenheit ihre Versuche. Die Haifische, welche sich an der Mündung des Flusses umhertrieben, waren nicht so sanfter Natur; sie sind im Wasser was der Tiger auf dem Lande ist, gleich unbarmherzig und wild. Ein Mann, der von einem der kleinen Segelschiffe, welche Erz nach dem Hafen von Tucacas führten, über Bord fiel, war sogleich von einem halben Dutzend dieser Ungeheuer umgeben, und verschwand, um nie mehr gesehen zu werden. Ueberall an dieser Küste sind Haifische in großer Menge vorhanden, und zu meinem Leidwesen erfuhr ich bei meinem letzten Besuche, daß die Haifische von La Guayra, die von Humboldt und Andern als so friedlich geschildert worden sind, ihren gutmüthigen Charakter abgelegt haben. Einem Knaben, den ein solches Thier beim Baden erhaschte, wurde der Arm beinahe gänzlich abgebissen. Es muß dieß offenbar ein kleiner Hayfisch gewesen seyn, und da er dem Hafendamme sehr nahe war, wurde er durch das Geschrei der Zuschauer von seiner Beute abgeschreckt. Trotz der furchtbaren Verletzung und dem Blutverluste schwamm der kleine Junge mit dem

andern Arme an die Küste, obgleich er in Ohnmacht fiel, sobald er sie erreicht hatte.

Während meines Aufenthaltes in Südamerika brachte mir ein Eingeborener ein Faulthier, das ich einige Zeit lebendig erhielt; später ließ ich es tödten, weil ich das Skelett haben wollte. Der Besitz dieses Exemplars gab mir Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen, deren Erfolg dazu dienen mag, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Faulthiers klar herauszustellen. Bis vor kurzer Zeit überbot man sich in der albernsten Behauptung hinsichtlich seiner äußeren Erscheinung und seiner Lebensweise, und noch jetzt gibt es Schriftsteller, welche die Faulthiere als „Gefangene in dem unermeßlichen Raume, und als an den Baum gebannt, unter dem sie geboren sind," beschreiben, während andere in den entgegengesetzten Irrthum verfallen sind und ihre Bewegungungen als „lebhaft und behende" bezeichnen. Beides ist gleich unrichtig.

Das Faulthier ist in seiner Lebensweise unter den vierfüßigen Thieren, was die Raupe unter den Insekten ist; und wie sich diese einige Zeit auf einem Blatte nähren kann, so findet jenes für eine bedeutende Periode Nahrung genug auf einem Baume. Zur Gewinnung des Futters waren für keines von diesen beiden Geschöpfen bedeutende Locomotive erforderlich, und was die Schutzmittel gegen den Angriff von anderen Thieren betrifft, so war keines von beiden wegen seiner Sicherheit auf die Flucht angewiesen. Die Raupe, welche auf einem Blatte lebt, hat sehr häufig die Farbe dieses Blattes, und hierin gerade liegt ihr Schutzmittel. Und ebenso ist das Faulthier, das sich unter den Zweigen eines Baumes aufhält, in einen Pelz gekleidet worden, der der Farbe und der Form nach, dem trockenen Moose gleicht, das die Zweige dieser Bäume bedeckt, und ist deßhalb, wenn es auf die Art, wie es ruht, sich angeklammert hat, auch auf eine geringe Entfernung schwer zu unterscheiden, und eben dadurch entgeht es der Gefahr, die Beute des Boa oder anderer Thiere zu werden, vor denen es durch die Langsamkeit seiner Bewegungen nicht im geringsten geschützt wäre. Wird das Faulthier beunruhigt, so kann es allerdings seine Bewegungen etwas beschleunigen, doch nie in einem Grade, daß es dadurch dem flüchtigen Jaguar entkommen könnte. Was man darüber gesagt hat, daß seine Bewegungen mit Schmerzen verbunden seyen, ist nach allen Beobachtungen unwahr. — Seine Organisation steht so sehr im Einklange mit seiner Lebensweise, daß es, bei einer größeren Einfachheit des innern Baues mit einem geringeren Grade thierischen Lebens ausgestattet worden ist, denn ich zählte bei wiederholten Untersuchungen, bei dem Thiere das ich besaß, nur sieben und einen halben Pulsschläge in der Minute; und als es getödtet war, fand ich in seinen Adern eine so geringe Blutmasse, wie sie sich bei keinem andern Thiere von derselben Größe findet. Das Faulthier, an welchem ich meine Beobachtungen anstellte, war ein **Aï** oder das dreizehige Faulthier, der **Bradypus tridactycus** des Linné, der **Acheus aï** des Cuvier. Man fand nur wenige in dem Aroathale, ich selbst habe während meines Aufenthalts nur zwei gesehen. Sie scheinen demnach nicht sehr gesellig; Thiere, die einen so großen Theil ihres Lebens schlafend zubringen, können auch unmöglich eine große Sehnsucht nach Gefährten fühlen.

Das Aroathal und die Umgebung der Bergwerke, welche im Jahr

1828 nur achthundert Einwohner zählten, zählen jetzt über viertausend. Viele Eingeborene wurden durch die Arbeiten herbeigezogen, welche die Association vornehmen ließ; das Lockende dabei war indessen nicht gerade ein hoher Lohn, sondern der Reiz der Neuheit, denn diese Menschen lieben die Veränderung, und viele von ihnen waren durch die Revolution geschäftslos geworden. Bei den Arbeiten, an die sie sich gewöhnt hatten, wurden sie nach meinen Beobachtungen nicht leicht müde, und bei außerordentlichen Gelegenheiten waren sie der größten Anstrengungen fähig. Der Pisang ist für sie, was die Kartoffel für den Irländer ist. Hinsichtlich der Getränke sind sie äußerst mäßig; ich habe drei- oder vierhundert kennen gelernt, welche mehre Monate mit einander arbeiteten, und nichts Anderes aßen, als Brod und Rindfleisch, und kein anderes Getränke kosteten, als Wasser. In den Seehäfen sind sie durch die Verbindung mit Seeleuten verdorben worden, aber Trunkenheit ist bei ihnen kein charakteristisches Laster.

Nichts Einfacheres gibt es als die Häuser, in denen die Eingeborenen in den wilden, waldigen Bezirken lebten. Alles Baumaterial erhalten sie aus dem Walde, und Jedermann baut sein eigenes Haus. Das Skelett wird von Stangen gebildet, welche man ganz in der Nähe fällt, und in runde Löcher einrammt. Andere dünnere Stangen werden quer über dem oberen Ende der stärkeren gelegt. Bambus wird sodann wagrecht an den Balken befestigt, nachdem man ihn zuvor in Latten geschnitten hat, und das Ganze wird endlich mit Blättern der Fächerpalme bedeckt. Die Wandflächen, die auf diese Weise eine Art von Korbwerk bilden, übertüncht man an der Außenseite mit einer Mischung von Erde, Thon und Gras, oder belegt es, wenn das Gebäude von größerer Dauer seyn soll, mit dünnen Bohlen, die dadurch gebildet werden, daß man die Rinde der Kohlpalme spaltet. Soll das Haus nur zu vorübergehenden Zwecken dienen, so wird sowohl die Wand als das Dach blos mit Palmblättern belegt. Ein Paar rauhe Stühle, ein irdener Krug, eine Anzahl Tortumas oder Kürbisflaschen, von einem Kürbis gemacht, der im Walde wächst, sind beinahe das ganze Geräth, das man in diesen Wohnungen findet. Ein Paar Hängmatten sind quer durch das Zimmer aufgehängt, und dienen als Sofa und Lagerstätte; zwei oder drei lange Messer stecken an der Wand, eine Art liegt auf dem Boden und zuweilen rostet eine alte Flinte im Winkel.

Zum Kochen wird ein Feuer auf der Erde, unter einem unfern errichteten Schoppen, angezündet. Unter diesem Schoppen bringen die Weiber der Familie einen großen Theil des Tages zu; gewöhnlich hocken sie auf dem Boden und thun nichts, oder zerstoßen höchstens die Rinde der Cassava in einem hölzernen Mörser mit einem hölzernen Stößel, um sodann durch öfteres Waschen ihre giftigen Eigenschaften auszuziehen, ehe sie Brod daraus bereiten.

In größeren Städten sind die Hütten etwas besser, in Beziehung auf ihr Aeußeres; sie haben eine regelmäßigere Gestalt, sind genauer getüncht, aber die innere Einrichtung ist ziemlich dieselbe, einige Kürbisflaschen mögen Töpferwaaren Platz gemacht haben, was man indessen nicht als einen großen Vorzug betrachten kann, da sie gewöhnlich der Glasur entbehren und sehr rauh sind.

Die Häuser des reicheren Theils der Gemeinde sind geräumig und gewöhnlich mit Geräthe versehen, das aus den vereinigten Staaten kommt. Vom eigentlichen Comfort wissen sie nichts; sie speisen frühe

zu Mittag, was sie thun müssen, weil sie ein sehr leichtes Frühstück einnehmen; ihre vornehmsten Leckerbissen sind Dulces, (eingemachte Früchte) deren Geschmack sich beinahe gänzlich in einer übermäßigen Zuthat von Zucker verliert. Gute Weine kennen sie kaum, und sie sind außerordentlich mäßig in Beziehung auf Getränke aller Art. Die Hauptunterhaltung der Frauen besteht darin, daß sie die spanische Harfe oder Guitarre spielen; aus Mangel an Bildung wissen sie ihrem Geiste keine andere Beschäftigung zu geben.

Nach zwölfmonatlichen Beobachtungen des Thermometers war die mittlere Tageshitze bei den Bergwerken 76° 25′; und in Tucacas an der Küste 79° 40′. In den höchsten Bezirken wie in Caraccas mag ein Unterschied von acht bis zehn Graden zwischen Tag und Nacht stattfinden; aber in der Nähe der Küste ist dieser nicht so bedeutend, und die Nächte sind heiß. Statt Frühling, Sommer, Herbst und Winter ist das Jahr in nasse und trockene Jahreszeit abgetheilt; obgleich in dem Theile von Venezuela, mit dem ich näher bekannt wurde, in dieser Hinsicht keine große Regelmäßigkeit stattfindet. Man erwartet den Regen gewöhnlich im April oder Mai, von welchem Zeitpunkt an er dann drei oder vier Monate anhält; zuweilen regnet es aber oft beinahe gar nicht während dieser Monate, und das trockene Wetter kann ein Jahr fortwähren, oder der Regen sieben oder acht Monate dauern. In der Regenzeit regnet es selten den ganzen Tag hindurch, sondern es beginnt um ein oder zwei Uhr, und der Regen stürzt zwei oder drei Stunden in Strömen herab. Oft ist der Regen von Donner und Blitz begleitet und zuweilen schießt das electrische Fluidum eine ganze Woche hindurch unter den dunkeln Wasserwolken umher. Der Donner ist viel stärker, als ich ihn in der Heimath gehört habe, was von dem Vorhandenseyn einer größeren Masse electrischer Flüssigkeit herrühren mag. Nie hörte ich, daß Jemand vom Blitze beschädigt worden sey. Wahrscheinlich wird der Zug des electrischen Fluidums von den Wolken zu der Erde, und umgekehrt, hauptsächlich von den hohen Bergen bewerkstelligt, die überall über die bewohnten Theile emporragen, und als Leiter dienen.

In den niedrigen Bezirken an der Küste ist die Hitze, wenn auch wegen der Nähe des Aequators übermäßig groß, doch weniger drückend, durch den Wind, der, um zehn Uhr Morgens beginnend, von der See her bläst, und den ganzen Tag fortwährt. Dieß ist der vorherrschende Wind. Zuweilen, aber nicht sehr oft bläs't ein anderer Wind, genannt der Calderette, vom Lande nach der See. Ueber einen unermeßlichen Strich erhitzten Landes kommend, ist dieser Wind heiß und trocken, und man fühlt seine unangenehme Wirkung sogleich auf der Haut, welche sich zusammenzieht, wie Pergament. Gewöhnlich ist der Himmel klar und wolkenlos; und nach Monaten sonniger Tage fühlt man eine angenehme Veränderung in den düsteren sich herabsenkenden Wolken der Regenzeit, wenn ihre Erscheinung auch von Donner und Blitz begleitet ist. Manchmal ist die Atmosphäre neblicht, weißlich und undurchsichtig, zuweilen hat sie eine wundervolle Durchsichtigkeit. Ich habe oft die Wirkungen dieses Wechsels an Bergen bemerkt, von denen ich wußte, daß sie fünf und zwanzig Meilen entfernt waren. Oft sah man sie wegen der trüben Atmosphäre gar nicht, oder sie erschienen in weiter Entfernung; unter anderen Umständen der Witterung, war die Durchsichtigkeit der Atmosphäre so groß, daß sie die Berge scheinbar auf vier bis fünf Meilen

nahe rückte, wobei sie die Umrisse so scharf hervorstellte, daß eine optische Täuschung dadurch entstand.

Im Allgemeinen erscheint mir das Clima von Venezuela nicht ungesund. Thäler voll übelriechender Vegetation geben kein Kriterion für das ganze Land. Die Ungesundheit solcher Plätze entsteht eben so wohl aus dem Mangel an Austrocknung und freier Kreisung der Luft als aus andern Ursachen. Die gelichteten Theile des Landes können nicht als ungesund betrachtet werden, obgleich für eine europäische Körperbeschaffenheit beim Uebergang in ein tropisches Clima stets Gefahr vorhanden ist; tritt indessen der Wechsel durch einen Aufenthalt in den offenen Theilen von Venezuela ein, so ist diese Gefahr sehr gering. Humboldt erzählt, das gelbe Fieber habe sich zwei Jahre vor seinem Besuche in La Guayra gezeigt, und gründet darauf die Meinung, daß es sowohl an diesem Orte als in Puerto Cabello bleibend seyn werde; ich stellte hierüber Nachforschungen an, aber sowohl nach meinen eigenen Erfahrungen als nach den Mittheilungen eines bewährten Arztes hat man in diesen Gegenden keine Krankheit bemerkt, welche entfernt mit dem gelben Fieber verwandt war. — Noch sonderbarer erscheint es, daß ich trotz der großen Hitze und den vielen Hunden, welche die Creolen halten, nie von irgend einem Falle der Wasserscheu hörte.

Die vorherrschenden Leiden sind Wechselfieber, Zehrfieber und rothe Ruhr. Im Allgemeinen ist es weniger gesund während der Regenzeit; aber, obgleich dieses als Regel angenommen werden kann, so mag doch zuweilen bedeutendere Ungesundheit durch lange anhaltendes trockenes Wetter entstehen. Auf letztere Art ergab sich während meines Aufenthaltes eine Zeit, während welcher Krankheiten in beispielloser Menge vorfielen. In denjenigen Theilen des Landes, welche vollkommen gelichtet sind, hat die Austrocknung weniger Werth; die Sonne glüht und das Wasser wird bald durch Verdunstung aufgetrocknet; aber in den waldigen Bezirken ist dieß anders, der Regen, der in der nassen Jahreszeit fällt, sammelt sich in allen hohlen Stellen, und da die Sonne durch das Laubwerk nicht zu diesen durchdringen kann, so bleibt er hier stehen. Diese Plätze nennt man Lagunen. Nach einiger Zeit versumpfen sie und werden schlammig von den hineinfallenden Pflanzentheilen; erfolgt indessen das nächste Regenwetter, zur Zeit, da man es erwartet, so werden sie mit frischem Wasser angefüllt, und wahrhaft ausgewaschen, da der übermäßige Regen ihren Inhalt nach den Flüssen und von da nach der See spült. Erfolgt aber die Regenzeit nicht, wie es bei der erwähnten Krankheit geschah, und das trockene Wetter währt dreimal so lang, als gewöhnlich fort, dann werden diese Pfuhle zu einer dreifach concentrirten Essenz von verpesteter Luft und Ansteckungsstoff, und nehmen vom beständigen Verfaulen der hineinfallenden Vegetabilien eine Farbe so schwarz wie Dinte an. Hiezu — was die Haupturſache ist — kommt noch, daß die Erde, da sie sich nicht durch Verdunstung abkühlt, doppelt erhitzt wird, bis man kaum mehr sagen kann, ob die Ausströmung der Hitze aus der Erde oder die Sonnenstrahlen von oben unerträglicher sind.

Der Wechsel des Climas ist außerordentlich bedeutend, denn während man La Guayra als einen der heißesten Plätze der Welt bezeichnete, herrscht in Caraccas, das nur zehn bis zwölf Meilen davon entfernt liegt, ein ewiger Frühling, und so sind die meisten anderen Orte in derselben Höhe, wie Caraccas; und wie man beim Herabsteigen eine

wärmere Atmosphäre und eine mehr tropische Gestaltung trifft, so findet man beim höher Hinaufsteigen ein, dem unserigen mehr ähnliches Clima, hinsichtlich des Kältegrades und der Erzeugungsfähigkeiten. Es ist in der That ein Land, wo ein Mensch, den Thermometer in die Hand nehmend, seine Wohnung nach Belieben beinahe nach einem Grade aufschlagen kann. Bedarf er einer milderen Luft, so kann er im Verlaufe einer Stunde in eine Atmosphäre hinabsteigen, die beinahe gleichförmig und warm ist, wo man kaum einmal einen Husten hören wird, und das Asthma gar nicht kennt; im entgegengesetzten Falle aber mag er hinaufsteigen, bis seine Nerven die gewünschte Spannkraft wieder erlangt haben. Venezuela verdient in dieser Hinsicht den Vorzug vor anderen Theilen von Süd-America; Gebirge und Ebene, Thal und Küste wechseln beständig ab; wohnt man da oder dort, so bedarf man nur weniger Stunden, um in irgend einen anderen Bezirk zu gelangen. Längs der Küste mag der Neger in der Mittagssonne liegen, und, halb amphibisch, seine Zeit zwischen Land und Wasser theilen; hinter ihm kann der Spanier oder der Italiener ein Clima so schön und noch fruchtbarer, als sein eigenes finden; dann mag der Engländer oder der Americaner folgen, und auf eine erfreuliche Weise den schwankenden Wetterprophezeiungen der Almanachschreiber seiner Heimath entgehen; und auf noch höhere Regionen kann man den Hochländer oder den Schweizer verpflanzen.

In Venezuela kann der Farbige zu den höchsten Staatsstellen gelangen; Paez, der letzte Präsident, gehört dieser Classe an. Der Neger ist daher in diesem Lande kein Gegenstand des Vorurtheils; freigelassen nimmt er alsbald einen so hohen Standpunkt auf der Stufenleiter der Gesellschaft ein, als ihn seine Fähigkeiten und sein Verstand dazu berechtigen. Wie er mit größerer Körperkraft ausgestattet ist, so schien er mir auch größere Geisteskraft, als der Indier zu besitzen; daß ich so hohe Begriffe von den Fähigkeiten des Negers habe, rührt davon her, daß ich die Wirkungen gesehen habe, welche aus wenigen Jahren der Freiheit in einem Lande hervorgingen, in dem er sich auf gleichen Fuß mit den Menschen in seiner Umgebung gestellt sah. Wo man eine Entwicklung der geistigen Kräfte bei dem Neger zuläßt, wird man stets diese Erfahrung machen.

Die Sitten der Venezuelaner haben bis zu einem hohen Grade Aehnlichkeit mit denen der Spanier, und ihr Wesen hat mehr oder minder die Färbung des castilianischen Stolzes, was sich auch bei den Peons*) ausdrückt. Ihr Stolz mehrt sich vielleicht dadurch, daß sie „Republicanos" sind. Sie benehmen sich selbst in den Arbeiter-Classen höflich bei gegenseitiger Begrüßung, und in Gang und Haltung entwickeln sie mehr Anmuth, als die Europäer. Sie sind übrigens nicht sehr gesellig; selten kommen sie in ihren Häusern in großer Anzahl zusammen; ihr Versammlungsort ist das Theater oder der Ballsaal, das Billiard oder das Stiergefecht. Die höheren Classen sind weder prunksüchtig, noch in ihrer Lebensweise verschwenderisch, sondern im Gegentheil sehr sparsam. Mit Wissenschaft und Literatur beschäftigen sie sich beinahe gar nicht. Bedeutend vorherrschend ist die Eifersucht gegen Ausländer; vielleicht, weil sie sich von ihnen in Handelsunternehmungen überflügelt oder durch größere Reichthümer überstrahlt sehen; die englischen, deut-

*) Bauern, Taglöhner. Anm. des Uebers.

schen und americanischen Kaufleute sind deßhalb, öffentliche Orte ausgenommen, auf die Gesellschaft unter sich beschränkt. Zuweilen vermählen sie sich mit Fremden; aber auch dieß kann die Schranken nicht aufheben, die einer geselligen Verbindung entgegenstehen.

Die Weiber sieht man wenig außer dem Hause; sie bleiben beinahe immer innerhalb ihrer vier Mauern, und sind in geistiger Beziehung sehr vernachläßigt. Außer etwas Musik verstehen sie nur zu tanzen, dieß aber allerdings mit vieler Anmuth. Ihr Gang ist auch bei den untersten Classen reizend; freilich haben sie nie Eile, gehen nur des Spazierengehens wegen, und nicht, um zu einer bestimmten Zeit an einem Orte anzulangen.

In der Kleidung entwickeln sie wenig Abwechslung; der Hauptputz unter den höheren Classen sind breite Schildkrötkämme von der schönsten, durchbrochenen Arbeit, lange, schwarze Schleier, die den Kopf und beinahe die ganze Person bedecken, kleine, seidene Schuhe, und von geschickten Händen verfertigte Strümpfe. Auf diese Gegenstände verwenden die Weiber große Aufmerksamkeit, während die Männer hauptsächlich für den Putz ihrer Pferde besorgt sind, indem sie Sattel und Zaum mit so vielen, silbernen Buckeln zieren, als nur immer anzubringen sind; sehr häufig haben sie silberne Steigbügel und stets silberne Sporen; von der Leidenschaft hiefür sind auch die untersten Classen angesteckt, und oft habe ich silberne Sporen an einer nackten Ferse gesehen.

Unmäßigkeit ist, wie bemerkt, kein charakteristisches Laster der Venezuelaner, dagegen Spielsucht. Dieser Hang bezeichnet alle Classen, von den höchsten Staatsbeamten bis zum halb nackten Eselstreiber. Viele Arbeiter tragen Würfel in den Taschen, und oft habe ich sie, nachdem sie einen Lohn von mehren Monaten empfangen hatten, an einem, auf dem Boden ausgebreiteten Teppich niedersitzen, und auf ein Paar Würfe die ganze Aernte verlieren sehen. Ein solches Unglück kümmert sie wenig; sie stehen lachend auf, gehen den anderen Tag wieder an die Arbeit, um mehr Geld zu gewinnen, das sie auf dieselbe Weise wieder verschleudern.

In physiologischer Hinsicht ist es charakteristisch, daß die Venezuelaner sehr schnell von scharfen Schnitten oder von Quetschungen geheilt werden, und daß ihr System, im Vergleiche mit den Europäern durchaus nicht reizbar ist. Leiden ertragen sie mit der größten Gelassenheit, was theils von Unempfindlichkeit der Geister, theils von einem geringeren Grade von Feinheit in ihrem Nerven-Systeme herrührt. Unempfindlich gegen Qualen, sind sie stets geneigt, anderen solche zu bereiten, und in ihrer Natur liegt gewöhnlich viel Grausamkeit. Das Tragen von Messern ist sehr allgemein eingeführt, und bei den geringsten Zwistigkeiten greifen sie darnach; doch sind die Kämpfe selten Tod bringend, wenn auch Blut dabei vergossen wird.

Trotz dem Verfalle des Katholicismus füllen den Kalender zahlreiche Fiestas oder Festtage, welche von sehr vielen Eingeborenen gefeiert werden, d. h. diese enthalten sich der Arbeit, um sich mit verschiedenen Spielen zu vergnügen. Im Allgemeinen hängen sie nur an den Theilen der Kirchengebräuche, welche ihre Trägheit begünstigen oder ihr Gewissen beschwichtigen. Von der Heiraths-Ceremonie pflegt man sich sehr häufig theils wegen des Mangels an Priestern, theils wegen der hohen Taxen freizusprechen.

Von der Sittlichkeit des gemeinen Volkes kann ich nur ein ungünstiges Gemälde entwerfen; es ist grausam und ausschweifend, was indessen nicht auffallend erscheinen kann, wenn man bedenkt, wie wenig für dasselbe geschehen ist, das zu einer Besserung hätte führen können. Die Venezuelaner hatten eine Religion, die beinahe gänzlich aus abergläubischen Gebräuchen bestand, und zur Cultivirung sinnlichen Priestern überlassen war. Wenige verstehen zu lesen, noch wenigere zu schreiben, und diejenigen, welche sie den schlimmen Leidenschaften zu entsagen, lehren sollten, gingen ihnen mit schlechtem Beispiele voran.

Die Gesetze sind dem Buchstaben nach gut, und beinahe auf den Grund derer von Nord-America abgefaßt; ein anderes Ding ist es mit der Verwaltung der Gesetze. Unwissenheit ist so vorherrschend, daß man nicht hinreichend Männer von erleuchtetem Geiste finden kann, um ihnen die Rechtspflege zu übertragen, und ihre Friedensrichter sind häufig nicht im Stande zu lesen und zu schreiben. Mit dieser Unwissenheit verbindet sich Aberglaube, und die Willkühr ist bei den Richtern an der Tagesordnung. Bei diesen kleinen Tribunalen zeigt sich häufig ein Vorurtheil gegen Ausländer, und sie sind sehr geneigt, ihre Landsleute entwischen zu lassen, wenn es nur Fremde waren, die sie angegriffen hatten.

Dieses Volk erhebt sich gleichsam aus einem langen Schlafe, oder aus einer Knechtschaft, die schlimmer ist, als der Schlaf. Es hat viel zu thun, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, und erst die Zukunft vermag zu zeigen, wie es sich seiner Verpflichtung entledigt. Es ist nicht nur weit hinter andere Nationen gestellt, sondern es wird Jahre lang mit moralischen und physischen Uebeln zu kämpfen haben, die von einer schlechten Verwaltung der Herrschaft herrühren, unter der sie so lange gestanden haben.

Indessen bei all' den Mängeln, die ich von Venezuela erwähnen zu müssen glaubte, ist dieses Land doch auswanderungslustigen Europäern sehr zu empfehlen. Tüchtige Handwerker finden Beschäftigung und guten Lohn; Landleute einen Boden, der dreimal fruchtbarer ist, als der, wie man ihn im Durchschnitte in Europa findet. Gelichtet ist das Land nicht ungesund, und liegt nicht fern von den Vereinigten Staaten, und nicht zu fern von England im Vergleich mit anderen Plätzen, nach denen die Auswanderung ihren Zug genommen hat. Die Baumwolle allein bietet ein sehr fruchtbares Feld für den Gewinnsuchenden. Die große Quelle des zukünftigen Wohlstandes von Venezuela liegt in seinem Boden und in seinen Minen, die, wenn sie auch kein Gold als Ausbeute liefern, doch in ihren reichhaltigen Kupferadern dem fleißigen Arbeiter, dem unverdrossenen Unternehmer unermeßliche Schätze bieten.

So lauten in gedrängtem Auszuge Hawkshaw's Bemerkungen über einen gewiß interessanten Theil von Süd-America. Was er vom Standpunkte eines englischen Methodisten gegeben hat, glaubten wir eben so wohl weglassen zu müssen, als die, in das Kleine gehenden, naturgeschichtlichen Notizen, die wir bei Humboldt bereits gefunden haben, und die Reiseskizzen, die uns mit der Schärfe eines Landkartenzeichners Bergrücken und Stromgebiete schildern. Die Rückreise trat der Verfasser unseres Werkes über Nord-America an, über welches Land er Andeutungen gibt, die im Atlas als Wiederholung ausführlicherer Berichte erscheinen müßten.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Neueſtes aus Algier.

Ein franzöſiſches Blatt theilt folgenden Brief aus Algier mit, der einige intereſſante Thatſachen enthält:

Algier, 15. Juli 1839.

Der Friede iſt bis jetzt noch nicht geſtört worden, und ſo ſehr man noch vor einigen Monaten Krieg mit Abd-el-Kader erwartete, ſo ſehr hofft man jetzt, daß von ſeiner, wie von Frankreichs Seite Alles vermieden werde, was einen Bruch herbeiführen könnte. Wir haben hier in kleinerem Maaßſtabe in unſerem Verhältniß mit dem Emir ein Bild des diplomatiſchen Krieges, den der Sultan mit dem Vicekönige von Aegypten führte, und vielleicht noch führt. Ben Durand, der durch die Prellereien, die er ſich mit gleicher Unparteilichkeit gegen den arabiſchen Häuptling und gegen die franzöſiſchen Generale erlaubte, bekannt geworden iſt, ſpielt noch immer den Unterhändler und reist von Abd-el-Kaders Lager nach Algier und von Algier zu Abd-el-Kader. Zärtlich Liebende können nicht in fleißigerem Briefwechſel mit einander ſtehen, als Marſchall Valée und Abd-el-Kader, Verſprechungen und Drohungen werden von beiden Seiten nicht geſpart.

Seit einigen Tagen herrſcht in unſerem Hafen ein reges Leben. Der vom Kriegsminiſter angeordnete Wechſel der in der Regentſchaft liegenden Regimenter, die Ankunft neuer Bataillone aus Frankreich, die Rückkehr anderer in das Heimathland, machen die Stadt ſehr lebhaft. Die Truppen werden größtentheils auf Dampfſchiffen transportirt, und geſtern lagen deren ſieben auf unſerer Rhede vor Anker.

Der Oberſtlieutenant de Salles, der hierher gekommen war, um mit dem Marſchall Rückſprache wegen Befeſtigungs-Arbeiten zu nehmen, die unter ſeiner Aufſicht bei Gizelly vorgenommen werden ſollen, iſt wieder an jenen wichtigen Küſtenpunkt zurückgekehrt. Er nimmt einen Tagsbefehl mit, in welchem der Marſchall

den Truppen anzeigt, wie ihr Benehmen bei jener Expedition dem Könige zu höchſter Zufriedenheit gereicht habe.

Das zweiundſechszigſte Linienregiment iſt ſchon in Bouffarik eingerückt, und ſo ſind jetzt unſere Linien in ihrer ganzen Ausdehnung geſichert. Der Verkehr durch Handelsſchiffe wird mit jeder Woche lebhafter. Die Ausſichten auf die Ernte ſind höchſt erfreulich; wir haben Coloniſten, die einen Ertrag hoffen, welcher den Werth von 30,000 Franken überſteigen wird, woraus erhellt, daß der landwirthſchaftliche Verkehr in der Regentſchaft einen raſchen Aufſchwung nimmt. Auch kann für ein erfreuliches Zeichen gelten, daß die Verſchönerung der Stadt Algier ſehr lebhaft betrieben wird; der freie Platz zwiſchen der Kirche und der Wohnung des Biſchofs ſoll noch vergrößert werden; es fehlt nicht an Entwürfen zur Anlegung neuer Straßen, die die Verbindungs-Mittel, namentlich in dem größtentheils von Europäern bewohnten Stadtviertel, erleichtern ſollen. In der Casbah wird ein großes Hoſpital errichtet, das beſſer ausgeſtattet ſeyn ſoll, als das frühere, noch unter der Regentſchaft des letzten Deys beſtandene, das zu nahe am Meer gelegen war, was nachtheiligen Einfluß auf die Kranken hatte.

Ein Hauptvergnügen der mauriſchen Bevölkerung beſtand früher darin, daß man nach Sonnenuntergang auf die Terraſſen der Häuſer ging, um die Kühle des Abends zu genießen. Algier iſt bekanntlich in amphitheatraliſcher Form an den Abhang eines Hügels gebaut, ſo daß man von allen Terraſſen das herrliche Schauſpiel des Sonnenuntergangs gut ſehen kann. Vor ſich überblickt man den unendlichen Horizont des Meeres; die weißen Segel flüchtiger Schifferbarken eilen dem Hafen zu; in weiter Ferne ſteuern Schiffe, die fürchten, in der Dunkelheit einen ungünſtigen Landungsplatz wählen zu müſſen, noch in die hohe See, um dort den nächſten Tag zu erwarten. Rechts liegt die weite Bai zwiſchen dem Cap Laxine und dem Cap Matiſon, deren Umriſſe durch die lachenden Hügel von Huſſein-Dey und Muſtapha begränzt werden. Man ſieht, wie der Tag, der ſonnig auf dieſen weiten, grünen Maſſen liegt, allmählig dahinſchwindet, wie das Meer dunkler und dunkler wird, und die Nacht herannaht, eine glanzvolle Nacht, von deren Herrlichkeit kein Europäer auch nur eine ferne Ahnung kennt. Jeden Abend hört man, wenn es ſtiller wird, die Klänge irgend einer feſtlichen Muſik.

Dieſe Zeit wählen nun vorzüglich die mauriſchen Frauen, um mit ihren Kindern auf die Terraſſen zu gehen. Sie pflegen dabei entſchleiert zu ſeyn, weil ihnen die Männer den Genuß dieſer köſtlichen Abendſtunden ausſchließlich überlaſſen. Früher ſpannen ſich belebte Unterhaltungen von Terraſſe zu Terraſſe; viele Familien ſchlugen ſogar Zelte auf, um ſich einigermaßen gegen den reichlich ſtrömenden Thau zu ſchützen, und blieben dort einen großen Theil der Nacht, um ſich mit Geſang und Muſik zu vergnügen. Aber ſeit der franzöſiſchen Occupation darf der Schleier die mauriſchen Frauen auch in den Abendſtunden nicht verlaſſen, und ſelbſt ſo wagen es nicht viele, noch ihre Terraſſen zu beſuchen, da ſie fürchten, der Gegenſtand der Neugierde, und nicht eben der zarteſten unſerer Landsleute, zu werden, die gleich Alle, wie auf ein verabredetes Zeichen, Lorgnetten, Perſpective und lange Fernröhre auf dieſe Südkinder richten.

Seit dieſem Frühling aber haben ſich die Frauen, oder vielmehr ihre Männer, entſchloſſen, einen großen Fortſchritt in der Cultur zu wagen, und ein altes Vorurtheil aufzugeben, das ihnen den Genuß der Abendkühle verkümmerte, und ſie zeigen ſich wieder, wie zu den Zeiten des alten Deys, an ſchönen Abenden ohne Schleier auf den Terraſſen ihrer Häuſer, und wenn man ſich hinter gefälligen Bäumen verbirgt, kann man ſie mit

vollſter Muße in ihrer ſo maleriſchen, geſchmackvollen Tracht und ihrem ſo eigenthümlichen Kopfputze ſehen, dem nie Blumen fehlen, da in Algier keine Terraſſe ohne Blumen iſt. Geſtern Abend hatten ſie Alle Kränze von Jasmin ſich in's Haar geflochten, und ſchienen mir ſchöner, als jemals. Ich fand den Vergleich eines ihrer Dichter, der ſie Vollmonde nennt, recht paſſend, nur muß man ſich dabei den herrlichen afrikaniſchen Mond denken, und vergeſſen, was wir in Frankreich, was die Deutſchen mit einem Vollmonds-Geſichte zu bezeichnen pflegen.

Es iſt übrigens auch Zeit, daß die ſchönen Algiererinnen ihre Schleier, ihre Zurückgezogenheit fahren laſſen; denn bald wird das Algier von ehemals von der Erde verſchwinden, und unter den Streichen der europäiſchen Civiliſation ſterben. Fenſter werden in ihre ſchweigſamen, ſtillen Häuſer gebrochen, die ſo ſchön ſchattig waren; alte Straßen werden niedergeriſſen, und franzöſiſche Architekten erbauen neue, die jeder Straße in Europa ähnlich ſehen. Der Lärm der Hämmer, das Geräuſch aller jener Gewerke, welche die Muſelmänner wohlweislich außerhalb ihrer Städte verlegen, ertönt jetzt auf allen Straßen; nirgends iſt mehr Ruhe und Frieden, haben ja doch ſelbſt Vagabunden mit Drehorgeln ihren Weg über das Meer gefunden; aber die Mauren mögen ſie nicht, und ſind ſo patriotiſch, ihre eigene ſchlechte Muſik der weitherkommenen und gleichfalls ſchlechten vorzuziehen. Daran könnte man in vielen Städten Europa's ein erbauliches Beiſpiel nehmen.

Notizen.

Die Streitigkeiten Jamaica's mit dem Mutterlande ſcheinen ſich auf andern weſtindiſchen Colonien zu wiederholen. In Demerary iſt der Gouverneur mit der Colonialverſammlung ebenfalls in Streit gerathen. Dieſelbe wollte in Betreff der Civilliſte die Abgaben, wodurch dieſe gebildet, auf andere Art, wie früher, erheben laſſen, und zwar hauptſächlich von engliſchen Manufacturwaaren. Der Gouverneur konnte einer ſolchen Bill ſeine Einwilligung nicht geben. — In Jamaica dauert der Parteikampf um ſo heftiger fort, da ſich politiſche Aſſociationen nach Art des Mutterlandes unter den Negern gebildet haben. Der Gouverneur hat ſie beſtehen laſſen, wahrſcheinlich um die Pflanzer einzuſchüchtern, oder um wenigſtens ein Gegengewicht gegen letztere zu haben.

— Nach franzöſiſchen Berichten ſind wieder grauſame Verfolgungen gegen die katholiſchen Miſſionäre in China ausgebrochen. Der Kaiſer ſcheint entſchloſſen, das Chriſtenthum in ſeinem Lande ganz auszurotten. Gegen alle Mitglieder der Miſſionen ſind Todesurtheile erlaſſen. Achtzehn von ihnen ſind ſchon Opfer ihres Glaubensmuthes geworden; die meiſten fielen unter Schwertſtreichen; zwei ſtarben auf der Flucht in Wäldern vor Hunger und Ermattung, und Howard, ein franzöſiſcher Geiſtlicher von vielen Verdienſten, erlag in Folge der vielen Mißhandlungen, denen er ausgeſetzt war, einer Krankheit.

— Ibrahim Paſcha von Aegypten iſt der Enkel einer Franzöſin, und hat daher ein gewiſſes Wohlwollen für die Landsleute ſeiner Großmutter. Wenn ihm ein Franzoſe vorgeſtellt wird, vergißt er nie, zu ſagen: **„Ma grand'-mère était Française.“**

— In ſeinem kürzlich erſchienenen Werke: **„A diary in America with remarks on its institutions,“** drei Bände, fällt der bekannte Schriftſteller Marryat folgendes, freilich ſehr allgemeine Urtheil: „Viele haben die Amerikaner als eine Nation dargeſtellt; das ſind ſie indeſſen nicht, und werden es auch in einer langen Reihe von Jahren nicht

werden. Es iſt eine Maſſe von Leuten, welche gewiſſermaßen durch eine allgemeine Regierungsform zuſammengehalten wird: ſie befindet ſich indeſſen in einem fortwährenden Uebergangszuſtande, und es hat (was bei dem erſten Anblicke ſonderbar erſcheinen mag) bis jetzt noch keine Amalgamation ſtattgefunden. Der Puritaner im Oſten, der holländiſche Abkömmling in den mittlern Staaten, der Ritter von ehedem (aus Carls I. Zeiten) im Süden, ſind noch jetzt eben ſo ſehr von einander verſchieden, als ſie es bei der erſten Beſitznahme des Landes waren; der Unterſchied tritt allerdings wenig hervor, aber er iſt doch noch vorhanden. Dieß gilt indeß nicht allein von der Bevölkerung der verſchiedenen Staaten, ſondern auch von den Städten, und es gibt kaum eine Bemerkung, die in einem ſo allgemeinen Sinne von einem Lande gelten könnte, wo der Boden und das Klima von einander ſo verſchieden ſind. Um allen Parteien Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſollte man Amerika ſtückweiſe unterſuchen und abſchildern, und zwar jeden Staat einzeln; denn jeder Staat iſt verſchieden von dem andern, von der größten Verfeinerung bis zur beinahe beiſpielloſen Barbarei hinunter. Jeder bietet indeß Stoff zur Unterſuchung und Nachforſchung und merkwürdige Beiſpiele von Urſache und Wirkung dar."

— Auf einen Bericht des franzöſiſchen Kriegsminiſters vom 11. Mai hat der König beſchloſſen, daß in Paris ein arabiſches Collegium errichtet werden ſoll. Zweck dieſes Collegiums ſoll ſeyn, den Einwohnern Algiers von höherem Range, die Erlaubniß zur Reiſe nach Frankreich erhalten haben, während ihres Aufenthalts in der Hauptſtadt eine gaſtliche Aufnahme zu ſichern, dann arabiſchen Kindern, unter beſonderer Aufſicht von tüchtigen und frommen Landsleuten, eine gute Erziehung durch franzöſiſche Lehrer zu geben, worüber der Kriegsminiſter noch genauere Vorſchriften erlaſſen wird, und endlich eine Unterrichts-Anſtalt für Dollmetſcher zu gründen, in die junge Franzoſen unter gewiſſen Bedingungen aufgenommen werden ſollen. Es wird ſich bei dem täglichen Verkehr zwiſchen Franzoſen und Arabern, der in dem Collegium herrſchen wird, ganz von ſelbſt ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen den jungen Leuten beider Nationen geſtalten, und ſo wird es in doppelter Hinſicht eine treffliche Schule für Dollmetſcher in Afrika werden können.

— Im Frühling dieſes Jahres fanden in Paris, im Seminarium der fremden Miſſionen, die bei der Abreiſe von Miſſionären gebräuchlichen Ceremonien ſtatt. Die Kapelle faßte kaum die Menge, die an dem Gottesdienſte Theil nahm. Nach Malabares gehen drei Miſſionäre, nach Sidney zwei, nach China zwei, trotz der Gefahren, die ihrer dort warten. Sämmtliche Miſſionäre reisten nach Bordeaux, wo ſie ſich an Bord der Aſia einſchifften, die ſie nach den Häfen ihrer Beſtimmungsorte, nach Pondichery, Singapore, Macao und Canton, bringt.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Papineau's Bildniß.

Auguſt Lewald.

Lith. Anst. v. W. Fobrida

PAPINEAU.

Neueſte engliſche Literatur *).

Beurtheilende Anzeigen und Auszüge

von

K. von Kreling.

Ein Tagebuch in Amerika, mit Bemerkungen über ſeine Einrichtungen; von Kapitän Marryat. (**A Diary in America etc. 3 Vols.** London, Longman & Comp. Erſchien in der zweiten Hälfte des Juni.)

Der alten Welt müde, beſchloß unſer Kapitän, ſich nach der neuen fortzumachen, um Forſchungen über die menſchliche Natur unter neuen Zuſammenſetzungen und Verhältniſſen anzuſtellen. Wie er ſelbſt ſagt, war ſein Hauptzweck — zu unterſuchen und ſich zu vergewiſſern, welches die Wirkungen einer demokratiſchen Regierungsform und Luft auf ein Volk ſeyen, das bei all' ſeiner fremden Beimiſchung noch immer als

---

*) Statt des Umwegs einer Kritik von deutſchen Ueberſetzungen engliſcher Werke iſt es für die Freunde engliſcher Literatur, wenn auch nur der leichteren Gattung, vielleicht von friſcherem Intereſſe, die neueſten engliſchen Bücher ganz kurz nach deren Erſcheinen von Zeit zu Zeit angezeigt und von ihrem Inhalt in angemeſſenen Auszügen einen kleinen Vorſchmack zu erhalten, bis ihnen das Ganze durch Ueberſetzungen zugänglich wird: eine ſolche Kritik des engliſchen Originals gibt dann wohl auch gelegentlich einen Fingerzeig, ob ſich das Leſen einer Ueberſetzung deſſelben verlohne.

englisch betrachtet werden dürfte: das Ergebniß will unser Reisender jedoch erst später veröffentlichen. Das gegenwärtige Werk besteht aus einem Tagebuche, in welchem der würdige Kapitän nur zu glücklich scheint, die heitere Seite der Frage aufzufassen und jedwede Geschichte oder Anekdote, Zug oder Vorkommniß zu verzeichnen, welche sich zur Unterstützung der weiterhin, in der Gestalt von „Essays" über Gesellschaften und Vereine — Lynch-Gesetz — Unterricht — Religion — Sklaverei und anderer vielgeplagter Fragen, dargebotenen Kommentare verwenden lassen. Diese „Versuche" sind mit Sorgfalt und Geschick abgefaßt und aufmerksamer Beachtung dies- und jenseits des Atlantischen Meeres werth; hier aber wollen wir uns auf das Tagebuch beschränken. Es beginnt ganz prächtig — die Einschiffungsscene ist Peter Simple's *) selbst würdig: wir müssen sie aber leider übergehen und mit einem Sprunge gleich nach Amerika. — Des Kapitäns Ankunft in New-York fällt in die Zeit der großen Handelskrise (1837), wo sämmtliche Banken ihre Baarzahlungen eingestellt hatten und Kanäle, Eisenbahnen und alle öffentlichen Arbeiten ausgesetzt waren. Der damals herrschende Angstzustand ist sattsam bekannt und vom Kapitän gut geschildert; hier eine der zahlreichen, von ihm mitgetheilten Anekdoten, die freilich eher als nicht aus den öffentlichen Blättern zusammengetragen und deßhalb apokryph seyn dürften, immerhin aber ihren Zweck eben so gut erreichen, als wenn sie wahr wären, nämlich — Lachen zu erregen. „Die Amerikaner sind bekanntlich große Freunde von Hyperbeln, ja sie haben kaum eine Redefigur ohne eine solche. Während jenes Finanz-Welibruchs, wo tagtäglich fünfzehn bis zwanzig Kaufmannsnamen in den Blättern als bankerott erschienen, lief Einer, nicht eben in der besten Laune, den Broadway **) eiligst hinab, als ihn ein Anderer, dessen Stimmung ebenfalls ziemlich unwirsch war, anrannte. Der Zusammenstoß jagte beide in Harnisch. „„Was soll das heißen, Herr?"" schrie der Eine; „„ich habe gute Lust, Sie mitten in die nächste Woche hinüber zu puffen."" Da dieß am Samstag vorfiel, so drückte dem Andern die Erinnerung, wie ganz gelegen ein solcher Puff für seine jetzigen Umstände kommen würde, den Zorn nieder. „„Wirklich? ei, so thun Sie's; 's ist gerade, was ich brauche, denn wie ich sonst über den nächsten Montag und meine Wechselacceptirungen hinaus kommen soll, weiß ich wahrhaftig selbst nicht."" —

*) Bekanntlich Marryats bester Roman.

**) Hauptstraße New-Yorks.

Der Kapitän ſagt dem Leſer ganz ehrlich zum Voraus, wie er in politiſchen Dingen denke. So bemerkt er gleich zu Anfang, „die Radikalen ermangelten alle ganz gewaltig moraliſcher Prinzipien," und der Radikalismus ſey nur die „tiefere Tiefe" der Demokratie. Deſſen zum Beweis erzählt er uns: „Ich beobachtete heute Morgen die wimmelnde Menge in der Wallſtraße, und hörte eben, wie einer dieſer Kerle gegen die Banken deklamirte, die da die Baarzahlungen einſtellten und einen „„armen Mann auf eine ſo niederträchtige Art um das Seinige brächten,"" als Einer der Handelsherren, der ſeinen Mann zu kennen ſchien, zu ihm ſagte: „„Nun, da's Eurem Sagen nach einem armen Kerl, wie Euch, ſo hart fällt, Dollars für ſeine Banknoten kriegen zu können, ſo holt ſie heraus, und ich ſelbſt will Euch klingende Münze dafür geben."" Der Lümmel hatte nicht einen Cent*) in der Taſche, und trollte mit einem recht albernen Geſichte ab. Er erinnerte mich an einen Knirps von Kaminfeger bei der Towerhamlets-**) Wahl, mit ſeiner Frage: „„Was meine Anſichten von der Primogenitur wären?"" — ein allerdings gar wichtiger Punkt für ihn, der keine Aeltern hatte und auf Koſten des Kirchſpiels erzogen worden war. — — „„Mögen ſie immerhin ſagen, die Zeiten ſeyen ſchlecht,"" bemerkte mir ein junger Amerikaner, „„mir kamen ſie ganz trefflich vor. Eine Zwanzig-Dollar-Note hielt mir ſonſt eben eine Woche vor, jetzt aber iſt ſie ſo gut, wie Fortunatu's Säckel, der nie leer wurde. Ich halte mein Mittageſſen im Gaſthofe, und zeige ihnen meine Zwanzig-Dollar-Note. Der Wirth wendet ſich von ihr ab, als wäre's Meduſens Haupt, und bittet mich, ein andermal zu bezahlen. Ich kaufe was ich nur brauche, und darf nur meine Zwanzig-Dollar-Note zum Bezahlen hinſtrecken, und mein Kredit iſt unbeſchränkt, d. h. für jede Summe unter zwanzig Dollars. Wenn ſie ja wieder für ihre Noten Geld wechſeln, ſo wechſelt der Stand meiner Angelegenheiten in's Schlimme."" — Die Baargeldnoth hat ein ganz kurioſes Aushilfsmittel hervorgerufen. Jedermann iſt nun ſein eigener Bankier. Geh' in die Theater und an die öffentlichen Vergnügungsorte, und ſtatt Gelds bekommſt Du ein J. O. U.***) der Schatzkammer heraus. In den Wirthshäuſern und Auſternkellern geht's eben ſo. Verlangſt Du ein Glas Branntwein und Waſſer, ſo bekommſt Du fünfzehn Billets, jedes „„gut für ein Glas Branntwein und Waſſer,"" heraus; ißt Du

*) $^1/_{100}$ Dollar.

**) Theil von London.

***) **I owe you** („ich bin Euch ſchuldig") — Schuldſchein.

an einem Auſterladen einen Teller Auſtern, ſo kriegſt Du ſieben Billets wieder; jedes „„gut für einen Teller Auſtern.““ Und ſo iſt's überall. Die Barbiere geben Dir Billets, gut für ſo und ſo viel Mal zu Raſiren; und gäbe es Bettler auf der Straße, ich glaube faſt, Du bekämeſt von ihnen Billets „„gut für ſo und ſo viel Menſchenliebe““ heraus. Kaufleute oder Händler überhaupt geben ihre eigenen Banknoten oder, wie man ſie hier heißt, Schienbein-Pflaſter (**shin-plaster**) aus, die „gut für einen Dollar," und weiter herab bis zu zwei und einen halben Cents lauten, und alle einlösbar ſind, aber nur einlösbar bei einer allgemeinen Rückkehr zu Baargeldzahlungen. Daher rührt eine andere Austauſch-Varietät in der Wallſtreet. „„Tom, brauchſt Du heute Auſtern zum Morgenimbiß?““ — „„Ja!““ — „„Nun, da haſt Du ein Billet, und gib *mir* dafür zwei Raſirbillets.““ — Der Kapitän gibt uns einige merkwürdige Beweiſe von der Ausdehnung, bis zu welcher *vor* dieſer großen Kriſis die Spekulationen, beſonders in Ländereien, getrieben wurden, und einige nicht minder merkwürdige Erklärungsgründe der zahlloſen Feuersbrünſte in New-York; ſo ſcheint es u. a., daß Häuſer „von den Agenten der Feuerverſicherungsgeſellſchaften ſelbſt" als eine „Strafe," „Anmahnung" oder „Warnung" in Brand geſteckt werden! Der Kapitän will zwar dieß nicht verbürgen, verſichert aber, daß es ihm als eine der Urſachen jener Brände angegeben worden ſey. — Unſer Reiſender macht von New-York aus eine Exkurſion den Hudſon hinauf: „Die amerikaniſchen Dampfboote ſind oft genug beſchrieben worden. Als ich zum erſten Male eines der größten um die Stückbettung herumſchwenken ſah — mit ſeinen zwei Verdecken, das oben mit einem ſchneeweißen Sonnenzelte überſpannt, — mit den geputzten und wehenden Anzügen der Damen, — der reichen Mannigfaltigkeit der Farben, — gemahnte es mich wie ein ſchwimmender Garten, und es war mir, als habe die Iſola-bella im Comer-See die Anker gelichtet und ihre erſte Dampfreiſe nach Amerika gemacht." Neues findet ſich eben nicht viel in unſeres Verfaſſers Bericht von dieſer Stromluſtfahrt, mit Ausnahme etwa einer ächten Yankee-Anekdote. „„Ich erkundigte mich (ſagt der Kapitän), ob der Hudſon den Winter über zugefroren ſey oder nicht? Die Frage führte zu einem Geſpräch in Bezug auf die Strenge des Winters, in deſſen Verlaufe ein Mann, zum Beweiſe, *wie* kalt es ſey, bemerkte: „„Ei, ich hatte eine Kuh auf meinem Grundſtück am Fluſſe, *die* gerieth letzten Winter in's Eis und wurde drei Meilen ſtromabwärts getrieben, bevor wir ſie wieder herauskriegen konnten. Die Folge davon war, daß ſie ſeitdem nichts als *Eisrahm* gemilcht hat.““ — Der Kapitän ſetzte ſeine Reiſe nun weiter fort nach Boſton,

und legte die Diſtanz, zweihundert und vierzig engliſche Meilen, per Dampfſchiff und Eiſenbahn, in fünfzehn Stunden zurück. Ihn frappirte, wie es ſcheint, die Wahrnehmung, daß die Schläfer (sleepers, Schienen) der Eiſenbahn über die „Schläfer im Tode" gelegt, d. h. mit andern Worten, daß die Eiſenbahn über einen Todtenacker geführt war — etwas, wie er meint, das kein Ingenieur bei einem Eiſenbahnzug in England gewagt haben würde! Des Kapitäns weitere Tour geht nach den Seen, wobei unterwegs die Zitterer-Niederlaſſung *) zu Niskaquna, die Mineralquellen von Saratoge, die Trenton-Fälle — lauter bekannte und oft geſchilderte Dinge — beſucht und beſchrieben werden. „Von Utica zurückkehrend," erzählt er, „traf ich auf ein geſatteltes und gezäumtes Pferd, das ohne ſeinen Herrn den Heimweg machte, wobei es alle Augenblicke ſich das Gras an der Straße hin ſchmecken ließ, und dann auf's Unabhängigſte weiter trabte. Sein Herr hatte ihm einen Urlaubspaß ausgeſtellt, indem er auf beide Sattelklappen mit großen Buchſtaben hingekreidet hatte: „„Let him go (laßt ihn laufen):"" gewiß ein recht primitives Verfahren, das übrigens, wie ich faſt fürchte, in Yorkſhire und auch in Virginien nicht hätte riskirt werden dürfen, wo ſie ſich auf ein gutes Roß verſtehen, und abſonderlich ſorgſam mit ihm ſind; wie es denn etwas ausgemachtes iſt, daß, wo ſie Pferde ziehen, ſie auch unausbleiblich ſie ſtehlen lernen." — Niagara bietet nichts Neues. Der Kapitän erzählt uns, was wir ſchon von Hunderten vor ihm gehört haben, daß die Amerikaner überaus verfeinert in ihrer Sprache zu ſeyn affektiren, und deßhalb niemals gewiſſe einfache, verſtändliche Worte gebrauchen; deſſen zum Beweiſe führt er an: „Als ich am Niagarafall war, begleitete ich eine junge Dame, mit der ich auf freundſchaftlichem Fuße ſtand. Um das Schauſpiel beſſer anzuſehen, ſtellte ſie ſich auf ein Felsſtück, gleitete aber aus und hinab, und verletzte ſich augenſcheinlich durch den Fall; ſie hatte ſich wirklich das Schienbein geſtreift. Da ſie im Heimgehen ein wenig hinkte, ſo fragte ich ſie: „„Haben ſie ſich das Bein (leg) ſtark beſchädigt?"" An der Frage oder deren Faſſung offenbar Aergerniß nehmend oder dadurch ſehr beleidigt, wandte ſie ſich von mir; da mir aber nicht klar war, welches Todesverbrechen ich begangen hatte, ſo erlaubte ich mir, ſie um die Urſache ihres Mißfallens zu befragen. Nach einigem Zaudern rückte ſie dann, „da ſie mich gut kenne," mit der Belehrung heraus, daß das Wort „Bein" nie vor Damen ausgeſprochen werde. Ich bat um Entſchuldigung für meinen Mangel an feiner Sitte, was

*) **Shakers** — bekannte Sekte.

dem Umſtande beizumeſſen, daß ich nur an engliſche Geſellſchaft gewöhnt geweſen ſey, und ſetzte hinzu, da denn doch, ſelbſt in den feinſten Zirkeln Amerika's, hin und wieder auf dergleichen Artikel Bezug genommen werden müßte, ſo würde ſie vielleicht mich zu unterrichten die Güte haben, mit welchem Namen ich ſie erwähnen dürfe, ohne der Geſellſchaft ein Aergerniß zu geben. Ihre Antwort war, man bediene ſich des Wortes „„Glied (limb),"" „„und,"" fuhr ſie fort, „„ich nehme es nicht einmal ſo genau, wie manche andere Leute, denn ich kenne welche, die nie anders als Glied eines Tiſchs oder Glied eines Pianoforte ſagen.""" Damit hatte das Geſpräch ein Ende; einige Monate ſpäter aber mußte ich anerkennen, daß die junge Dame recht hatte, als ſie behauptete, es nehmen's manche Leute noch genauer als ſelbſt ſie. Ich geleitete eine Dame auf ihr Erſuchen in ein Seminarium für junge Damen, und man denke ſich mein Erſtaunen, als ich, in's Empfangszimmer geführt, einen ſchönen Flügel mit vier Gliedern gewahrte. Damit jedoch die Damen, die ihre Töchter beſuchten, in ſeiner ganzen Stärke das ungemeine Zartgefühl der Vorſteherin der Anſtalt und ihre Sorgfalt, die Ideen der ihrer Obhut anvertrauten Fräulein in ihrer höchſten Reinheit zu bewahren, erkennen und würdigen möchten, hatte ſie ſämmtlichen beſagten vier Gliedern ſittſame, unten zierlich garnirte Höslein angezogen!" Das Geſchichtchen iſt artig — der Schluß aber freilich mehr ſpaßhaft als wahr; denn bekanntlich geben auch bei uns recht ſorgliche Hausfrauen dem werthvollen Zimmergeräthe, nicht aus Gründen der Decenz, aber der Schonung, Ueberzüge. — Zu Toronto (Oberkanada) erhielt unſer Autor einen Beſuch von einem Bruder-Autor, der ihm mehrere Specimina ſeiner Dichtkunſt überſchickte, und dabei „die bemerkenswerthe Thatſache anführte, daß er erſt, als er die Fünfundvierzig paſſirt, eine Verszeile geſchrieben habe, und daß die unſchöne Beſchuldigung, als habe er aus Byron geſtohlen, ganz grundlos ſey, denn er habe in ſeinem Leben nie Byron geleſen." Wir bedauern, das dem Kapitän mitgetheilte gedruckte Muſter der poetiſchen Gaben des Hrn. T. S., „eine Ode an die Damen von Toronto," nicht überſetzt hier beifügen zu können, allein die köſtliche Dichterei der Urſchrift würde zu viel in einer Uebertragung, beſonders wegen der höchſt merkwürdigen Maße und Reime, verlieren. — Auf der Fahrt von Buffalo nach Detroit hielt das Dampfboot an, „um zu Dünkirchen einige Auswanderer an's Land zu ſetzen. Während ihres Landens beobachtete ich ſie, wie ſie ſorgfältig ihre kleine Habe vom eiſernen Theekeſſelchen bis zur ſchweren Kiſte überzählten. Es war ihr ganzer irdiſcher Glücksſtand und unſchätzbar für ſie; der Heckpfennig, durch den

bei betriebſamem Fleiße ihre Kinder zu Wohlſtand, ja Reichthum ſich emporheben konnten. Sie blieben auf dem Landungsplatze, als wir abſtießen, und ſchienen — kein Wunder! — verlegen und rathlos. Da war der Säugling in der Wiege, die jüngern Kindern an der Mutter Rock ſich haltend, während die ältern auf einen Balken ſich geſetzt hatten und der Abfahrt des Dampfſchiffs zuſahen — Bettwerke, Kochgeräthſchaften u. ſ. w. lag alles in bunter Verwirrung umher, und ſollte Alles noch vor Nacht unter Dach und Fach gebracht werden. Recht müde ſahen ſie aus, und recht müde waren ſie auch, und recht froh mußten ſie ſeyn, wenn ſie endlich ihren Raſtort erreichten. Aus amtlichen Angaben erhellt, daß alljährlich über 100,000 Auswanderer auf dem Seewege nach dem Weſtlande durchziehen, von welchen, der Schätzung nach, etwa 30,000 aus Europa, die übrigen aber von den öſtlichen Staaten der Union hergewandert kommen." — Bei einem andern Anlaß ſtellt uns der Verfaſſer ein Gemälde einer Auswandererfamilie auf, das eben ſo anziehend als unterhaltend iſt: „Noch einmal an Bord des Michigan, einem der beſten Dampfboote auf dem Eriefee, wie gewöhnlich voll Auswanderer, hauptſächlich Irländer. Abgemüdet wie ſie ſind von Einſperrung und Leiden, müſſen dieſe armen Leute unſer herzliches Mitleid rege machen, bilden aber dabei mitunter die lächerlichſten Gruppen, die man ſich denken kann. Erſtlich bringen ſie Dinge aus Irland mit, die kein Menſch ſonſt der Mühe oder Koſten der Ueberfahrt werth halten würde. So ſah ich eine Irländerin, die ſich mit fünf alten Theetöpfen ſchleppte, von denen eben noch ein einziger eine Schnautze, und keiner — glaube ich — einen wirklich wohlerhaltenen und guten Boden mehr hatte. Und dann ihr Anzug, beſonders die Herausſtaffirung der Kinder, die keiner Zeit mit irgend einem Extraaufwand von Kleidungsſtücken in Beſchwerlichkeit verſetzt werden! Ich habe mit eigenen Augen das Sitztheil eines alten Manchesterhoſenpaars in eine Art Hut für ein behendes, blondhaariges Mägdlein umwandeln ſehen. Was mich aber noch mehr ergötzte, war eine, gerade das Umgekehrte dieſes Arrangements darbietende Prozedur: einem Jungen hatte ſein Vater einen Fleck gerade auf das Hintertheil ſeiner Beinkleider geſetzt, und da kein Tuch eben bei der Hand war, ſo hatte er, als ein Aushülfsmittel zur Verſtopfung des Lochs, ein Stück von einem alten Strohhut eingefügt, dabei aber die Vorſicht außer Acht gelaſſen, die glatte Seite des Halmgeflechts einwärts zu ſetzen, ſo daß Teddy, als er ſich zum erſten Male niederſetzte, ſich ziemlich unbehaglich fühlte. „„Was iſt dir denn, Teddy; warum krümmſt du dich denn ſo herum? Sitz' ruhig, Männchen; ei, haſt du denn nicht einen Seſſel mit einem Strohboden zum D'rauffitzen

auf deiner ganzen übrigen Reiſe, und das iſt mehr, als dein Vater je vor dir hatte.““ — Zu Windſor, Detroit gegenüber, wurde unſer Reiſender an einem Fieber bettlägerig: „Ich hatte ſchon drei Tage das Bett hüten müſſen (erzählt er), als meine Hauswirthin in's Zimmer kam. „„Nun, Herr Kapitän, wie befinden ſie ſich jetzt?““ — „„O, ein bischen beſſer, danke Ihnen.““ — „„Nu, das freut mich, weil ich Ihre Stube gern friſch ausweißen laſſen möchte; denn bleibt der Farbige noch einen Tag, um's morgen zu thun, ſo fordert er uns dafür noch einen Viertelsdollar.““ — „„Ja, ich kann aber das Zimmer nicht verlaſſen.““ — „„Ei nu, da wollen wir mit ihm reden; er wird ſich gewiß nichts daraus machen, wenn Sie auch im Bett liegen bleiben, derweil er ausweißt.““ — Von Detroit bemerkt der Kapitän: „Es iſt nicht eine gepflaſterte Straße, oder nur auch ein Gehweg für einen Fußwandelnden im Orte. Im Winter, bei Regenwetter, tappſt du im Koth bis an die Knie; im Sommer biſt du unſichtbar vor Staub: ja, noch bis neuerlich war nicht eine praktikable Straße um Detroit dreißig Meilen in die Runde. Der kothige und unpaſſirbare Zuſtand der Straßen hat einem ganz merkwürdigen Syſtem des Morgen- und Abend-Beſuche-Machens Entſtehung gegeben. Ein kleiner, einſpänniger Karren wird an die Thüre eines Hauſes zurück gehakt; die Damen im Putze ſteigen hinein und ſetzen ſich auf eine Büffelhaut auf den Boden; ſie werden nach der Wohnung derer, die ſie zu beſuchen wünſchen, geführt; der Karren wird da an der Thüre wieder zurückgehakt, und ſie dann trocken und rein gelandet. Ein alter Detroiter beklagte ſich gegen mich, die Leute würden jetzt ſo hoffährtig, daß Viele auf die Art ihre Beſuche nicht mehr machen wollten. In Folge jedoch des Emporblühens anderer Städte am See, der großen Zunahme des Verkehrs und der Aufnahme Michigans als Staat in die Union *), mit Detroit, als ſeiner Hauptſtadt, iſt jetzt eine zahlreiche Bevölkerung aus den Oſtſtaaten der Union eingeſtrömt, und Detroit wird bald ein von ſeinem gegenwärtigen ſehr verſchiedenes Ausſehen darbieten und eine der blühendſten Städte Amerika's werden. Innerhalb der letzten ſechs Jahre hat es ſeine Einwohnerzahl von 2000 auf 10,000 vermehrt. Das Klima hier iſt, trotz der Ungeſundheit des Staates (Michigan) ſelbſt, das

*) Bekanntlich muß ein „Territorium“ — und das war Michigan noch nicht lange — eine beſtimmte Bevölkerungszahl nachweiſen, ehe es die Zulaſſung in die Union als „Staat“ nachſucht und erhält.

allerbeſte in Amerika. Das Land bei der Stadt iſt fruchtbar. Eine Eiſenbahn von Detroit aus läuft bereits dreißig Meilen durch den Staat; und da mit ihr der Anfang einmal gemacht iſt, ſo wird ſie auch mit der gewöhnlichen Thatkraft der Amerikaner weitergeführt werden." Von dieſen neuen Städten ſprechend, bemerkt Kapitän Marryat: „der Leſer würde ihnen, wenn er ſie mit den Landſtädten von gleicher Einwohnerzahl in England vergliche, Unrecht thun. In den kleineren Städten Englands iſt nur wenig zu bekommen, und was gut ſeyn ſoll, muß man von London kommen laſſen: in den größeren Städten, wie Norwich u. ſ. w., kann man die meiſten Sachen haben; Luxusgegenſtände pflegen aber doch meiſt aus der Hauptſtadt bezogen zu werden. Dagegen kann man in ſolchen Orten, wie Buffalo und Cleveland, Alles haben, was nur in New-York oder Boſton vorhanden iſt. In dieſen zwei Städten am Eriſee ſind beſſer verſehene und hübſchere Waarengewölbe (stores), als irgend ein Kaufladen zu Norwich, in England, und in der einen und der andern findet man Artikel, die man zu Norwich von London kommen laſſen müßte. Das Gleiche hat faſt in jeder Stadt Amerika's, wohin der Verkehr leicht iſt, ſtatt. Wollte man ſich in einer ein Haus möbliren, ſo findet man jedwedes Stück Zimmergeräth — Teppiche, Oefen, marmorne Kaminplatten, Spiegel, Klaviere, Lampen, Armleuchter, Glas, Porzellan u. ſ. w. — doppelt ſo ſtark und in weit größerer Auswahl, als in irgend einer Provinzialſtadt Englands, vorräthig. Dieß kommt von dem durch jede Puls- und Blutader des Landes ſich verzweigenden Kreditſyſtem, durch das namentlich engliſche Waaren wie mit einem Triebwerk in jede nur irgend nutzbare Niederlage der Union hineingepumpt werden; und ſo findet man denn in einer Stadt, ſo erſt entſtanden, daß die Stümpfe der Hochwaldsbäume nicht nur noch immer die Häuſer umgeben, ſondern ſogar in den Kellern ſtehen bleiben, jeden Luxusgegenſtand, den man nur begehren mag. Was wird aber aus allen dieſen Waaren, fragt Mancher wohl? Man darf nicht vergeſſen, daß hunderte von neuen Häuſern alljährlich in den Städten wie durch Zauberſchlag ſich erheben, und daß das Land umher wohlbevölkert und reich iſt. In den Bauerhäuſern — geringen Anſehens und oft blos von rohen Balken aufgeführt — trifft man nicht blos Comfort, ſondern gar oft Luxus." — Von Detroit aus ſetzt unſer Kapitän die Reiſe nach Mackinaw, über den Clarn- und den Huron-See fort. Miß Martineau *) hat, wie er uns verſichert, in ihrem Lobe Mackinaw's nicht

*) In ihrer bekannten Reiſe nach Amerika.

zu viel gesagt: „Es sieht aus wie eine in dem Wasser schwimmende Feeninsel, das so rein und durchscheinend ist, daß man fast überall auf den Grund, den tiefsten, sehen kann; dazu ist die Luft so rein wie das Wasser, so daß man in ihr sich neugekräftigt und neu belebt fühlt. Das erste Erinnerungsbild, was sich mir im Anblick des Landes aufdrängte, war Walter Scotts Schilderung der Insel und Wohnung Magnus Troils und seiner Töchter Minna und Brenda (im Seeräuber). Die niedern Gebäude, die langen Vorraths- und Nebenhäuser, voll Netze, Fäßchen, Maste, Segel und Tauwerke; die große Menge herumliegender Fische; die Sparrwerke der Häuser, mit getrocknetem und geräuchertem Fleisch beladen; und die starken und behäbigen Umfangsverhältnisse der Einwohner, die kühn mit Scotts dicken Helden an Länge und Bauchrundung hätten wetteifern dürfen, fielen mir sogleich in's Auge; und ich hätte mich gar leicht nach der Schetlandsinsel versetzt wähnen können, ohne die Wohnzelte der Indianer am Ufer und ohne diese Letztern selbst, die entweder herumliefen oder kleiderlos unter den Vordächern der Branntweinläden lagen. Ich fragte einen der Insulaner, wie es komme, daß alle weißen Einwohner fast durchgängig so große, stattlichbeleibte Leute seyen, was sie zudem schon in sehr frühen Jahren sind, und erhielt von ihm zur Antwort: „„Wir haben gute Luft, gutes Wasser, und was wir essen, bekommt uns gut.““ Das war recht deutlich und bündig. Ich erkundigte mich bei einem Andern, ob die Leute hier auf der Insel ein schönes hohes Alter erreichten; seine Antwort war ächt amerikanisch: „„Ich denke so (I guess, they do); wenn die Leute sterben wollen, so können sie hier nicht sterben; sie müssen anderswohin gehen.““ Zwischen den Indianerhütten („woges“ sagt man heutzutage, und nicht mehr „wigwams“) umherwandernd, hörte ich in einer eine Art Flöte spielen und trat hinein. Der junge Indianer, der auf ihr blies, gab sie mir zum Besehen. Es war ein unvollkommenes Instrument, so ein Mittelding zwischen Flöte und Klarinette, doch war der Ton, den sie von sich gab, sanft und musikalisch. Von einem Insulaner erfuhr ich, daß dieß das einzige Musik-Instrument sey, was die nördlichen Stämme besäßen, und daß die jungen Männer nur darauf spielten, wenn sie verliebt seyen. Ich hatte anfangs den Erzähler im Verdacht, er wolle mich zum Besten haben, fand aber späterhin, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Der junge Indianer muß arg „geschossen“ gewesen seyn, denn während der Zeit meines Aufenthalts spielte er unaufhörlich, Tag und Nacht, als kenne er des Dichters Spruch: „„Sofern Musik der Liebe Nahrung ist, spiel' zu.““

— Sault St. Marie gefällt unſerm Reiſenden nicht minder, wie Mackinaw: „Es war ein lieblicher Morgen; nicht ein Lufthauch bewegte den mächtigen Waſſerſpiegel des Huron, ſo weit das Auge reichte; und das Kanoe erſchien, als es an dem Landungsufer hinglitt, wie in der Luft ſchwebend, ſo leicht ſchwamm es dahin, und ſo klar und durchſichtig ſind dieſe nördlichen Gewäſſer. Wir brachen auf, und in zwei Stunden landeten wir an der Gans-Inſel (**Goose-Island**), unpoetiſch im Namen, aber an ſich ſelbſt ſchönheitsreich. Wenn Du am Geſtade ſteheſt, kannſt Du durchs Waſſer hinabſchauen bis zu dem abhängigen Grunde, auf dem es überall von den bunteſten Kieſeln ſchimmert, und ihn faſt ſo weit verfolgen, als decke ihn gar kein Waſſer. Das Eiland war nur klein, aber buntfarbig, wie das buntfarbigſte Blumenbeet, über und über bedeckt mit der duftenden Hageroſe in voller Blüthe, der blauen Glockenblume, dem gelben Exeranthemum und der weißen, großäugigen Masliebe. Darunter breitete ſich ein vollkommener Teppich von Erdbeeren, reif und einladend winkend.“ — Der Wirth hier erwies ſich nicht eben in der beſten Laune. Ein buchſchreibender Reiſender hatte, wie es ſcheint, ſeine Forſchungen bis nach Sault St. Marie erſtreckt, und ſeine Betten und Möbel arg mitgenommen. Unſer Kapitän proteſtirt gegen dieſe Art vorſchneller Rüge: „Das Haus (bemerkt er) war kein förmlicher Gaſthof und wollte das auch gar nicht ſeyn; das Eſſen aber war gut und gut zubereitet, und die Aufwartung beſorgten des Wirths zwei hübſche, ſittſame Töchterlein — nicht bloß hübſche, ſondern auch recht unterrichtete Mädchen; und bedenkt man, daß dieſes Dorf die **ultima Thule** dieſes Theils von Amerika iſt, ſo dürfte, meine ich, ein Reiſender ſchon ganz zufrieden mit dem ihm Gebotenen ſeyn. In zwei Fällen fand ich in den Balkenhäuſern dieſes Dorfs Ausgaben ſämmtlicher Werke Lord Byron's. Sault St. Maire enthält etwa fünfzig Häuſer, wovon die meiſten von rohen Balken, und iſt mit einem Pfahlwerk zur Abwehr etwaiger Angriffe der Indianer umzogen. Die Einwohner ſind meiſt Half-breeds *). Bemerkenswerth iſt, daß im Allgemeinen durch die Beimiſchung verſchiedenen Bluts das weibliche Geſchlecht ſich verbeſſert, das männliche dagegen ausartet. Indianerinnen zieht man hier zu Frauen vor, und wohl nicht ohne Grund — ſie geben die beſten Weiber für arme Männer ab; ſie ſchaffen tüchtig, klagen nie, und ein Tag ſcharfer Feldarbeit iſt reichlich mit einem Lächeln von

*) Kinder von Weißen und Indianerinnen oder (ſeltener) von Indianern und Weißen.

ihrem Herrn und Gebieter am Abend belohnt. Sie ſind allezeit treu und ergeben, und ſchwatzen nicht viel — lauter Eigenſchaften, die als Empfehlungen in dieſem Theile der Welt (nur in dieſem?!) gelten.“ Ueber den Ontarioſee reist unſer Kapitän weiter nach Vermont, wobei er uns den Weg mit Anekdoten und Sittenſkizzen unterhaltend zu machen ſucht, die aber weder ſonderlich gut, noch ſonderlich neu ſind. Von Vermont geht's nach Konnektikut, wo wir von unſerem Reiſenden und dem Buche ſcheiden. —

Reiſe um den Kaukaſus.

Zweiter Artikel.

Die Tſcherkeſſen.

Der große Kampf, der ſich zwiſchen der tſcherkeſſiſchen Nation und zwiſchen Rußland entſponnen hat, hat die Aufmerkſamkeit von Europa auf ſich gezogen, und ich glaube daher keinen günſtigern Zeitpunkt finden zu können, um die neueſte Geſchichte der Tſcherkeſſen zu ſchreiben.

Bis zum Jahre 1555 hatten dieſelben nur gegen die Tartaren zu kämpfen, die ſie umgaben, und die ihnen an Macht überlegen waren. Von da an ſtellte ſich ein anderes Volk in die Reihen, es ſind die ruſſiſchen Slaven, welche die tartariſchen Reiche von Caſan und Aſtrachan zerſtörten, und die von Oſten in die Flanken der Tſcherkeſſen vorrücken, während die Tartaren ihnen auf der andern Seite zuſetzen. Seit dieſer Zeit beſteht die Rolle der Tſcherkeſſen, die zwiſchen dieſen beiden eiferſüchtigen Mächten inne liegen, darin, gegen die eine oder die andere zu kämpfen, und dieſer Kampf dauert noch.

Im Jahre 1555 unterwarfen ſich die Tſcherkeſſen von Bechetau dem Zaar Iwan Waſſilewitſch, und wurden in die Armee aufgenommen, wo ſie ſich auszeichneten.

Eifersüchtig auf diesen Einfluß Rußlands, versammelte der Chan Chah-bas-Gherai ein großes Heer, überfiel die Tscherkessen, plünderte ihre Dörfer, und nöthigte sie, die Ufer des Kubans zu bewohnen, und den Islamism anzunehmen. Der Uebermacht nachgebend, wohnten sie einige Jahre lang daselbst, als aber Rußland den Krieg gegen die Türken und die Tartaren der Krimm und von Kuban erneuerte, kehrten sie, unter dem Schutze der Kalmuken, welche Unterthanen des Zaars waren, in ihre alten Wohnungen von Bechetau zurück. Allein die Tartaren von Kuban beunruhigten sie unaufhörlich, um sie wieder unter die Herrschaft des Khans der Krimm zu bringen, und überdrüssig dieses fortwährenden Krieges, verließen sie endlich Bechetau, näherten sich dem Terek, und colonisirten sich auf dem russischen Gebiete, an den Ufern des Baksan.

An ihrer Spitze befanden sich zwei Fürsten, die Brüder Kabarty-Bek, wahrscheinlich Tau-Sultan und Kaitukho, Enkel Inals. Bei diesem Gebietswechsel bekamen sie einen Streit, trennten sich, und theilten untereinander das tscherkessische Volk. Der ältere blieb an den Ufern des Baksan, der jüngere zog sich an den Terek zurück, und daher kam in der Folge die Eintheilung des Landes in Groß- und Klein-Kabarda. Die Fürsten und Edlen erklärten sich für Muhammedaner, aber das Volk waren Christen vom griechischen Ritus, und hatten in ihren Dörfern Kirchen und ihre eigenen Geistlichen.

Indessen hörten die Chans der Krimm nicht auf, ihren Plan, die Tscherkessen zu unterwerfen, und sie ihrem Glauben und der Herrschaft zu entreißen, zu verfolgen; sie schlugen sie im Jahr **1570.**

Endlich entschlossen sich die Tscherkessen von Bechetau, müde, immer nur den Plünderungen und Zerstörungen der Tartaren ausgesetzt zu seyn, einen jährlichen Tribut von sechstausend Sclaven und eben so vielen Pferden dem Chan der Krimm und dem Fürsten der Nogais unter der Bedingung zu entrichten, daß diese sie vor den Bedrückungen ihrer Unterthanen schützen.

Allein dieß erschien den Tartaren nur als ein Zeichen der Schwäche und munterte sie auf, ihre Räubereien fortzusetzen; ihre Wortbrüchigkeit aber entrüstete die Tscherkessen so sehr, daß sie den Tribut verweigerten.

Der Chan faßte den Entschluß, sie dafür zu strafen, und mit Bewilligung der Pforte errichtete er im Jahre **1705** ein Heer von hundert tausend Tartaren, und marschirte gegen die Gebirge von Bechetau. Die Tscherkessen rüsteten sich zu ihrem Empfange, und da sie sich als die Schwächern fühlten, so sannen sie auf List. Die Tartaren lagerten am Fuße eines hohen Berges in einer langen Ebene; die

Zelte des Chans und der Befehlshaber waren an den Berg angelehnt. Die Tscherkessen zogen sich in das Innere der Berge, die steil den Baksan umgeben, zurück, und errichteten in den engsten Passagen dieser Engpässe Verschanzungen aus Steinen, die man gegenwärtig noch die Mauern der Krimm nennt. Die Tartaren begnügten sich nun, überall hin auf Plünderung auszugehen, und die Tscherkessen wollten sich in keine Hauptschlacht einlassen. Endlich stellten sie sich, als wären sie über diese fortwährenden Räubereien in Schrecken gesetzt, und sandten Abgeordnete an die Tartaren, um um Gnade zu bitten und ihre Unterwerfung anzutragen . . .

Man legte ihnen sehr harte Bedingungen auf, welche sie annahmen, indem sie versprachen, innerhalb zehn Tagen die verlangte Anzahl Knaben, und in einer Frist von zwanzig Tagen die geforderten Mädchen zu stellen, weil letztere schwerer zu finden und auszuwählen seyen... Aber am Morgen des zwanzigsten Tages, als die ganze Armee nach einer schwelgerischen Nacht sich der Ruhe überlassen hatte, und zum größten Theile betrunken war, schlichen sich die Tscherkessen an die jähen Abhänge der Berge, und rollten schwere Steine auf die unten stehenden Zelte, während die andern, wohl bewaffnet, sich in das Lager stürzten, und den überraschten Tartaren keine Zeit zur Fassung ließen. Der helle Mondschein begünstigte die Tscherkessen, die eine solche Anzahl niedermezelten, daß nur sehr wenige davon entkamen. Der Chan verlor einen Bruder und einen Sohn, sein Lager und sein Gepäcke.

Seit dieser Zeit fanden sich die Tscherkessen der Kabarda von der tartarischen Herrschaft gänzlich befreit; sie begaben sich auf's Neue unter den Schutz Rußlands, dem sie den Eid der Treue schwuren.

Was die Tscherkessen in den Gebirgen und an den Ufern des Meeres betrifft, so entzog sie ihre Lage den Einfällen der Tartaren, deren Einfluß auf diese isolirten Stämme nie beträchtlich war; sie suchten nur den Islamism zu verbreiten, dem die Vornehmsten der Nation huldigten, ohne jedoch dadurch ein wirkliches Uebergewicht über die Nation zu erhalten.

Ihr Ansehen wurde noch unsicherer, als die Russen, welche der Tractat von Kutschuk-Kanardji im Jahre 1774 zu Herren über die beiden Kabarda machte, im Jahr 1784 auch noch Kuban und die Krimm erhielten. Es blieb den Türken, die sich die Oberherrschaft über die Natukhadjen und die Chapsugen anmaßten, nur noch die Pforte von Sudschuk-Kale und Anapa. Ein Pascha, welcher zu Anapa residirte, erhielt den Auftrag, die Verbindungen der Türkei mit den Gebirgsbewohnern zu erhalten und zu vermehren, und diese gegen Rußland

aufzureizen, und mehr und mehr zu ermuthigen; Anapa war der Heerd der türkischen Machinationen. Es wurde der Haupt- oder eigentlich einzige Ausweg der Produkte Circassiens, der Markt, welcher die Harems Constantinopels mit jenen berühmten und gesuchten Schönheiten versah.

Die Russen machten alle möglichen Anstrengungen, um sich Anapas zu bemächtigen, sie fühlten wohl, daß dieß das einzige Mittel sey, sich zum Herrn vom Kaukasus zu machen, und alle Unruhen zu stillen. Anapa wurde zweimal, im Jahre **1791** und **1807**, genommen. Russische Besatzung lag in diesem Platze bis zum Jahre **1812**, dann wurde er den Türken wieder zurückgegeben. Die damals für Rußland so unglücklichen Umstände konnten Kutzukof allein veranlassen, der Pforte diesen Punkt zurückzugeben, den sie unaufhörlich wieder verlangte; die Harems waren am Aussterben. Man konnte Rußland keinen härteren Schlag versetzen, als diesen, es machte dadurch einen Rückschritt von zwanzig, ja von fünfzig Jahren in seinem Plane, die Ruhe im Kaukasus herzustellen.

Die Türken verstanden es, die Zeit zu benützen, indem sie ihren Einfluß auf die Tscherkessen wieder zu gewinnen, und sie gegen Rußland einzunehmen suchten, und um sie noch mehr von diesem Reiche zu trennen, brachten sie dieselben dahin, den Mahometism aufrichtig anzunehmen.

Sie erreichten ihre Zwecke vollkommen, und die Bergbewohner, die Natukhaidjen, Chapsugen, die Abadzekhen kehrten nur mit noch größerem Eifer zu ihrer alten Lebensart, der Räuberei zurück; ihre fortwährenden Kämpfe gegen die Tartaren hatten sie geübt, und es wurde täglich schwieriger, ihren Räubereien und Einfällen Einhalt zu thun.

Der Herzog von Richelieu, General-Gouverneur von Südrußland, wollte, überdrüssig dieses Zustandes der Dinge, ein neues Mittel versuchen, diese Tscherkessen an Rußland zu fesseln und sie demselben zu unterwerfen; er wollte sie civilisiren. Enthusiasmirt von diesem Projekt, hatte es der Herzog dem Kaiser Alexander im Jahre **1813** vorgelegt. Der Herzog von Richelieu hatte bei den tscherkessischen Bergbewohnern, ungeachtet ihrer ungeregelten Neigung zu Raub und Plünderung, edlere Gesinnungen erkannt, und er hatte hieraus geschlossen, daß ihre fortwährenden Einfälle nicht sowohl ihrem kriegerischen Geiste und der Leichtigkeit zuzuschreiben sey, sich in unzulängliche Berge zurückzuziehen, deren Passagen ihnen allein bekannt waren, als dem außerordentlichen Elende, das sie ertragen mußten, seit sie in ihr Gebiet eingeschlossen waren, und weil sie in Ermangelung eines Handels im

Innern, keinen Markt für ihre Produkte der Jagd und ihrer Wälder fanden.

Die Art der Civilisation, welche Herr Scassi, ein Genueser, der erste Urheber des Plans, vorschlug, war, diesen räuberischen Stämmen den Nutzen der Industrie und des Handels an der Stelle des Sclavenhandels einleuchtend zu machen; Bedürfnisse bei ihnen zu erwecken, die man nur durch Arbeit und im Frieden befriedigen kann, und ihnen von der Ueberlegenheit Rußlands eine hohe Idee einzuprägen. — Dieses Projekt war edel, großmüthig. War es ausführbar? Vielleicht.

Aber hat man auch der Regierung Wort gehalten? Hat man ihre Befehle befolgt? Hat man ihre Absichten erfüllt? Nichts weniger als dieses; statt dessen falsche Maaßregeln und Zeitverlust. Man lese aufmerksam den Bericht des Herrn Taitbout von Marigny, der im Jahre 1818 von Herrn Scassi nach Ghelindjik geschickt wurde, und ich werde nicht nöthig haben, die Ursachen all der Verwirrung zu erklären.

Die ersten Freundschafts- und Handelsverbindungen wurden mit Mehmet-Jendar-Oglu, dem Fürsten Natukhadje von Pchade, vermittelst einer ihm verwandten, sehr schönen Prinzessin eröffnet, welch letztere der General von Buchholz, ein Gönner des Herrn Scassi, geehlicht hatte. Unter der Protektion des Fürsten errichtete man zwei Etablissements, das eine zu Pchade selbst, das andere zu Ghelindjik. Eine kleine Flotille von fünfzehn Segeln wurde unter die Befehle des Herrn Scassi gestellt. Herr Taitbout de Marigny befehligte eines dieser Fahrzeuge. Zu Commissären von diesen beiden Etablissements ernannte Herr Scassi Herrn Tausch, eben so ausgezeichnet durch seine Fähigkeiten, als durch seine Klugheit, und einen Griechen, Namens Mudrof.

Mehmet-Jendar-Oglu, Conak der Russen, beschützte mit der größten Rechtlichkeit ihren Handel, er wünschte sehnlich, das Seinige dazu beizutragen, das Project der Civilisation in Erfüllung gehen zu sehen. Allein die nicht zu entschuldigende Nachläßigkeit des Herrn Scassi verhinderte alle guten Wirkungen dieser Unternehmung.

Im Verlauf von mehr als sieben Jahren, während welchen man im Verkehr mit den Tscherkessen stand, hatte man nicht die geringsten Fortschritte gemacht; man blieb stille stehen, und beträchtliche Summen, welche zur Belebung der Unternehmung bestimmt waren, verschwanden, man weiß nicht wohin. Man wird es strenge finden, daß ich, der ich mit Herrn Scassi durch die Bande der Gastfreundschaft verbunden bin, die Wahrheit so unverholen sage, aber sie wurde vor mir schon ausgesprochen, sie ist wichtig, und die Gerechtigkeit der Nationen geht dem Interesse der Privatpersonen vor.

Die Jahre verflossen, und man sah nicht das geringste Resultat von diesem Project. Die Tscherkessen vom Gebirge gingen, ihren alten Gewohnheiten getreu, über den Kuban, verbargen sich im Schilfe und beraubten und zerstörten die Dörfer des russischen Gebiets.

Man hatte Anapa im Jahre 1829 zu belagern angefangen, und der Fürst Mentchikof befehligte die Expedition; Herr Scassi bot alles Mögliche auf, dieser Feindseligkeit Einhalt zu thun, und behauptete, dieß sey widerrechtlich und unpolitisch gegen die Tscherkessen gehandelt, die eben im Begriffe seyen, sich Rußland zu unterwerfen. — Mentchikof bewies ihm, daß fünftausend Tscherkessen unter den Türken dienen, und schloß ihm damit den Mund, und damit fing ihre Feindschaft an.

Eine zweite Angelegenheit stellte Herrn Scassi in ein noch schlimmeres Licht; er forderte, man solle einen General vor Gericht stellen, der dreitausend Tscherkessen, welche die russischen Dörfer geplündert, geschlagen hatte, von denen siebenzehnhundert im Kuban ertranken. Herr Scassi hatte die Miene, ihre Vertheidigung zu übernehmen, und zu behaupten, daß diese Tscherkessen zu der Zahl der friedlichen und getreuen gehören. Die Sache erschien zu lächerlich.

Das Gouvernement öffnete die Augen; der Fürst Mentchikof namentlich trat gegen Herrn Scassi auf, der vor Gericht gestellt wurde, und das unverdiente Glück hatte, begnadigt zu werden....

Das Gouvernement gab seine, so schlecht ausgeführten Ideen auf, um zur Strenge und zu Repressalien zurückzukehren. Man wollte die Tscherkessen um jeden Preis unterwerfen, und ihren Räubereien mit Gewalt Einhalt thun, da man sie mit Güte nicht davon abbringen konnte.

Die Ideen des Herrn Scassi wieder aufzunehmen, war nicht ausführbar; man hatte die Tscherkessen durch falsche Maaßregeln gereizt, man hatte den Türken Zeit gelassen, wieder ihr Uebergewicht zu erlangen, der günstige Moment war vorüber, und der Schrecken, welchen die durch die Türken mitgebrachte Pest eingeflößt, und welche die Bevölkerung um zwei Drittheile vermindert hatte, war zum Theil vergessen.

Ein Volk wie die Tscherkessen, bei welchen die Räuberei nicht nur als eine Nothwendigkeit, sondern als eine Tugend angesehen wird, wundert sich, daß man ihm ein Verbrechen daraus macht, und daß man es deßhalb seiner Freiheit berauben will; es vertheidigt sich, und je tapferer es ist, um so größere Anstrengungen macht es, um den ungerechten Feind von sich abzuwehren, der ihm seine Freiheit nehmen will.

Ehe ich jedoch die Unternehmungen der Russen weiter verfolge, will

ich ein Bild vom gegenwärtigen Zuſtande Circaſſiens, von ſeinen Einwohnern und ihren Sitten entwerfen.

Rußland iſt im Beſitze des größten Theils der beiden Kabardas, und nicht mehr auf dieſen Theil von Circaſſien richten ſich ſeine Blicke. Dieſes, ſchon lange unterworfene Land hat ſeit kurzem einen merkwürdigen Schritt gemacht, und man muß über die neuen Colonien erſtaunen, die daſelbſt anwachſen..

Es ſind die eigentlichen Tſcherkeſſen, von denen ich, nach dem Wenigen, was ich geſehen und erfahren habe, und was Andere vor mir von ihnen geſchrieben haben, ein Bild zu entwerfen verſuchen will.

Die eigentlichen Tſcherkeſſen wurden allmählich in den Winkel zurückgedrängt, der von dem ſchwarzen Meer auf der einen Seite, und dem Kuban auf der andern eingeſchloſſen iſt. Im Ganzen zählt man fünfzehn Stämme, und zwar die der beiden Kabarda, die der Abaza, Abchaſien, Chegaki, Natukhaszsyu, Chapſugi, Ubuch, Sakhi, Abazekh, Egerokoi, Hattukoi, Temirgoi, Maſſudi, Muchosti und Bezlenie.

Die Völker des Kaukaſus ſind im Allgemeinen ein ſeltenes Beiſpiel der Beſtändigkeit in Erhaltung ihrer alten Sitten; wie man es tauſend Jahre vor Chriſtus, wie man es zur Zeit Strabos gehalten hat, ſo halten ſie es gegenwärtig noch. Je tiefer man in das Innere der Thäler eindringt, die fremdem Einfluſſe weniger ausgeſetzt ſind, um ſo häufiger ſtößt man auf alte Sitten und Gewohnheiten, und oft glaubt man ſich in die Zeiten Homers verſetzt, wenn man einzelne dieſer Stämme beſucht.

Man denkt ſich gewöhnlich die Tſcherkeſſen als einen Haufen Räuber, ohne Treu und Glauben; allein man irrt ſich. Der gegenwärtige Zuſtand Circaſſiens gibt uns ein Bild von Deutſchland und Frankreich unter ſeinen erſten Königen. Man findet hier gleichſam ein Muſterbild des ritterlichen Lehen-Adels des Mittelalters und der Helden-Ariſtokratie des alten Griechenlands. Der Kaſtengeiſt iſt eben ſo ſtrenge, als er es in früheren Zeiten in Frankreich und Deutſchland war. Die Fürſten, die alten Edelleute, die Freigelaſſenen, die Serfs und die Sclaven bilden ſcharf geſchiedene Stände. Der Titel Fürſt, Pſcheh im Tſcherkeſſiſchen, wird nur noch durch Geburt erlangt. Auch ſind die Fürſten ſehr ſtrenge bei ihren Verbindungen, um ihr Geſchlechtsregiſter ohne Flecken zu erhalten. Sie vermählen ſich auch nur unter ſich, und eine Mißheirath erſcheint ihnen ſehr unehrenhaft. Ihr Anſehen hängt von der Anzahl Vaſallen, Verwandten und Alliirten ab, die ſie unter Waffen ſtellen können. In Ermangelung von Söhnen übertragen zuweilen ihre Töchter die Herrſchaft an diejenigen, welche ſie heirathen.

Die zweite Classe ist die der Edelleute, die im Tscherkessischen Work heißen, und von denen einige sehr mächtig werden, indem sie sich mit zahlreichen Familien verbinden. Sie sind zugleich die Schildträger der Fürsten, und bedienen diese bei Tafel.

Die Classe der Freigelassenen besteht aus den Serfs, die für einige geleistete Dienste ihre Freiheit erhielten, oder welche, nachdem sie als Sclaven verkauft waren, mit einigen Glücksgütern in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, und sich hierauf Grundeigenthum erworben haben. Die Freiheit geht auf ihre Nachkommen über, und sie genießen dieselben Rechte, wie die Edelleute.

Die vierte Classe, die der Vasallen und Serfs, lebt, gleich den früheren Lehensleuten in Europa, von Vater auf Sohn in Abhängigkeit von einem Fürsten oder Edelmann, dem sie zur Zeit des Friedens das Feld bebaut und im Kriege vertheidigt. Jeder derselben besitzt einiges Land und Vieh, über welches der Lehensherr keine Rechte hat; eben so wenig hat er über den Vasallen selbst oder seine Familie ein Recht, der, wenn er unzufrieden ist, die Freiheit hat, sich irgend wo anders niederzulassen. Nur als Strafe und nach gefälltem Urtheil kann der Lehensherr diese Vasallen verkaufen, und in diesem Falle muß das Urtheil durch eine Versammlung gefällt worden seyn.

Diese vier Classen unterscheiden sich in der Kleidung und im häuslichen Leben nur wenig unter einander, und so wenig ist der Einfluß der Fürsten oder Edelleute auf ihre Vasallen fühlbar, daß die vollkommenste Gleichheit unter ihnen herrscht; der Einfluß derselben gründet sich nur auf Vertrauen, auf patriarchalische Ueberredung, und ihr ganzes Ansehen regelt sich nach alten Gebräuchen.

Die fünfte Classe ist die der Sclaven, Tschokohti oder Leibeigenen. Jeder Fremde, der sich in dieses Land wagt, und der nicht seinen Konak oder Gastfreund nennen kann, kann darauf rechnen, zum Sclaven gemacht zu werden; die Fürsten und die Edelleute vermehren täglich die Anzahl derselben bei ihren Ausflügen auf das russische Gebiet, denn sie sind ein Gegenstand des Reichthums für den Eigenthümer, der sie an die Türken verkauft, oder mit ihnen die Zahl seiner Vasallen vermehrt und sie verheirathet.

Alle Fürsten sind unter sich gleich, und ebenso auch die Edelleute. Bei dieser großen, gegen Rußland feindlich gesinnten Bevölkerung, die hunderttausend Mann unter die Waffen stellen kann, kann nicht ein einziges einflußreiches Haupt eine Verbindung, einen allgemeinen Angriffs- und Vertheidigungsplan bewerkstelligen; jeder Fürst, jeder Edelmann, ja selbst jeder Freigelassene ist sein eigener Herr und gehorcht Niemand,

als ſich ſelbſt. Tauſend verſchiedene Intereſſen theilen daher dieſes Volk in eine Menge Stämme und in unabhängige Familien, die eiferſüchtig auf einander und eiferſüchtig auf ihre Freiheit, durch das ſchreckliche Geſetz der Blutrache, das den Haß zwiſchen Stämmen und Familien Jahrhundertelang fortgepflanzt hat, für immer von einander getrennt werden.

Dieſer Geiſt der Unabhängigkeit und des Mißtrauens macht ſich denn auch in ihren Sitten und Gewohnheiten und in ihrer Geſetzgebung fühlbar.

Circaſſien hat weder Städte, noch Burgen, noch eigentliche Dörfer. Das Land ſcheint auf den erſten Anblick ſehr holzreich. Da jeder Tſcherkeſſe einſam und auf ſeinem Grundſtücke leben will, ſo wählt er ſich, entfernt von ſeinem Nachbar, mitten unter einigen ſchönen Bäumen, die man ſo häufig in dieſem Lande trifft, und in der Nähe eines Gehölzes, in welches ſich ſeine Familie im Falle eines Angriffs flüchten kann, die Stelle zu ſeinem Wohnhaus.

Das Haus iſt von Holz, oder von Flechtwerk und mit Lehm beworfen, das Dach von Brettern und mit Stroh bedeckt. In den Zimmern der Fürſten beſteht die einzige Verzierung in Waffen aller Art, die an den Wänden hängen, Panzer-Rock, Bögen, Pfeile ꝛc. Die Macht eines Fürſten gründet ſich auch auf die Anzahl ſeiner Häuſer, denn der Fürſt, ſeine Familie, ſeine Schildhalter und Vaſallen haben alle ihre beſondere Wohnungen, in welchen ſie Gaſtfreundſchaft üben. Eine ſchwache Umzäunung um das Gebiet iſt der einzige Schutz gegen einen Angriff.

Der Tſcherkeſſe macht den Boden, der ſeine Wohnung umgibt, urbar, um daſelbſt Weizen oder Hirſe zu pflanzen, wobei er dafür ſorgt, daß das Feld von Bäumen umgeben werde, hinter welchen er ſich bei einem Angriffe ſchützt, und welche ihm die in dieſem Clima nothwendige Feuchtigkeit gewähren. Auch in der Mitte ſeiner Felder läßt er hie und da einzelne Bäume ſtehen. Auch kann man vom Meere aus nichts Pittoreskeres ſehen, als dieſe holzreichen Abhänge und Thäler, in welchen das herrlichſte Grün in allen Schattirungen abwechſelt. Die Häuſer ſieht man auch ſelten anders, als hinter Laubwerk verſteckt.

Eine gewiſſe Anzahl ſolcher Wohnungen, die da und dort zerſtreut liegen, und demſelben Fürſten zugehören, oder die durch dieſelben Intereſſen verknüpft ſind, welche aus einigen örtlichen Urſachen entſpringen können, nehmen einen Namen, meiſtens nach dem Fluſſe an, der in der Nähe fließt.

Eine solche Wohnung heißt Unah, und was einem Dorfe ähnlich sieht, nennt man Unah, auch Aul.

Pflichten eines Serf.

Der Serf bearbeitet das Feld seines Fürsten, und muß nach alten Gebräuchen einige Gülten entrichten; ich weiß nicht, ob diese eben so beträchtlich sind, wie in den Kabardas, wo jeder Serf vierzehn Säcke Weizen auf jedes Paar Ochsen, das er benützt, abgeben muß. Die Hauptobliegenheit eines Serf ist, seinen Lehensherrn zu vertheidigen und ihn zu begleiten.

Der tscherkessische Edelmann.

Er wird zu einem Räuberhauptmann, zu einem Guerilla-Chef erzogen. Der Ruhm der Natukhadsen, Chapsugen und Abedzekhen besteht darin, von einer Expedition mit Beute und Gefangenen zurückzukehren; dieß ist ihr einziges Talent, das einzige Studium für Fürst oder Vasall. Sobald eine Expedition beschlossen wird, sey es gegen die Russen, oder mit denjenigen Tscherkessen, mit welchen sie in Feindschaft leben, wählt sich die Versammlung, die zu diesem Zwecke zusammentritt, einen Anführer, der es jedoch nur für die Zeit der beabsichtigten Expedition bleibt; diese Wahl ist durchaus frei, und fällt meistens auf den Unternehmendsten, sey er nun Fürst oder Edelmann.

In den Gewohnheiten eines tscherkessischen Fürsten oder Edelmanns deutet alles diesen Geschmack an Abenteuern und an Plünderung an, Sitten, Beschäftigung, Gesinnungen, Erziehung, hierin finden sie ihren höchsten Stolz, und die größte Schande ruht auf einer Mißheirath.

Heirath.

Wie in Lacedämon verheirathet, wagt der vornehme Tscherkesse es nicht, sich bei seiner Frau sehen zu lassen, er kann sie nur heimlich besuchen, und es wird als eine große Unhöflichkeit angesehen, von ihr zu sprechen, oder nach ihr zu fragen. Das Alter allein kann dieses Ceremoniel etwas mildern.

Erziehung.

Die Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Söhne schon im Kindesalter Vasallen zu übergeben, die sie mit sich nehmen, und sie in körperlichen Uebungen, namentlich im Reiten üben, und sie bei gefährlichen Expeditionen List zu gebrauchen lehren. Die Eltern bezahlen diesem Hofmeister, Atalik im Türkischen, weder für seine Mühe, noch für den

Unterhalt des Kindes etwas; wenn aber der Zögling zum Jüngling herangewachsen ist, so gibt er seinem Atalik, so lange er bei ihm bleibt, den besten Theil der Beute, die er bei seinen Raubzügen oder im Kriege macht. Dieser Hofmeister lehrt auch seinen Zögling die große Kunst der Beredtsamkeit, und schärft seine Beurtheilungskraft, damit er in den Versammlungen oder augenblicklichen Tagsatzungen, wo die Interessen des Landes verhandelt werden, Ehre einlegen kann.

Er ist es auch, der oft die Verheirathung seines Zöglings veranstaltet; sobald er die ihm passende Person gefunden hat, so raubt er sie mit Hülfe seiner Freunde, und bezahlt, nachdem er ihren Werth mit ihnen angeschlagen hat, den Kalim oder das Geschenk, das man den Eltern als Preis der Tochter übergibt, und das in Gewehren, Säbeln, Ochsen, Pferden ꝛc. besteht. Allein der Hofmeister ist mit seinem Kopfe dafür verantwortlich, daß sein Zögling keine Mißheirath eingehe.

Der Vater sieht seinen Sohn in der Regel erst wieder, wenn sich derselbe verheirathet hat; dieß ist dann der Zeitpunkt seiner Rückkehr in das väterliche Haus. Diese Rückkehr wird durch ein großes Fest gefeiert, zu welchem alle Verwandte eingeladen werden, und nach demselben kehrt der Atalik reichlich beschenkt zurück, und wird in der Familie seines Zöglings als ein Verwandter betrachtet, und wenn er Serf ist, so wird er in den Rang der Edelleute erhoben. Demselben bewahrt sein Zögling die größte Anhänglichkeit, während zwischen Vater und Sohn, die sich so spät erst haben kennen lernen, meistens eine große Kälte herrscht.

Die Töchter der Fürsten der Kabarda werden auch wie die Söhne erzogen, und dergleichen Hofmeistern übergeben, die sie die Arbeiten ihres Geschlechts lehren und sie verheirathen, wobei sie sich bestreben, ihnen einen Gatten von gleichem Range auszuwählen, denn sie sind auch hiefür mit ihrem Kopfe verantwortlich. Ich weiß nicht, ob dieser Gebrauch auch bei den am Meere befindlichen Stämmen stattfindet.

Der Tscherkesse an der Küste ist ziemlich groß, gut gewachsen, und hat eine hübsche Taille, die er durch einen Gürtel noch zu verschönern sucht. Sein Gang ist leicht und gefällig, er hat einen ovalen Kopf, rasirt sich, wie die Muhammedaner, die Haare, trägt einen Schnurrbart und läßt seinen schwarzen, aber dünnen Bart stehen. Seine Augen sind gleichfalls schwarz und feurig, seine Nase ist, ohne lang zu seyn, dünn und wohlgeformt.

Er ist ein guter Reiter und ein guter Fußgänger; seine Tracht besteht aus einem Paar engen Beinkleidern, einem Oberkleide, wie es

die ältern Deutschen trugen, und dem litthauischen Sermedse. Auf dem Ueberkleide trägt er ein Hemd von gemalter Leinwand, Seide oder Baumwollenzeug, das er nicht ablegt, als bis es in Lumpen zerfällt.

Der Tscherkesse verwendet sein Vermögen fast nur auf Waffen und Pferde. Derjenige, der sich kaum die nöthige Kleidung und eine Hütte zum Obdach verschaffen kann, besitzt gewiß ein Gewehr von mehreren hundert Rubeln an Werth, Säbel, Lindsals und Dolche. Er nimmt seine Waffen mit, sobald er seine Wohnung verläßt. Sein Säbel oder Tschaschka hängt nach türkischer Art an seiner Seite, der Dolch befindet sich in der Scheide, die gewöhnlich mit Silber beschlagen ist. An einem Bandelier trägt er sein Gewehr in einem Futteral von schwarzem Filz, das an zwei, an dem Bandelier befindliche kupferne Ringe gehängt wird. Den Dolch steckt er in den Gürtel, an welchem ein Feuerstahl, ein kleiner Beutel, in welchem sich sein Zunder und ein Feuerstein befindet, ein Messer in einem Etui, ein Tabaksbeutel und endlich eine hübsch gearbeitete Büchse aufbewahrt werden, in welch letzterer er Fett verwahrt, in das er seine Kugeln legt, damit sie besser in den Lauf gleiten. In der Hand trägt er eine leichte Gabel, auf welche er beim Schießen sein Gewehr auflegt.

Kleidung und Portrait der Frauen.

Die tscherkessischen Frauen wetteifern an Schönheit mit den Georgierinnen, ohne daß man für die einen oder die andern sich entscheiden kann. Ihre Züge sind groß und regelmäßig, ihre Augen, meistens schwarz, sind feurig und gut gespalten, und sie betrachten sie auch als eine ihrer mächtigsten Waffen. Sie haben einen olivenfarbigen Teint.

Die jungen Mädchen tragen schon sehr frühzeitig, schon vom zehnten oder zwölften Jahre an, ein Corsett oder breiten ledernen Gürtel, der anliegend zusammengenäht wird; Vornehmere befestigen denselben mit silbernen Spangen. Dieses Corsett schnürt ihnen die Taille so sehr zusammen, daß man nirgends Frauenzimmer sehen kann, die sie schmäler haben; aber auch der obere Theil der Brust wird so zusammengepreßt, daß sie sich nicht gehörig entwickeln kann. Die jungen, unverheiratheten Tscherkessinnen haben daher alle eine platte Brust. Erst am Tage der Verheirathung hat der Gatte das Recht, dieses Corsett mit der Spitze seines Dolches aufzuschneiden. Um diese schmale Taille noch mehr zu erhalten, die bei den Tscherkessinnen als eine große Schönheit angesehen wird, werden die jungen Mädchen sehr schlecht genährt, und erhalten fast nichts als Milch, Kuchen und Hirsenteig.

Sie laſſen, wie die Tartaren, ihre Haare in Flechten herabhängen; ihre Kleidung beſteht aus einem Hemd, das ſie mit einer Schnur befeſtigen, und in weiten Pantalons, welche der Rock über denſelben nicht verhüllt, und die um die Hüften befeſtigt werden.

Die jungen Mädchen tragen die Tracht der Frauen erſt nach ihrer erſten Niederkunft; ſie bedecken ſich dann den Kopf mit einem weißen Tuch, das glatt um die Stirne gewunden und unter dem Kinn befeſtigt wird.

Die jungen Mädchen lernen bei ihren Ataliks ſticken, Borten wirken, Kleider zuſchneiden, Körbe flechten, Strohmatten und andere angenehme Arbeiten ihres Geſchlechts verfertigen. Sie werden nicht wie im Orient eingeſperrt, ſie theilen im Gegentheile die verſchiedenen Beluſtigungen der Knaben, auch ſind ſie weder ſchüchtern, noch furchtſam. Fremde, die bei den Ihrigen ankommen, werden von ihnen bedient.

Ihre Tänze unterſcheiden ſich wenig von denen aller andern Völker des Kaukaſus; die Tänzer lernen alle Arten Schritte und Entrechats zu machen, wie die Koſaken, die vielleicht ihren Lieblingstanz von den Tſcherkeſſen entlehnt haben. Ihre Muſik beſteht aus einer Geige mit drei Saiten, einem Flageolet und einer baskiſchen Trommel, wodurch gerade keine der angenehmſten Harmonien hervorgebracht wird.

Die Tſcherkeſſen haben auch Troubadours oder Minne-Sänger, die von allen Parteien, ſelbſt von den Dieben reſpektirt werden. Ihr Inſtrument beſteht aus einer Guitarre mit zwei oder drei Saiten, und ſie dürfen ſich nur zeigen, um überall frei zu paſſiren. Ihre Lieder ſind nicht gereimt, und ſie handeln gewöhnlich von gewiſſen Zeitpunkten ihrer Geſchichte, oder alten Ueberlieferungen.

Der Tſcherkeſſe, welcher Claſſe er auch angehören möge, iſt träge, und gibt ſich nicht leicht einer etwas mühſeligen Arbeit hin; er zieht es vor, auf den Zufall hin einen Raubzug zu unternehmen, ſtatt eine Beſchäftigung zu wählen, die ihm Brod gibt; dieß iſt namentlich bei den Chapſugen, den Natukhadjen und bei allen Bergbewohnern der Fall, welche durch den Boden nicht begünſtigt ſind. Hier überläßt der Bauer ſeiner Frau alle Mühe der Haushaltung; die Frauen müſſen das Feld mit der Hoke umgraben, denn ſie haben keinen Pflug.

Man erſieht hieraus, daß die Frau, wie bei allen Völkern, die in Raub und Plünderung ihren Ruhm ſuchen, dem Manne ſehr untergeordnet, und mehr ſeine Magd als ſeine Gefährtin iſt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß man ſeine Frau kauft, indem man ein bedeutendes Geſchenk gibt, das bis auf mehrere tauſend Franken

ansteigt; von diesem Gebrauche ist es zum Verkauf seiner Tochter oder Nichte an einen Fremden nur ein Schritt.

Zu allen Zeiten betrachtete man Circassien und Awchasa als einen Sclavenmarkt, dieser Handel dauert schon Jahrtausende lang, und man kann sagen, daß bereits Millionen Einwohner verkauft und in andere Gegenden gebracht wurden.

Niemals verkauft jedoch ein Fürst oder Edelmann seine Tochter oder seinen Sohn, sie müßten denn deren Zorn in hohem Grade erregt haben. Indessen hat ein Vater dieses Recht über seine Kinder, aber nur die Armen machen oft, vom Elende gedrängt, Gebrauch von demselben. Ein junges Mädchen betrachtet dieses barbarische Verfahren eines Vaters nicht immer als ein solches; wenn sie schön ist, so hofft sie eine Stelle in einem türkischen Harem zu finden, und diese romanhafte Idee beruhigt sie; diese oder jene, welche früher verkauft wurde, hat ihre Freiheit wieder erhalten, und ist mit einem ziemlichen Vermögen in ihre Heimath zurückgekehrt; dieß und die Erzählungen von der Pracht eines Harems tröstet sie.

Ein Bruder hat, nach dem Tode der Eltern, auch das Recht, seine Schwester zu verkaufen, und ein Mann seine Frau, wenn sie als untreu erfunden wird.

Allein ein Tscherkesse verkauft keinen andern Tscherkessen; er fürchtet das Gesetz der Blutrache, das hier eben so gut stattfinden würde, wie bei einem Morde, und wie ich schon gesagt habe, kann auch ein Fürst seinen Serf nicht verkaufen, außer derselbe hätte sich der Felonie schuldig gemacht, und eine Volksversammlung hätte sein Urtheil gesprochen.

Ein Tscherkesse hat dieses Recht nur über seinen Sclaven und seinen Gefangenen, aber er verkauft sie nicht immer. Man liebt die Russen, weil man bemerkt hat, daß sie industriös und arbeitsam sind; auch ist der Tscherkesse, der diese Eigenschaften gar wohl zu würdigen weiß, durchaus nicht grausam gegen sie, wenn er ihren guten Willen bemerkt; im Gegentheil, er behandelt seinen Sclaven schon in seinem eigenen Interesse mit Sanftmuth, und beraubt sich seiner Kleider, um ihm welche zu geben, und um ihn zum Bleiben zu veranlassen; hauptsächlich aber sucht er ihn zu verheirathen, weil er denkt, daß Frau und Kinder ihn eher an den Ort fesseln, wobei er noch einen weitern Zweck hat, denn die Kinder, die aus solcher Ehe entspringen, sind auch Sclaven, und dieß ist für ihn ein Reichthum, über den er verfügen kann, was er auch ohne Bedenklichkeit thut. Die Kinder dieser Gefangenen werden, wenn sie schön und gut gewachsen sind, von den Käufern mit-

genommen und erzogen, um sie später an die Türken zu verkaufen, und sie sind der Hauptartikel dieses Sclavenhandels. Darüber wachen die Tscherkessen sehr strenge, daß ihre Sclaven und Gefangene nie mit Waffen versehen sind.

Gesetzgebung.

Ihre Gesetze gründen sich auf drei Hauptprincipien: die Ausübung der Gastfreundschaft, Achtung vor dem Alter und Blutrache.

Der Gastfreund ist unverletzlich; der Wirth vertheidigt seinen Gast mit Gefahr seines eigenen Lebens, er läßt ihn nicht von sich, ohne ihm eine berittene Escorte mitzugeben, oder ohne ihn durch seine Verbündeten schützen zu lassen, und der Mord einer Person, die man als Gastfreund aufgenommen hat, wird mit eben der Wuth gerächt, wie der nächste Verwandten-Mord. Der Fremde, der sich unter den Schutz einer Frau begibt, oder der ihre Brust mit seinen Lippen berühren kann, wird im Augenblicke wie ein Bruder beschützt, und wäre er auch der Feind der Familie und selbst der Mörder eines Verwandten.

Die Achtung vor dem Alter, oder überhaupt vor jeder ältern Person, ist so groß, daß wenn diese eintritt, die jüngere sich erhebt, und würde jene auch einer unteren Classe angehören. Dieß findet bei den Männern wie bei den Frauen statt, und man kann sich nicht niedersetzen, als bis die Person, vor der man aufgestanden, dieß durch das Wort tizé, setze dich, befohlen hat. Die Tscherkessen verfehlen sich nie hiegegen, und selbst in der Familie beobachten sie strenge diesen unbequemen Gebrauch.

Blutrache.

Nirgends wird das Gesetz der Blutrache oder der Gebrauch der Wiedervergeltung mit mehr Strenge und Wuth ausgeübt, als bei den Tscherkessen und bei allen Völkern des Kaukasus. Jedes vergossene Blut muß gerächt werden; der nächste Verwandte erbt schon bei der Geburt die Verbindlichkeit, den Urheber eines Frevels gegen seinen Verwandten früher oder später zu tödten, und der Wirth muß seinen Gast rächen, sey es mit offener Gewalt oder durch List, sonst wird er als ein Feiger ausgestoßen. Dieser Haß, der sich von Generation zu Generation forterbt, wird oft von einem ganzen Stamm, von einer ganzen Kaste getheilt, und wenn während der Zeit dieses Rachestreites der Schuldige stirbt, so ist der Rache damit nicht Genüge gethan, sondern sie fällt auf den nächsten Verwandten des Verstorbenen, und so fort, bis sie gesättigt ist, oder bis das vergossene Blut für eine durch

Schiedsrichter festgesetzte Summe abgebüßt, oder bis man durch eine Heirath mit einander übereingekommen ist.

Diesen abscheulichen Grundsätzen muß man den fortwährenden Zustand des Kriegs und des Mißtrauens, die stets unter den tscherkessischen Stämmen und Familien herrschen, zuschreiben. Niemand verläßt seine Wohnung anders, als bewaffnet. Die Fürsten und die Edelleute sind bei diesen Fällen der Blutrache die schrecklichsten, denn sie nehmen nie das Thlilu uassa, oder Lösegeld an, sondern hier heißt es immer Blut für Blut.

Dieser unchristliche Grundsatz der Rache scheint auf den ersten Augenblick mit der Liebe zur Gastfreundschaft und mit der Achtung vor dem Alter nicht vereinbar, allein er entspringt gerade hieraus, denn die Achtung vor einem Gaste, einem Verwandten, einem Freunde nöthigt den Tscherkessen, Beleidigungen derselben zu rächen und sie mit Blut abzuwaschen.

Dieß sind die Hauptgrundsätze des tscherkessischen Reichs; sie haben keine geschriebene Gesetzsammlung, jeder geeignete Fall wird durch eine Volksversammlung entschieden, die in einem Gehölze abgehalten wird, und wobei die Aeltesten den meisten Einfluß haben. Die Fürsten, die Edelleute und die Serfs haben nur eine berathende Stimme hiebei. Keine Behörde, keine Polizei regelt hier den Gang der Justiz, oder hat die Obliegenheit, den Schuldigen zu verfolgen und die Gesetze zu vollziehen. Streitige Gegenstände, Zwiste zwischen Familien und Stämmen, Diebstahl, Mord ꝛc. werden in diesen Versammlungen abgeurtheilt. Man wählt eine, der Sache angemessene Anzahl Richter, ungefähr fünfzehn bei einem Morde, und diese Richter berathschlagen sich nun über den in Frage stehenden Gegenstand. Man sieht hieraus, daß der Tscherkesse, trotz der Feudal-Grundsätze, welche dieses Volk in sehr verschiedene Kasten trennt, ganz republikanisch verfährt. Selbst der Fürst ist immer genöthigt, sich bei jeder Angelegenheit, die nicht das Innere seiner Familie oder Oeconomie betrifft, der Entscheidung einer solchen Versammlung zu unterwerfen.

Der Gebrauch verlangt, daß der entdeckte Diebstahl mit einem Ersatz bestraft werde, der das Entwendete mehrfach übersteigt; der nicht entdeckte wird, wie einst zu Lacedämon, für eine ruhmvolle Handlung angesehen, und der größte Vorwurf, den ein junges Mädchen einem Jünglinge machen kann, ist die Aeußerung, er sey noch nicht einmal im Stande gewesen, eine Kuh zu stehlen. Das Eigenthum wird jedoch durch die Bande der Gastfreundschaft, Verwandschaft und Freundschaft respectirt.

Der Vatermord wird als infamirend angesehen, die Bestrafung ehelicher Untreue hängt vom Manne ab, der eine blutige Rache nehmen kann; er kann seine Frau verstümmeln, ihr die Ohren abschneiden, ihr die Haare abrasiren, ihr die Aermel ihres Kleides abschneiden, und sie so ihren Eltern zurücksenden, oder auch sich mit dem Verführer um eine Summe Geldes verständigen. Sehr selten schreitet jedoch der Ehemann zum Aeußersten, die Frau zu tödten oder zu verstümmeln, denn so gerecht auch sein Zorn seyn mag, so findet doch auch hier, im Falle des Todes oder der Verstümmelung, das Gesetz der Blutrache statt, welches die Verwandten der Schuldigen zu vollziehen haben.

Religion.

Es möchte sehr schwer seyn, zu sagen, worin eigentlich die Religion der Tscherkessen besteht, denn sie ist eine Mischung von Christenthum, Muhammetismus und Heidenthum. Je nachdem früher eine Macht Einfluß auf sie gehabt hat, hat sie auch gesucht, ihre Religion unter ihnen einzuführen, dieß findet auf den heutigen Tag noch statt, und was ist die Folge davon? . . . Gänzliche Gleichgültigkeit für Christenthum und Moslemismus, und Rückkehr zum alten Aberglauben.

Die tscherkessischen Fürsten und Großen allein sind Muselmänner, und beobachten deren Ritus, allein sie thun dieß mit Gleichgültigkeit, und spotten zuweilen über alle diese Ceremonien. Die Leute des Volks sind in der That Heiden. Die Tscherkessen an der Küste feiern in Folge einer Ueberlieferung noch das Fest der Ostern, ohne jedoch deren Bedeutung zu kennen; sie haben mit einem Kreuze bezeichnete Bäume, die sie verehren, und an die sie nie die Art legen; diese Bäume stehen in geheiligten Gehölzen, die Jedermann respektirt, und man feiert an bestimmten Tagen Feste vor diesen Bäumen. Allein zu allen Zeiten hatten die Völker des Kaukasus den Druidenglauben, das heißt, sie hatten große Achtung vor alten Bäumen, die sie von unsichtbaren Göttern bewohnt glaubten. Mehr oder weniger hat sich nun diese Verehrung der Bäume mit der christlichen Religion vermischt. Jede Kirche oder Kapelle ist auch mit Bäumen umgeben. Im Uebrigen glauben sie auch noch an wahre Untergottheiten, wie z. B. an eine, welcher die Winde und die Wasser unterworfen sind u. dergl.

Leichenbegräbnisse.

Die Leichenbegängnisse der Tscherkessen sind, je nach der Oertlichkeit und nach dem Stande des Verstorbenen, verschieden, wie dieß überall der Fall ist.

Bei den Natukhadjen wird der Leichnam unter Gesang in ein weißes Tuch eingenäht, und in einen Sarg gelegt, wie ich ihn früher beschrieb. Der Mullah, wenn einer da ist, wohnt den Ceremonien bei. Ein Jahr lang läßt man das Bett und die Waffen des Verstorbenen unberührt an derselben Stelle, wo sie zu seinen Lebzeiten waren. Zu gewissen Zeiten geben die Verwandten und die Freunde durch Schluchzen und Schläge auf die Brust ihren Schmerz zu erkennen, und die Wittwe zerreißt sich Gesicht und Arme.

Ein Tag unter andern wird zum Hauptfeste bestimmt, das bei einem Leichenbegängnisse begangen werden muß; die Reichen, die alles im Ueberflusse haben, geben es gleich nach der Beerdigung, allein die Aermeren verschieben es oft Monate lang, bis sie die nöthigen Vorräthe dazu beisammen haben. Es wird eine sehr große Mahlzeit gehalten, an welcher oft bis zu vierhundert Personen Theil nehmen, und welche in einem geheiligten Gehölze stattfindet. Bei diesem Feste finden auch Spiele und Preisvertheilungen zu Ehren des Verstorbenen statt. Ein gewandter Reiter, der mehre Zeuge um sich hängen hat, wird von andern Reitern verfolgt, die ihn einzuholen suchen, und solche Zeuge als Preis ihrer Geschwindigkeit ihm entreißen. Wettlaufen zu Fuß und ähnliche Uebungen beschließen das Fest.

Im Kriege Getödtete werden ausgelöst; man schickt Herolde ab, welche wegen des Lösegeldes verhandeln, und die in Ochsen, Pferden und andern Gegenständen besteht, wie dieß Homer bei der Auslösung von Hectors Leiche beschreibt.

Industrie. — Handel.

Die Industrie und der Handel sind bei den Tscherkessen so gut wie gar nichts. Der Verkehr, den sie bis jetzt mit den Türken gehabt haben, war weiter nichts als ein ärmlicher Tauschhandel. Die Hauptsache war immer der Sclavenhandel, dessen ich schon erwähnt habe. Die ganze Industrie des Tscherkessen bestand bis jetzt darin, Gefangene zu machen, die er als eine gangbare Münze ansah, sey es nun durch Streifereien in das russische Gebiet, oder in das von feindlichen Stämmen, oder durch Seeräuberei. Dieses letztere Mittel ist immer noch dasselbe wie zu Zeiten Strabos, obgleich indessen neunzehn Jahrhunderte

verflossen sind. Das Kriegsschiff, welches mich an Bord nahm, und das der Kapitän Wulff befehligte, erhielt zweimal den Befehl, Jagd auf die tscherkessischen Seeräuber zu machen, und ich hatte Gelegenheit, sie und ihre Galeeren nach Muße zu beobachten. Der einzige Unterschied, den ich bemerkt habe, besteht darin, daß diese Galeeren jetzt größer und zahlreicher bemannt sind, denn man zählt bis auf 60 und 70 Mann auf denselben. Sie werden nur gerudert, und gleiten längs der Küsten hin, um nicht bemerkt zu werden. Der Hafen von Mamai, schon im Alterthum durch seine Seeräuberei berühmt, ist noch der Centralpunkt der tscherkessischen Corsaren.

Die Frauen in jeder Familie haben die meisten Gegenstände für den Hausgebrauch selbst zu verfertigen; sie bereiten Tuch, Filzmäntel, sie verfertigen Schuhe, Kleider, selbst Sattelpolster, Bandeliers und Säbel- und Gewehrscheiden. Im Uebrigen sind die Bedürfnisse der Tscherkessen nicht groß.

Einfuhr.

Ihr größtes Bedürfniß ist Salz, das sie nur von Kerkche beziehen können, denn es findet sich keine Spur davon in ihrem Lande. Seit der Kriegserklärung von Seiten Rußlands litten sie gänzlichen Mangel an diesem Gegenstande, und fingen, wie man sagt, an, sich denselben abzugewöhnen, jedoch nicht ohne über diese Entbehrung sehr aufgebracht zu seyn. Die Türken liefern ihnen grobe Leinwand, seidene und baumwollene Stoffe, Pulver, Blei, Gewehre, Säbel, Pistolen, Saffian; denn die Tscherkessen verfertigen nichts von diesen Gegenständen.

Die einzige Industrie, die sie auf einen ziemlich hohen Grad gebracht haben, ist die Goldarbeiterkunst. Sie haben sehr geschickte Arbeiter unter sich, namentlich machen sie sehr schöne eingelegte Arbeiten nach Zeichnungen auf schwarzem Grunde, auch verfertigen sie sehr hübsche Büchsen, Gürtelknöpfe, Spangen, Fingerringe, Becher, Schalen u. dgl., und verstehen es, die Gewehrläufe zu damasciren.

Die Kunst der Rothgerberei geht bei ihnen nicht weiter, als ein rohes Fell zwischen zwei Hölzern hin und her zu ziehen; sie reiben es mit Fett ein, um es weich zu machen, und dieses Leder dient dann zu jedem Gebrauche, zu Säbelgehängen, Schuhen ꝛc. und ist sehr stark und dauerhaft.

Ausfuhr.

Die Ausfuhr der Küste Circassiens besteht in Honig, Wachs, Ochsenhäuten, Ziegen, Pelzwerk, in Cerealien, als Korn, Gerste,

Mais, welche die Türken nach Anatolien transportiren. Man findet auf mehreren Punkten der Küste sehr schönes Bauholz, Eichen, Buchen, Fichten. Der Buchsbaum findet sich häufig in der Gegend von Gagra.

Die Tscherkessen haben sehr viel Vieh, Pferde, Ochsen, Kühe, Schaafe und namentlich Ziegen. Einige Eigenthümer haben mehr als tausend Schaafe und über fünfhundert Ziegen, aber alle sind von kleiner Race.

Birn- und wilde Apfelbäume findet man bei ihnen in großer Anzahl, auch haben sie lange Pflaumen, aber keine Kirschen. Der Weinstock wächst bei ihnen überall wild, die Trauben, die er erzeugt, sind klein, und sie machen bei den Natukhadjen keinen Wein davon; erst gegen Abkhasien, bei den Ubukhen, Sakhas ꝛc. sieht man diesen Zweig der Oeconomie anbauen, und der Wein bei diesen Stämmen ist gut.

Nahrung.

Die gewöhnliche Nahrung der Tscherkessen besteht in einem dicken Hirsenbrei (**panicum miliare**), eine Art Polenta, nebst einem dünn gebackenen Teig in Form eines Kuchens. Als Getränke fügen sie hinzu, Buza (Bier aus Hirse), Meth, saure Milch; bei festlichen Gelegenheiten aber kommt noch gekochtes oder gebratenes Fleisch hinzu.

Bei den Fürsten speist man feiner; man findet daselbst Plav, Ragouts, Gerichte von Honig und Butter ꝛc. Allein bei den einen wie bei den andern gibt es keine bestimmten Speisestunden; jeder ißt, wenn er Hunger hat, der Vater auf der einen Seite, die Mutter auf der andern, und die Kinder jedes in einem Winkel; nur wenn man Fremde hat, finden mehr Ceremonien statt; allein die Tscherkessen betrachten es bei prächtiger Bedienung für eine Unart, vor ihnen zu essen.

Auf der Reise herrscht die außerordentlichste Mäßigkeit unter diesem Volke; ein wenig Mehl von gesäuerter Hirse und mit Honig geknetet, welches in einer Büchse an den Sattel gehängt wird, dient ihnen auf mehrere Tage.

Der Tscherkesse ist eben so wenig schwierig in Beziehung auf sein Lager, als auf seine Nahrung. Der gemeine Mann legt sich auf die Erde auf sein Burka, das ihm als Bett dient; im Winter legt er sich ans Feuer; die nächsten Plätze an der Mitte des Feuers sind die ausgezeichnetsten und werden für das Haupt der Familie und für Fremde aufbewahrt; die übrigen schützen sich vor der Kälte so gut sie können.

Doch wir wollen zur Geschichte der Verhältnisse Circassiens mit Rußland zurückkehren.

Rußland hatte durch den Vertrag von Adrianopel vom 2. September 1829 alle Rechte der Souveränität über die Tscherkessen und vom ganzen Littorale des schwarzen Meeres, von Anapa bis zum Fort St. Nicolas erlangt, wie sie die Türkei besessen haben konnte. Damals beschloß es, dem Zustande der Unruhen, der Guerillas und der Räubereien, der schon so viele Jahre gedauert hatte, mit Gewalt ein ernstliches Ende zu machen.

Man hatte versucht, mit den Tscherkessen Verträge abzuschließen; allein bei einer Nation, die in so viele feindliche und von einander unabhängige Theile getheilt ist, und die so viele hartnäckige Köpfe zählt, wird Anhänglichkeit an den einen als Krieg gegen den andern erklärt.

Man wollte die vornehmsten Chefs durch Grade in der russischen Armee, durch Pensionen gewinnen; aber die Tscherkessen erblickten in diesen Schritten nur Beweise der Schwäche der Russen, und nicht die Mittel, welche eine mächtige und weise Nation anwendet, um das Blutvergießen zu vermeiden.

Als die tscherkessischen Freibeuter die russischen Dörfer beraubten, und Gefangene mit sich nahmen, um sie zu Sclaven zu machen, gebrauchte man Repressalien, aber es ereignete sich, daß diese Repressalien meistens Unschuldige trafen, und in diesem Lande der Rache machte man sich dadurch nur erbitterte Feinde, und unterhielt dadurch einen unersättlichen Haß.

Die Stellung Rußlands ward außerordentlich schwierig; man mußte diesen Zustand der Dinge bestehen lassen; die Russen mußten die Heloten der Tscherkessen werden, oder sie gänzlich unterwerfen, da bei dem Stande ihrer Civilisation ihnen jede Eigenschaft fehlte, welche man von einer civilisirten Nation verlangt, um mit ihr Verträge abschließen zu können.

Der Kaiser Nikolaus konnte, gewohnt, die kräftigsten und solche Maaßregeln zu ergreifen, die das Uebel mit der Wurzel ausrotten, keinen Augenblick schwanken. Seit dem Frieden von Adrianopel hat er Circassien den Krieg erklärt, das dagegen protestirte, wenn er alle die Rechte ausüben wollte, die er durch die Tractate von Adrianopel erlangt hat. Vor zehn Jahren wurde ein Plan angenommen, und die Ausführung desselben mit Beharrlichkeit verfolgt, dennoch ist man noch weit von dem Ziele entfernt, das man sich gesteckt hat.

Der Feldmarschall Fürst Paszkewitz war der Erste, der die Hand an diese große Unternehmung legte, man vermuthete damals, feindliche Demonstrationen würden die Tscherkessen einschüchtern, und ihre schnelle Unterwerfnng zur Folge haben, man fand aber gerade das Gegentheil;

ihr kriegerischer Eifer vermehrte sich mit der Erbitterung der Russen, die selbst zur Zeit des Marschalls zurückgeschlagen wurden. Als dieser den Kaukasus verließ, bemerkte man kaum einen kleinen Fortschritt in diesem riesenhaften Projecte.

Der General Emanuel, der ihm nachfolgte, war nicht glücklicher, indessen behielt er nur zu kurze Zeit das Commando, um glänzende Resultate zu erlangen; er machte nur die Eroberung des Elbrus, halb das Resultat einer wissenschaftlichen, halb einer Recognoscirungs-Unternehmung, die aber für die Kenntniß des Landes schöne Erfolge gewährte.

Nach dem General Emanuel wurde der Baron Rosen, Commandant eines detachirten Corps des Kaukasus, an die westliche Gebirgskette zu einem eben so schwierigen Kriege berufen, als dem mit den Tscherkessen, der jedoch glänzendere Resultate hatte; seine Aufgabe war, den unversöhnlichen Kazi-Mullah in seine Höhlen des Thales Gamri zurückzutreiben.

Im Jahre 1834 wurde der General Wiliaminof unter den Befehlen des Barons Rosen an die Spitze des Corps gestellt, das die Tscherkessen angreifen sollte.

Von da an wurde ein besonderer Plan beschlossen. Dieser Plan, dessen Vollzug man zum Theil in den vorangegangenen Jahren begonnen hatte, besteht darin, auf dem Gebiete der Tscherkessen nach und nach Fuß zu fassen, sie durch militärische Linien, welche ihr Land durchschneiden, zu isoliren, und ihnen alle Hilfsquellen von der Seite der Türkei und anderer Mächte, die sich für ihr Schicksal interessiren möchten, abzuschneiden.

Die erste Expedition hatte im September 1834 statt, und wurde durch den General Wiliaminof selbst befehligt; sie hatte zum besonderen Zweck, das Land zwischen dem Kuban und Ghelindjik kennen zu lernen, und zu sehen, welches der sicherste, bequemste und leichteste Weg sey, um eine Verbindung zwischen dieser Festung und der Linie des Kaukasus zu eröffnen.

Ghelindjik hatte keine Verbindung als zur See; die Verproviantirung war höchst schwierig und hing von den Jahreszeiten ab, man war oft unendlich lange Zeit ganz ohne alle Verbindung mit dieser kleinen Festung, die wie eine verlorene Insel im Ocean zu betrachten war.

Zwei Passagen zeigten sich nun, von Oghinskaia über den Kuban nach Ghelindjik zu gelangen; die eine zog sich durch das Defilé von Aderbey, den Fluß Atakum aufwärts, nach einer Länge von fünfzehn Werften, durch das Dorf gleichen Namens, und endlich an den Mezippe;

die andere führte über Dobe; dieſe ſchien die geeignetſte; auf eine Entfernung von achtzig Werſten hatte man nichts nöthig, als eine Brücke über ein ſtehendes Waſſer zu erbauen.

Die erſte Paſſage bot unüberwindliche Schwierigkeiten dar; dreihundert Karren mit Proviant hätten der Armee folgen müſſen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn man in dem langen Defilé von Aderbey angegriffen worden wäre, dieß die Truppen in die mißlichſte Lage gebracht, und die Tſcherkeſſen hinlänglich Zeit gefunden hätten, indem ſie die Anhöhen beſetzt hätten, die Ruſſen zu vernichten.

Man zog es vor, die Chadotopche aufwärts zu gehen, ein Bach, deſſen Thal auch ſo eng iſt, daß man genöthigt war, die Karren in einer Reihe hintereinander gehen zu laſſen. Man brachte zehn Tage im Lager zu, bis die Wege einigermaßen gangbar gemacht worden waren, dann ſetzte man ſich, nicht ohne große Vorſichtsmaßregeln, in Marſch; zehn Stunden lang befand man ſich auf dem Marſche, ehe man die Anhöhe erreichte, welche das Thal von Chadotopche von dem von Abſesbohr ſcheidet, und nun brauchte man nur noch eine Stunde, um Ghelindſik zu erreichen, wo dieſes tapfere Corps mit lebhaftem Hurrah empfangen wurde. Dieß war das erſtemal, daß eine ruſſiſche Armee dieſen Theil des Kaukaſus überſtieg.

Man kehrte auf einem anderen Wege zurück; man zog durch den Engpaß des Tatſchagus, ſtieg in das Dorf Dobe herab, und indem man wieder die Hügelkette, die an das Meer gränzt, hinaufſtieg, erreichte man die Anhöhe, nahe an der Quelle der Nah, eines kleinen Fluſſes, der ſich weiter unten mit der Chadotopche vereinigt; nach ihrer Vereinigung fließen ſie in der Entfernung von einigen Werſten in den Atakum oder Adokau, welcher Fluß ſeinen Namen dem Diſtrikte gibt, den die Natukhadſen bewohnen.

Sehr zufrieden mit dieſer Expedition, kehrte man nach Oghiaskaia zurück, ohne beträchtlichen Verluſt erlitten zu haben, obgleich das Land eines der ſchwierigſten für den Marſch einer Armee iſt, das ich kenne, denn der kreidige Boden aller dieſer Thäler iſt ſo ſchmal, und der Marſch führt durch ſolche Engpäſſe, daß man bei jedem Schritte aufgehalten werden kann. Wenn die Tſcherkeſſen die Gehölze und die ſteilen Abhänge beſetzen würden, ſo wären ſie Herren über das Leben Aller, die unten vorbeipaſſirten. Mit einigen Kanonen wären dieſe Defilés uneinnehmbar; wie viele Schwierigkeiten ſind daher zu überwinden, und wie viel Muth iſt dazu erforderlich, um hier ein kriegeriſches Volk zu ſchlagen und zum Abzug zu nöthigen!

Die zweite Expedition, welche im Jahre 1835 stattfand, hatte den Zweck, den Weg, den man sich im verflossenen Jahre eröffnet hatte, aufzuräumen, und ihn für mehre Karren neben einander practicabel zu machen; man errichtete die Forts Abya und St. Nicolas auf dem Atakum, und beschloß, sich der Stellung von Dobe zu bemächtigen .... Denn der Plan der Russen war anfänglich, sich zu Sudschuk-Kale zu befestigen, aber die Marine-Offiziere erklärten alle, daß die Lage der, den Nordwest-Winden offenen Bai für die Kriegsschiffe während der schlechten Jahreszeit äußerst gefährlich sey, und daß man viel sicherer an der entgegengesetzten Seite der Bai, an der Bucht von Dobe, die Anker werfen könne.

Die dritte Expedition begann im Mai 1836; man machte Recognoscirungen gegen Pchade und Sudschuk-Kale; ehe zur Expedition selbst geschritten wurde, erließ der General Wiliaminof eine Adresse oder eine Proclamation an die Tscherkessen, in welcher er sie aufforderte, sich Rußland zu unterwerfen und den Tractat von Adrianopel zu befolgen. Die Antwort, die der General hierauf erhielt, und die sich auch in der allgemeinen Zeitung befindet, ist, wenn sie wahr ist, ein Beleg des Jesuitismus Englands, das sich Rußland zum Trotze Circassien unterwerfen wollte.

In diesem Jahre verlor man viele Offiziere in einem Defilé; der General, welcher das Expeditions-Corps commandirte, wollte, obgleich von der Gefahr weiteren Vorrückens benachrichtigt, doch nicht auf die Gründe der Klugheit hören, und hatte noch keine hundert Schritte in dem Defilé zurückgelegt, als er von einer Kugel getroffen wurde; ich wage jetzt keinen Rückzug mehr, sagte er, und das Armee-Corps, das die Passage forcirte, drang durch ... Allein die Tscherkessen tödteten einige zwanzig Offiziere, denn sie zielten gar nicht auf die gemeinen Soldaten, sondern nur auf deren Chefs, die sie recht gut kannten; indessen suchen jetzt die Offiziere sich äußerlich weniger mehr von den Soldaten zu unterscheiden. Dieß ist das Resultat der letzten Operationen zu Lande.

Von der Seite des Meeres mußte alles mit diesem Plane übereinstimmen, und Rußland rüstete eine Flotille aus, die im Stande war, diese Plane zu vollziehen; zwei Kreuzer wurden längst der Küste beordert, der eine bei Ghelindjik und der andere bei Sudschuk-Kale. Der erste mußte hauptsächlich die Küste bis Gagra im Auge haben, und der andere gegen Abchasien kreuzen.

Man verbot allen fremden Schiffen, an der Küste Circassiens zu landen, ein Verbot, das als eine Gesundheitsmaßregel dargestellt wurde.

Dieſe Blokade wurde bekannt gemacht, und jeder mußte Kenntniß von ihr haben... Dieß war das einzige Mittel, den Tſcherkeſſen alle Hilfsquellen abzuſchneiden.

Das Reſultat dieſes über die ganze Küſte von Circaſſien gelegte Embargo war im Jahre 1832 die Confiscation von ſieben türkiſchen Schiffen, die nach Theodoſien und Kertche gebracht, und ſammt ihren Ladungen verkauft wurden. Die Schiffsmannſchaft, 150 Köpfe ſtark, wurde in Freiheit geſetzt. Die Priſengelder erhielten die Fahrzeuge, die ſich der türkiſchen Schiffe bemächtigt hatten.

Man wird vielleicht ſagen, die Türken hätten Urſache, ſich über die Ungerechtigkeit einer ſolchen Confiscation zu beſchweren; aber man hätte Unrecht. Als Rußland dieſes Land mit Embargo belegte, eilte es, die türkiſche Regierung hievon in Kenntniß zu ſetzen, und der Sultan, der ſehr wohl wußte, daß er alle ſeine Rechte an Rußland abgetreten hatte, verbot ſeinen Unterthanen ſtrenge den Handel mit den Tſcherkeſſen. Die Paſchas haben dieſes Verbot auf mehre Mahnungen erneuert, auf Bitten des ruſſiſchen Geſandten und der Conſuls, namentlich des von Trebizond, von wo aus faſt alle Schiffe nach Circaſſien abgehen. Der Paſcha von Trebizond gab ſich viele Mühe, den Einwohnern begreiflich zu machen, welche Folgen ihre Schritte haben, und welcher Gefahr ſie ſich ausſetzen würden, wenn die Ruſſen ihre Schiffe und Ladungen confiſciren oder verbrennen ſollten, da der Sultan entſchloſſen ſey, in dieſer Hinſicht nicht die geringſte Reclamation zu machen.

Die Türken wiſſen daher, was ſie erwartet; aber der Gewinn iſt zu groß und die Lockſpeiſe zu unwiderſtehlich, als daß es ſie nicht zu einem Wagniß verführen ſollte. Sie haben immer die Hoffnung, längs der Küſten hinzugleiten, wo dieſe kleinen Fahrzeuge von den Kreuzern weniger bemerkt werden können, und hier einmal angelangt, empfangen ſie die Tſcherkeſſen mit offenen Armen, und vertheidigen ſie bis auf's Aeußerſte.

Das Reſultat der Expedition im Jahr 1833 war, daß man im Ganzen ſechzehn kleine Fahrzeuge und ſieben Magazine verbrannte.

Indeſſen hatte der Krieg mit Circaſſien die Blicke aller Nationen Europa's auf ſich gezogen, die eiferſüchtig auf die Macht Rußlands und auf die Fortſchritte ſind, die deſſen Waffen im Orient und in der Türkei gemacht haben.

England namentlich konnte nicht gut dazu ſehen, daß ein ſolcher Staat alles mögliche that, um den Frieden an ſeinen Gränzen zu erhalten; es wollte ihm faſt das Recht dazu beſtreiten, daſſelbe England, das niemand

um die Erlaubniß gefragt hat, seine Macht in Indien zu befestigen, und die Völker, die seine Sicherheit daselbst bedrohen, zurückzutreiben.

Die Franzosen erhoben auch ein Geschrei, sie, die es in Algier noch ärger gemacht haben. Wir fragen sie, ob sie mehr Rechte als Rußland gehabt haben, ihre Eroberungen durch die von ihnen angewandten Mittel zu sichern, und ob Rußland nicht berechtigt sey, die Ruhe mit dem Kaukasus, mit welchem es schon seit Jahrhunderten Krieg führt, wieder herzustellen?

Wie dem nun sey; warten wir mit Geduld das Resultat dieses Kampfes ab, der immer bedeutender und interessanter wird, und der dieses, bis jetzt unbekannte tscherkessische Volk in ein ganz neues Licht stellt. Wird Rußland, indem es die Tscherkessen zu unterwerfen sucht, nicht auch ihre Industrie, ihre Intelligenz und ihre Energie erwecken? Wird es sie nicht durch die Macht der Umstände nöthigen, ihre Interessen zu vereinigen, sich ein Haupt zu wählen, sich als Nation enger zu verbinden? Nicht zum erstenmale würde man ein unbekanntes und durch verschiedene Interessen getheiltes Volk erblicken, das im Anblicke der stets wachsenden Gefahr sich plötzlich erheben, im Angesichte eines mächtigen Feindes aus seiner Apathie und Dunkelheit erstehen, und eine ehrenvolle Stelle unter den Nationen einnehmen würde. Georgien gegen die Seldjukiden, die Schweiz gegen Oesterreich, die Niederlande gegen Spanien, Litthauen gegen den deutschen Boden ꝛc., dieß sind Beispiele, die uns nicht sehr entfernt liegen.

Beiträge zur Sittengeſchichte Oſtindiens in Bildern und Legenden.

Monea.

Vor nicht ſehr langer Zeit ſtrömte der Fluß Sone-to, genannt von dem Worte Sona, Gold — ſein Gewäſſer in den Ganges unter den Mauern des Städtchens Maena; gegenwärtig tritt die Verbindung ungefähr vier Meilen weiter unten bei Monea ein, welches, früher eine Binnenſtadt, jetzt auf einer hervorragenden, von beiden Flüſſen beſpülten Erdzunge liegt. Die früheren Einwohner würden keinen von dieſen Orten wieder erkennen, ſo vollſtändig ſind ſie umgewandelt worden. Der Canal der Sone iſt ſehr tief, und ihre Waſſer ſind während des größten Theils des Jahres ſo reißend, daß ſie nicht ohne Gefahr von kleinen Böten beſchifft werden können; viele Wochen nach dem erſten Erguſſe der Sommerregen iſt der Fluß, ausgenommen für Böte von beſonderer Bauart, unbenützbar. Er hat ſeinen Urſprung in der wilden, barbariſchen Provinz Gundwana, bei einem Orte von großer Heiligkeit, genannt Omirkantac, der auf einer ſeltſamen Ebene liegt, die beträchtlich höher iſt, als das Land umher. Dieſer Ort iſt

die beständige Zuflucht zahlloser, mißstalteter und kranker Hindus, die seinem Wasser alle mögliche Heilkraft zuschreiben. Die Braminen haben ihm noch eine geheimnißvollere Eigenschaft beigelegt, wenn das Wasser durch ihre Hände gereicht wird. Sie versichern, daß in gewissen Fällen äußerster Armuth — das heißt, wenn der letzte Pfennig des Betrogenen unter sie vertheilt worden ist — es diejenigen, welche es trinken, mit der außerordentlichen Fähigkeit begaben werde, klare Kenntniß von allen geheimen Stellen verborgener Schätze innerhalb einer gewissen Entfernung von ihnen, zu erlangen. Dieß ist keine kahle Behauptung von Seiten der Priester; sie wissen tausend wunderbare, und nicht zu bestreitende Geschichten als Belege zu erzählen. Viele sind ohne Zweifel auf Thatsachen gegründet, und unter diesen wurde mir

Die Geschichte von Rung Bhowani *),

einem Raja von Kamroop, in vollem Ernste von einem Hindu, als unwiderlegbarer Beweis für die Kraft der Wasser in Beziehung auf beide oben erwähnte Zwecke mitgetheilt.

In der alten Hindu-Stadt, Jaurhat, durch deren Mitte der Fluß Dekhor strömt, lebte ehemals ein wohlhabender und einflußreicher Raja, Namens Rung Bhowani, der einen großen Jaghir im Bezirk von Kamroop besaß, welcher von den Göttern herrührte, von denen auch die Familie abstammte. In seiner Jugend war Rung Bhowani mit einer zahlreichen Familie schöner Kinder gesegnet worden; aber als er in den Jahren vorrückte, und der Herbst des Lebens an seinen Kräften zehrte, sah er sich seiner Söhne und Töchter beraubt, die nach einander Opfer einer heimtückischen, unbekannten Krankheit wurden, welche der Geschicklichkeit aller Aerzte, aller heiligen Männer, aller Astrologen und Magier spottete. In der Blüthe des Lebens sanken sie plötzlich zusammen, und siechten, ohne Schmerz oder irgend eine sichtbare Ursache, in Geist und Körper, bis in wenigen Monaten das kalte Grab ihre entstellten Leichname umschloß. In der ganzen Provinz Kamroop ist die schwarze Kunst in tausend verschiedenen Formen vorherrschend; und als der Raja seine Kinder von Tag zu Tag dem Grab zuwanken sah, als seine Gebete zu den Göttern nicht erhört wurden, und seine gränzenlose Freigebigkeit gegen die Braminen unbelohnt blieb, so nahm

*) Bhowani ist der Name der indischen Venus, aber in Indien ist es keineswegs ungewöhnlich, daß ein Mann mit dem Namen einer weiblichen Gottheit, oder ein Weib nach dem Namen eines Gottes genannt wird.

er seine Zuflucht zu den Männern, die dem niedrigen und verwerflichen Dienste von Tantra fröhnten, und keck behaupteten, sie kennen das Uebel, und verstehen ihm Widerstand zu leisten. Lange widersetzte sich der tief gebeugte Fürst, in religiöser Furcht, den Einflüsterungen seiner Seele, sich an die dämonischen Bekenner des verabscheuten Glaubens zu wenden, aber alle seine geliebten Kinder wurden auf das Leichengerüste gelegt, bis ihm nur noch eines, die jüngste und schönste von seinen Töchtern, übrig blieb.

Hoffnung belebte seine Brust, so lange die Gesundheit in den Adern seines lieblichen Kindes floß; die Hoffnung verwandelte sich in festes Vertrauen, da ein Jahr nach dem andern verging, und jedes neue Reize und bewährte Kraft Chahni, dem erhaltenen Schatze seines Herzens, brachte; als beim Eintritt ihres vierzehnten Jahres, während der zärtliche Vater mit einem benachbarten Fürsten wegen der Verbindung ihrer Familien unterhandelte, die rothe Gluth der Gesundheit von den Wangen der Braut wich, das Feuer langsam in ihren, sonst glänzenden Augen erlosch, der Purpur ihrer Lippen sich in krankhafte Bläße verwandelte, und ihre gerundeten Formen in einen reinen Schatten ihrer gewöhnlichen Anmuth und Schönheit abzehrten. Der tief bekümmerte Vater floh mit einer letzten, wahnwitzigen Hoffnung zu den verfluchten Jüngern von Tantra, den Göttern seines Glaubens Trotz bietend, und den göttlichen Ursprung seiner Familie nicht achtend. Er warf sich in der Angst seines Herzens vor den unreinen Altären nieder, bot seine Ländereien, alle seine Reichthümer, seinen betagten Körper zum Opfer an, wenn sie sein liebes Kind vor der Zerstörung bewahren würden.

Die Bösen nahmen den Raja mit einem gellenden Geschrei des Triumphs und der Lust auf, verhießen Alles, was er wünschte, forderten aber nur, daß er sich einer Bedingung unterziehen würde. Ohne Zögern versprach der Vater in seinem Eifer Alles, was sie verlangten; aber der dienstthuende Priester hatte die Bedingung nicht sobald genannt, als der unglückliche Rung Bhowani, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, sich von den versammelten Magiern in stummem Schrecken über ihre abscheulichen Gebote abwandte, und in einem benachbarten Tempel des Krishna Zuflucht suchte. Hier traf er einen ehrwürdigen und frommen Braminen, der, erstaunt einen Mann von so hohem Rang in solcher Lage zu finden, in heißem Mitleid mit seinem Jammer, durch freundliche Ueberredung und das Versprechen seines Beistands, ihm die vollständige Erzählung von dem Mißgeschick seines Lebens und seinem gegenwärtigen Leiden entrang. Der Bramine,

nachdem er einige Augenblicke in tiefem Nachdenken verharrt hatte, stellte die Frage, ob der Raja noch geneigt wäre, sein Vermögen der Wiederherstellung seiner Tochter zum Opfer zu bringen, und als man ihn dessen versichert hatte, ermuthigte er den Raja zu neuer Hoffnung. „Seyd getrost, mein Sohn," sprach er, „das Leben ist Euch und Euerer Tochter gewiß, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt. Verwandelt Alles, was Ihr habt in Gold, und unternehmet, dasselbe als eine Friedensgabe mit Euch führend, mit Euerer Tochter eine Pilgerfahrt nach der Quelle des heiligen Flusses Sone; und wenn Ihr in der heiligen Stadt Omirkantac ankommt, so fragt nach einem alten Braminen Namens Ramdoorg, erzählt ihm Euere Geschichte ohne Rückhalt, wie Ihr sie mir erzählt habt, und in der Dhuema Shastra wird er Euch die Mittel andeuten, durch welche Euere Tochter gerettet werden wird. Zögert nicht unterwegs, sonst kommt Ihr zu spät an; geht rasch, und mit so wenig Aufenthalt als möglich. Eifer und Reue allein können Euer Verbrechen, die wahren Götter verlassen zu haben, sühnen. Sprecht von keiner Belohnung für mich; Euer ganzes Vermögen ist für Euere Zwecke erforderlich; und hienach mögt Ihr von meiner Aufrichtigkeit urtheilen.

Rung Bhowani, der den Worten des frommen Braminen unbegränzten Glauben schenkte, beeilte sich, seine Reise in der ihm angegebenen Richtung anzutreten. Chahni, noch schön, wenn gleich ihre Kräfte immer mehr schwanden, wurde während der Kühle der Nacht in einer Sänfte getragen, und der Vater ritt an ihrer Seite, versunken in seine kummervollen Gedanken, und unachtsam für Alles, außer für die süße Stimme seiner Tochter, welche ihm, so lange es ihre Schwäche gestattete, Trost und Hoffnung einzuflößen suchte. Nach einer traurigen Pilgerfahrt, während welcher des armen Rung Bhowani's Lebensgeister beinahe versiegten — denn Chahni ward immer schwächer und schwächer — so daß sie beinahe daran verzweifelten, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, so lange noch Leben in ihr wäre— erreichte die kleine Gesellschaft das ersehnte Omirkantac; und der Raja suchte ohne Verzug den Braminen Ramdoorg auf, der ihm, seine Geschichte und seine Leiden vorherwissend, Hilfe versprach. „Bringt Euere Tochter hieher," sprach der ehrwürdige Mann, „werft auf den Altar des beleidigten Krishan Alles, was Ihr an weltlichen Gütern besitzt, ziehet Euch in Niedrigkeit und harte Entbehrung zurück, und Euer Kind wird wiederhergestellt seyn, ehe Ihr drei Tagereisen von Omirkantac entfernt seyd. Die geheiligten Wasser können erst die Genesung bewirken, wenn Euer Glaube bewährt ist."

Man erzählt, der Raja habe mit vollem Vertrauen auf den Altar des Gottes all' sein Vermögen niedergelegt, sich seiner Kleider und Juwelen beraubt, und das dürftige Gewand des Verlassenen angenommen. Chahni brachte ebenfalls ihr kostbares Geschmeide dar, ehe sie die heilenden Wasser von dem frommen Manne erhalten konnte. Beide tranken und reisten von der heiligen Stadt ab, wie ihnen geheißen war. Aber ach, der alte Vater, den schon die lange Dauer seines Kummers und seiner Aufregung entkräftet hatte, fand sich in seiner Armuth von seinem Gefolge verlassen, kein Sclave trat auf seinen Wink hervor, um die Sänfte zu tragen; keine Hand war bereit, seinem Kind beizustehen. Die beiden allein blieben sich, beide gleich hilflos; aber Rung Bhowani verzweifelte nicht, als er vergebens die Dienste von

Helfern nachgesucht hatte; langsam hob er sein Kind auf, und entzog es, halb es stützend, halb in seinen Armen tragend, den Blicken der Menge, ohne daß sich seine unterdrückten Seufzer und seine Gebete mit dem geringsten Gemurmel des Unmuths vermischten.

Sie hatten ihre trübselige Reise nicht weit über die Vorstädte fortgesetzt, als sie von Müdigkeit überwältigt, sich genöthigt sahen, in einem elenden verlassenen Schoppen, an der Landstraße, Zuflucht zu suchen. Hier wurden sie glücklicherweise mit Wasser und ein wenig geröstetem Korn, von einem Weibe versorgt, welches, Mitleid mit ihren Schmerzen fühlend, ihnen nach Sonnenuntergang von der Stadt folgte, und mit mehr Menschlichkeit, als seine Nachbarn zeigten, sie zu beruhigen und zu ermuthigen suchte. Als Vater und Kind in den wärmsten Ausdrücken ihre Dankbarkeit geäußert hatten, so erhielten sie die Versicherung, daß die Wohlthat, die man ihnen erwiesen, erneuert werden sollte, bevor sie am nächsten Morgen abreisen würden. Erleichtert und belebt durch diese zarte Behandlung, welche sie so wenig erwartet hatten, legten sie sich mit einem Gefühle der Zufriedenheit auf dem harten Boden nieder, um zu ruhen.

Hier entgingen sie in sanftem Schlummer (einige Zeit wenigstens) dem Jammer ihrer Lage. Ein so fester Schlaf hatte das Lager der schönen Chahni seit Monaten nicht besucht, aber die Angst und sorgenvolle Unruhe störten oft den Raja in seinem Schlummer. Schaaren dunkler, verworrner Bilder durchkreuzten sein Gehirn, bald die wesenhafte Gestalt wacher Gedanken, bald die nebelhafte, ungeordnete, seltsame Form einer Vision annehmend. Die elende Hütte, unter der sie lagen, erhob sich von ihrer Niedrigkeit und ihren unansehnlichen Mauern zu unermeßlichen Domen, und hoch gewölbten Dächern, von den tiefen Grundfesten des Erdbodens, auf hohe steinerne Pfeiler emporgerichtet. Finstere, unabsehbare Gemächer waren mit geisterhaften Gestalten und vorüberschwebenden Gespenstern bevölkert, die bald höhnten und spotteten, bald den alten Raja mit freundlichem Lächeln willkommen hießen, und ihm gute Kunde von seinem Liebling Chahni versprachen, welche er, — er wußte selbst nicht wo — gelassen hatte. Dann erkannte er den Braminen Ramdoorg, der seine Tochter in voller Gesundheit, und mit allen ihren früheren Reizen fortführte, und nun sah er wieder die verfluchten Tantras, in Flammen gehüllt, und von eckelhaften Schlangen umzischt, wie sie mit feindseliger Wuth und donnernden Stimmen, sein reines, liebliches Kind von ihm verlangten.

Die Erde erbebte, die wankenden Mauern öffneten sich, und ließen einen blendenden Lichtglanz von leckenden Flammen durch, in deren Mitte der ehrwürdige Ramdoorg unverletzt in würdevoller Haltung stand: „hieher! Rung Bhowani!" rief er; „hieher, oder ihr geht unter!" Die Hitze ward unerträglich, ein furchtbares Krachen, als würde das Dach der Hütte zerschmettert, erweckte den Raja, der zu seinen Füßen schauend, sich selbst in Flammen gehüllt fand, und seine Tochter mit leidenschaftlichen Geberden einen Fremden anflehen sah, ihn aus der brennenden Hütte zu retten; mit einem Sprunge drang er durch die Flammen und schloß sie in seine Arme. Ein Lichtstrahl genügte, den ganzen Hergang zu erzählen; der Donner rollte, die Blitze zuckten so feurig, daß der Himmel fortwährend beleuchtet war, und der Wind tobte mit furchtbarer Gewalt, ihr ärmlicher Zufluchtsort war von der

electrischen Flüssigkeit entzündet, und in wenigen Augenblicken ein Raub der Flammen geworden.

Doch wie groß war das Entzücken des Raja, als er sein herrliches Kind mit verjüngter Kraft, und nun wieder fähig ohne Hilfe zu stehen und zu gehen, erblickte! Er traute Anfangs seinen Sinnen nicht, und zitterte, trotz seinem Glauben an die Versprechungen des heiligen Ramdoorg, aus Furcht, sie könnte wieder in ihren alten jammervollen Zustand zurücksinken; aber nein, von Minute zu Minute besserte sich ihre Gesundheit, und des Vaters fromme Dankbarkeit ließ ferner keinen Zweifel mehr zu, der Regen stürzte nun in Strömen aus den überladenen Wolken herab, und sie sahen sich genöthigt ein Obdach unter den Trümmern eines Grabes in der Nähe zu suchen. Rung Bhowani zog nun den Fremden, den er kaum bemerkt hatte, in nähere Beschauung, es war der alte Bramine, den er in dem Tempel von Krishna in Jaurhat getroffen hatte; der Raja kniete nieder und empfing seinen Segen, ihr zweites Zusammenfinden in so weiter Entfernung hielt er für ein wahres Wunder. Der Bramine fragte nach den Einzelnheiten ihrer Reise, und nachdem er von Allem unterrichtet war, schenkte er ihnen eine kleine Münze, und schlug seinen Weg nach der Stadt ein, nach der ihn eine wohlthätige Sendung führte.

Rung Bhowani hatte nicht sobald das innerste Gemach des verfallenen Grabes betreten, in welchem sie Zuflucht suchten, als er das Daseyn eines verborgenen Schatzes bemerkte, welcher in den Mauern und unter dem zerkrümelnden Pflaster begraben lag. Er ergriff kluge Maaßregeln, um sich dieser Reichthümer zu bemächtigen, und wurde wieder ein wohlhabender Mann, kehrte aber nie zu dem Lande Kamroop zurück. Er erbaute sich einen prächtigen Palast, dessen Trümmer man noch in Omirkantac zeigt, und gab seine schöne Tochter Chahni dem einzigen Sohne eines benachbarten Raja zur Gattin. Rung Bhowani nahm die Braminen des Ortes in besondere Gunst, aber er überlebte den glücklichen Erfolg seiner Pilgerfahrt nicht viele Jahre, doch genoß er noch die Freude, den Kreis seiner Kinder zu seiner Nachfolge heranwachsen zu sehen, und empfahl ihnen auf das dringendste den trefflichen Ramdoorg und seine ehrwürdigen Genossen zu Schutz und Fürsorge.

Feuilleton.

Literatur.

Der Sinai. Reiſebilder von Alex. Dumas und A. Dauzats. Dritter Theil. Caſſel und Leipzig, Krieger'ſche Buchhandlung. 1838.

Die erſten Theile dieſer Reiſebeſchreibung, welche ſicherlich zu den beſſeren gehört, ſind bereits im vorigen Jahrgange des Atlas beſprochen worden. Alex. Dumas hätte ſich jedoch auf ſeine Anſchauungen beſchränken ſollen. Dieſer ganze Theil iſt mit einer Beſchreibung der Expedition des heiligen Ludwig gefüllt, woran ſich der Verfaſſer bei Gelegenheit Monſurah's erinnert. Die Quelle iſt natürlich der Seneſchall Joinville. Dumas iſt aber nicht im Stande, jenes Buch zu bearbeiten. Er will es für den Salon zuſtutzen, und dieſes iſt ekelhaft. Der Reiz, welchen jene Chronik gewährt, der in der Naivetät und in der Farbe jener Zeit liegt, iſt gänzlich verſchwunden. Wer mit dem Joinville bekannt iſt (und dieſes iſt jetzt ja gar nicht ungewöhnlich), wird ſich über die albernen Phraſen ärgern, womit die Erzählung des ehrlichen Seneſchalls ausgeſchmückt iſt. Das einzige Verdienſt, welches man dem Verfaſſer zuſchreiben könnte, würde darin beſtehen, die Franzoſen zu ihrer Literatur des Mittelalters zu locken. Allein dieß iſt ja durchaus unnöthig, da ſie ſeit 1802 und beſonders ſeit 1816 zur Genüge wiſſen, was ſie davon beſitzen, da ſie jene alten Chroniken wieder auflegen und leſen.

K...p.

Vermiſchtes.

Räuberbanden in Indien. Zeitungsnachrichten aus Calcutta.

Die neueſten Zeitungen von Bombay, die über Aegypten in London angelangt ſind, enthalten einen officiellen Bericht des britiſchen Majors W. F. Sleemann über Verbrechen der ſchrecklichſten Art, welche in den Gegenden von Delhi und in den Ländern der eingeborenen Fürſten in Rajpootna, Ulwer und Bhurtpore ſehr häufig vorkommen. Vor einigen Jahren entdeckten die engliſchen Behörden, daß viele Indier, denen man den Namen Thugs beigelegt hatte, in eine Verbindung getreten waren, um Mordthaten zu begehen, und in dieſer ſchauderhaften Verbindung, die durch religiöſe Gebräuche eine Art von Weihe erhielt, förmlich nach beſtimmten Geſetzen ihre Verbrechen übten; neuere Nachrichten ſetzten ſie auch noch davon in Kenntniß, daß eine andere, dieſer erſten ähnliche, und nicht minder blutdürſtige Verbindung beſtehe, deren Mitglieder durch einen fürchterlichen Eid aneinander gefeſſelt ſeyen, und einen ganz eigenthümlichen Zweck verfolgen.

Der Bericht des Majors Sleemann, der den Titel führt: „Bericht über den Megpunaismus, oder den Mord an Eltern, um ſich ihrer Kinder (die dann als Sclaven verkauft werden) zu bemächtigen," iſt ſehr ausführlich, und erzählt eine Reihe ſchaudervoller Gräuelthaten, die in der Gegend von Delhi u. ſ. w. vorkamen, bis auf's genaueſte Detail. Er bietet die merkwürdigſten Gegenſätze dar; im Allgemeinen ſind die Indier, wie Niemand leugnen kann, ſanft und gutmüthig, und frei von den brutalen Leidenſchaften, die bei andern Völkern ſo häufig Quellen von Unthaten werden, und doch ſchlachten ſie kalten Blutes Landsleute aus bloßer Habſucht, um die Kinder derſelben in ihre Gewalt zu bekommen. Delhi, eine der größten und bevölkertſten Städte von ganz Hindoſtan, iſt die Reſidenz der kaiſerlichen Familie, und einer der Hauptſitze der britiſchen Verwaltungs- und Militärbehörden. Drei ſehr wichtige militäriſche Poſten, mit den beſten engliſchen Truppen beſetzt, ſind in den nächſten Umgebungen der Stadt, die in dem civiliſirteſten und angebauteſten Theile der britiſchen Beſitzungen in Indien liegt, und doch wurden dieſe Verbrechen gerade in und um Delhi ſeit mehr als zehn Jahren getrieben, ohne daß die dort wohnenden Europäer etwas davon ahnten.

Aus Sleemanns Rapport erhellt, daß dieſe förmlich ſyſtematiſch betriebene Ermordung der Eltern, um ihre Kinder als Sclaven verkaufen zu können, von 1826 her, aus der Belagerung von Bhurtpore datirt. Seitdem durchziehen Trupps von Mördern mit Weib und Kindern das Land. Die Weiber nehmen zu allerhand Künſten ihre Zuflucht, um Wanderer, denen ſie begegnen, und ihre Kinder zu verlocken, an ihrem luſtigen Nomadenleben Theil zu nehmen, und wenn ſie ſich dazu verſtehen, die Bande eine Zeitlang zu begleiten, ſo werden ſie an einen einſamen Ort gelockt, wo die Männer die Eltern ermorden, während die Frauen ſich der Kinder bemächtigen, die dann gleich als Sclaven verkauft werden. Jetzt hat man endlich eine große Anzahl dieſer Frevler eingezogen, verurtheilt und hingerichtet. Aber trotz dem wächst ihre Menge, ſtatt daß der Schreck heilſame Wirkung auf ſie machte, um ſo mehr, da ſie aus den vor der Hinrichtung ihrer Genoſſen ſtattgehabten Verhandlungen erſehen haben, wie ſchwer es iſt, ſie ihrer Schuld zu überführen, weil ſie die Gewohnheit haben, die Leichen der von ihnen Ermordeten gleich in's Waſſer zu werfen. Auch der Wiedererlangung der geraubten Kinder ſtehen viele Schwierigkeiten im Wege;

gewöhnlich werden ſie von den Räubern in ſchlechte Häuſer geſteckt.

Die Mörderbanden wählten immer zu ihren Schlachtopfern die Eltern ſtarker und geſunder Kinder, die durch Hunger oder Elend zur Auswanderung gezwungen worden waren. Die Bringarros, welche in ganz Indien Handel mit elternloſen Kindern treiben, und ebenſo die Kupplerinnen, die ſchöne und geſunde Mädchen kaufen, geben einen höheren Preis für die Kinder, von denen ſie beſtimmt wiſſen, daß ihre Eltern erſchlagen ſind, und ſie dieſelben alſo nicht wieder zurückfordern können.

Der Major Sleemann erzählt am Schluſſe ſeines Berichtes, daß ungefähr fünfzig Mitglieder der verſchiedenen Banden verhaftet worden ſind, von denen mehre in der Hoffnung, begnadigt zu werden, als Ankläger gegen die übrigen aufgetreten ſind. Einige der Räuber ſind zum Galgen, andere zu Gefangenſchaft auf Lebenszeit verurtheilt, der größte Theil aber mußte aus Mangel an rechtsgültigen Beweiſen freigeſprochen werden, und ſo brachten die Proceßverhandlungen keineswegs ein abſchreckendes Beiſpiel hervor.

Mehre dieſer abſcheulichen Banden beſtehen aus fünfzig bis ſechszig Mitgliedern, Männern und Frauen. Sie nennen ihr ſchauderhaftes Handwerk Megpunna (**Megpunna**). Ehe ſie auf einen Zug ausgehen, merken ſie genau auf Vorzeichen; der Schrei eines Rebhuhns zur Rechten gilt ihnen für eine glückliche Vorbedeutung, während ſie dasſelbe Geräuſch zu ihrer Linken als Unglück verkündend betrachten.

Eines der neueſten, nach London gekommenen Blätter der Zeitung von Calcutta gibt genaue Einzelnheiten über einen merkwürdigen Gebrauch, der noch in einigen inneren Theilen Indiens im Schwange und in Europa faſt gar nicht bekannt iſt. Wenn eine Radjeputin lange kinderlos geblieben iſt, ſo thut ſie das Gelübde, ihr erſtgeborner Sohn ſolle ſich ſelbſt den Göttern opfern, indem er ſich von dem Gipfel eines Berges in der Provinz Malva herabſtürzte; dieſer Berg heißt Onkar-Mundatattah, iſt hundert und zwanzig Fuß hoch, und kegelförmig geſtaltet.

Haben die Götter das Gebet der kinderloſen Frau erhört, und wird ſie Mutter, ſo unterrichtet ſie ihren Erſtgebornen von ſeiner früheſten Jugend an in dem Gelübde, das ſie auf ſeine Unkoſten gethan, und regt die Einbildungskraft des Knaben ſo ſehr auf, daß er das Opfer ſeines Lebens für unvermeidlich hält. Ueberdieß iſt noch der Glaube verbreitet, wer auf dieſe Weiſe ſeinen Tod finde, erwache in der andern Welt gleich wieder, und werde dort Rajah. Wenn der Knabe, was freilich ziemlich unmöglich iſt, dieſen ungeheuern Sturz überlebt, ſo wird er ſchon hienieden Rajah in dem Bezirke von Onkar-Mundatattah; es geht ſogar die Sage, die jetzt in jener Gegend, welche England ſich niemals unterworfen hat, herrſchenden Fürſten ſtammten von einem Individuum ab, das ſich dem Tode als Opfer weihte, und durch ein Wunder ihm entgangen war. Damit nun nicht noch einmal über Nacht auf dieſe Art irgend wer vom Volke als Rajah ausgerufen werde, trägt man Sorge, irgend ein Gift in den Trunk deſſen zu miſchen, der ſich von dem verhängnißvollen Felſen ſtürzen will, und ſo die Ruhe des herrſchenden Rajah's zu ſichern.

Die meiſten Unſinnigen, die einen ſo frühen Tod finden, gehen übrigens ruhig ihrem Ende entgegen, als würden ſie von einer unſichtbaren Macht getrieben; die Einbildungskraft auch des Furchtſamſten unter ihnen wird durch irgend ein berauſchendes Getränke aufgeregt, und ſind ſie erſt auf der Höhe des Felſen, ſo iſt es ihnen unmöglich gemacht, ihrem Vorhaben zu ent-

ſagen und zu fliehen. Denn das Volk, das ſich jedesmal zu einer ſolchen Ceremonie wie zu einem Feſte verſammelt, will ſein Opfer, und ſieht man einen ſolchen Knaben, der ſich dem Tode geweiht hat, zurückweichen, ſo treiben ihn bewaffnete Männer wieder an den Rand des Felſens und befördern ihn in die Ewigkeit. Der letzte, der ſich ſo dem Gelübde ſeiner Mutter weihte, wagte dieſen Sprung ins Jenſeits am 10. Mai dieſes Jahres.

Daſſelbe Blatt gibt noch weitere Mittheilungen über Diebe und Räuber, die in großen Banden organiſirt, in dieſem Theile Indiens ungeſtört ihr Weſen treiben, und ihre eigenen Geſetze, Gewohnheiten und Einrichtungen haben. Beſonders nennt man in der Provinz Malva die Thugs, eine Bande bettelnder Vagabunden, unter denen ſich viele Braminen befinden. Sie verfolgen die Reiſenden, bei denen ſie Geld und Koſtbarkeiten vermuthen; bald ſuchen ſie deren Begünſtigung, bald verſprechen ſie ihnen ihre Gunſt; ſie wiſſen ſich in jede Verkleidung zu ſchicken und erkennen ſich unter einander durch gewiſſe, nur ihnen bekannte Zeichen; ſie tragen immer, in welche Kleidung ſie ſich auch geworfen haben mögen, eine ſeidene Schnur bei ſich, die ſie denen, die ſie ſich zu Opfern auserſehen haben, unvermuthet um den Hals werfen, und ſie ſo erſticken, um ſie dann ausplündern zu können. Selbſt größere Trupps Reiſende, bei denen ſie viel Geld vermuthen, ſchrecken ſie nicht ab; ſie wiſſen ſie in ihre Wohnungen oder in ihre Gehölze zu locken, und bewirthen ſie dort, aber in die Speiſen ſind betäubende Flüſſigkeiten gegoſſen; die Reiſenden müſſen einſchlafen und werden dann erdroſſelt. Zwei junge Engländer, welche im vorigen Jahre eine wiſſenſchaftliche Reiſe in die Provinz Malva unternommen hatten, Herr Browe und der Lieutenant O'Gormann, ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach unter der Hand dieſer Mörder gefallen; es iſt wenigſtens bis jetzt aller Mühe der britiſchen Behörden nicht gelungen, wieder irgend eine Spur von ihnen aufzufinden.

Notizen.

In einem New-Yorker Blatte ſtand kürzlich folgende komiſche Anzeige, die ein dortiger Schauſpieler hatte einrücken laſſen: mein College Hamblin iſt ein höchſt langweiliger Schauſpieler, es iſt unbegreiflich, wie es kommt, daß ſich das Publikum nach dem Bowerytheater drängt, wenn er ſpielt, und daß ich nur noch vor leeren Bänken auftrete. Was ſoll ich thun, meine Gedanken verwirren ſich, ich fühle, ich fange an, an meinen Landsleuten zu verzweifeln — und dazu trage ich in mir das Bewußtſeyn, daß ich nach meiner Reiſe nach Paris einer der trefflichſten Schauſpieler geworden bin. Zum Teufel auch, ich ſtifte einen Aufruhr an, und ſtürze meinen albernen Collegen Hamblin. Herr Präſident, wollen Sie mir dazu ein Dutzend handfeſter Leute leihen?

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Mahadeo-Tempel.

August Lewald.

F. Federer dl.t

Lith. Anst. v. W. Pohuda.

MAHADEO TEMPEL.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff *).

Erſter Artikel.

Wenn wir die Einrichtung der chineſiſchen Geſellſchaft näher ins Auge faſſen, muß uns ihre Eintheilung in große Familien auffallen, deren Glieder, wenn ihrer auch viele Tauſende ſind, alle denſelben Zunamen tragen, und einander als Verwandte betrachten. Dieſe Stammgenoſſenſchaften gleichen denen der ſchottiſchen Hochländer, obgleich ſie nicht gerade das Feudalſyſtem haben. Es gibt in China etwa vierhundert und vierundfünfzig Zunamen, und folglich eben ſo viele Stämme; von dieſen Zunamen beſtehen dreißig aus zwei Schriftzeichen oder Sylben, während die übrigen einſylbig ſind. Alle, die demſelben Stamme angehören, betrachten einander als Vetter, und es beſteht eine ſtillſchweigende Uebereinkunft gegenſeitiger Hilfeleiſtung, wie wenn ſie Blutsverwandte wären. Als der Verfaſſer in dem himmliſchen Reiche

---

*) Wir theilen dieſe Auszüge aus dem eben ſo wichtigen als intereſſanten Werke **China oppened** mit.

eingebürgert wurde, trat er ganz natürlich auch in einen Stamm ein, und war plötzlich von einem Heere von Vettern umgeben, von denen die meisten auf seine Mildthätigkeit Anspruch machten, bei Gelegenheit ihm aber auch sehr bereitwillig Hilfe leisteten. Kein Mann darf eine Frau aus demselben Stamme nehmen; er muß sich in einer andern Familie eine Braut suchen, und so sich das Vorrecht erwerben, zwei Zunamen verbinden zu können. Die Stammgenossenschaften sind sehr alt. Man behauptet, sie seyen da entstanden, als China sich in viele Feudalstaaten theilte, so daß es ihrer nicht weniger aus tausend siebenhundert und dreiundsiebzig geben müßte. Es ist jedoch weit wahrscheinlicher, daß sie mit den ersten Stammvätern des menschlichen Geschlechtes entstanden, die ihre Vornamen auf ihre Nachkommen übertrugen.

Obgleich diese Einrichtung große Nachtheile hat, so legt sie doch den Maßregeln einer willkührlichen Regierung einen sehr heilsamen Zügel an. Die zahlreichsten Stämme in den verschiedenen Bezirken verbinden sich oft, um Erpressungen abzuwehren, und die Behörden zum Nachgeben zu zwingen. Wenn irgend ein Glied ungerechter Weise verfolgt wird, so tritt der Stamm auf und besteht auf der Lossprechung des Stammgenossen. Andererseits sind die schwächeren Stämme in einer höchst armseligen Lage; sie haben nicht nur die Bedrückungen der Regierung, sondern auch die Mißhandlungen der mächtigeren Stämme zu erdulden. Die chinesische Regierung hat oft den Versuch gemacht, diese Genossenschaften aufzuheben, aber nie ist es ihr gelungen. Diese Einrichtung ist mit dem ganzen Wesen der Nation zu eng verwoben, als daß sie durch die bloße Anwendung despotischer Gewalt über den Haufen geworfen werden könnte. Ein Beamter, der gegen seine Stammgenossen eine schwere Strafe erkennen würde, würde für ein Ungeheuer gelten, und von seinen Vorgesetzten gemieden werden. In dieser Beziehung ist in China mehr Nepotismus als in irgend einem andern Lande. Confucius selbst connivirt eine Ungerechtigkeit, wenn sie zu Gunsten eines Verwandten begangen wird. Aber hätte er dieß auch nicht gethan, die Bande des Blutes sind bei den Chinesen sehr stark, und die Liebe zu ihren Verwandten, bei äußerster Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft im Ganzen, ist beinahe gesetzmäßig. Mencius verwarf mit gleicher Verachtung den Egoismus und die allgemeine Menschenliebe, und lehrte, daß unsere ungetheilte Liebe nur unsern Verwandten angehören sollte. Keine von seinen Vorschriften wurde so streng befolgt wie diese.

Mächtige Stämme gerathen oft in Feindseligkeiten mit einander und schlagen regelmäßige Schlachten. Oestlich von Canton und westlich von Fokeen sind solche Vorfälle an der Tagesordnung. Da es Grundsatz

iſt, niemals Gewalt anzuwenden, wenn große Volksmaſſen verſammelt ſind, tritt die Regierung ſelten unmittelbar dazwiſchen, weil ein ſolcher Verſuch ihre phyſiſche Stärke auf die Probe ſetzen und ihre Unzulänglichkeit beweiſen könnte. Man läßt die Maſſen ſich zerſtreuen, und dann iſt es noch Zeit genug, Einzelne in Unterſuchung zu ziehen, und der Mehrzahl großmüthig Verzeihung zu gewähren.

Wir führen hier einige Nachrichten über die Fehden zwiſchen den Familien Chung und Chuy an, welche in der Nachbarſchaft von Canton leben. Von fernen Zeiten her hatten Zänkereien zwiſchen beiden Familien Statt gefunden. Einer der Stammväter der Familie Chung, deſſen Verſuch, für ſein erlittenes Unrecht Rache zu nehmen, verunglückt war, biß ſich auf dem Sterbebette ſeinen Finger ab, und ſchrieb mit dem Blute ſeine Unbilden auf eine Papierrolle nieder, die er ſeiner Familie vermachte, mit dem feierlichen Auftrag, an ihren Erbfeinden Rache zu nehmen. Seine Nachkommen verſäumten keineswegs, ihren Feinden die Schuld ſammt Zinſen abzutragen, und von dieſer Zeit entſpann ſich ein kleiner Krieg. Unglücklicher Weiſe wohnte der eine der feindlichen Stämme auf dem Kirchhofe des andern, und ſo geſchah es, daß die Familie Chung an den Ueberreſten und Gräbern der Verſtorbenen Rache nahm. Sie entſtellten die Gräber und warfen ſogar verfaulte Subſtanzen darauf, als das Grabesfeſt herannahte. Keine größere Schmach kann dem Chineſen angethan werden, als dieſe. Wenn eine der Parteien an einem verſteckten Orte angetroffen wurde, und die andere zufällig ſtärker war, ſo wurde die erſtere ganz ſicher mißhandelt und beraubt. Solche Gewaltthätigkeiten werden oft von dem ganzen Stamme begonnen, und ein allgemeiner Lärmſchrei tönt durch die Dörfer. Wenn Einzelne im Handgemenge fallen, und die Gerechtigkeit die Mörder zu ſtrafen ſucht, ſo verkaufen ergebene Perſonen ihr Leben, geſtehen das Verbrechen und erleiden die Strafe des Schuldigen. Das Geld, um ſie zu erkaufen, wird durch allgemeine Beiſteuer erhoben, und während ſo dem Geſetze reichlich Genüge geſchieht, werden dieſelben Abſcheulichkeiten auf's Neue ungeſtraft begangen.

Wollen wir über den Charakter der Chineſen ein richtiges Urtheil fällen, ſo müſſen wir ſie als Kinder ihrer Umſtände und Verhältniſſe betrachten. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir ſagen: jede andere Nation, die in einer ähnlichen Lage lebte, von derſelben Regierung beherrſcht wäre, dieſelbe Literatur beſäße und derſelben Zucht unterworfen wäre, würde ihnen gleichen. Im Allgemeinen können wir ſie als ein ackerbauendes Volk betrachten, für deſſen allzu zahlreiche Bevölkerung die Exiſtenzmittel des Landes nicht hinreichen. Die Folgen ſind ſehr

deutlich. Da die Hauptstadt in zahllose Abtheilungen getheilt ist, so sind viele Individuen ohne einen Antheil; und während die Mehrzahl im Schweiße ihres Angesichts ihr kärgliches Auskommen findet, hat eine sehr zahlreiche Classe nichts zu leben. Auf der einen Seite fordert ein solcher Zustand zu der unermüdlichsten Anstrengung auf, nur um das Leben zu fristen; Thätigkeit ist hier nicht mehr die Sache freier Wahl, sondern sie wird eine nothwendige und beständige Gewohnheit, indem die geringste Vernachläßigung derselben ins Elend führt. Andererseits kann der menschliche Geist, wenn er so zur Erde hinabgedrückt ist, sich nicht zu Höherem erheben; in der Befriedigung der dringendsten körperlichen Bedürfnisse geht jeder Gedanke unter; dieselbe Noth und dieselben Sorgen stellen sich täglich dar, und zur Ausbildung des Verstandes und Herzens bleibt weder Zeit noch Neigung übrig. Diejenigen, welche ohne Erbgut sind, müssen für sich selbst sich abmühen, und entweder darben, oder, um ihr Daseyn zu fristen, Betrüger werden. Daher die ungeheure Menge Bettler und Vagabunden, denen man überall begegnet, und die Tausende, die beständig Hunger sterben. Auch die haushälterischen Gewohnheiten der Chinesen können hieraus erklärt werden, denn Verschwendung bringt den Mangel hervor, und der Genuß irgend einer nahrhaften Substanz, wenn sie auch noch so ekelhaft ist, ist hier nicht mehr Sache thörichter Vorliebe, sondern dringender Nothwendigkeit. Ihre Kleidung, Wohnung und ihre ganze Lebensweise verrathen deutlich die Noth, von der sie beherrscht sind. Diejenigen Classen, welche über den Mangel erhoben sind, sind zu tief durchdrungen vom Nationalgeist, als daß sie sich nicht durch ihre niedrigen und gemeinen Leidenschaften als ächte Chinesen kund geben sollten. Hier wirken anstatt des Mangels sinnliche Begierden, nach deren Befriedigung sie eben so emsig streben, als die ärmeren Classen nach ihrem Unterhalte. Ihre Gewohnheiten arten in Trägheit aus, weil sie es unter ihrer Würde halten, zu arbeiten; und die Länge ihrer Nägel zeigt in der Regel ihre Befreiung von knechtischen Geschäften an. Geben sie sich gleichwohl mit literarischen Forschungen ab, so zeigt sich in ihren Studien dieselbe Emsigkeit, welche den Bauer belebt; sie quälen sich dann eigentlich ab, um Kenntnisse zu erwerben, und speichern ihr Erlerntes höchst sorgfältig auf.

Ein weiteres bedeutendes und wichtiges Element zur Bildung des chinesischen Charakters ist die Religion. Ohne daß wir diesen Gegenstand von einem einseitigen Gesichtspunkte aus auffassen, muß man doch zugeben, daß die Confucischen Lehren weder die Gefühle läutern, noch das Herz reinigen; eben so wenig leiten sie die menschliche Seele zu Gott, dem Richter alles Irdischen, hin. Der Taouismus, ein bloß

theoretiſches und myſtiſches Syſtem, iſt einem Volke angemeſſen, das gezwungen iſt, bei jedem Gegenſtand nach deſſen praktiſcher Nützlichkeit zu ſehen. Die Chineſen ſind zu civiliſirt und haben zu viel geſunden Verſtand, um die wunderbaren Fabeln des Buddhaismus zu glauben und ſeinen Götzendienſt in ſeinem vollen Umfange anzunehmen. Da jedoch kein Volk ohne religiöſe Gefühle ſeyn kann, und der Skepticismus in ſeiner höchſten Verfeinerung immer ſich ſelbſt vernichtet, ſo werden die äußeren Ceremonien aller dieſer Syſteme getreulich beobachtet, während die große Maſſe des Volkes gegen die Lehrſätze völlige Gleichgültigkeit zeigt, oder jeden religiöſen Gegenſtand in's Lächerliche zieht. Wer die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, die ungehemmte Herrſchaft der Leidenſchaften und die gänzliche Abweſenheit von Gewiſſens-Scrupeln gehörig zu beobachten wünſcht, darf nur unter den Chineſen leben. Sie betrachten nur das als Verbrechen, was geſetzlich ſtrafbar iſt; ſittliche Verpflichtungen gibt es nicht. Die ſchmutzigſte Selbſtſucht leitet alle ihre Handlungen; und die öffentliche Meinung, die unter chriſtlichen Nationen eine ſo hohe Macht ausübt, iſt in China etwas ganz Unbekanntes. Die Furcht Gottes iſt nicht in ihren Herzen, und deßhalb iſt auch kein gehöriger Widerſtand gegen ihre angeborene Laſterhaftigkeit möglich.

Wenn das Leben nach dem Tode und die Herrlichkeiten, die den Menſchen im Himmel erwarten, für ihn keinen Reiz haben, oder wenn er von der Exiſtenz ſolcher Dinge gar nichts weiß, ſo wird er ſeine ganze geiſtige Kraft dazu anwenden, weltliche Vortheile zu erringen, und allmählich allen Geſchmack an überirdiſchen Dingen verlieren. Das Geld iſt bei den Chineſen der Götze, den alle ohne Unterſchied anbeten. Ihre Gedanken, ihr Geſpräch, ihre täglichen Beſchäftigungen: Alles geht darauf hin, den Mammon der Ungerechtigkeit zu erwerben. Er iſt der Nationalgeiſt, die öffentliche Geſinnung und das höchſte Gut von Hoch und Nieder. Politiſche Fragen beſchäftigen ſie eben ſo wenig, als religiöſe. Geduldig, ja ſclaviſch in ihrer Verfolgung eines Schattenbilds von Glück, ſind ſie treue und ruhige Bürger, ſo lange die Regierung ihre Pläne nicht kreuzt; ſie werden die größten Unwürdigkeiten erdulden und ſich den Verluſt ihres ganzen Eigenthums gefallen laſſen, wenn ihnen nur nachher geſtattet wird, ſich ein neues Vermögen aufzuhäufen. Und nicht zufrieden, nur während dieſes kurzen Lebens ſich Geld zu erjagen, haben ſie eine Art Wechſelbank für das Jenſeits errichtet, und wenn ſie Papier, das mit ganz dünnen Zinnplatten belegt iſt, verbrennen, hegen ſie die zuverſichtliche Hoffnung, daß die Aſche in der andern Welt den Werth von Thalern haben werde. Auf dieſelbe

Art verehren ſie die Götzen und belohnen die Gunſt der Götter, und betrachten es immer als eine ſehr vortheilhafte Art einer Zahlung, denn mehr als tauſend Papiere können um einen Thaler gekauft werden, und ein einziges hat dieſen Werth, ſobald es zu Aſche gebrannt iſt. Vermögen, langes Leben und männliche Kinder, dieß ſind bei dieſen Leuten die Gipfel menſchlichen Glückes, denn im Beſitze dieſer Gegenſtände hoffen ſie vollkommene Befriedigung zu finden.

Auch die Regierung hat dem chineſiſchen Charakter ihren Stempel aufgedrückt. In jedem deſpotiſchen Lande werden die Geiſter der Unterthanen ſclaviſch, kriechend und ſpeichelleckeriſch; und da ſie durch plumpe Gewalt niedergedrückt werden, ſind ſie gezwungen, um ſich gegen Bedrückung zu ſchützen, zum Betrug und zu liſtigen Kunſtgriffen ihre Zuflucht zu nehmen. Ob ſie ruhig bleiben werden, darum handelt es ſich nicht mehr; ſie verehren die Ruthe, die ſie ſchlägt, und ſtehen niemals zum offenen Kampfe gegen ihre Herrſcher auf, wenn ſie nicht von der Verzweiflung geſtachelt werden. Die Kraft zu edlen Unternehmungen, iſt von ihren Herrſchern gelähmt, ſie ſind ein zahmes, man kann ſagen kleinmüthiges Volk, voll Furcht und Verſchlagenheit, und ihren Gebietern nur durch ihre Anzahl furchtbar. Die Verfaſſung des Reiches, die den Herrſchenden ſo bequem, den Gehorchenden ſo läſtig iſt, fordert die Aeltern zur Tyrannei in ihrem häuslichen Kreiſe auf; ſomit iſt der Deſpotismus an der Tagesordnung. Es liegt im Intereſſe eines jeden Hausherrn, dieſe Form beizubehalten und in ſeiner beſchränkten Sphäre ſo gut er kann anzuwenden. Damit gleichwohl die Nation nicht gänzlich gleichgültig gegen die Geſetze des Landes werde, hat die Regierung weislich dem Volke einen Antheil an der Verwaltung dadurch gegeben, daß ſie das Talent ohne Rückſicht auf den Adel erhebt. Dieß iſt ein mächtiger Antrieb, ſich Kenntniſſe zu erwerben; alle bemühen ſich darum, und die Zahl der Leſenden in China iſt bei weitem größer als in irgend einem Lande Aſiens, Japan ausgenommen.

Wie groß der Einfluß iſt, den das confuciſche Syſtem auf das Volk übt, haben wir bereits früher bemerkt. Es iſt eine Nation, der *eine* beſtimmte Form angegoſſen iſt, die ſich auf *einem* Pfade bewegen muß, und keinen andern betritt. Ihren alten Gebräuchen treu, verabſcheuen ſie nichts ſo ſehr, als die Veränderung, und wäre es eine Aenderung zum Beſſern. Ihre Etikette iſt ſprichwörtlich geworden; und ihre erkünſtelte Feinheit iſt den ſtrengſten Regeln unterworfen. Perſonen aus den höheren Claſſen ſtehen natürlich noch mehr unter dieſem Einfluſſe, und ſtellen ſich bei Ceremonien u. ſ. w. als lebendige Automaten dar.

Die Chineſen leben unter einem der ſchönſten Climate in der Welt, und ſind weder dem Uebermaß der Hitze, noch der Kälte ausgeſetzt. In den fruchtbaren Bezirken, wo jährlich drei bis vier Erndten aus dem Boden gewonnen werden, erfordert es die äußerſte Anſtrengung, um das Land vor Erſchöpfung zu bewahren, während in den zahlreichen unfruchtbaren Gegenden nur die angeſtrengteſte Arbeit ein Auskommen gewähren kann. Alles regt die Thätigkeit an. Die Einwohner ſind abgehärtet und an große Strapatzen gewöhnt. Ihre Conſtitution iſt von gröberem Stoffe als die unſrige, und wenn ſie deßhalb weniger empfindlich ſind, ſo ſind ſie auch den Krankheiten weniger unterworfen, ertragen ſie mit größerem Muthe und erholen ſich bälder. Eine weite Küſte und eine große Anzahl ſchiffbarer Kanäle und Flüſſe bieten ihnen reichliche Gelegenheit, ihrer geſetzmäßigen Vorliebe für den Kleinhandel nachzuhängen. Dieſelbe Geſchicklichkeit, die ſie im Ackerbau zeigen, zeigt ſich auch in ihrem Handelsſyſtem, obgleich das letztere den väterlichen Schutz der Regierung nicht theilt.

Alle Leute, mit wenigen Ausnahmen, haben lange, ſchwarze und ſteife Haare; die der Frauen ſind beſonders ſehr ſchön. Die Männer ſcheeren den vordern Theil des Hauptes und flechten das Haar am Hinterhaupte ſorgfältig in einen Zopf. Dieſe Tracht wurde von den Tartaren eingeführt, denn die alten Chineſen trugen ihre Haare ſo, wie heut zu Tage die Einwohner von Cover und Cochin-China. Je länger der Zopf iſt, für deſto hübſcher gilt er. Das Ende deſſelben umwickeln junge Leute mit einem rothen, ältere mit einem ſchwarzen Bande. Er hängt gewöhnlich am Rücken hinab, während ärmere Leute ihn um den Kopf herum binden. Die Tartaren ſchrieben dieſe Tracht, in welcher ſie den Schwanz ihres Lieblingspferdes nachahmten, vor, um ihre Anhänger von den treuen Anhängern der Familie Ming zu unterſcheiden. Obgleich die Chineſen nur durch vieles Blutvergießen gezwungen werden konnten, dieſe Art, das Haar zu tragen, anzunehmen, ſo hängen ſie doch jetzt ſo zäh an dieſer Zierde, daß eine der größten Strafen, die auferlegt werden können, darin beſteht, daß man den Zopf abſchneidet, eine Schmach, der ſich Diebe und Räuber unterwerfen müſſen. Beim Tode des Kaiſers oder eines der Aeltern läßt man das Haar wachſen und der Zopf wird nicht geflochten. Die Frauen tragen ihr Haar in ſehr phantaſtiſchen Formen, die höheren Claſſen ſchmücken es mit goldenen und ſilbernen Stecknadeln; in einigen Provinzen tragen alle Frauen künſtliche Blumen. Kleine Vögel, aus dünnen Goldblättern und Perlen gemacht, ſchmücken die Köpfe der Jungen und Reichen; aber obgleich ſie ihr Haar in die wunderbarſten Geſtalten und Knoten

flechten, tragen ſie es doch niemals in Locken. Beinahe jeder Bezirk hat ſeine eigenthümliche Mode; das Weib bleibt Weib ſelbſt in China.

Ein breites Geſicht, dünner Leib, bleiche Züge bei Frauen, und lange Ohren und Beleibtheit bei Männern, gelten für ein Kennzeichen der Schönheit. Aber nichts ziert ſo ſehr das ſchöne Geſchlecht, als kleine Füße. Schon in der früheſten Kindheit fängt man an, ihre Füße zuſammenzupreſſen, die Zehen werden zurückgedrückt und das Wachsthum durch ein Eiſen aufgehalten. Für ein ungeübtes Auge haben dieſe Füße weit mehr das Ausſehen der Mißbildung als der Schönheit. Von der Ferſe bis zur großen Zehe iſt der Fuß außerordentlich kurz, bei den Frauen im Norden oft nicht über drei Zoll lang. Die Haut, welche die Ferſe bedeckt, iſt ungewöhnlich dicht und hart, und ſehr oft eitern die Füße. Und doch iſt das Verlangen, dieſe Auszeichnung zu beſitzen, obgleich es den Gang hinkend macht, Unwohlſeyn und Krankheit hervorbringt, ſo ſtark, daß ſich die Mädchen freudig dieſen Leiden unterwerfen. Die Zeit, in welcher dieſer unnatürliche Gebrauch eingeführt wurde, iſt nicht bekannt, er iſt jedoch ſehr alt. Frauen, welche denſelben nicht befolgen, werden verachtet, und nur die ärmeren Claſſen und ſchlechte Weibsperſonen laſſen ihre Füße wachſen.

China iſt den Grillen der Mode nicht unterworfen. Die Kleidung, welche von der jetzigen Generation getragen wird, iſt beinahe dieſelbe, die vor vielen Jahrhunderten getragen wurde. Die Eingeborenen tragen keine Hemden. Die Röcke der reicheren Claſſen ſind lang und weit; die ärmeren Leute gehen in einer langen Jacke; beide Theile haben weite Strümpfe, über denen die Erſteren Beinkleider anziehen. Dieſe Kleider ſind entweder von Seide oder von Baumwolle; ausländiſche Stoffe, wie unſere Wollenzeuge und Camelots, werden nur wenig getragen. Im Sommer gehen die armen Leute barfuß und ohne Jacke; im Winter ſuchen ſich beide Stände ſo viel als möglich Felle zu verſchaffen, die reichen Leute wetteifern mit einander im Tragen der ſchönſten Pelze, und die ärmeren Claſſen tragen Jacken, die mit Baumwolle oder Schaaffellen gefüttert ſind. Ihre Schuhe haben dicke Sohlen und ſind ſehr ſchwerfällig gemacht. Stiefel werden nur von Beamten und Standesperſonen getragen. Die meiſten Leute gehen im Sommer barhäuptig, indem ſie ſich mit einem Fächer vor den Sonnenſtrahlen ſchützen; einige tragen eine dünne, kegelförmige Strohmütze, und Ackerbauern ſehr große Strohhüte. Die Mützen, welche man im Winter trägt, ſind weit mannigfaltiger; ſie ſind von Filz und haben verſchiedene Formen, ſind aber niemals ſo groß als unſere Hüte. Man kann die Tracht nicht anmuthig nennen, aber ſie iſt ſehr bequem. Ein Chineſe

in seinem Staatsgewand ist so steif, wie eine Marmorstatue, und sieht sehr ernsthaft, aber außerordentlich linkisch aus. Der Anzug der Frauen ist beinahe derselbe, nur länger und weiter, und die Strümpfe sind so kurz, daß sie kaum die Füße bedecken. Außerdem hat die Kleidung der Frauen einen etwas verschiedenen Schnitt, der ihnen ein bescheidenes Ansehen gibt. Einen Schleier tragen sie nie, aber sie bemahlen ihre Augenbrauen, Wangen und Lippen. Sie lieben sehr eine bleiche Gesichtsfarbe und ein schmeichelndes Aussehen. Ein Fächer ist der beständige Begleiter der beiden Geschlechter. In der Anfertigung dieses Artikels zeigen sie eine große Kunst; es gibt Fächer von allen Formen und Arten, und sie sind in der Regel hübsch verziert. Männer von hohem Rang, besonders Offiziere, tragen ein Paar kleine Stäbchen, und haben daran in einem Futteral ein Messer hängen. Alle Classen, und selbst ältere Frauen rauchen; und die Pfeife und der Tabaksbeutel ist ein unerläßliches Geräthe für Reich und Arm. Die Zahl der schlecht gekleideten Leute übersteigt so sehr die der anständigen Personen, daß, dürfte man nach ihrer Erscheinung in den Straßen auf ihr Eigenthum schließen, neunundneunzig unter hundert Tagelöhner seyn müßten; aber man muß bedenken, daß die Chinesen, um nicht die Aufmerksamkeit der Mandarine auf sich zu ziehen, sich so schlecht als möglich ankleiden. Einen seidenen Anzug haben sie, der außerordentlich reich ist; die Knöpfe sind von Gold, und Rücken und Vordertheil solcher Staatsgewänder schön gestickt. Im gewöhnlichen Leben jedoch lieben sie bunte Kleider nicht. Dieß geht indeß besonders auf die Männer. Die Frauen lieben hier, wie überall, den Schmuck, nur mit der Ausnahme, daß ihre Moden selten wechseln. Die Reinlichkeit ist eine Tugend, die man in China selten antrifft. Die Unterkleider werden im Winter nicht gewechselt, und Niemand schämt sich an Ungeziefer oder Hautkrankheiten. Aeltere Leute lassen Schnurrbart und Backenbart wachsen. Als Trauerkleider tragen die Chinesen grobe Leinwand ohne Naht, um die Tiefe ihres Schmerzes auszudrücken. Ihre Betten bestehen aus Brettern, die mit einer Matte bedeckt sind, und aus einem harten Kissen; im Winter benützen sie mehre wollene Decken. Die Vorhänge sind in der Regel sehr bunt, und das Kissen ist oft eine längliche lederne Büchse, in der sie ihre werthvollen Gegenstände aufbewahren, oder es ist auf beiden Seiten mit Stickereien geschmückt.

Der Hauptnahrungsstoff in China ist Reis. Er wird gewöhnlich trocken gegessen; arme Leute vermischen ihn mit viel Wasser und machen eine Suppe daraus. In den südlichen Provinzen ist die süße Patate entweder mit ein wenig Reis oder mit Vegetabilien vermischt, die

beſtändige Nahrung der unteren Claſſen, während im Norden Barbados-Hirſe die Nahrung der Mehrzahl ausmacht. Obgleich die Chineſen alle unſere Arten von Getreide bauen, und noch außerdem einige Getreidearten beſitzen, die wir in Europa nicht finden, verſtehen ſie doch kein Brod zu backen. Die Aehren werden von den Armen oft geröſtet gegeſſen, wie Mais, oder das Korn wird geſchrotet und kleine Kuchen von verſchiedenen Formen und mit verſchiedenen Ingredienzien, wie Zucker, Coriander, Kümmel, Schweinsfett, daraus gebacken. In Shen-ſe und Shan-ſe leben viele Leute ausſchließlich hievon. Das Weizenmehl in Leauou-tung iſt ganz vortrefflich und wird ſtark ausgeführt. Es wird beſonders angewendet bei der Bereitung von Nudeln, in der die Chineſen uns weit übertreffen, indem ſie eines ihrer Lieblingsgerichte ſind. Bohnen und Erbſen ſind ſehr gewöhnlich. Eine kleine Art von Bohnen wird eingepöckelt und ſo mit Korn gegeſſen. Sehr gern eſſen ſie Soja, der aus dem **Dolichos chinensis** und andern Ingredienzien bereitet, und ſowohl von Reichen als von Armen genoſſen wird. Erbſen ißt man allein und mit Reis. Rüben und Gelbwurzeln und ähnliche Vegetabilien werden ſehr ſorgfältig gebaut und allgemein gegeſſen; die erſteren werden oft eingepöckelt, in Stücke geſchnitten und ungekocht gegeſſen. Keine ihrer Vegetabilien iſt ſo ſchmackhaft oder wird ſo allgemein gegeſſen, wie die Rüben, für Viele iſt ſie die tägliche Speiſe. Eine große Art von Vegetabilien, Tae-tſae genannt, die wir in Europa nicht kennen, wird geſalzen und roh von den Armen in großer Menge verzehrt. Ihre Orangen und Mangos haben einen ſehr guten Geſchmack; aber die Chineſen lieben dieſe Früchte nicht ſo ſehr wie wir, noch bauen ſie dieſelben mit der gleichen Sorgfalt.

Die Chineſen verzehren nicht ein Fünftheil der animaliſchen Nahrung, die wir genießen. Unähnlich den Hindu's und den Muhammedanern, iſt ihr Lieblingsfleiſch Schweinefleiſch, und vielleicht liebt keine Nation daſſelbe ſo ſehr. Die Ferkel werden mit großer Sorgfalt gemäſtet, leben bei den ärmeren Claſſen in den Häuſern, und theilen beinahe die Nahrung derſelben. Ochſenfleiſch wird wenig verzehrt, und die Regierung verbietet Kühe zu tödten. Im Norden trifft man ſehr häufig vortreffliches Hammelfleiſch; auch Ziegen hält man ihres Fleiſches wegen, die jedoch nicht ſonderlich gedeihen. Wildpret iſt ſelten und wird aus dem Auslande eingeführt. Der Magen des Chineſen läßt ſich Hunde-, Katzen-, ja Pferdefleiſch gefallen. Der Verfaſſer ſelbſt war einmal Zeuge einer Mahlzeit, bei der der Kopf eines Eſels den Hauptleckerbiſſen ausmachte. Die Armen weiſen nichts zurück; ſie eſſen Ratten, Mäuſe und jede Art Gewürm ohne den mindeſten Widerwillen. Alles

zu eſſen, was möglicher Weiſe nahrhaft ſeyn kann, dieß iſt, kurz ausgedrückt, der Grundſatz, nach welchem die chineſiſche Diät geordnet iſt. Sie ziehen ſehr viele Enten und verſchiedene Arten Hühner auf, aber die meiſten tödten dieſelben nur bei Feſtmahlen, um ſie ihren Göttern zu opfern. Die ärmeren Claſſen begnügen ſich mit den Eingeweiden und Beinen, die man beſonders zum Verkauf ausſetzt. Vielleicht in keinem Lande wird Meer, Fluß und See ſo ſehr in Anſpruch genommen wie in China. Wo der Chineſe nur eine Pfütze findet, fiſcht er; kein Waſſerthier, nicht einmal die giftigeren Geſchöpfe können ſeiner Forſchung entgehen. Die Fiſche, welche ſie fangen, ſind von verſchiedener Art, und werden geſalzen, getrocknet und friſch zu Markte gebracht. Arme Leute haben oft nichts anderes zu eſſen, als einen kleinen Fiſch und Reis mit ſüßen Pataten vermiſcht. Die größten Leckerbiſſen jedoch werden aus dem Auslande eingebracht, und unter dieſen behaupten die eßbaren Vogelneſter, die ſo gut bekannt und geſchildert ſind, und der Bicho-de-mar oder die Seeſchnecke den erſten Rang. Die beſte Art des erſteren Artikels iſt außerordentlich theuer, und ein Gourmand kann mit der größten Leichtigkeit bei einem Frühſtück ſo viel verzehren, daß wenigſtens vier Leute davon ein ganzes Jahr leben könnten. Auch von dem Bicho-de-mar gibt es verſchiedene Arten, die der Chineſe recht gut zu unterſcheiden weiß. Floßfedern von Haifiſchen, Fiſchmägen, Kuhſehnen und die Spitzen von Hirſchgeweihen und eine Menge ähnlicher Artikel werden wegen ihrer gallertartigen Eigenſchaften als große Leckerbiſſen angeſehen. Sie werden verkocht, ohne viele Würze dazu zu thun, und ſo gegeſſen. Auch Buffalo-Häute werden ſo zubereitet.

Das Lieblingsgetränke iſt Thee, ohne Zucker oder Milch. Die letztere iſt ein Artikel, der bei den Chineſen nicht gut angeſchrieben iſt. Thee trinken ſie zu jeder Tageszeit, beſonders nach Gaſtmahlen, und bieten ihn ihren Gäſten an. Er iſt ſiedend, und wird aus Gefäßen getrunken, die ſelten gereinigt werden, denn dieſer Proceß ſoll dem Geſchmack des Thees Eintrag thun. Sie ſind eben ſo anmaßend und hochmüthig in der Beurtheilung der Güte ihres Thees, als wie in der Beurtheilung unſerer Weine; aber ihr Geſchmack iſt ein anderer, als der unſere. Die ärmſten Leute trinken entweder warmes Waſſer oder einen Aufguß von Kräutern, mit denen ſie nicht ſehr pünktlich umgehen. Im Süden werden gebrannte Waſſer in kleinem Maße genoſſen, die aus dem Reis abgezogen werden; aber in den nördlichen Provinzen gibt es ſehr mannigfaltige Arten von Liqueurs, die aus verſchiedenen Arten von Früchten auf verſchiedene Weiſe abgezogen und vom Volke allgemein genoſſen werden, das der Trunkenheit ſehr ergeben iſt; aber

so viel wir wissen, wird kein Wein aus Trauben bereitet. Aus dem Zuckerrohre wird Rhum abgezogen. Geistige Getränke werden, gleich dem Thee, aus kleinen Schaalen getrunken. Bier, Cider u. s. w. sind gänzlich unbekannt.

Eine chinesische Mahlzeit wird in zahlreichen Untertassen auf den Tisch gesetzt. Bei der Zubereitung derselben sind sie sehr reinlich, und ziehen gewürzte Speisen und eingesalzenes Fleisch und Vegetabilien allem Anderen vor. Das Fleisch wird in kleine Stücke zerhackt, so daß weder Messer noch Gabel nöthig ist. Jeder Gast hebt eine Schale Reis an seinen Mund, und ißt davon mit großer Gewandtheit vermittelst kleiner Stäbchen, während er dazwischen kleine Stücke von den andern Gerichten nimmt, die Allen gemeinschaftlich sind. In den meisten Gegenden ißt man dreimal des Tages, ohne daß die Substanzen, welche jedes Mahl ausmachen, viel von einander verschieden wären. Reis ist für sie Brod, und der Pataten werden sie nie überdrüssig; die nächste und wichtigste Speise ist fettes Schweinefleisch. Geröstetes und Gedämpftes ziehen sie jeder andern Art der Zubereitung vor. Die Kochkunst hat einen bedeutenden Umfang erlangt. Die Gerichte sind nicht blos durch die zahllosen verschiedenen Arten der Zubereitung sehr mannigfaltig, sondern auch im Allgemeinen sehr schmackhaft. Der Verfasser hat mehre Jahre unter den Chinesen gelebt, und kann sich über ihren Tisch wahrhaftig nicht beklagen. Ihre Suppen und ihr Gedämpftes sind sehr kostspielig. Je mehr gallertartige Substanzen da sind, desto theurer kommt das Mahl zu stehen.

Bei ihren großen Mahlzeiten werden eine Menge von Gerichten in verschiedenen Gängen aufgesetzt, wobei man mit dem Verdaulichsten anfängt, und mit Reis und Gedämpftem aufhört. Diese Mahlzeiten dauern oft mehre Stunden, während in den Pausen Thee und Liqueure herumgeboten werden. Wenn die Gesellschaft aus Gelehrten besteht, so unterhalten sie sich mit Räthseln, Gedichten und Satyren; bei den unteren Classen sind Glücksspiele sehr gewöhnlich, die darin bestehen, daß man Finger ausstreckt und die Andern die Zahl derselben errathen läßt, ganz wie das italienische Mora. Im Allgemeinen sind die Chinesen ein fröhliches Volk, und ganz besonders bei ihren Gastmahlen; hier ist Alles heiter, und im Genusse des Augenblicks verschwindet jede Sorge. Sie sprechen unaufhörlich, und bemühen sich, ihre Gesellschaft zu erheitern. Bei den großen Gesellschaften der reicheren Classen wird das Festmahl auf vielen kleinen Tischchen aufgetragen, von denen jedes für einen oder höchstens für zwei bis drei Gäste bestimmt ist. Die kleinen Stäbchen sind nicht wie die gewöhnlichen von Bambus- oder ordinärem

Holz, ſondern von Elfenbein oder Ebenholz und hübſch verziert mit Silber und anderem Schmucke. Die Schaalen und Untertaſſen, die in der Regel aus gewöhnlichem Thon gemacht ſind, ſind bei ſolchen Gelegenheiten vom feinſten Porcellain, und man bedient ſich einer Art kurzen, flachen Löffels von demſelben Material. Bei ſolchen Geſellſchaften ſind ſie ſehr verſchwenderiſch; und die Ceremonie bei der Einladung des Gaſtes — zuerſt durch Karten, dann durch ungeſtüme Botſchaften und endlich, wenn er gekommen iſt, daß er Platz nehmen möge, — iſt albern und in hohem Grade ſeltſam. Das Zimmer, in welchem das Feſtmahl gegeben wird, iſt hübſch ausgeſchmückt, und die Speiſen ſind geſchmackvoll aufgetragen. Der Wirth empfängt den Gaſt an der Thüre, und reicht ihm mit außerordentlicher Höflichkeit entweder Thee oder Liqueur. Wenn alle verſammelt ſind, und der Wirth ſie bittet, Platz zu nehmen, entſteht jedesmal regelmäßig ein langer Streit, wer ſich zuerſt auf den unterſten Sitz ſetzen ſolle; eine erkünſtelte Beſcheidenheit, die durch ihre lange Dauer wahrhaft abgeſchmackt wird. Wenn nach vielen unzuſammenhängenden Geſprächen und Wortwechſeln dieß endlich angeordnet iſt, werden die Gäſte dadurch, daß der Wirth ſeine kleinen Stäbchen erhebt, eingeladen, frei zuzugreifen. Jede Schaale Thee oder Wein wird ſtreng der Ordnung nach gereicht, und erſt dann getrunken, wenn allen Gäſten zugetrunken worden iſt. Wenn die Weinſchaalen leer ſind, ſo ſtürzt man ſie um, um zu überzeugen, daß nichts darin zurückgeblieben iſt. Die ganze Mahlzeit über dringt der Wirth in ſeine Gäſte, ſie möchten doch frei zugreifen, während die Letzteren die Bewirthung mit übertriebenen Lobſprüchen überhäufen. So vergeht die Zeit, bis endlich die Trinkfreiheit über den Zwang ſiegt, und nun folgt auf die Förmlichkeit ein Gelage. Sehr hoch geſtellte Perſonen haben während der Mahlzeiten auch Muſik, und die Zeit wird durch Kunſtſtücke von Gauklern oder Darſtellungen von Schauſpielen angenehm verkürzt.

Da die Chineſen Eſſen und Gaſtmahle ſo ſehr lieben, ſo ſind ſie natürlich große Gourmands. Selbſt die ärmeren Claſſen ſchwelgen gerne, wenigſtens einmal im Jahre. Ihre religiöſen Feſte ſind Zeiten der Gaſtmahle und Gelage. Die Gegenſtände, welche ſie opfern, werden von den Verehrern gefräßig verzehrt; und den Götzen Gaben darbringen, iſt gleichbedeutend mit Feſtmahle halten. Bei dem Chineſen iſt Schwelgen und religiöſe Ceremonie daſſelbe; und er würde niemals ein heiliges Feſt begehen, wenn er nicht ſelbſt einen Genuß dabei hätte.

Die große Bevölkerung macht die Speiſen verhältnißmäßig theuer; der Miethlohn iſt aus demſelben Grunde ſehr gering; ein Mann muß

außerordentlich sparen, wenn er mit einem Thaler monatlich leben will. Tausende würden Alles, was sie arbeiten, darum geben, wenn ihnen Jemand Nahrung und Kleidung dafür ablassen würde. Es ist deßhalb ganz seltsam, daß die Sclaverei noch immer, wenn auch in beschränktem Maße, besteht, und noch jetzt mit Einwilligung der Regierung ein Handel mit Menschenfleisch getrieben wird.

Was die Sparsamkeit im Hauswesen betrifft, so werden sie darin von keiner Nation übertroffen; hier ist nirgends Verschwendung oder Ueppigkeit, und die geringfügigsten Gegenstände werden nützlich angewendet, der Kehrigt wird noch durchsucht. Zufriedenheit herrscht selbst unter den ärmsten Classen. Zu einem Mahle, das aus ein wenig gekochtem Gras und Pataten besteht, setzen sie sich heiter nieder, weil sie nichts Besseres kennen. So arm sie sind, laden sie dennoch mit Freude den vorübergehenden Fremdling ein, und bieten ihm einen Theil ihrer dürftigen Mahlzeit an.

Ihre Wohnungen sind weit weniger mannigfaltig, als man nach dem Umfange des Reiches glauben sollte. Viel kommt auf die Materialien an, die man an Ort und Stelle haben kann. Millionen leben in kleinen Schlammhütten, wenn der Granit nicht im Ueberfluß zu haben ist; während die Wohnungen in Gegenden, wo dieser Stein sehr häufig angetroffen wird, beinahe ganz aus massivem Stein bestehen. Sie besitzen große Fertigkeit im Zerschneiden und Zusammenfügen derselben, so daß der Ritz kaum sichtbar ist. In den südlichen Gegenden leben die ärmeren Classen in Hütten aus Kajan-Blättern. In waldigen Gegenden werden die Häuser aus Brettern erbaut. Der Grund wird nicht sehr tief gelegt und besteht gewöhnlich aus Granit. Die Chinesen machen ganz vortreffliche Backsteine, sie wissen sie schön zu verbinden, so daß sie Dreiecke, Vierecke, Kreise ꝛc., Figuren von Blumen u. s. w. bilden, was dem Aeußern der Wohnungen ein sehr anmuthiges Ansehen gibt. Es ist eine sehr allgemeine Sitte, eine Wand von Erde zu errichten und sie mit Backsteinen zu bepflastern; aber Häuser dieser Art werden bald durchnäßt und von Winden über den Haufen geworfen. Die Chinesen sind ein eigenthümliches Volk selbst in ihrer Bauart; der Heerd ist beinahe das Erste, was sie errichten, aber sie vergessen den Kamin dazu.

Das Innere der Wohnungen der armen Einwohner ist armselig genug, und sie bilden bei Weitem die Mehrzahl. Sie bestehen aus einem Zimmer, das als Küche, Schlafgemach, Sprechzimmer und Stall dient, wenn der Fußboden nicht gepflastert ist. In den kalten Gegenden geht eine Röhre durch das Zimmer, die als Ofen dient, um die

Lebensmittel zu kochen und das Zimmer zu erwärmen. Die Ferkel wohnen in den verſteckteſten Winkeln, und Ziegen, Eſel und Fohlen theilen die Wohnungen ihrer Herren. Dieß ſind die Hütten gewöhnlicher Bauern. Reichere Leute führen eine kreisförmige ſteinerne Mauer auf, in deren Hintergrund das Wohnhaus und die kleineren Gebäude errichtet werden. Am Eingange bemerkt man verſchiedene Blumentöpfe und oft künſtliche Felſen, Berge und Gärten. Der Hauptſaal ſteht gewöhnlich gegen Süden, und iſt der ſchönſte Theil des ganzen Hauſes. An den Seiten hinab ſtehen Stühle, vornen ein Tiſch, hinter welchem entweder das Bildniß eines Götzen oder irgend eine Inſchrift an der Wand angebracht iſt, mit einem Weihrauchgefäß davor. Die Wände ſind mit Inſchriften geſchmückt, die entweder auf lakirte Bretter mit goldenen Buchſtaben angebracht oder auf Papier geſchrieben ſind. Hinten an dieſem öffentlichen Saale ſind zwei Thüren, die in die Seitengemächer und in die Wohnungen der Frauen führen. Die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk, haben ſie zwei, ſo wird das oberſte von den Weibern bewohnt, welche im zurückgezogenſten Theile des Hauſes wohnen. Die Fenſter ſind ſehr klein und laſſen gewöhnlich ſehr wenig Licht ein, da das Glas äußerſt ſelten iſt und man dafür Papier und Muſcheln nimmt. Die Häuſer der beſſeren Claſſen haben im oberſten Stockwerk eine Gallerie oder Veranda, die hübſch bemalt und mit einem Geländer verſehen iſt. Ueber den Dächern ſind oft Terraſſen erbaut, die mit Bruſtwehren umgeben ſind. Da kommen ſie herauf, um die kühle Abendluft zu genießen, ihre Kleider zu trocknen oder Nachtwachen zu halten. So ſind mit wenigen Ausnahmen die Gebäude in dem größeren Theile des Reiches beſchaffen. Nach Muſtern griechiſcher und gothiſcher Baukunſt dürfen wir nicht ſuchen. Die Chineſen wären wohl im Stande, ſie nachzumachen, aber ſie kennen dieſe Bauarten gar nicht. Das Geſetz erlaubt ihnen nicht, von feſtgeſetzten Regeln abzuweichen, und wer es wagen würde, ein elegantes und bequemes Haus zu bauen, dem würde ſein Eigenthum unter dem Vorwande unnöthiger Verſchwendung confiscirt und niedergeriſſen. Die Straßen ſind enge und gewöhnlich nach keinem Plane angelegt. Wenige Städte machen indeß Ausnahmen. Die Häuſer in den Dörfern ſind ſo auf einander gebaut, daß es weder eine Straße noch ein Gäßchen gibt. Im Norden werden eine beſtimmte Anzahl Häuſer in einem Viereck erbaut, mit den Thüren nach Innen, um die Wohnungen gegen die Gewalt der Nordwinde zu ſchirmen.

In der Ausſchmückung ihrer Zimmer ſind ſie eben ſo ſparſam. Wenige herumhängende Gemälde, hie und da ein Spiegel und ein paar

wunderliche Zeichnungen an der weißen Wand, dieß sind die gewöhnlichsten Zierrathen. Lakirte und polirte hölzerne Stühle, einige Tische, ein Ruhebett, einige gemalte oder lakirte Lichtschirme machen das ganze Ameublement aus. Häuser, die aus Erde gemacht sind, werden hübsch mit Papier überdeckt. Der Fußboden, der gewöhnlich mit Backsteinen gepflastert ist, wird mit herrlichen Matten bedeckt, oder im Winter mit Teppichen oder Filz. Die Häuser sind mit Einwohnern angefüllt, die sich mit einem sehr geringen Raume begnügen müssen. Europäer könnten in so engen Höhlen nicht leben; aber Chinesen fühlen nur sehr wenig Unbequemlichkeit dabei. Bei keiner Classe herrscht eine besondere Reinlichkeit, und wenn Vieh in den Häusern lebt, so sind sie ärger als Ställe. Die Stadtbewohner halten ihre Wohnungen in besserer Ordnung, und Kaufleute und Krämer zeichnen sich durch geschmackvolle Verzierung ihrer Läden und Ausstellung ihrer Waaren aus; aber gleichwohl findet man im Innern der Gebäude neben vielem Prunk großen Mangel an Reinlichkeit.

Die Chinesen erscheinen in ihrem ungünstigsten Lichte, wenn wir ihre Behandlung des schwächeren Geschlechtes in's Auge fassen. Indeß theilen sie diesen Charakter mit allen Halbbarbaren, und sind unter diesen nicht einmal die schlimmsten. Die Geburt einer Tochter ist ein Gegenstand des Kummers für die Aeltern. Das Beste, womit man den Säugling zufrieden zu stellen sucht, sind Ziegel, während man dem Knaben Edelsteine und Kostbarkeiten schenkt. Dieß sind die Bilder, durch welche man die Unbedeutenheit des Ersteren und den Werth des Zweiten ausdrückt. Ein sehr berühmter Schriftsteller berechnete, daß bei fünfundzwanzig Mädchen zwanzig Knaben geboren werden. Gleichwohl ist es eine gut verbürgte Thatsache, daß die männliche Bevölkerung um Vieles stärker ist, als die weibliche; und wenn wir jene erstere Angabe für wahr gelten lassen, so müssen viele weibliche Kinder bei ihrer Geburt getödtet werden. Man kann über diese Sache nicht ohne Schaudern nachdenken. Kindermord ist ein Verbrechen, schwarz wie die Hölle. Kaum erfreut sich der neugeborne Säugling der Liebkosungen seiner liebenden Mutter, so wird er in warmem Wasser ersäuft, und so schon im Augenblick seiner Geburt dem Grab überantwortet. Die Entschuldigung, die man für ein so schauderhaftes Verbrechen anführt, ist die, daß ein augenblicklicher Tod einem langen Elend vorzuziehen, und daß der Vater der erste Schiedsrichter über das Schicksal seines Kindes sey. Die Regierung connivirt dieses abscheuliche Verfahren, weil sie die unbedingte Autorität des Vaters über Leben und Tod seiner Kinder anerkennt, und die Ermordung weiblicher Kinder

anerkennt, und die Ermordung weiblicher Kinder als das wirksamste Mittel gegen die allzurasche Zunahme der Bevölkerung betrachtet. Solche Grundsätze konnten nur vom Teufel eingegeben seyn, der ein Mörder war von Anfang der Welt an. Es ist unmöglich, die Zahl der Kinder zu berechnen, die so unmenschlich um's Leben kommen; aber wir können den Leser aus eigener Beobachtung versichern, daß der Mord weiblicher Kinder im ganzen Reiche verbreitet ist, und mit schamloser Grausamkeit verübt wird.

Die Entbindung chinesischer Frauen ist bei den unteren und mittleren Classen sehr leicht, und nur Wenige sterben an der Niederkunft. Schon einen Tag nachher sind sie wieder im Stande, an ihr gewöhnliches Geschäft zu gehen, ohne die mindeste Ungelegenheit zu fühlen.

Wenige Tage nach der Geburt eines Sohnes laden die Aeltern, wenn sie religiös sind, ihre Freunde zu einem Festmahle ein. Die Mutter bringt dann der Kwan-yin, der Göttin der Barmherzigkeit, ihr Gebet dar, und der Vater spricht den Yoo-ming oder Milchnamen aus, den das Kind an der Mutterbrust trägt.

Das Kind darf frei aufwachsen, ohne in Windeln eingewickelt oder sonst künstlich behandelt zu werden. In dem einförmigen Leben der Mädchen bis zur Zeit ihrer Heirath kommen nur wenige Veränderungen vor. Bei den unteren Classen lernen sie weben, nähen, sticken und die gewöhnliche Arbeit der Haushaltung. Die Weiber der Bauern haben eine sehr harte Arbeit, und wir haben einmal Frauen einen Pflug ziehen sehen, den der Mann leitete. Bei den höheren Classen lernen die jungen Mädchen ein wenig lesen und schreiben; einige zeichnen sich sogar im Gedichtmachen aus. Aber der große Gegenstand ihrer Erziehung ist die Lehre von dem unbedingten Gehorsam. Während sie nur selten das väterliche Dach verlassen, und in den Gemächern des Hinterhauses eingemauert bleiben, werden die Knaben in früher Jugend in die Schule geschickt oder erhalten einen Privatlehrer. Mit dem Eintritt in die Schule beginnt für sie eine zweite Lebensperiode. Wenn dem Lehrer ein Knabe zum Unterricht übergeben wird, bringt er einem Stück Papier, auf welchem der Name eines der Weisen geschrieben ist, seine Huldigung dar, setzt sich dann auf einen erhöhten Stuhl, und der Knabe verbeugt sich und kniet vor ihm nieder. Bei dieser Gelegenheit ändert er seinen Namen und wird mit einem Shoo-ming oder Buchnamen beehrt. Knaben, die für die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens erzogen werden, besuchen die Schule drei bis sechs Jahre lang. In dieser Zeit lernen sie einen Brief schreiben, eine Rechnung stellen und gewöhnliche Bücher verstehen.

Die Knaben sind während ihrer Kinderzeit weniger lebhaft als bei uns, aber auch ruhiger und gehorsamer. Ihre Spiele und Zeitvertreibe sind wenige, meistens Glückspiele, an denen kleine Bursche eben so viel Gefallen finden, als erwachsene Leute. Ihre Geister sind früh reif, und in dem jugendlichen Alter von vierzehn Jahren ist ihr Charakter bereits ausgebildet.

Die rasche Zunahme der chinesischen Bevölkerung können wir zum großen Theil ihren frühen Heirathen zuschreiben. Kein Mann, der die Kosten dieser Ceremonie erschwingen kann, verschiebt sie über das zwanzigste Jahr, und diejenigen, welche später heirathen, werden durch Umstände hiezu gezwungen. Die Aeltern sind meistens nur zu froh, ihre Töchter los zu werden, und bedenken sich nicht, dieselben schon im vierzehnten Jahre wegzugeben. Wenn ein Mann nicht die äußerste Armuth zur Entschuldigung anführen kann, ist es eine Unehre für ihn, in ehelosem Stande zu leben. Ohne Nachkommenschaft zu sterben, gilt für die schwerste Strafe des rächenden Himmels, und nur Töchter zu haben, für ein beklagenswerthes Unglück. Abgesehen von dem Vergnügen, seine Kinder zu schauen, betrachtet der Chinese seinen Zustand im Hades als über alle Beschreibung schrecklich, wenn nicht ein Sohn da ist, der den hungrigen Manen ein Opfer darbringen kann. Deßhalb eilen sie, sich so bald als möglich die fröhliche Aussicht auf einen Erben zu eröffnen, indem sie ein eheliches Bündniß schließen.

Wenn sie in das mannbare Alter gekommen sind und am Vorabend ihrer Hochzeit stehen, verrichtet der Vater an den Jünglingen die Ceremonie, daß er ihnen eine Mütze aufsetzt, während die Mutter das Haar der Jungfrau auf eine eigenthümliche Art flicht und mit einer Haarnadel schmückt.

Die Gebräuche der Chinesen bei Abschließung dieses Bündnisses gleichen in manchen Stücken denen anderer halb civilisirten Nationen, die sich auf den Grundsatz stützen, daß das Weib von dem Tag ihrer Hochzeit an das Eigenthum ihres Gatten wird. Die Neigungen der am meisten dabei Betheiligten werden nicht um Rath gefragt, da es sich ganz von selbst versteht, daß die Aeltern, vermöge ihrer Weltkenntniß, die Sache weit besser beurtheilen können, als die Kinder. Eine Verbindung aus bloßer Neigung wäre ein frevelhaftes Vergehen gegen den kindlichen Gehorsam, und eine vorgefaßte Liebe von Seiten eines Mädchens ein eben so ruchloses Verbrechen, als die Untreue.

Oft werden Kinder mit einander verlobt, während sie noch in der Wiege sind. Viele Aeltern kaufen auch aus Sparsamkeit junge Mäd-

chen und erziehen ſie als die künftigen Gattinnen ihrer Söhne, während die reicheren Claſſen nicht ſelten bekannt machen, daß für eine ihrer Töchter ein Gatte geſucht werde, um Bewerber einzuladen. In dieſem Falle verliert jedoch der Schwiegerſohn viele ſeiner Vorrechte, und wird mehr als ein untergeordnetes Glied der Familie behandelt. Die gewöhnlichſte Art jedoch, eine Verbindung zu ſchließen, iſt die, daß man eine Unterhändlerin beſtellt, die ſich zu den Aeltern verfügt und Bedingungen macht. Die Aeltern des Mädchens verlangen immer einen Preis für ihr Kind, der zwiſchen fünf- und ſechstauſend Thalern ſchwankt, je nach der Schönheit oder dem Rang der Jungfrau und den Verhältniſſen des andern Theils. Herrſcher und hochgeſtellte Männer laſſen ſich oft herab, ihre Töchter an ihre Lieblinge zu verheirathen, die alsdann heilig verbunden ſind, ſich als Söhne gegen ihre Wohlthäter zu betragen und ihre Gattinnen als Vorgeſetzte zu behandeln.

Die perſönlichen Reize, nach welchen eine Unterhändlerin am ſorgfältigſten ſieht, ſind die kleinen Füße des Mädchens, ſeine blaſſe Geſichtsfarbe und ſeine ſchlanke Taille. Sobald der Handel abgeſchloſſen iſt, wird die feſtgeſetzte Summe mit verſchiedenen Geſchenken abgeliefert und ein glücklicher Tag für die Heirath anberaumt; die Braut weint zehn Tage lang mit ihren Schweſtern, weil ſie das Haus ihrer Aeltern verlaſſen ſoll. In der Zwiſchenzeit werden zwiſchen den beiden Theilen höfliche Briefe und Geſchenke gewechſelt, aber Braut und Bräutigam dürfen einander nicht ſehen. Dieß wäre gegen alle Regeln des Anſtandes.

Das Einzige, was die Braut von ihrem Vater erhält, iſt eine Ausſteuer, die am Vermählungstage mit großem Pomp in das Haus ihres künftigen Gatten abgeſandt wird. Brautführer und Mädchen folgen der von dem Bräutigam abgeſchickten Sänfte, in welcher die Braut eingeſchloſſen iſt; ein Zug von Muſikanten und Leute mit Fahnen und andern bunten Trophäen begleiten ſie. Den Schlüſſel trägt die Mutter der Braut oder eine nahe Verwandte, die ihn bei der Ankunft vor dem Hauſe des Bräutigams der Mutter deſſelben übergibt. Dieſe öffnet die Sänfte, und jetzt iſt es ihm erlaubt, ſeine Verlobte zu betrachten. Gefällt ſie ihm nicht, ſo darf er ſie augenblicklich zurückſenden und verliert nur ſein Geld; iſt ſie aber einmal auf ſeiner Schwelle abgeſtiegen, ſo wird ſie unwiderruflich ſein Weib. Unter vielen Bücklingen und Galanterien führt er ſie in den großen Saal. Hier werfen ſich Beide verſchiedene Male vor dem Götzen nieder, zünden vor den Gedächtnißtafeln ihrer Vorältern Weihrauch an, und treten dann in die inneren Zimmer, wo

dieſelben Ceremonien von ihren Aeltern vorgenommen werden. Hierauf zieht ſich die Braut mit den Brautmädchen und ihren Verwandten in das Schlafzimmer zurück, während der Bräutigam zu ſeinen Genoſſen zurückkehrt. Eine reiche Mahlzeit wird aufgetragen und Alles iſt vergnügt. Die Heiraths-Ceremonie ſelbſt beſteht darin, daß man eine Schaale Wein trinkt, welche Braut und Bräutigam gegen einander austauſchen, zum Zeichen ihrer innigen Verbindung. Die Glückwünſche folgen einige Tage ſpäter, wenn die Neuvermählte wieder ſichtbar wird und Geſellſchaft annimmt. Der Förmlichkeiten bei ſolchen Beſuchen ſind zu viele, als daß man ſie einzeln ſchildern könnte. Wenn ein Monat vergangen iſt, beſucht die junge Frau ihre Aeltern wieder, um noch einmal mehrere Wochen lang die Pflichten einer Tochter zu erfüllen und dann einen letzten Abſchied zu feiern, indem ſie von nun an nicht mehr als das Eigenthum ihrer Aeltern betrachtet wird.

Erzwungene Heirathen haben oft höchſt tragiſche Folgen, wenn die Frauen einen unabhängigen Geiſt beſitzen. In der Regel nehmen ſie ihre Zuflucht zum Gift, oder ſcheeren ſich das Haupt, um Nonnen zu werden, ehe ſie ſich durch die eheliche Schaale mit ihrem Gatten verbunden haben.

Ein Mann kann ſich von ſeinem Weibe ſcheiden, wenn ſie zänkiſch, ungehorſam oder mit einer unheilbaren Krankheit behaftet iſt. Entläuft ſie, ſo hat er das Recht, ſie zu verkaufen. Der Ehebruch wird bei dem Weibe ſehr ſtreng beſtraft. Im Falle der Gatte ſich drei Jahre entfernt hält, iſt ſeine Frau berechtigt, Eheſcheidung nachzuſuchen. Indeß ſind ſolche Fälle ſelten, denn eheliche Treue beim ſchwächeren Geſchlechte iſt eine Tugend, auf welche die chineſiſchen Frauen mit vollem Rechte Anſpruch machen können. Die öffentliche Meinung und die Lehren der Weiſen tragen ſehr viel dazu bei, die ehelichen Verbindungen zu befeſtigen, und daher kann man im Allgemeinen behaupten, daß die Bande des Eheſtands von Seiten der Frauen unauflöslich ſind. Dem Manne dagegen iſt es geſtattet, ſich eine Kebsfrau zu nehmen, wenn ſeine Frau unfruchtbar iſt. Dieſe wird als Magd gehalten, und wenn ſie einen Sohn geboren hat, nicht ſelten aus dem Hauſe geſchickt, während ihr Kind von der rechtmäßigen Gattin adoptirt wird. Die Männer bedienen ſich dieſes Vorrechts in einem großen Umfange, und wenn ſie reich genug ſind, halten ſie ſich oft einen ordentlichen Harem. Die Großen gehen mit dem Beiſpiel voran, und es iſt kein Wunder, daß die Menge ihnen getreulich nachmacht. Schöne und ge-

bildete Frauen, wegen deren die Gegend um Hang-choo und Soo-choo berühmt iſt, werden weit und breit verkauft und gekauft. So ſchauderhaft dieſe Sitte iſt, ſo iſt ſie doch von der Regierung nicht verboten.

Wir finden vieles ſehr Preiswürdiges in dem Eheſtand, wie er von den Chineſen gehandhabt wird, beſonders unter den mittleren Claſſen und bei den Bauern. Doch gibt es Männer, die um ſchmutzigen Gewinnes willen ihre Weiber preis geben. Könnte man von dieſem Laſter ohne Gleichen nur wenige Beiſpiele anführen, ſo möchte man dieſe ſchreckliche Thatſache individuellen Umſtänden zuſchreiben, entweder äußerſter Ruchloſigkeit oder dem Mangel; aber mit Schaudern müſſen wir es ſagen, dieß iſt keineswegs der Fall. Die Sittlichkeit iſt in den Städten weit geſunkener, als auf dem Lande, und in den erſteren fehlt es nicht an Gegenſtänden, um die Leidenſchaften zu entflammen. Alles, was Vortheil bringt, wird von dem Chineſen gierig ergriffen, ohne die geringſte Rückſicht auf den Anſtand.

Es gilt für ſehr unehrerbietig für die Wittwen, wenn ſie ſich wieder vermählen; doch kommt dieß bei den unteren Claſſen häufig vor. Die Regierung belohnt hin und wieder diejenigen, welche ihre Reinheit nach ihrer erſten Heirath bewahren; dagegen ermuthigt ſie den Wittwer zu einer zweiten Vermählung. Die Zahl der unfruchtbaren Frauen iſt verhältnißmäßig ſehr klein.

Die Stellung des Weibes in der Geſellſchaft iſt gut ausgeſprochen in einer Antwort, welche die Mutter des Mencius ihrem Sohne gab. „Die Pflicht eines Weibes beſteht darin, daß ſie Nahrung und Kleidung bereitet, und der Haushaltung vorſteht. Außerhalb der Thüren hat ſie nichts zu thun. Wenn wir Mädchen ſind, ſo iſt es unſere Pflicht, unſern Aeltern unterthan zu ſeyn. Sind wir verheirathet, ſo hängen wir von unſern Gatten ab, und müſſen ihnen folgen, wohin ſie uns führen. Wenn wir Wittwen werden und unſere Söhne ein verſtändiges Alter erreicht haben, müſſen wir ihnen ſo gut als unſern Männern folgen.“ Dieß ſind die allgemein angenommenen Grundſätze, nach welchen die Stellung des ſchwächeren Geſchlechtes geregelt iſt.

Aeltern, die mit Kindern geſegnet ſind, ſind meiſtens außerordentlich liebevoll, aber oft auch ſehr ſtreng gegen ſie. Die Bande des Blutes ſind unſtreitig ſtark, was auch für das Gegentheil zu ſprechen ſcheinen mag. Die Geſetzgeber ſcheinen dieſe älterliche Liebe vorausgeſetzt zu haben, und geben deßhalb nie ein Geſetz, um ſie einzuprägen. Im Gegentheile halten ſie dieſelbe für mächtig genug, um den Mißſ-

brauch der unumſchränkten Herrſchaft über das Kind, die in die Hand des Vaters gelegt iſt, zu verhüten. Umgekehrt, die angeborene Liebe der Kinder zu ihren Aeltern haben ſie für zu ſchwach gehalten, und deßhalb ſchrieben ſie ihr Geſetzbuch über die kindliche Liebe. Dieſes große Thema ihrer Abhandlungen, das tauſende von Bänden füllt, ſcheint unerſchöpflich zu ſeyn. Dieß iſt ihr Abgott und wird eben ſo enthuſiaſtiſch bewundert und eingeprägt, wie vormals in Rom und Sparta die Freiheit. Unſere Sprache iſt zu arm, um all' die Lobſprüche auszudrücken, mit denen man dieſe Tugend überſchüttet. China hat den Ruhm, dieſelbe zum Fundamentalprincip gemacht zu haben, auf welche alle ſeine Einrichtungen erbaut ſind, und ſeine Sprache hat ſich in den Lobſprüchen für ſie erſchöpft.

Ein Kind verdankt ſeinen Aeltern eben ſo viel als dem Himmel und der Erde, denn ſie waren ſeine Erzeuger. Die liebevolle Aufmerkſamkeit, welche man auf das Kind wendet, ſo lange es noch ein hülfloſer Säugling iſt, kann niemals ganz belohnt werden. Noch kann ein ehrerbietiger Sohn auch nur im mindeſten die Sorgfalt vergüten, die ſeine Erziehung gekoſtet hat. Deßhalb ſoll ſein ganzes Leben dem Dienſte ſeiner Aeltern gewidmet ſeyn. Er ſoll ſie verehren wie Götter, ſtets bereit ſeyn, ihnen ungebeten jeden Dienſt zu leiſten, und ihren Vorſchriften unbedingt zu gehorchen. In der Krankheit ſoll er ihr Lager nicht verlaſſen; er ſoll alle ihre Schmerzen mitfühlen, Alles, ſelbſt das Weib ſeiner Bruſt, wenn es ſich ſeinen Aeltern unangenehm gemacht hat, hintanſetzen, um ihre Unbilden zu rächen, und freundlich zu ſeyn gegen die, welche ihn lieben. Wenn ſie Fehler haben, ſoll er ſie nie deßhalb anklagen, ſondern ſchweigend dulden. Keine Anſtrengung iſt zu groß, um ihnen ein dauerndes Glück zu verſchaffen. Das Kind, wenn es auch ein reifes Alter erreicht hat, bleibt ſtets minderjährig und darf mit der Ruthe exemplariſch gezüchtigt werden, wenn es die Züchtigung verdient. Die Pflichten eines Sohnes ſind nicht bloß auf dieſes Leben beſchränkt, ſondern er muß ſeinem Vater im Grabe dienen, wie wenn er noch am Leben wäre, und drei Jahre lang nach ſeinem Tode fortfahren, ſein Beiſpiel nachzuahmen. Dieß iſt, kurz gefaßt, das Syſtem, das an ſich ſelbſt vortrefflich, leider auf's Aeußerſte getrieben wurde. Die Regierung handhabt ihre Gewalt dadurch, daß ſie ſorgſam jenes Syſtem nachahmt und es zur Triebfeder jeder guten Handlung macht. Ihre Belohnungen außerordentlicher Beweiſe kindlicher Liebe waren ſtets großartig. Alle andern Pflichten ſtehen dieſer nach, und das Laſter wird in dieſer heiligen Sache eine Tugend. Ein Soldat kann, ſelbſt

im Angeſichte des Feindes, die Armee verlaſſen, um für ſeinen betagten Vater zu ſorgen; ein Mandarin kann im wichtigſten Dienſte ſtehenden Fußes ſich Urlaub nehmen, wenn die Nachricht von dem Tode oder der Krankheit ſeines Vaters oder ſeiner Mutter ihn erreicht. Es iſt eine Pflicht, die alle Kräfte der Seele und des Körpers verſchlingt, und die trotz aller Anſtrengungen niemals ganz erfüllt werden kann.

Reise um den Kaukasus.

Von

Dubois de Montpereux.

Vierter Artikel.

Fortsetzung von Abchasien, Samurzakhen, Redoute-Kale, Kutais.

I.

Gerade da, wo die Kadar in das flache Land einlenkt und mit ihrem rechten Ufer den letzten Hügel berührt, der ihren Lauf begränzt, erheben sich die Halb-Ruinen der schönen Kirche von Dranda, oder Daranda, sonst Kadar genannt. Der Weg, der zu Lande von Sukum nach Mingrelien führt, führt auch an dieser Kirche vorbei. Das Aul, oder Dorf Tskhaba ist nicht weit von dieser Ruine entfernt, und beide beherrschen den Eingang in das Thal Tsebalda oder der Kadar, eines der größten der hochgelegenen Thäler Abchasiens.

Die Tsebaldier lieben, wie alle Bergbewohner des Kaukasus, die Freiheit; früher unter dem Namen der Korarier bekannt, haben sie seit Strabo in nichts ihre Art, sich zu regieren, geändert; sie wählen,

indem sie ihre Unabhängigkeit behaupten, einen Rath, der aus Aeltesten besteht, und der aus den Mächtigsten des Landes ergänzt wird. Die angesehenste Familie ist die der Chirpiß oder Chiripsi, deren Haupt gegenwärtig die erste Rolle spielt.

Die vornehmsten Dörfer des Tsebalda sind Da oder Warda, Otinpure, Amtkete, Mairamba ꝛc.

Diese Bergbewohner haben seit den ältesten Zeiten ihren Charakter nicht geändert. Sobald das Volk auf dem flachen Lande ihnen nicht durch seine Stärke imponirt, so sind sie bereit, über dasselbe herzufallen und es auszuplündern. Ihr einziges Defile, wenn sie sich nach Mingrelien oder in das mittägliche Abchasien begeben wollen, ist das von Daranda, da jeder andere Weg ihnen nur unübersteigliche Berge darbietet. In der letzten Zeit sind ihre Einfälle so häufig geworden, daß sie den Fürsten Ali-Bei, dessen große Besitzungen unterhalb von Daranda liegen, genöthigt haben, Djepua zu verlassen, und sich hinter die Tamuisch zurückzuziehen.

Von Tsebalda führen zwei Wege über den hohen Kamm des Kaukasus; der besuchteste läuft von Da aus, und wendet sich durch einen engen Paß gegen die östlichen Gipfel des Marukh. Der andere Weg, häufiger von denen benützt, die vom westlichen Abchasien kommen, führt durch einen andern Engpaß, westlich des Marukh. Beide vereinigen sich endlich in dem Thal von Klein-Zelentchuk.

Als Abchasien einst von griechischen Colonien umgeben, durch den Handel blühte, und später, als es sich zum Christenthum bekehrt, wie ein Garten angebaut, und mit Städten, Schlössern und Kirchen besät war, war es der Sitz des Patriarchen des Kaukasus, und das erste Kleinod in der Krone der Könige von Georgien; der Tsebalda war der Simplon Abchasiens.

Alle Völker des Kaukasus strömten damals in das alte Dioscurias, das, gerade am Ausgang dieser Hauptstraße gelegen, das große Emporium des Handels von Norden und Süden, der Steppen und des schwarzen Meeres war.

An jeder lebhaften Handelsstraße entstehen Monumente, Städte, Dörfer, die sich bis in die höhern Regionen erstrecken, und wenn das Studium des Terrains uns nicht zu Entdeckungen einer längst vergangenen Epoche geführt hat, so sind doch die der letzten Jahrhunderte zahlreich genug, um in uns den Glauben zu erwecken, daß man mit mehr Geduld auch jene des Alterthums noch machen werde.

Wenn Rußland je über den Kaukasus gebieten und denselben civilisiren will, so muß, vorausgesetzt, daß es das Terrain nur immer

erlaubt, ſicher ſeine erſte Sorge ſeyn, die Hauptſtraße am Kuban wieder herzuſtellen. Sie wird die Kabardier außer Verbindung mit den Tſcherkeſſen des weſtlichen Kaukaſus ſetzen. Sie wird die Völker von einander trennen und ihre Verbindungen abſchneiden. Man wird ſich eine directe Straße nach Abchaſien eröffnen, eine der ſchönſten Beſitzungen der Ruſſen im Süden des Kaukaſus, und eines der ſchönſten Länder der Erde, das ſich zur reichſten und verſchiedenſten Cultur eignet. Man wird dieſem Lande einen großen Aufſchwung geben, indem man eine kurze und ſichere Handelsſtraße mit dem öſtlichen Rußland eröffnet. Man wird die Ruhe dieſes unglücklichen Landes wieder herſtellen, indem man mit ſtarker Hand die Gebirgs-Räuber des Tſebalda bändigt, die ſtets geneigt ſind, wie Raubvögel über Abchaſien und Mingrelien, die ſie verheeren, herzufallen. Dieß ſind kurze und bequeme Wege, die allein Rußland zum Gebieter des Kaukaſus machen können. Stark wie es iſt, muß es im Augenblicke wie ein Blitz treffen und ſeine Truppen in Bewegung ſetzen können, mit weniger Mannſchaft wird man hundertmal mehr ausrichten, und ganz gewiß die Treuloſigkeit der Fürſten Abchaſiens mit der Wurzel ausrotten können, die ſich nur ſtark fühlen, weil ſie ſich im Kaukaſus wie in ihrem Neſte ſicher wiſſen, und weil ſie die Bergbewohner und die Tſcherkeſſen zu Freunden haben, die ſie jeden Augenblick zu Hilfe rufen können.

Wenn Rußland dieſen Plan befolgt, ſo wird es keine großen Opfer an Truppen zu bringen haben, denn ein großer Theil würde abgeſchafft, und könnte zu Colonien in einem ſchönen, obgleich hoch gelegenen Lande dienen.

Ich habe oben geſagt, daß der Fürſt Ali-Bey, zu ſchwach, den Tſebaldiern zu widerſtehen, die er am Eingang des Defilés von Kodar nicht aufhalten konnte, ſich an die Ufer des Tamuiſch zurückgezogen habe. Er hatte ſich an der Mündung derſelben ein kleines, hölzernes Haus erbaut, indeſſen wohnt er gewöhnlich in dem Dorfe Tamuiſch, vier bis fünf Werſte vom Ufer des Meeres. Hier empfing er den General Wakulski, als ſich derſelbe von Mingrelien nach Sukun begab, und behandelte ihn als ein Fürſt, der weiß, was er ſeinen Gäſten ſchuldig iſt.

Alsbald fiel ein fetter Ochſe unter dem Meſſer eines kräftigen Abchaſen; in große Stücke ausgehauen, die geſotten oder gebraten waren, wählte man ſorgfältig das größte aus, das man vor den General hinlegt; nicht ſo beträchtliche erhalten die Leute ſeines Gefolges. Milo von Kroton wäre nicht im Stande geweſen, dergleichen Stücke zu verſchlingen. Allein der General und die Perſonen, die man damit beehrte,

kannten wohl die Gebräuche des Landes; während ſie eſſen, ſchneiden ſie appetitliche Stücke ab, die ſie den, in niederem Range ſtehenden Perſonen des Gefolges zuwerfen, die reſpectvoll die Tafel umſtehen und warten, bis die Reihe an ſie kommt. Beim Zuwerfen ruft jeder denjenigen, den er begünſtigen will, bei ſeinem Namen auf, worauf dieſer eine tiefe Verbeugung macht, und das ihm beſtimmte Stück mit Gewandtheit auffängt, und es wäre ein großer Verſtoß gegen den guten Ton und eine große Beleidigung, ein Stück auf den Boden fallen zu laſſen..... Dieſe enormen Ehren-Viertel wurden bei Ali-Bey auf Flechtwerk von Weiden aufgetragen.

Je mehr man der betreffenden Perſon Achtung bezeugen will, um ſo größer fällt auch das ihr beſtimmte Stück aus. Auch in dieſer Beziehung kann man ſich in die Jahrhunderte Homers zurückverſetzen. Machte man es damals anders, wenn man einen Fremden, einen Gaſt ehren wollte? Hat es nicht nach Homers Odyſſe Ulyſſes bei den Phöniziern eben ſo gemacht?

Man tanzte, um den General zu ergötzen, indeſſen wird es für denjenigen als eine große Schande angeſehen, der den Tanz zuerſt aufgibt, und ich ſelbſt habe öfters die außerordentlichen Anſtrengungen geſehen, die die Tänzer machten, um den Kampfplatz zu behaupten. Der General hatte eine Dame, die gegenwärtig war, gebeten, gleichfalls zu tanzen; ſchon figurirte ſie eine Stunde lang in einem Pas de deux mit einem jungen Abchaſen, wobei ſie alle ihre Anmuth entwickelte und ihren Tänzer abzumatten ſuchte, der ſeinerſeits jedoch nicht nachgeben wollte. In ein großes, weißes Tuch eingehüllt, das ihr als Schleier diente, und das ihr Geſicht bedeckte, erſtickte ſie faſt; ihre Füße wollten ſie kaum mehr tragen, ſie war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Der General war am Ende genöthigt, ſich bei dem jungen Menſchen zu ihren Gunſten in's Mittel zu legen, und ihn zu veranlaſſen, ſich für überwunden zu erklären.

Der Fürſt Ali-Bey iſt im Herbſte 1833 geſtorben. Obgleich Rußland unterworfen, war er doch nicht beſſer, als ſein Lehensherr Michel-Bey. Seine Beſitzungen bildeten die äußerſte Gränze von Abchaſien, und waren hauptſächlich von dem Stamme der Abjungen bewohnt. Seine Gränze war die Galazga, die ihn von Samurzakhen trennte, eine Provinz, die ſchon einen Theil der Staaten des Dadian von Mingrelien ausmacht.

Ali-Bey war es hauptſächlich, der die Wachſamkeit der Ruſſen täuſchte, ſey es, um Sclaven an die Türken zu verkaufen, oder um Contrebande oder ſonſt einen verbotenen Handel zu treiben. Man wußte

es wohl, auch waren wir gar nicht erstaunt, als wir beim Aufsuchen unserer Galeeren zwei kleine türkische Schiffe am Ufer der Tamuisch versteckt fanden. Wir hatten alle Mühe von der Welt, diejenigen, die sie bestiegen hatten, zu bestimmen, zu uns zu kommen, indem wir sie mit Kanonenschüssen herbeiriefen; wir nahmen einen an's Schlepptau, und zwar denjenigen, der uns der Schuldigste schien. Sein letztes Visa von der Quarantaine von Redout-Kale war drei Monate alt, und seit dieser Zeit hatte er einen sehr strenge verbotenen Verkehr an der Küste unterhalten, vielleicht hatte er selbst mehre Reisen nach Trebizond gemacht, und so die Gesetze der Quarantaine verletzt. Bei unserer Ankunft zu Sukum wurde er als gute Prise erklärt, und man confiscirte Ladung und Schiff zum Besten der Schiffmannschaft vom Westnik. Was den Capitän Wulff betrifft, so leistete er auf seinen Theil Verzicht, wie er es immer thut, und mir hätte man es schlecht gedankt, wenn ich meinen Antheil angesprochen hätte.

Das Schiff und die sieben Türken, die man entwaffnet hatte, wurden von einigen Matrosen bewacht, bis man sie nach Sebastopel bringen konnte, um über die Sache in letzter Behörde ein gerichtliches Urtheil fällen zu lassen.

Was das andere Schiff betrifft, so drückte man ein wenig das Auge zu und machte keinerlei Ansprüche an dasselbe, denn sein einziges Vergehen war, indem es von Redoute-Kale kam, wo es drei Tage vorher die Quarantaine verlassen hatte, einige Stunden am Gestade angehalten zu haben, um den, Mittags eintretenden Seewind abzuwarten. Es war dieß verboten; oft aber ist eine zu strenge Justiz eine Ungerechtigkeit.

Einige Tage nach unserer Rückkehr vom Kreuzen erweckte mich plötzlich ein heftiges Geschrei, das die Stille der Nacht noch kläglicher erscheinen ließ. Da ich in meinem ersten Schrecken ein starkes Schaukeln des Schiffes zu fühlen glaubte, so fürchtete ich, daß das Schiff zu versinken Gefahr liefe, und eilte auf den Ober-lauf-los. Meine Furcht war grundlos; dieses verworrene Geschrei kam vom Gestade. Ich glaubte, die Abchasen hätten die Festung überrumpelt, es schien mir der Lärmen eines Sturm-Angriffes zu seyn. Aber man hörte keine Flintenschüsse. Die Offiziere und die ganze Schiffsmannschaft versammelten sich auf dem Verdecke und waren in der grausamsten Erwartung. War man im Begriffe, das Detachement, welches die Quarantaine bewachte, niederzumachen? Der Schrecken wurde noch vermehrt durch das Geschrei der Matrosen, die Schaluppen bestiegen, um zu Hilfe zu eilen, und durch die Flüche der Offiziere, die über die Langsamkeit, mit welcher

ihre Befehle befolgt wurden, aufgebracht waren. Man ruft sich von einem Schiffe zum andern zu, und eilig durchschneiden die Ruder die Wellen. Endlich kommt nach einer halben Stunde grausamer Ungewißheit eine unserer Schaluppen zurück, und indem sie uns einen Türken zeigte, der von Wasser troff und halbtodt war, erriethen wir im Augenblicke, daß es sich von unserer Prise handle.

Man hatte die sieben Türken entwaffnet, wenigstens glaubte man es; von den drei Matrosen, die man ihnen zur Bewachung gegeben hatte, schliefen zwei. Wie groß war nun das Erstaunen des dritten, der auf dem Posten stand, als er den Skyper (Capitän) mit einem Knidjol in der einen Hand und einem Pistol in der andern, die er in seiner Ladung Mais verborgen gehabt hatte, die Kajüte verlassen sah. Der Matrose hatte nur noch Zeit, sich in's Meer zu stürzen und um Hilfe zu rufen, da er dem Skyper und seinen sechs Gefährten, die sich ihm nachstürzten, keinen Widerstand leisten konnte. Sie wollten sich durch Schwimmen zu den Abchasen retten und sich die Reise nach Constantinopel ersparen. Trotz der Schnelligkeit, mit welcher man ihnen zu Hilfe kam, konnte man doch nur noch zwei aus dem Wasser wieder herausziehen; ein junger Mensch erreichte glücklich das Ufer, die vier andern aber ertranken wie es scheint. Derjenige, welchen unsere Matrosen gerettet hatten, war der Skyper selbst, der ihnen viele Mühe verursacht hatte, denn da er ihnen entgehen wollte, so tauchte er nochmals unter die Schaluppe, und erschien bald auf dieser, bald auf jener Seite wieder.

Ich verließ nun Sakum-Kale den **19.** (**31.**) Juli ganz, um mich nach Redoute-Kale zu begeben; mein gefälliger Capitän Wulff wollte mich dahin begleiten.

Ehe wir die Mündung der Galazga erreichten, welche die Gränze von Abchasien auf der Seite von Samurzakhen ausmacht, passirten wir die Markhula, welche zwischen der Tamuisch und der Galazga fließt. Die ganze Ebene, welche die Markhula bewässert, ist sehr holzig, und am Flusse liegen viele Abchasische Flecken.

Der Samurzakhen (d. h. das Land, welches Murza-Chan gehört) besteht aus einem schmalen Streifen, der von der hohen Kette des Kaukasus bis zum Meere zwischen der Galazga und dem Engur sich erstreckt.

Während der Jahre **1832** und **1833** war der Samurzakhen aus folgender Ursache ein Schauplatz von Räubereien. Eines Tages wollte der Fürst Lewan Dadian, gegenwärtiger Herr von Mingrelien, durch Wein etwas erhitzt, dem Fürsten Antchebadze, der zu seiner Umgebung

gehörte, befehlen, etwas zu thun, was dieſer verweigerte, indem er den Grund vorſchützte, daß dieß, da er Officier in ruſſiſchen Dienſten ſeye, ſeine Würde nicht erlaube. In der Aufwallung, in welche dieſe Weigerung Dadian verſetzte, griff er nach einem Stock, um den Fürſten damit zu ſchlagen, der ſich ſogleich mit ſeinem Kindjal vertheidigte. Dadian gerieth dadurch nur noch mehr in Wuth, und der Fürſt, der auch heftig wurde, warf ſeinen Kindjal nach ihm, der glücklicherweiſe nicht traf. Nun rief Dadian Leute herbei, man bemächtige ſich des Fürſten, den er in eine ſeiner Feſtungen einſperren ließ, aus der er jedoch entwich, und ſich in den Samurzakhan flüchtete, der nun der Schauplatz ſeiner Rache gegen Dadian wurde. Indem er jeden Augenblick in Mingrelien einfiel, und raubte und es verwüſtete, ſetzte er Dadian in die Unmöglichkeit, ihm Widerſtand zu leiſten, denn er hatte noch die Thobaldier zu ſeiner Unterſtüzung herbeigerufen, die gemeinſchaftliche Sache mit ihm machten. Dadian bat jetzt die Ruſſen inſtändig, ihm beizuſtehen, und mit einem Truppencorps die Gränze von Samurzakhan gegen den Fürſten Antchebadze zu bewachen.

Die Ruſſen gründeten damals (im Jahr 1832) die neue Feſtung Attanghelo auf dem rechten Ufer des Engur, die indeſſen Dadian nicht ganz ſicher ſtellte. Uebrigens hatte ſich ſein Zorn unterdeſſen abgekühlt; er vermißte den Fürſten Antchebadze, der früher einer ſeiner treueſten Freunde war. Er ſuchte daher ſich mit ihm auszuſöhnen, und ſandte von ſeinem Hofe acht der vornehmſten Herren, als Bürgſchaft für ſeine Sicherheit, zu ihm, und um ihn zu bitten, wieder zu ihm zurückzukehren. Der Fürſt ſchwankte keinen Augenblick, er begab ſich wieder zu Dadian und erhielt deſſen völlige Verzeihung.

Als der Generalgouverneur des Kaukaſus, Baron Roſen, erfuhr, auf welche Art dieſe Ausſöhnung zu Stande gekommen ſey, zeigte er ſich ſehr aufgebracht, und machte dem General Wakulski darüber Vorwürfe, daß er zugegeben, wie ein regierender Fürſt ſeinen Unterthanen Bürgſchaft leiſte, was ſchimpflich ſey. Der Baron dachte ſich die Geſetzgebung und die Gebräuche des Kaukaſus ähnlich mit denen von Europa.

Hier handelte Dadian, obgleich Souverän von Mingrelien, doch ganz im Geiſte dieſer Gebräuche; es blieb ihm nur dieſe Art der Ausſöhnung, als die einzig gültige; denn der ſtolze Bewohner des Kaukaſus weiß, daß bei ihm das Geſetz des Blutes alle Menſchen gleichſtellt, und daß es die Grundlage ſeiner Geſetzgebung macht. In dieſem oben erwähnten Falle, waren die acht Herren Bürgen für das Leben des Fürſten, und wenn Dadian, ſeinem Verſprechen zum Trotze, ſich hätte auf irgend eine Art rächen wollen, ſo hätten ſich die Verwandten des

Fürſten Antchebadge an ſie gehalten, ſie hätten ſein Blut von ihnen zurückverlangt, ſie hätten das Recht gehabt, ſie alle, wo ſie ihnen begegnet wären, zu tödten.

Als Dadian ſich mit dem Fürſten Antchebadge ausgeſöhnt hatte, fühlte er nicht mehr die Nothwendigkeit der Nachbarſchaft der Ruſſen, und er hätte ſie gerne wieder abziehen ſehen; da aber dieſe Stellung den Ruſſen ſehr geeignet erſchien, ſich des Innern des Landes zu verſichern, ſo fuhren ſie fort, Attangholo beſetzt zu halten, das jedoch damals, im Jahre **1833**, nur ein ärmliches Fort war. Denn Dadian, der, als er die Ruſſen herbeirief, alle nöthigen Bauten verſprochen hatte, wollte jetzt nicht mehr Wort halten. Der Commandant des Poſtens aber hatte, ſtatt ſich damals ſelbſt geſchickt zu helfen, ſich in den Kopf geſetzt, einen Wortſtreit mit Dadian zu führen, und nichts zu thun, und unterdeſſen mußten die Soldaten darunter leiden, die wie Maulwürfe unter der Erde leben mußten, was häufige Krankheiten verurſachte, obgleich Attangholo an und für ſich nicht ungeſund iſt.

Attangholo, zwanzig Werſte vom Ufer des Meeres entfernt, liegt auf einer kleinen Anhöhe, einige Werſte unterhalb der Stelle, wo die Engur, die von Swanethi herkommt, bei ihrem Laufe in die Ebene ſich in zwei Arme theilt; dieſe beiden Arme vereinigen ſich nicht mehr, und fließen einzeln in das Meer, und bilden ſo eine Inſel von einigen zwanzig Werſten Länge, und drei oder vier Werſten Breite. Bis zum Jahr **1832** war der linke Arm der beträchtlichſte, und der andere eigentlich nur noch ein Faden Waſſer, aber ſeit kurzem hat ſich die ganze Engur in den rechten Arm geworfen, und droht den Haupt-Arm daraus zu machen. Dieß hat in der Umgegend von Attangholo Ueberſchwemmungen und Sümpfe verurſacht, die dem Geſundheits-Zuſtand dieſes Ortes ſehr nachtheilig werden können, wenn es nicht gelingt, die Engur in ihr altes Bette zurück zu leiten.

Attangholo ſteht auf der Stelle einer alten Stadt oder griechiſchen Colonie, die damals an den Ufern der Engur erbaut war, und welche in jener Zeit ihren Lauf durch den rechten Arm nahm, wie ſie es jetzt wieder thun will. Als man die Verſchanzungen anlegte, fand man einige Medaillen und andere Gegenſtände; ein koſtbarer, gravirter Stein, der durch Dadians Leute ausgegraben wurde, war unter andrem die Urſache eines lebhaften Streites unter denſelben; um dieſen Streit auszugleichen, ließ ihn Dadian in mehre Stücke zerbrechen, und vertheilte dieſe unter die Kläger.

Das Innere von Samurzakhen iſt bis jetzt ſehr unbekannt. Die Einwohner ſind eine Miſchung von Georgiern und Abchaſen, und

ſprechen ohne Unterſchied beide Sprachen. Ueberall findet man Ruinen und Spuren einer früheren Cultur, Reſte griechiſcher Colonien, und des alten Königreichs Abchaſien. Die georgiſchen Chroniken aus dem höchſten Alterthume erwähnen ſchon dieſer Gegend und eines Egros, Sohn des Thargamos, des älteſten Königs von georgiſchem Geſchlechte. Egros erbaute damals als Hauptſtadt ſeiner Staaten die Stadt Egriſſi, gegenwärtig Bedia, auf einem Hügel, nahe an der Thorika, vierzehn Werſte vom Meer. Nach denſelben Chroniken kamen erſt nach vielen Jahrhunderten nach Egros die griechiſchen Colonien, bemächtigten ſich aller Mündungen der Flüſſe, und überließen das Innere des Landes den Georgiern. Bedia wurde nach Einführung des Chriſtenthums der Sitz eines Biſchofs. Nach den grauſamen Verwüſtungen der Türken, wobei die Kirche von Bedia nicht verſchont blieb, blieb ſie doch immer ein heiliger Ort für das Volk, das überhaupt für dieſe alte Kirchen eine abergläubige Ehrfurcht bewahrte.

Allein kein Ort dieſer Art iſt in Abchaſien berühmter, als die alte Kirche von Ilori, erbaut an dem kleinen Bache gleichen Namens, zwiſchen der Galazga und der Thorika, zwei Werſte vom Geſtade. Hier feiert das Volk ſeine Oſtern. An dieſem Tage wurde ein Ochſe mit vergoldeten Hörnern bis an die Kirche geführt, in welche man ihn ſelbſt eintreten ließ; man ſchlachtete ihn; man vertheilte ſein Fleiſch an die Anweſenden, man ſchickte ſelbſt, als ein Heilmittel davon, Kranken auf ſehr große Entfernung, und das ganze Jahr über konnte man im Falle der Noth immer friſches bei dem Prieſter davon haben. Kurze Zeit vor meiner Ankunft ſtarb der alte Prieſter von Ilori, und ſeit dieſer Zeit findet das Wunder nicht mehr ſtatt; das Geheimniß wurde mit ihm begraben, und die Kirche ſelbſt verfiel in Mißkredit.

Dieſe Kirche feiert jedoch noch ein größeres Feſt, als das der Oſtern, es iſt das des heiligen Georg, ihres Patrons, welches am 21. October durch ein anderes Mirakel verherrlicht wird, das nach vorhandenen Geſchichtserzählungen ſchon ſehr alt ſeyn muß. St. Georg ſelbſt lieferte den Ochſen, der am Tage ſeines Feſtes in dieſer Kirche geopfert werden ſollte.... Man verſiegelte die Thüren der Kirche, und die Sage ging, daß, wer es am Morgen des Feſtes wagen würde, ſich der Kirche zu nähern, durch einen Blick von St. Georg getödtet werden würde. Auch herrſchte in der ganzen Umgegend der Kirche vollkommene Sicherheit für die Leute, die der Prieſter abſchickte, um im Namen des heiligen Georg's einen Ochſen zu ſtehlen, den man ſodann mit Stricken in der Kirche erdroſſelte.

Die Heiligkeit des Ortes veranlaßte eine große Menge Opfer-

gaben, und schon in früheren Zeiten war sie mit Reichthümern angefüllt, die weder die Abchasen, noch die Alanen, noch die Zikhen zu berühren wagten, so groß war, trotz ihrer Räubereien, die Verehrung für diese Kirche und ihren Heiligen. Die Kirchthürme waren mit silbernen Platten bedeckt, auf welchen, in erhabener Arbeit, der Heilige und seine Wunder abgebildet waren. Ich weiß nicht, ob Ilori noch seine, mit Silber beschlagenen Kirchthüren hat, aber das weiß ich, daß diese Kirche noch nichts von ihrem Rufe für die ex voto verloren hat. Derjenige, der ein Opfer darbringt, stellt es in der Kirche aus; wenn es angenommen wird, so sieht er es den anderen Tag auf dem Altare; wenn nicht, so bleibt die Opfergabe stehen, bis die Geduld des Heiligen ermüdet ist, oder bis der Geber kommt, um sie wieder abzuholen. Es gibt nichts, was man nicht auf diese Art als Opfer darbrächte. Kürzlich fiel es Jemand ein, vier eiserne Gabeln zu opfern; sie warten noch auf die Annahme, und der heilige Georg muß sich schon eines Tages erweichen lassen, und sie unter seinen liebreichen Schutz nehmen.

Die Ruinen der alten Stadt Ilori sind sechs Werste westlich von der Kirche, auf dem linken Ufer der Mündung der Markula, am Ufer des Meeres. Die Türken haben zwischen die Markula und die Galazga eine Stadt erbaut, die sie im Gegensatze mit der alten, Jein-Cheri (Neue Stadt) nennen.

An den Mündungen des Engur sah ich auch im Vorbeifahren Anakria, das alte Heraclia der Griechen, mit seinen Ruinen alter Mauern, die am linken Ufer des reißenden Engur stehen. Dadian hat hier eine Colonie Türken angelegt, die, wie man sagt, gedeiht.

Endlich schiffte ich mich den 21. Juli (2. Aug.) 1833 aus, nachdem ich zwei ganze Monate an den ungastlichen Ufern Circassiens und Abchasiens umhergeirrt war. Nichts desto weniger verließ ich mit schwerem Herzen den gefälligen Capitain Wulff und seine Schiffsmannschaft. Von nun an wieder mir selbst überlassen, erschien ich mir, wie ein Schiffbrüchiger auf der Küste; werde ich fernerhin dieselbe Gastfreundschaft, dieselbe Gefälligkeit wieder finden? Wir trennten uns mit Thränen in den Augen; auf dem Meere erst lernt man den Werth der Freundschaft kennen.

Redoute-Kale.

Zu Redoute-Kale landen, heißt ungefähr eben so viel, als zu Damiette, oder in den Lagunen von Ravenna landen. Gleich dem

Delta des Nils, oder den Ebenen der Lombardei bilden das niedere Mingrelien und das niedere Imerethi, nur eine ausgedehnte, nördlich von der Kette des Kaukasus, und südlich durch die Berge des Akhaltsikhe, einem seiner Zweige, eingefaßte Ebene.

Durch die Anschwemmungen des fast immer trüben Phasis der Alten, der Chopi und einiger anderer, minder beträchtlichen Flüsse gebildet, ist diese Ebene von zweitausend Werften (fünfzig Stunden) Länge und fünfzehn, zwanzig bis dreißig Werften Breite, von einer Fruchtbarkeit, von der es schwer seyn wird, einen Begriff zu geben.

Die Türken wollten bei dem Frieden von **1812** mit Rußland durchaus Anapa und Poti behalten; der Besitz des letztern Ortes machte sie zu Herren des Eingangs des Phasis, und setzte sie selbst in den Stand, ihren Handel mit Sclaven im Innern des Landes, trotz der Wachsamkeit der Russen, fortzusetzen.

Rußland aber sah sich, obgleich es über Imerethi und Mingrelien herrschte, doch ohne Ausweg für seine Waaren, und ohne Hafen.

Indessen hatte der Finanzminister vom October **1821** an den transkaukasischen Provinzen vollkommene Handelsfreiheit verliehen, sie hatten nur einen Eingangszoll von fünf vom Hundert auf alle fremde Waaren zu entrichten. Rußland bewilligte jedem russischen oder fremden Unterthanen, der ein Handelshaus in diesen Provinzen errichten wollte, die Rechte eines Kaufmannes erster Classe, ohne irgend eine Abgabe hiefür zu verlangen. Der, über diesen Punkt sehr aufgeklärte Minister hatte wohl eingesehen, daß dieß das einzige Mittel sey, diese neuen Provinzen zu civilisiren, Industrie in denselben einzuführen, ihnen nach so vielen Jahrhunderten der Unterdrückung und Verwüstung wieder neues Leben zu geben, einen Ausfuhrhandel zu eröffnen, Fremde dahin zu ziehen u. s. w.

Es handelte sich jetzt darum, einen Seehafen aufzufinden der die Vollführung des Planes der Wieder-Geburt der Freiheiten des Kaukasus gestatten würde. Der einzige Platz, der sich darbot, war die Mündung der Chopi.

Klaproth sprach zu seiner Zeit von dieser neuen Entdeckung, wie von einer höchst erstaunlichen Sache. Das Wahre ist, daß die Chopi bis auf eine Stunde oberhalb ihrer Mündung einen ziemlich tiefen Canal bildet, der ziemlich große Schiffe aufnehmen kann. Aber die Mündung selbst ist durch eine Sandbank geschlossen, die nur ein kleines Fahrwasser von zwei bis drei Fuß Tiefe läßt, deren Stelle von Morgens bis Abends, je nach der Richtung des Windes, sich verändern kann. Dieser Umstand ist von großer Bedeutung, und eine zweckmäßige

Abhilfe würde Millionen erfordern. Bis jetzt laufen in die Chopi nur kleine Schaluppen und kleine, türkiſche Schiffe ein. Alle größeren Fahrzeuge müſſen eine halbe Werſte vom Ufer in der offenſten Rhede bleiben, die man nur finden kann, und ſind bei den erſten Windſtößen genöthigt, die Anker zu lüften und die offene See zu gewinnen.

Dieſer Hafen war indeſſen der einzige. Sukum-Kale war zu weit entfernt, und würde den Weg zu Lande bis Tiflis um hundert Werſten (fünf und zwanzig Stunden) verlängert haben; man hatte keine Wahl. Trotz ſo vieler, bedeutender Uebelſtände wurde Redoute-Kale, das ſchon als Mehlniederlage für das Gouvernement diente, und das man mit einer Redoute verſehen hatte, der Mittelpunkt des Handels, der ſich allmählig vermehrte.

Rechts von der Mündung der Chopi befindet ſich die Redoute oder das Fort, in welches die Wagen ſchon vor meiner Ankunft eine Breſche gemacht hatten, breit genug, um eine Compagnie in ihrer ganzen Fronte durchmarſchiren zu laſſen.

Links, und gegenüber der Feſtung ſtehen die, mehr als halb verfallenen Gebäude der Quarantaine; ſo nannte man die ärmlichen, mit einer dürren, und überall durchlöcherten Hecke eingefaßten, Hütten.

Der Bazar befindet ſich zwei Werſte von der Redoute und der Quarantaine aufwärts der Chopi, auf dem linken Ufer. Um zwiſchen dieſem Bazar und dem Phaſis oder Rion eine Verbindung zu eröffnen, hat man die Tſiwa, einen kleinen Fluß, der ſich in die Chopi ergießt, durch einen Canal mit dieſem Fluſſe zwiſchen dem Bazar und der Redoute verbunden; von hier aus ſendet man das Mehl und das Salz in das Innere des Landes; ich habe jedoch auch mehre Fahrzeuge, mit Gemüſen und andern Producten des Landes beladen, durch die Einwohner von den Ufern des Lion auf den Markt von Redoute-Kale bringen ſehen.

Die Handelsfreiheit in Georgien wurde nicht ſogleich von den Europäern in ihrem wahren Werthe erkannt. Die Schwierigkeit des Verkehrs, die Entfernung des Landes hatten während der erſten drei oder vier Jahre faſt Niemand veranlaßt, dieſelbe zu benützen. Man muß in der Reiſebeſchreibung des Herrn Gamba, der zu jener Zeit Augenzeuge von dem Handelsverkehr war, nachleſen, wie viele Ueberwindung es die erſten Armenier, die nach Leipzig gingen, koſtete, ſich zu einer ſolch' weiten Reiſe zu entſchließen. Als jedoch der erſte Schritt gemacht war, hemmte nichts mehr den Aufſchwung, der darauf erfolgte; die Vortheile, welche dieſe erſten Verſuche mit ſich brachten, waren zu beträchtlich, als daß man dabei ſtehen geblieben wäre.

Die Straße von Georgien ist die bequemste und wohlfeilste, um Waaren von Europa nach Persien zu bringen. Trotz der Kette des Likhi, welche das flache Land von Imarethi von dem der Karthalinie trennt, kann man alle Waaren zu Wagen bis Tiflis bringen, und von Tiflis nach Tauris bietet der Weg für die Carawanen mit Ochsen oder Pferden, selbst mitten im Winter, keine großen Schwierigkeiten dar. Eine neue Straße, welche die russische Regierung von Tiflis nach Eriwan eröffnet hat, wird viele Hindernisse beseitigt haben.

Tiflis wird daher in sehr kurzer Zeit die Niederlage alles persischen Handels durch das schwarze Meer werden. Die Armenier und Georgier bereichern sich, europäische Häuser werden sich in diesem Lande niederlassen, andere werden es versuchen, Waarenversendungen dahin zu machen. Redoute-Kale wird ein Emporium wie Dioscurias, zur Zeit der Griechen, werden. Man hat schon für eine Million Waaren zugleich in seinen Magazinen gesehen. Große Summen kamen im Lande in Umlauf, um den Transport der Waaren zu bezahlen. Aufkäufe zu Rücksendungen werden allmählig einige Industrie unter den Einwohnern erwecken. Die Einfuhr wird eine kleine Ausfuhr zur Folge haben, die mit jedem Tage größer wird. Man wird schönen Buchs, herrlichen Nußbaum, die prächtigen Hölzer von Mingrelien, Horn, Wachs, Häute, Tabak, Mais, Hirse, Nüsse für die Türken, und selbst etwas Wein ausführen. Herr Gamba hatte den ersten Gedanken, Sägemühlen zu erbauen. Seinem Beispiele folgte der Generalmajor, Fürst Feistaf, durch das Regiment Abchasien. Industriöse Fremde werden in diesem Lande ihre Talente entwickeln, um Nutzen von denselben zu ziehen.

Allein diejenige Stadt, welche am meisten bei diesem Stande der Dinge gewann, ist Odessa. Alle nach Persien und Georgien bestimmte Waaren, und alle diejenigen, welche die Handelsleute von den Märkten Deutschlands bezogen, wurden über Brody Radgiwilof und das mittägliche Rußland nach Odessa befördert. Man hat den Werth der Waaren, die auf diese Art jährlich nach Redoute-Kale gesandt wurden, auf zwei Millionen geschätzt.

Der Minister hatte alles richtig vorausgesehen, dieß war das einzige Mittel, diese neue Eroberungen zu civilisiren und nutzenbringend zu machen, dieser großmüthige Act der politischen Oeconomie wurde mit vollkommenem Erfolge gekrönt.

Als die zehn Jahre der Handelsfreiheit beinahe verflossen waren, sandte der Minister den Kammerherrn Peltchinski nach Tiflis, um über den Zustand des Handels die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und

zu ſehen, ob es an der Zeit ſey, das ruſſiſche Zollſyſtem, ſtatt der Freiheit, einzuführen.

Zu jener Zeit ſuchte der Civilgouverneur von Tiflis, Zawileiski, eine aſiatiſche Handelsgeſellſchaft zu gründen, und er that alles Mögliche, um die Anzahl der zu dieſer Unternehmung nöthigen Actien zuſammen zu bringen. Man vermuthete, daß dieſe Geſellſchaft den ruſſiſchen Producten einen außerordentlichen Ausweg nach Perſien verſchaffen würde, einen Ausweg welchen die Klagen der ruſſiſchen Fabrikanten verlangten, allein man hätte deßhalb den Waaren aus Deutſchland und Frankreich den Eingang nach Georgien verſchließen, Perſien den Handel mit dieſen Ländern unterſagen, und es zwingen müſſen, ſich mit ruſſiſchen Producten zu begnügen.

Einige Armenier von Tiflis, welche nach ihrer Art ſpeculirt, und große Ankäufe von Waaren, und hauptſächlich von Rhum gemacht hatten, füllten ihre Magazine damit an, und hielten es ihrem Intereſſe angemeſſen, die Beſchränkung der Handelsfreiheit zu unterſtützen, in der Hoffnung, daß hierauf der Preis dieſer Waaren ſteigen würde, und daß ſie alsdann, wie bei einem Monopol, den Preis nach Gutdünken machen könnten. Die Freiheit wurde daher mit dem 1. Januar 1833, zum großen Aerger aller Einwohner Georgiens, aufgehoben.

Um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen, Perſien zu zwingen, zu den ruſſiſchen Waaren ſeine Zuflucht zu nehmen, und um demſelben jeden Verkehr mit den Märkten des weſtlichen Europa's über Tiflis und Redoute-Kale abzuſchneiden, führte man an die Stelle der Handelsfreiheit, das ſtrenge Prohibitiv-Syſtem ein. Nicht allein die transkaukaſiſchen Provinzen wurden in die ruſſiſchen Zolllinien eingeſchloſſen, ſondern auch jeder Tranſithandel mit europäiſchen Waaren wurde ſtreng verboten; ja um die Wirkung dieſer Maßregel zu vermehren, centraliſirte man die Zölle zu Tiflis auf 350 Werſte an der Küſte des ſchwarzen Meeres; d. h. jede Waare, die auf dem ſchwarzen Meere ankam, und jede aſiatiſche Waare konnte das Eingangsrecht nur zu Tiflis ſelbſt erlangen, wo die Waarenunterſuchung ſtattfinden mußte. Die Zölle von Nakhtchewan, Akhaltſikhe und Redoute-Kale konnten die Gebühren nur für Kleinigkeiten erheben. Der Finanzminiſter kündigte an, daß dieſe neue Ordnung der Dinge, als ein Verſuch für vier Jahre anzuſehen ſey.

Unglücklicherweiſe für Rußland wurde aber Perſien nicht in die Alternative geſetzt, in welche man es ſetzen wollte. Der Handel hat einen andern Weg genommen, was man kaum für möglich gehalten hatte. Die Waaren von Europa, zu Smyrna oder Trebizond ausge-

ſchifft, gelangten über Erzerum nach Tauris. Es bedurfte nur wenig Zeit, um dieſes Verbindungsſyſtem in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit zu entwickeln. England hat zu Trebizond ein unermeßliches Etabliſſement errichtet, um zu ſeinem Nutzen den Handel mit Perſien, den Rußland aus ſeinen Staaten verbannte, auszubeuten. Als die Paſchas ſahen, daß die Engländer ſich wieder bei ihnen einſtellten, ſo hüteten ſie ſich wohl, ſie zu drücken, und ihnen wie früher Hinderniſſe in den Weg zu legen; ſie beſchützten ſie im Gegentheil, und begünſtigten ſie mit aller ihrer Macht. Smyrna, Trebizond, Erzerum, bereicherten ſich täglich, während Eriwan, und Akhaltſikhe vorzüglich, mehr und mehr abnahmen. Was Redoute-Kale betrifft, ſo iſt es wieder in ſeine frühere Nichtigkeit zurückgefallen. Der Handel hatte alle Nachtheile ſeiner Lage, und ſelbſt ſeine Ungeſundheit, vergeſſen laſſen. St. Nicolas, Poli, Sukum, Kale und Gagra ſtehen in Beziehung auf die Ungeſundheit des Climas in erſter Linie. Redoute-Kale iſt nicht ganz ſo ungeſund.

Ich habe oben geſagt, daß das niedriggelegene Mingrelien und Imarethi ein Product der Lion, der Chopi und all der kleinen Flüſſe ſeyen, die direct oder indirect in dieſe Ebene ihren Ausweg nehmen. Dieß ſind ſandige Anſchwemmungen, mit welchen ſich jene feine, ſchiefrige Subſtanz vermiſcht, welche die meiſten dieſer Flüſſe, und hauptſächlich der Lion, bei ihrem Laufe über die Wände des Kaukaſus mit ſich führen.

Das Meer kämpft unaufhörlich gegen die Mündungen der Flüſſe, und bildet im Zurückweichen lange Sandbänke, die tiefliegenden Grund, halb aus Meer, halb aus Sümpfen beſtehend, hinter ſich laſſen, und welche die Quelle der ungewöhnlichen Ungeſundheit dieſer Climas ſind. Während der Sommerhitze erhitzen ſich dieſe ſumpfigen Niederungen, und verderben die Luft auf eine unglaubliche Art. Der Seewind führt deren Ausdünſtungen in das Innere des Landes, und der Europäer widerſteht nur ſchwer dieſer tödtlichen Peſtluft. Einige örtliche Urſachen kommen noch zu dieſer Fatalität, wie wir es bei Poli und St. Nicolas ſehen. Die Lage von Redoute-Kale iſt nicht viel günſtiger, als die dieſer beiden andern Orte, aber man hat ſchon Zeit gehabt, dieſem Orte Luft zu machen, indem man Waldungen fällte und Canäle grub; namentlich hat man den Seewinden Zugang verſchafft, die ein wahrer Balſam für die ſchwache Bruſt ſind.

Ich ging zu Redoute-Kale zu dem Commandanten des Forts, dem Major Tunaief. Seine Frau war ihm in dieſe Art von Verbannungs-Ort gefolgt. Ich kann weder über den Charakter des Majors, noch den ſeiner Frau, ein beſtimmtes Urtheil fällen. Selten iſt ein braver Gatte auch ein ſo guter Bürger, um uneigennützig das Opfer

zu bringen, seine Jahre in einem der ungesundesten und entferntesten Orte des russischen Reiches zu verleben. Nach Redoute-Kale kommen nur solche Commandanten, welche hoffen, so entfernt von jeder Aufsicht, thun zu können, was sie wollen. Allein es gibt überall Ausnahmen, und auch ein schlechtes Subjekt hat oft seine guten Eigenschaften. Der Major und seine Frau hatten die größte Sorgfalt für mich. Ich wandte die fünf Tage, die ich bei ihnen zubrachte, dazu an, mich über das Land zu belehren, die Umgegend zu besuchen, und mich an meine Einsamkeit zu gewöhnen.

Ich hatte schon sechs Wochen unter dem Schutze des braven Capitäns Wulff zugebracht, der mich wie einen Bruder behandelt hatte. Ich hatte mich an das Leben der Seeleute und an ihre Genüsse gewöhnt; ich wurde mit ihren Sitten vertraut, nahm an ihren Unternehmungen Theil. Die Gesellschaft des Capitäns und seiner Officiere war nach meinen Beschäftigungen meine Erholung, meine Freude geworden, sie standen mir mit ihrem Rathe bei. Wir waren heiter, wir sangen; während unseres Aufenthaltes zu Sukum-Kale gaben sich die Commandanten der Schiffe fast täglich kleine Feste, speisten Mittags und Abends beisammen, und vergaßen dabei die ganze, übrige Welt. Jeder bezeugte mir Freundschaft... und nun sah ich mich plötzlich ausgeschifft, verlassen, in einem fast unbekannten Lande auf mich selbst und meine eigenen Kräfte angewiesen, und Gefahren aller Art ausgesetzt. Es gehört mehr als Philosophie dazu, um einen solchen Wechsel männlich zu ertragen. Die ersten Worte, mit welchen ich empfangen wurde, betrafen die Ungesundheit des Climas, die bereits eingetreten ist. Von meiner Wohnung aus habe ich keine andere Aussicht, als auf das Hospital, wo einhundert und fünfzig Kranke des Regiments, das zu Redoute-Kale und Poli liegt, an Fiebern darnieder liegen, die unter diesem Clima so tödtlich sind.

Man hat den Gottesacker in einem Gehölze angelegt, das auf der Seite von Poli, welches zwölf Werften von Redoute-Kale entfernt ist, an das Meer gränzt. Der Weg schlängelt sich anfangs über Gräber, über deren Menge man im Verhältniß der Bevölkerung des Forts und der Quarantaine erstaunt. Indessen kann man sich nichts schöneres denken, als diesen Weg. Schon Strabo war von dieser Gegend und von dem Ueberflusse der Früchte, welche hier zwischen dem schönsten Waldholz wachsen, begeistert. Der Wald ist ein dichtes Gemische von Mispelbäumen mit großen Früchten, Pflaumenbäumen verschiedener Art, deren rothe und gelbe Pflaumen den Weg bedecken, Birnbäumen, Buchen, Ahornbäumen, Ulmen. Die Waldrebe, der Weinstock, Epheu, die Brombeerstaude ranken sich überall an. Die Rainweide, die gelbgestreifte und die gewöhnliche Stechpalme schmücken den Boden; Hagedornbüsche, mit Beeren beladen, vermischen sich mit Aepfelbäumen; der Schlingbaum trägt seine schönen Dolbenpflanzen mit schwarzen Beeren. Hier und dort schönes Gebüsch von Sauerdorn, hohen Rosensträuchen, Farrnkraut von Mannshöhe, Geisblatt. Wäre dieß nicht hinlänglich, um ein Paradies daraus zu machen, wenn nicht ganz in der Nähe die abscheulichen Sümpfe beginnen würden?

Während meines fünftägigen Aufenthaltes blieben die kaukasischen Alpen immer mit Nebel und Wolken bedeckt; dasselbe begegnete uns auch fast den ganzen Sommer über zu Neufchatel in der Schweiz, im Angesicht der schönen Alpenkette.

Mallatia.

(Wir entlehnen dieſen intereſſanten Bericht des bekannten Reiſenden Baptiſtin Poujoulat über kleinaſiatiſche Gegenden einer franzöſiſchen Zeitſchrift, die mehre Briefe deſſelben an ſeinen Freund Michaud mittheilt, der die Geſchichte der Kreuzzüge ſchrieb, die zum Theil mindeſtens auch dieſe Länder berührten. Da uns in dieſem Hefte der Raum mangelt, den ganzen Brief abdrucken zu laſſen, ſo werden wir die zweite Hälfte deſſelben im nächſten liefern.)

I.

Mallatia, d. 22. Auguſt 1837.

Unſere Karavane reiste von Sivas, dem alten Sivarte, am 16. Auguſt bei Sonnenaufgang ab. Eine Viertelſtunde von jener Stadt überſchritten wir den Kyil-Ermak (den rothen Fluß) auf einer prachtvollen, ſteinernen Brücke von achtzehn Bogen. Nachdem man über die Brücke gelangt iſt, reist man eine Stunde durch das fruchtbare Thal von Sivas, dann wendet ſich der Weg nach Südoſten durch nackte, vulkaniſche Berge von troſtlos düſterem Ausſehen, auf denen man keine Spur menſchlicher Wohnungen, oder menſchlicher Beſchäftigungen findet. Acht Stunden Weges hatten wir bis Deracte-Dache (die ſteinerne Säule), einem türkiſchen Dorfe von ſechszig Häuſern, zu machen. Das Dorf Deracle-Dache iſt ganz ſteuerfrei, muß dagegen den Reiſenden, die nach Mallatia wollen, wohin der Weg ſehr häufig durch die Curden unſicher gemacht wird, Geleitsmannſchaft liefern. Dieſe Geleitsmannſchaft fordert keine Bezahlung von den Reiſenden, höchſtens nimmt ſie einige Geldſtücke unter der Bezeichnung Bakſchi als Geſchenk an. Aber was man zu bezahlen außer Stande iſt, iſt die edle Gaſtlichkeit der Bewohner von Deracle-Dache. An der Pforte eines weiten Saales, der an die Konak (Wohnung) des Argas ſtößt, lieſt man mit

großen, türkiſchen Buchſtaben folgende Inſchrift: „hier empfängt man die Fremden im Namen des gütigen und allbarmherzigen Gottes.“ Jeder Fremde, woher er ſtamme, weß Glaubens, weß Standes oder Ranges er ſey, wird drei Tage lang in dieſem Saale beherbergt und genährt, ohne daß er irgend einem der Dienerſchaft nur einen Para dafür zahlen darf. Es liegt in dieſer wahrhaft edlen Gaſtlichkeit etwas, das einen ſehr angenehmen Eindruck macht. Nichts iſt einfacher, als die Meubeln dieſes gaſtlichen Saales, ſie beſtehen nur aus einem langen Divan und einem, in Sivas gewebten Teppich.

Der Aga von Deracle-Dache heißt Selim. Er iſt ein Mann von etwa ſechszig Jahren. Der edle und ſanfte Ausdruck in ſeinen Zügen iſt geeignet, hohe Achtung vor ihm einzuflößen. Selim und ſein Sohn Osman, ein ſchlanker, ſchöner Jüngling von achtzehn Jahren, brachten den Abend mit uns zu. „Es iſt das erſte Mal in meinem Leben,“ ſagte der alte Aga, als er den Saal betrat, „daß ich hier Fremde aus dem Lande der Franken ſehe. Ich ſegne Gott, der Eure Schritte nach Deracle-Dache gelenkt hat.“ Ich dankte Selim für ſeine gütigen Worte, und fragte ihn, ſeit wie lange er Aga ſeines Ortes ſey. „Es iſt dreißig Jahre her, da verließ mein Vater, dem Gott ſeine Barmherzigkeit ſchenken wolle, dieſe Welt, und ſeit ſeinem Tode bin ich Aga von Deracle-Dache. Aber,“ fügte er mit ächt orientaliſcher Uebertreibung hinzu: „Es würde mir leichter ſeyn, die Sterne am Himmel zu zählen, als die Jahre, die verfloſſen ſind, ſeit meine Voreltern ſich in Deracle-Dache niederließen. Der Paſcha von Sivas wollte mich veranlaſſen, meinen Sohn Osman nach Stambul zu ſchicken, daß er dort in einer der neuen Schulen Unterricht erhalte, aber ich mochte mich nicht von ihm trennen, denn ich dachte, er würde glücklicher leben, wenn er immer in dem Dorfe ſeiner Ahnen bliebe. Ich werde Osman in dem unterrichten, was auch mich mein Vater lehrte: Gott lieben und ehrfürchten, und den Menſchen, unſern Brüdern, Gutes thun. Muhammed, der Prophet des Herrn, ſagt: Das Gute, ſo Du thuſt, wirſt Du bei Gott wiederfinden, er ſieht alle Deine Handlungen. Wer einen Menſchen, ſeinen Bruder, mit einem Mantel bedeckt, wird am Tage des Gerichtes ſein Weib und ſeine Kinder mit der himmlichſten Gerechtigkeit bedeckt ſehen.“

Der Aga von Deracle-Dache, der ſo innig an den Vorſchriften des Korans hängt, hat natürlich nichts an ſeiner alten Tracht geändert. Sein wirklich ſchönes Haupt bedeckt ein großer, grüner Turban mit weiten, bauſchigen Falten, ſein Gewand von geſtreifter Seide iſt mit einem ſchönen, weißen Cachemirſhawl umgürtet, er trägt gelbe, vorn zugeſpitzte, Halbſtiefel. Ich ſagte Selim einige Artigkeiten über ſeine ſchöne Tracht. „Dieſe Kleider,“ antwortete er mir, „die Dir ſo ſehr gefallen, verſchmäht, ſo verſichert man mir, der Padiſchah, unſer Herr; iſt es denn wirklich wahr, daß er ſich in die Kleider der Giaours vermummt?“ — „Nicht allein der Sultan, ſondern auch ſein Heer und alle Muſelmänner, die bei ſeinen Behörden angeſtellt ſind, tragen fränkiſche Kleider.“ — „Mahmud iſt wahnſinnig,“ entgegnete der Aga eifrig, „er gedenkt nicht der Zukunft ſeines Volkes. Leichter würde es ſeyn, die Gewäſſer des Tipil-Ermack nach ihrer Quelle zurückzuleiten, denn die Osmanlis nach dem Muſter der Chriſten zuzuſtutzen. Man will das osmanniſche Reich neu erſtehen laſſen (régénerer); aber ſieht man denn nicht, daß das Reich von dem Tage an in Verfall gerieth, wo

man diese angebliche Regeneration begann? Die neue Türkei, die Türkei der Reform, ist von einem rebellischen Unterthan geschlagen worden. In welchem Jahrhundert unserer Geschichte war ein Sultan zu schwach, um aufrührerische, treulose Vasallen züchtigen zu können?*) In seiner Furcht, von dem kühnen Pascha, der an den Ufern des Nils residirt, in den Staub getreten zu werden, hat Mahmud, der Nachkomme Osmans, der Erbe und Nachfolger der Chalifen, der Schatten Gottes auf Erden, die Hilfe Rußlands erfleht, um sich Mehmed Alis erwehren zu können. Aber dieser russische Schutz ist ein Unheil für unser Land. Denn, wer kennt nicht die Absicht der Moscoviten auf die Besitzthümer des Padischah. Armes Reich, wer wird Dich in alter Macht wieder auferstehen lassen! Der Geist des Unglücks bedroht Dich, und die, so Dich beherrschen, sehen ihn nicht kommen."

„Wie könnt Ihr in dieser Hinsicht Befürchtungen Raum geben, und eine Nation mit mißtrauischen Augen ansehen, die 1833 Ibrahim Pascha verhinderte, an den Ufern des Bosphorus als Sieger zu erscheinen?" Der Aga antwortete auf diese meine Frage mit der orientalischen Fabel, die Ihnen mein verehrter Freund, es mögen nun sechs Jahre her seyn, der Mufti von Mansura, erzählte: ein Schaf bedankte sich bei einem Manne, der es aus dem Rachen eines Wolfes gerissen hatte; dieser Mann war aber ein Mezger, der sich in aller Ruhe anschickte, das arme Thier abzuschlachten.

Sie sehen aus diesen Aeußerungen des übrigens sehr wohlwollenden und verständigen Agas, daß Kleinasien auf der Bahn der Reformen eben nicht sehr weit vorgeschritten ist, daß die Versuche und Bestrebungen Mahmuds, den Türken eine neue Civilisation zu geben, in diesen Gegenden nicht eben volksthümlich geworden sind, und man jeden Gedanken an eine Sitte, die aus einem Lande der Giaours kommt, als ein Unglück und eine Gottlosigkeit zurückweist. Wie oft war ich auf meinen Reisen durch Anatolien Zeuge, welchen Schrecken das bloße Wort „Rußland" den Türken einflößt.

Am 17. August mit Tagesanbruch kam der gute Aga Selim, um uns Lebewohl zu sagen. Er ließ unsere Reisetaschen mit Speisen, auf den Weg, füllen, und gab uns eine Wache von vier Mann bis nach Hassan-Tschelebi, einem türkischen Dorfe, zwölf Meilen östlich von Deracle-Dache gelegen. Wir gelangten nach Hassan-Tschelebi, nachdem wir eine gebirgige, steinige, und fast ganz menschenleere Gegend durchwandert waren. Jenes Dorf liegt malerisch am Abhange eines, von mehren kleinen Quellen und Bächen bewässerten Thales. Dieses Thal ist fast ganz Weidenland und reichlich mit Obstbäumen, Platanen und Pappeln bepflanzt.

Am 18., früh Morgens, setzten wir uns wieder zu Pferde und

*) Es scheint fast, daß das, was der gute Aga Herrn Poujoulat über Regeneration der Türkei sagt, einiger Maßen dem **Journal des débats** entnommen ist, wenigstens ist es schwer, an die buchstäbliche Aechtheit solcher Worte im Munde eines Klein-Asiaten zu glauben. Sehr wahrscheinlich klingt indessen, was der Aga über die Allianz des Großherrn mit Rußland äußert; es muß im türkischen Reiche, abgesehen von dem noch so bitteren Religionshasse, der bei der bei weitem überwiegenden Mehrheit der Muselmänner vorwaltet, eine tiefe Abneigung gegen jene Macht herrschen, die erst vor wenig Jahren die Pforte ihre Ueberlegenheit im Kampfe so sehr fühlen ließ.

Anmerkung des Uebersetzers.

verfolgten unſern Weg in öſtlicher Richtung. Nachdem wir zwei Stunden in einem waldigen Bergabhange zurückgelegt hatten, das ein Fluß, Boabachiſchaï genannt, durchfließt, kamen wir an eine öde und ſteinige Gegend. Man reist dreizehn Meilen *), von Haſſan-Tſchelebi bis zur Meſil-Hane (Poſt) von Taſis-Keui, ohne auf ein einziges Dorf, ja ohne auf eine einzige Hütte zu ſtoßen. Die Entfernung von Taſis-Keui bis Mallatia beträgt noch zehn Meilen; der Weg geht in gerader Richtung von Norden nach Süden, und immer durch eine Wüſte ohne Waſſer und Schatten. Zwei Stunden von Eski-Mallatia (alte Stadt) muß man über den Kas-Keus-Schaï (Fluß mit vierzig Augen), über den eine halb verfallene oder zerſtörte, ſteinerne Brücke führt; dieſer Fluß ergießt ſich drei Stunden nordöſtlich von Eski-Mallatia, dem alten Melitene, in den Euphrat. Mallatia liegt nach der Mittagsſeite in der großen, wüſten Ebene, die man von Thaïr-Keui kommend durchmißt. Hinter Melitene erhebt ſich eine Bergkette, die man Mourſur-Dagj nennt. Eski-Mallatia iſt faſt gänzlich zerſtört, ſeine Wälle, die eine Meile im Umfang haben, zerfallen an allen Stellen; die Gräben ſind halb verſchüttet und Gärten in ihnen angelegt. Innerhalb der Wälle ſieht man gleichfalls nur zerſtörte Häuſer und Trümmerhaufen. Nur noch an fünfzig türkiſche Familien mögen die Stadt jetzt bewohnen. Die Osmanlis haben nach und nach Melitene verlaſſen, um ſich in den großen, zwei Stunden ſüdlich von Eski-Mallatia gelegenen, Gärten anzuſiedeln. Es mögen jetzt hundert Jahre her ſeyn, da ſah man inmitten dieſer Gärten nur ein kleines Dorf; jetzt ſteht dort eine große und reiche Stadt, Jeni-Mallatia genannt, von der ich Ihnen ſpäter noch erzählen werde. Vorher noch ein Wort von den verlaſſenen Ruinen Melitenes. Im Alterthume war dieſe Stadt nicht eben berühmt oder merkwürdig; Strabo ſagt, Melitene ſey eine der zehn Statthalterſchaften Cappadociens (der franzöſiſche Reiſende braucht dafür den vaterländiſchen Ausdruck: préfectures) unter dem Kaiſer Tiberius geweſen. Später war Melitene zur Zahl der Städte Klein-Armeniens gerechnet. Der einzige hiſtoriſche Umſtand von einiger Bedeutung, der die alte Stadt berührt, bezieht ſich auf den erſten Kreuzzug, und Sie thun deſſelben im fünften Buche Ihrer Geſchichte Erwähnung.

„Im Jahre **1100**," berichtet Wilhelm von Tyrus, „ward Melitene von einem armeniſchen Fürſten, Gabriel mit Namen, beherrſcht. Da er die Bedrückungen der Ungläubigen nicht länger ertragen konnte, ſo ſandte Gabriel Abgeſandte an Bohemund, Fürſten von Antiochien, um ihn anzuflehen, daß er ihm Hilfe gewähre. Die Abgeordneten verſprachen ihm, gegen Feſtſtellung gewiſſer Bedingungen, ſie wollten ihm die Stadt Melitene überliefern. Bohemund nahm Gabriels Anerbietungen an. Er vertraute Tancred das Regiment in ſeinem Fürſtenthume an, und ſchlug, von der Abtheilung, die ihm gewöhnlich als Geleit diente, gefolgt, den Weg nach Melitene ein. Er war nur noch eine kurze Strecke Wegs von Melitene entfernt, da ward er unverſehens von einem zahlreichen Heer Ungläubiger überfallen, welches Damisman, einer der mächtigſten Satrapen der Türken, befehligte. Der Fürſt von Antiochien, ſein Vetter Richard und mehre edle Ritter fielen in die Gewalt Damismans, der ſie zur Strafe ihrer Sünden in Feſſeln ſchlug. Nachdem Damisman alſo die Kreuzfahrer aufs Haupt geſchlagen hatte, zog er vor Melitene, es belagernd.

*) Es iſt immer von franzöſiſchen Lieues die Rede.

Einige Krieger Bohemunds, die durch Flucht dem Blutbade entgangen waren, zogen sich nach Edessa und berichteten dem Grafen Balduin alles, was sich begeben hatte. Der Bruder Gottfrieds, ob des Unglücks von Bohemund bis zu Thränen gerührt, sammelte in aller Eile seine Schaaren, und stand in drei Tagen vor Melitene. Als Balduin sich nahete, hob Damisman die Belagerung der Stadt auf, und rettete sich in den entlegensten Theil seiner Lande, Bohemund, seinen erlauchten Gefangenen, aber führte er mit sich. Balduin, Graf von Edessa, folgte mit seinem Heere einige Tage lang den Spuren Damismans, aber als er sah, daß er ihn nicht erreichen konnte, kehrte er betrübt nach Melitene zurück. Gabriel empfing ihn mit den größten Ehren, bewirthete ihn prächtig, und überlieferte ihm die Stadt unter denselben Bedingungen, die er Bohemund vorgeschlagen hatte, worauf der mächtige Balduin wieder den Weg nach Edessa, seiner Hauptstadt einschlug.

Die meisten Chronikschreiber aus dem ersten Kreuzzuge, erwähnen nur der Gefangenschaft Bohemunds, den die Türken den kleinen Gott der Christen nannten. Wilhelm von Tyrus berichtet, der Fürst von Antiochien habe nur durch Lösegeld seine Freiheit wieder gewonnen. Die Chronik Orderick-Vitals ist die einzige, die etwas Näheres über die Freiwerdung des Kreuzfahrerfürsten angibt, jedoch gleicht die, dieses Ereigniß betreffende Angabe des normännischen Geschichtsschreibers, mehr einer morgenländischen Erzählung, als einem historischen Berichte. Nach Orderick-Vital verdankten Bohemund sammt seinen Genossen, ihre Freiheit der schönen Melas, der Tochter Damismans. Diese muselmännische Fürstentochter soll, da sie von ihrem Vater die Tapferkeit der Christen, die seine Fesseln trügen, hatte rühmen hören, lebhaften Antheil an ihnen genommen haben. Besonders sprachen sie Bohemunds edle und ritterliche Sitten an, und sie liebte ihn gar sehr. Melas überredete die christlichen Krieger, ihres Vaters Feinde mit zu bekämpfen; darauf befreite sie dieselben aus ihrer Gefangenschaft, welche vier Jahre gewährt hatte, reiste mit Bohemund fort, und ließ sich von ihren Frauen und Eunuchen folgen, wie, so fügt wenigstens der Chronist hinzu, vormals die Tochter Pharaonis das Oberhaupt der Hebräer begleitete. Die Tochter Damismans bekannte darauf die Religion Christi, und vermählte sich mit Roger, dem Sohne Richards, des Vetters von Bohemund.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Neueſtes aus Algier.

Aus Conſtantine meldet ein Brief vom 18. Juli in einem franzöſiſchen Blatte: Mordthaten, die auf dem Wege von der ranzöſiſchen Niederlaſſung Philippeville nach Conſtantine ſehr häufig vorgefallen ſeyen, hätten den dort commandirenden General zu freilich traurigen, aber wirkſamen Abſchreckungsmitteln gezwungen. Er habe deßhalb dem Oberſten Gueſsviller, Befehlshaber des dreiundzwanzigſten Linienregiments, das Commando über eine Colonne von ſechshundert Mann, die aus ſeinem und dem ſiebenzehnten leichten Regimente genommen worden ſeyen, zur Züchtigung der rebelliſchen Tribus übertragen. Der kleine Kriegszug gegen die Schuldigen dauerte nur zwei Tage, und wurde von dem Oberſten des dreiundzwanzigſten Regimentes mit vieler Umſicht geleitet; das Haupt der Tribus Sahel, der oftgenannte Ben Aïſſa, unterſtützte ihn dabei. Zahlreiche Viehheerden wurden mit nach Conſtantine fortgeführt, Ernten verheert, die Wohnungen des Stammes Beni Tifus verbrannt. Das ſey allerdings eine ſchreckliche Wiedervergeltung, fügt der Brief hinzu, aber es ſey nöthig, dieſen wilden Völkerſchaften zu zeigen, daß der Arm der franzöſiſchen Gerechtigkeit ſie überall zu verfolgen wiſſe, und daß jeder Tribu in all ſeinen Gliedern für die Verbrechen Einzelner aus ſeiner Mitte verantwortlich ſey; ſo hätten auch früher die Bey's in ihren Bezirken die öffentliche Sicherheit gewahrt; damals habe ein Türke überall allein hinreiſen können, wohin ſich jetzt kaum zehn Franzoſen in einer Caravane wagten.

Jüngeren Berichten vom Ende Juli nach ſcheint dieſer Vergeltungszug wenig Wirkung gehabt zu haben, und wie ſehr die Bemühungen der Franzoſen, in der Regentſchaft die öffentliche Sicherheit

auf allen Punkten zu wahren, noch von günſtigen Reſultaten entfernt ſind, dafür liefern wieder einige mit gränzenloſer Keckheit und Unbefangenheit begangene Räubereien Beweiſe.

Acht Trainſoldaten fuhren mit zwei Wagen, von denen jeder mit vier Maulthieren beſpannt war, aus, um Steine zu holen, mit denen die Heuſchober im obern Lager von Blidah belegt werden ſollten. Sie waren von dem Lager aus nach der Chiffa, in der Richtung von Oued-Laleg, zugefahren, und hielten dort, um ihre Wägen mit Steinen zu beladen. Plötzlich wurden ſie von einem Trupp von ungefähr dreißig Arabern überfallen. Der Wachtmeiſter (**maréchal des logis**), der den Zug der Trainſoldaten befehligte, erhielt einen Schuß in die Hüfte; ſeine Leute, die ſo unerwartet überfallen wurden, ſuchten ihr Heil in der Flucht, und konnten nur — Dank der Habſucht ihrer Angreifer — entkommen, die ſie nicht gleich verfolgten, ſondern ſich auf die Maulthiere warfen, die ſie ausſpannten und mit den zurückgelaſſenen Waffen der Franzoſen beluden. Der Wachtmeiſter, deſſen Wunde nicht gefährlich war, ſprengte, ſo ſchnell ſein Pferd nur laufen konnte, ins Lager zurück, und verlangte, die zwanzig auf Piket ſtehenden Reiter ſollten unverzüglich aufſitzen, um den Arabern, die nach der Richtung des Atlas hin zurückgeritten waren, den Rückweg abzuſchneiden; aber ehe das Piket aufbrach, mußte, der für alle Fälle geltenden Weiſung nach, dem Oberſten Duvivier, der gerade in Blidah war, erſt Meldung gemacht werden, und ſo entkamen die kecken Araber ungeſtraft.

Ein Tiſchler, der von Buffarik nach Algier gegangen war, reiste von Duera aus ohne bewaffnete Begleitung, und kam an der Brücke von Chevalets an. Dort wurde er von Arabern in franzöſiſchem Solde angehalten, die ihm, wie ihr erhaltener, ſehr zweckmäßiger Befehl lautet, ſagten, er müſſe die Nacht über im Blockhauſe bleiben. Der Tiſchler ſchien damit einverſtanden zu ſeyn, ſetzte aber, als ihn die Soldaten weiter nicht beachteten, heimlich ſeinen Weg fort, ſtatt das ſichere Obdach zu ſuchen. Als die Araber bemerkten, daß er, trotz ihrer Warnung, weiter gegangen ſey, wollten ſie ihm nachſetzen; die Nacht war indeſſen zu finſter, und ſie mußten davon abſtehen. Am andern Morgen fanden ſie auf dem Wege, ſechshundert Schritte vom Blockhauſe, eine Leiche; es war die des Tiſchlers.

* * *

Dagegen blühen in der Hauptſtadt der Regentſchaft Algier die Schulen ſehr auf; es beſtehen dort: ein College, das 119 Schüler beſuchen, wovon 25 Unterricht im Arabiſchen genießen (die Schüler ſcheinen alſo zum größten Theile mindeſtens junge Franzoſen zu ſeyn), eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts, von 156 Knaben beſucht, eine mauriſch-franzöſiſche Schulanſtalt mit 58 Schülern, drei Privatſchulen, in denen zuſammen 153 Knaben unterrichtet werden, zwei Communalſchulen **extra muros**, die eine zu Deli-Ibrahim mit 41 Knaben, die andere in Kouba mit 30. Algier beſitzt noch außerdem eine Kleinkinderbewahranſtalt, wo 94 Knaben verpflegt werden und den erſten Elementar-Unterricht erhalten.

Ferner beſitzt Algier vier Mädchen-Schulen: eine Schule der barmherzigen Schweſtern mit 166 Schülerinnen, eine jüdiſche Schule mit 63 Schülerinnen, und zwei Penſionsanſtalten, in denen 107 Mädchen theils in ganzer, theils in halber Penſion ſind.

Es leben alſo jetzt in der einzigen Stadt Algier 923 Kinder, theils von Franzoſen, theils von Eingeborenen und beiderlei Geſchlechts, die der Wohlthaten eines regelmäßigen Unterrichts genießen.

In Oran und Bona ſind noch nicht ſo viele Erziehungsanſtalten, als in Algier, und in Conſtantine beſteht noch keine einzige.

Oran beſitzt eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts, die von 63 Knaben beſucht wird, eine jüdiſche Schule mit 43 Knaben, und eine Schule der barmherzigen Schweſtern, in der 57 Schülerinnen Unterricht erhalten.

Somit beläuft ſich die Geſammtzahl der in den ſeit der franzöſiſchen Beſitznahme von den Eroberern namentlich ſeit 1832 geſtifteten Schulen Unterricht Genießenden auf 1334, nämlich 867 Knaben und 467 Mädchen; oder, wenn man die Schülerzahl nach den Religionen und Racen trennt:

Europäer	627
Europäerinnen . . .	382
Mauren	95
Juden	145
Jüdinnen	85

* * *

Abd-el-Kader, früher ein nicht unbedeutender Feind des jetzt in Nordafrika beſtehenden Zuſtandes der Dinge, ſoll beſtändig kränkeln; er leidet an den Folgen eines Unfalles, der ihm kürzlich zugeſtoßen iſt, wo er mit dem Pferde, zum dritten Male in ſeinem Leben, ſtürzte, und ſich bedeutend beſchädigte. Auch nagt der Friede, wie es ſcheint, an ſeinem Leben; Krieg nur könnte ihm wieder Freude und Geſundheit bringen. Fürchtete er nicht die Ueberlegenheit der franzöſiſchen Waffen, die ſchon ſchwer auf ihm gelaſtet hat, ſo würde er ſchon lange den Friedens-Tractat zerriſſen haben, der ihn zwingt, Ruhe zu halten. Er iſt, wenn man Berichten über ihn trauen kann, in neueſter Zeit ſehr mürriſch geworden, und Alles ſcheint ihn zu langweilen.

Notizen.

Wie ſchnell die britiſchen Colonien in Auſtralien gedeihen, ergibt ſich aus dem Umſtande, daß während des vergangenen Jahres in Sidney 6,829 freie Anſiedler gelandet ſind. Die Zahl der transportirten Verbrecher aus Großbritannien und aus den Colonien betrug 2,435.

— Auf Befehl der britiſchen Regierung wird auf dem Cap der guten Hoffnung die Polizei nach Art der Londoner eingerichtet werden. Bekanntlich iſt die alte Einrichtung der Holländer dort verblieben, da die Colonie noch keine Verfaſſung (**Charta**) erhalten hat, ſo daß die Hinderniſſe, welche ſich in Weſtindien und Canada bieten, dort nicht ſtattfinden.

— Die Union zwiſchen Ober- und Unter-Peru ſcheint aufgelöst zu ſeyn. Aus allen Berichten, die man freilich in Europa nicht ganz genau erfährt, ſcheint zu erhellen, daß alle ſüdamerikaniſchen Republiken in gleicher Weiſe, wie Chili, alle ihre Kräfte, durch Geld, und ſogar durch Militärunterſtützung, aufgewandt haben, um zu verhindern, daß in Peru das alte Reich der Yncas wieder vereinigt werde, welches durch Einwohnerzahl und durch Reichthum allerdings eine ungeheure Uebermacht hätte erwerben müſſen. In dem Heere der Chileñer waren Truppen und Officiere aus allen ſüdamerikaniſchen Staaten, welche im Unabhängigkeitskriege gefochten hatten. Neu-Granada und Quito, wenn auch nicht Venezuela, haben Geldbeiträge gegeben, um das von Bolivar gegründete Staatenſyſtem zu erhalten. — Santa-Cruz hat folgende Proclamation nach ſeiner Niederlage erlaſſen: „Die neueren Ereigniſſe erfordern von mir jedes Opfer, um Bürgerkrieg zu vermeiden. Deßhalb decretire ich: 1) Was mich betrifft, ſo abdicire ich das Protectorat über die conföderirten Republiken Ober- und Unter-Peru. 2) Ober-Peru wird in dem jetzigen Verhältniſſe bleiben, bis eine National-

Versammlung über die Fortdauer der Conföderation und über das Schicksal von Ober- und Unter-Peru entschieden hat. 3) Die Nationalmiliz in Ober-Peru wird zusammenberufen, um das Eigenthum zu beschützen, und die Ordnung zu erhalten." Am Schlusse heißt es: „Bolivar (Ober-Peruvianer) erweckt durch Ausschweifungen keinen Haß gegen Euer Vaterland. Wenn Euch Parteien zerreißen, wird Anarchie Euch vernichten. Wohin mich die göttliche Vorsehung führen mag, und so lange meine Abwesenheit aus meinem Vaterlande nothwendig ist, werde ich stets das Wohl desselben erstreben, welches seit zehn Jahren das einzige Ziel meiner Bemühungen war." Hierauf begab sich Santa-Cruz nach Arequipa, und von da nach Islay, wo er sich mit General Miller, dem Marquis von Riva Agnero, General Cerdeña und anderen Häuptern der Partei für die Vereinigung Peru's, wahrscheinlich nach Europa einschiffte.

— Die französische Fregatte Malouine hat von ihrer Entdeckungsreise an der Westküste Afrika's einen jungen Neger-Fürsten, Ohino, mitgebracht, der in Frankreich die Elemente der Schifffahrt und Schiffbaukunst erlernen soll.

— Im Herbste dieses Jahres soll auf Veranlassung und auf Kosten des Congresses der Vereinigten Staaten der Druck eines sehr wichtigen Werkes, der „**Madison papers**," angefangen werden. Der Congreß hat diese Handschriften für 30,000 Dollars gekauft. Die bis jetzt vorhandenen Berichte über die Debatten des Congresses von 1782—1787 sind nur Bruchstücke, die man aus Madisons Briefen an mehre seiner ausgezeichneten Freunde zu ergänzen gedenkt. Interessanter ist noch eine andere Abtheilung der Papiere, welche einen umständlichen Bericht der sämmtlichen Debatten des Congresses enthält, der die Constitution annahm, und zwar sind diese alle von Madison eigenhändig und zur Zeit der Sitzungen geschrieben.

— Aus Batavia wird gemeldet: Das Bedürfniß einer Geschichte der niederländischen Colonien in Indien hatte sich seit langer Zeit fühlbar gemacht. Baron von Hoevell, Prediger der reformirten Gemeinde zu Batavia, hat sich der Aufgabe unterzogen, sie zu schreiben. Die Regierung des Mutterlandes unterstützt ihn dabei, und hat ihn zum Historiographen von Niederländisch-Indien ernannt. In der zu Batavia erscheinenden Zeitung werden alle Diejenigen, welche im Besitze von Documenten und wichtigen Nachrichten sind, gebeten, Herrn Hoevell dieselben zur Einsicht mitzutheilen.

— Die chinesische Kaiserfamilie zählt nicht weniger als sechstausend Mitglieder, die fast alle musikalisch sind; Viele von ihnen blasen sehr gut die Flöte.

— Im verflossenen Jahre wurden in den überseeischen englischen Colonien 510 Kauffahrteischiffe, mit einer Last von 71,306 Tonnen, erbaut; bis zum Mai dieses Jahres schon 343 Schiffe, mit einer Last von 45,811 Tonnen; — ein Beweis, wie, trotz der Sklaven-Unruhen auf einigen Colonien, der Handel im Ganzen im Steigen seyn muß.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Abbildungen von amerikanischen Münzen.

August Lewald.

Zur Nachricht.

Aus Versehen des Buchbinders ist in einigen Exemplaren des vierten Heftes statt des „Mahadeo-Tempels" folgende artistische Beilage gegeben worden: „Die Stadt Ettniah in Ostindien mit den Ruinen des Palastes von Khoob-Soorut."

Pesos de Colombia

Pesos de Buenos-ayres

Pesos de Lima

Silber = Münzen der Amerikanischen Republiken

Reise um den Kaukasus.

Von

Dubois de Montpereux.

Vierter Artikel.

Fortsetzung von Abchasien, Samurzakhen, Redoute-Kale, Kutais.

II.

Ich verließ Redoute-Kale Dienstag den 25. Juli (6. Aug.) gegen Abend, um meine peinliche Pilgerschaft anzutreten. Ich war mit einer Ordre des Commandanten an die Stations-Commandanten versehen, wornach sie befehligt wurden, mir Pferde zu liefern, und mich auf alle Posten bis Kutais durch zwei Kosaken zu Pferde begleiten zu lassen. Im Uebrigen war ich ganz allein.

Wir fuhren über den Kanal der Tsiva auf einem Kahne, dann führte uns der Weg über den Bazar von Redoute-Kale, der seit der Beschränkung der Handelsfreiheit aus nichts, als einer langen Reihe fast leerer Buden besteht; kaum kann man sich die allernothwendigsten Dinge verschaffen, und alle europäischen Waaren, die hier ausgeschifft

wurden, sind viel theurer als zu Tiflis, denn der Handelsmann muß sich, wie billig, den Transport bezahlen lassen.

Wir folgten fast immer dem Ufer der Chopi, das mit Bäumen und Weinstöcken eingefaßt ist, deren herabhängende Gewinde die friedlichen Wellen küßten. Alles ist Waldung, selbst das Dorf Chorga, das zehn Werste von Redoute-Kale anfängt und vierzehn Werste lang ist, ist nichts als ein weit ausgedehntes Gehölze von Erlen und Eschen, in welchem die hölzernen Häuser, jedes, mitten in einem Bezirke von Mais und Hirse, vereinzelt stehen.

Der Lauf der Chopi ist bis zur ersten Station, sechsundzwanzig Werste von Redoute-Kale und am äußersten Ende des Dorfes Chorga gelegen, sehr ruhig. Ich brachte die Nacht in einem elenden Schoppen zu, der kaum gegen den Regen schützte.

Den andern Tag begab ich mich mit zwei frischen Pferden und zwei neuen Kosaken in das Kloster von Chopi, das vier bis fünf Werste rechts von der Straße liegt. Wir verließen die Ebene, um die ersten Anhöhen zu ersteigen, die das Bett der Chopi umgeben. Das Land ist prächtig und von der größten Fruchtbarkeit. Wir kamen über Maisfelder von zehn bis zwölf Fuß Höhe, in welchen wir wie in einem Walde versteckt waren, obgleich wir auf großen Pferden ritten.

Die Häuser des Dorfes Chopi lagen wie jene des Dorfes Chorga zerstreut. Wir stiegen an einem dieser Häuser ab, um Wasser zu verlangen, und wir sahen weder die Weiber noch die jungen Mädchen, wie man mir gesagt hatte, vor Schrecken sich flüchten und sich verbergen. Im Gegentheile, die älteste beeiferte sich, uns zu bedienen. Eine der jüngeren, die höchstens fünfzehn bis sechzehn Jahre alt war, zeigte uns die schönsten Züge und das schönste Oval des Gesichts, das man nur sehen kann.

Wir fanden das Kloster von Chopi auf dem Gipfel eines Hügels am Ufer des Flusses. Die Benennung Kloster hat bei den Georgiern nicht immer denselben Begriff wie bei uns; gar oft bezeichnet sie nur eine einfache Kirche. Allein Chopi ist ein wirkliches Kloster, von einigen griechisch-georgischen Mönchen von dem Orden des heiligen Basilius bewohnt, deren Vorsteher den Titel eines Archimandriten führt.

Die Kirche ist, wie fast alle Kirchen des Landes, mit einer hohen Mauer umgeben, an welche sich die Wohnung des Archimandriten anlehnt. In der Kirche befindet sich eine Inschrift, die sich auf den Dadian Gheorgi, der im Jahre 1384 starb, bezieht, und den sein Sohn Vamek, der im Jahre 1396 diese Kirche erbaute, nebst seiner Mutter hier begraben ließ. Ueber der Eingangsthüre in den Hof der Kirche

erhebt ſich ein Thurm, wo man mir eines jener langen Hörner zeigte, die einen ſolch gellenden und anhaltenden Ton haben, daß man damit die Einwohner all dieſer entfernten Bezirke zum Gottesdienſte herbeirufen konnte. Zu Kriegszeiten dienten dieſe Hörner dazu, die Annäherung des Feindes zu verkünden; die ganze Bevölkerung verſammelte ſich dann in dem Innern des Kirchhofes, der die Stelle einer feſten Burg verſah.

Von der Höhe des Thurmes hat man, wie es ſich erwarten läßt, eine herrliche Ausſicht über das flache Land von Mingrelien, das ſich zu den Füßen des Wanderers mit einer Ueppigkeit der Vegetation ausbreitet, wie ſie einer neuen Welt würdig iſt.

Mein Plan war, noch ſechs Werſte weiter auf den Berg Bia zu gehen, wo der Archimandrit von Chopi ein kleines Haus beſitzt, um daſelbſt in der ſchönen Jahreszeit einige Tage zuzubringen, und eine der herrlichſten Ausſichten von Mingrelien zu genießen. Der Geſichtskreis der hohen kaukaſiſchen Kette, mit dem Elbrus in der Mitte, breitet ſich daſelbſt in einer Pracht aus, wie man dieß anderswo nicht leicht finden wird. Für dießmal konnte ich jedoch meinen Plan nicht ausführen. Meine Koſaken verirrten ſich in dieſem Labyrinthe von kleinen Fußwegen, die ſich überall durchkreuzen und von einem Hauſe zum andern führen; wir waren mehrmals genöthigt, wieder umzukehren, und um das Maaß der Widerwärtigkeiten voll zu machen, bekam einer meiner Koſaken einen ſehr heftigen Fieberanfall. Wir mußten nun zurückkehren; nachdem wir einen Wald von Kaſtanienbäumen paſſirt hatten, erreichten wir wieder die Hauptſtraße, die in das Dorf Cholone, fünf Werſte von Sakharbet, die zweite Koſaken-Station ſeit Redoute-Kale, führt, und ermüdet von dieſem Tage, entſchloß ich mich, hier über Nacht zu bleiben.

Die Station von Sakharbet liegt am Fuße einiger Hügel; dieſer Ort war jedoch nicht immer was er jetzt iſt, er war einſt eine Stadt, und man ſieht noch auf einem Hügel hinter der Station die Ruinen eines mit Mauern eingefaßten Schloſſes. Jetzt iſt Sakharbet nichts mehr geblieben, als ſeine alte Kirche, die ſehr hübſch iſt; die Fenſter und die Karnieße ſind mit Bildhauerarbeit bedeckt, und die Kuppel iſt von großer Eleganz und ſehr hoch.

Man behauptet, daß die Türken, als ſie Poti erbauten, ihre Materialien aus Sakharbet bezogen hätten, und daß der Dadian damals einen ganz außerordentlichen Preis dafür bezogen habe; man ſagt ſelbſt, daß er mehre Gebäude einreißen ließ, um die Materialien davon abzuliefern.

Vier Werste vor der Station von Abacha ließ mich mein Kosak, um den Weg abzuschneiden, über einen ausgetrockneten großen Sumpf reiten, wo ich mehrmals Gefahr lief, zu versinken, so viele Löcher hatte derselbe.

Abacha ist zwanzig Werste von Sakharbet, und Sakharbet fünfzehn Werste von Khorga entfernt. Von Abacha nach Marann zählt man siebenzehn Werste. Die zwei ersten Werste ausgenommen, die man in einem herrlichen Buchenwald zurücklegt, ist das Land nicht mehr so holzreich; es bekommt schon ein ödes und gleichförmiges Ansehen. Ehe man nach Marann kommt, setzt man auf einer Flöße über die Tskheni-tskali, welche Mingrelien von Imerethi scheidet. Tskheni-tskali bedeutet Pferdefluß; dieß ist der Hippus der Alten, welcher dasselbe bedeutet.

Marann enthält außer der Poststation ein Detachement von, ich weiß nicht wie vielen Kosaken, die von einem Officiere befehligt werden. Alle diese Kosaken, welche ihren Dienst auf dieser Seite des Kaukasus thun, sind von den Ufern des Dons; es gibt daselbst nur sehr wenige Kosaken der Linie, denn diese bleiben auf ihrem Posten. Man kann sich keinen Begriff von dem moralischen Unterschied machen, der zwischen diesen beiden Classen Soldaten besteht, die einer Nation angehören. So tapfer, gut und dienstwillig der Kosak der Linie ist, so feig, grob und ungefällig ist der donische Kosak, wenn der Rang der Person, der er untergeordnet ist, ihm nicht imponirt. Dieß erleidet weniger Ausnahmen als man glaubt.

Derjenige, welcher in diesem Lande reist, darf nicht erwarten, überall ein gutes Nachtquartier, gutes Brod, ein gutes Bett zu finden. Wenn er nicht alles mit sich führt, so findet er nichts davon in irgend einer Station, und er muß sich noch glücklich schätzen, wenn er ein Brett erhält, auf dem er sich ausstrecken kann, ohne genöthigt zu seyn, auf den bloßen Boden zu liegen. Die einzige Hilfe, die man hie und da findet, sind einige Dukhani, eine Art Krämer oder Schenkwirthe, bei welchen man Wein, Lichter, Gurken und einige andere Kleinigkeiten kaufen kann.

Der Weg von Redoute-Kale bis nach Marann und selbst bis nach Gubitskali ist sehr schlecht, und während der Regenzeit für Wagen fast nicht zu passiren; der Lehmboden ist vorherrschend; es wäre jedoch nichts leichter, als eine gute Straße zu machen, da hier überall Steine und Kiesel im Ueberflusse vorhanden sind. Statt dessen hat man überall den Gebrauch Groß-Rußlands befolgt, an sumpfigen Stellen Knüttelwege zu machen. Eine zweite, noch größere Unbequemlichkeit ist die, daß man die meisten Flüsse durch Furten passiren muß. Ein Gewitter im

Innern der Gebirge ist hinlänglich, um diese so anzuschwellen, daß sie nahe daran sind, auszutreten. Reisende und Transporte müssen daher oft mehre Tage lang am Ufer lagern, ehe sie ihre Reise fortsetzen können.

Einige Werste von der Kosaken-Station von Marann befindet sich das Lager von Marann, oder Uschie-Tskhenitskali, in einer sehr ungesunden Gegend, beim Zusammenfluß der Tskhenitskali und des Phasis; hier befinden sich eine oder zwei Compagnien Soldaten, die den besonderen Auftrag haben, das Mehl, welches das Gouvernement von Redoute-Kale dahin sendet, in Empfang zu nehmen und zu bewachen.

Zu der Zeit, wo jene Secte, welche alle Gesetze der Natur und alle Rechte der Gesellschaft durch eine irrige Auslegung der Bibel verhöhnte, schreckliche Fortschritte in dem Jäger-Regiment von Mingrelien machte, und wo es oft täglich fünf bis sechs Soldaten gab, die der ekelhafteste Fanatismus verleitete, in der größten Heimlichkeit sich jener abscheulichen Operation zu unterwerfen, die sie aus der Zahl der Männer ausstrich, fand Jermolof, um dem Uebel Einhalt zu thun, nichts besseres, als alle Schuldigen zu Rionskaia zu vereinigen und sie zum Transport der Lebensmittel auf dem Rion, von Rionskaia nach Uschie-Tskhenitskali zu verurtheilen. Allein unter sich, ohne Verbindung mit der übrigen Welt, verachtet, als untüchtig aus dem Range der Soldaten ausgestoßen, zu schwerer Arbeit verurtheit, erhielten sie in der That eine Lection, wirksamer als alle möglichen Verbote, und die Ansteckung hörte fast im Augenblicke im Regiment auf.

Man bemerkte bald, wie sehr diese Operation die Natur des Mannes veränderte; er ist nicht mehr im Stande, weder Wein zu trinken, noch Fleisch zu essen; er ist ohne Bart, ohne Ehrgefühl, ohne Stimme; seine Stimme gleicht der einer Frau; er ist schwächlich, er zittert, wenn er das Gewehr tragen soll; sein Fleisch ist schlaff und hängend. Wohin führen nicht Eitelkeit und religiöser Stolz!

Von Marann nach Gubitskali bleibt der Weg sich gleich und führt durch einen Theil des Districtes von Wake; dieser Name bedeutet im Georgischen „breites Thal." Von Gubitskali, welches die letzte Station ist, ehe man nach Kutais kommt, ist der Boden mit Kiesel bedeckt, und daher weit unfruchtbarer, als im übrigen Theile von Mingrelien und Imerethi.

Nach einem sehr heißen Tage, als wir schon ganz nahe bei Kutais waren, entstand ein Gewitter. Mein Kosak ritt voraus, und beeilte sich, um vor dem Regen anzukommen. Da wo der Phasis aus den letzten Felsen hervorstürzt, die ihn einengen, und nun seinen Lauf

in der Ebene nimmt, sieht man das neue Kutais in einem Winkel der Ebene sich ausbreiten, der auf dem linken Ufer des Flusses beginnt. Es wäre unmöglich, alle die hölzernen oder steinernen Brücken herzuzählen, die seit dem hohen Alterthume von dem rechten auf das linke Ufer führten; man findet daselbst Pfeiler und Unterlagen, die allen Zeiten angehören. Die gegenwärtige Passage ist eine der schwierigsten, die man wählen konnte, da sie über Felsen führt, während, wenn man eine Brücke gegenüber von dem alten Palaste der Zaars von Georgien erbaut hätte, man auf die bequemste Art in die Stadt gekommen wäre. Indessen lag es schon lange im Plane, hier eine Brücke zu erbauen, und die Behörden des Landes haben dem Gouvernement die Erbauung einer solchen als einen Gegenstand der höchsten Nothwendigkeit dargestellt; allein das Gouvernement, das so viele andere Ausgaben hat, hat bloß die Einwohner von Kutais, denen diese Brücke hauptsächlich bestimmt wäre, autorisirt, dieselbe auf ihre Kosten zu erbauen. Hiezu ist aber Kutais zu arm, und so blieb es beim Alten.

Nachdem wir die achtzig Schuh lange Brücke passirt hatten, ritten wir über einen Theil des Bazars, dann über den großen Platz, dann die Straße des „Gartens der Krone", dann an den Casernen vorüber. Mein Kosak ritt immer voraus, und ich folgte ihm phlegmatisch nach. „Aber, mein Herr," sagte er endlich, „hier sind wir am andern Ende der Stadt; wohin gehen wir nun?" — „Führst Du mich denn nicht auf die Station?" — „An der sind wir schon lange vorüber, sie liegt ja auf der andern Seite des Flusses." — „Tölpel, warum hast Du es mir denn nicht gesagt?" — „Mein Herr, ich glaubte, Sie wissen besser als ich, wo Sie anhalten wollten." — „Gibt es hier keine Herberge?" — „O ja! mein Herr;" und er führt mich zu einem Russen, der ein Zimmer hat... Es war an den Sohn des Dadians von Mingrelien vermiethet.... „Gibt es keinen andern Zufluchtsort in der ganzen Stadt?" — „O ja!" und er führt mich auf den Bazar, vor die schmutzige Bude eines Soldatenwirths. Er ruft, klopft an die Thüre, an die Fenster... Niemand antwortet. Der Wirth, sagt uns ein Nachbar, ist in's Gebirge. — „Nun, gibt es denn kein anderes Mittel, in dieser berühmten Hauptstadt von Imerethi ein Nachtquartier zu finden?" — „Nicht, daß ich wüßte." — „In diesem Falle müssen wir freilich auf die Station zurückkehren." Glücklicherweise kam ich noch zeitig genug an, um mich vor dem Regen zu schützen, der immer heftiger wurde. Der Abend war da; die Nacht trat ein; es blieb mir nichts übrig, als einen schmutzigen, mit einem alten Filz bedeckten Schragen in einem Winkel anzunehmen, wo fünf oder sechs Kosaken, von denen die Hälfte

betrunken war, zusammengepfropft schliefen. Der Wind wehte über mich hin, und der Regen bespritzte mich durch ein, mit zerrissenem Papier versehenes Fenster. Estaffetten kommen mit Depechen, Ordres, Rapporten ꝛc. Der Schreiber erhebt sich murrend, weil er diese Adressen copiren muß, die er oft kaum entziffern kann. Und um das Maß der Widerwärtigkeiten voll zu machen, war ein Transport junger Kosaken, die vom Don kamen, um ihren Dienst eine bestimmte Zeit zu thun, und welche man abgesandt hatte, um den Posten von Marann wieder vollzählig zu machen, an diesem Tage durch Kutais passirt. Sie überbrachten den alten Kosaken Neuigkeiten von ihren Familien, und diese hatten ihre Ankunft gefeiert und ihnen zu trinken gegeben. Nach ihrem Abgange hatte man den Rest des Tages bei dem Dukani zugebracht, um sich gegenseitig die Neuigkeiten mitzutheilen, die man von den Neu-Angekommenen erfahren hatte, und um sich vollends zu betrinken. Man zankte sich. Die ganze Nacht dauerte der Lärmen dieser betrunkenen Kosaken, die in unser Zimmer kamen, um diejenigen, welche daselbst schliefen, zu verleiten zu suchen, oder um sich zu beklagen; man stritt, man sagte sich Beleidigungen, man schlug sich; einige der Streitenden fielen auf mein Bett; die Streiter wurden zur Thüre hinausgeworfen.

Glücklicherweise kündigte mir der strahlende Anbruch des Tages, der auf diese stürmische Nacht folgte, den schönsten Tag an, und ich wünschte die Stunde herbei, wo ich dem General Wakulski, Gouverneur von Imerethi, Mingrelien ꝛc. meine Aufwartung machen konnte. Unterdessen stellte ich in einem Schoppen den kleinen Wasserkessel an's Feuer, der mir als Theemaschine diente. Thee war auf allen meinen Reisen mein bestes Präservativ gegen die Krankheiten des Landes. Ferner kann ich den Reisenden noch empfehlen, sich in den Monaten Juli und August während der heißen Stunden des Tags, also von zehn oder eilf Uhr Morgens bis Nachmittags drei Uhr, nicht auf den Weg zu machen; in Beziehung auf die Kleidung auf ihrer Huth zu seyn, und sich Abends und Nachts wegen der Frische, welche die Hitze des Tages empfindlicher macht, wärmer zu kleiden.

Einige Stunden vor Mittag begab ich mich zu dem Gouverneur; ich eilte so sehr, das fremde Obdach, das mir zu Theil geworden war, zu verlassen, daß es für mich ein grausames Mißgeschick war, zu erfahren, er sey diesen Morgen auf einige Tage nach Bagdad gegangen. Ich mußte nun meine Zuflucht zu dem Stadt-Commandanten nehmen, den ich gleichfalls nicht zu Haus traf, da er ausgeritten war, um eine Runde außerhalb der Stadt zu machen. Der Platz-Adjutant war zu

Tiflis. Ich hatte also Niemand, um mich in Schutz zu nehmen, nicht einen Winkel, um mich dahin zu flüchten.

Jetzt erinnerte ich mich der Lobeserhebungen, welche Herr Gamba den verehrten Patres-Kapuzinern zu Kutais gemacht hatte.... Wenn ich mich an sie wenden würde, sagte ich zu mir selbst! — Eilig begebe ich mich in ihre Kirche, wo ich die ganze armenisch-katholische Bevölkerung in der Messe finde, die in einem sehr einstimmigen Tone sang. Ich wartete ab, bis der Pater Cölestin den Gottesdienst beendigt hatte, und an der Kirchthüre stelle ich mich ihm selbst als einen europäischen Fremden vor, der sich in der größten Verlegenheit befindet, und der nun von seiner Gewogenheit eine Zufluchtsstätte erwartet; auch erzählte ich ihm, was mir begegnet war. Den guten Pater begleitete in diesem Augenblicke der berühmte Doctor Campocasto, der armseligste, unwissendste Charlatan unter den Aerzten, und durch die Reiseberichte des Herrn Gamba bereits zur Genüge bekannt. „Mein Lieber," sagte er zu mir, indem er für den Pater Cölestin das Wort nahm, „wohin denken Sie, mein Lieber, sich an die verehrten Patres zu wenden? Wie ist es möglich, zu glauben, daß dieselben sie aufnehmen können? Mein Lieber, die guten Patres haben schon hinlänglich zu thun, um selbst zurecht zu kommen, ohne daß ihnen Fremde beschwerlich fallen, sie haben so wenig Platz; ihr Haus ist kein Spital; mein Lieber, sehen Sie, wie Sie sich selbst aus der Sache ziehen." Dieß war der Inhalt der edeln Rede des Herrn Campocasto, die er halb französisch, halb italienisch kauderwälschte. Um mir die Sache etwas zu versüßen, lud mich Pater Cölestin zu einer Tasse Caffee ein, und ich verließ ihn hierauf, um mich unter den Ruinen der alten Stadt in der Verlegenheit zu zerstreuen, in der ich mich befand.

Gegen Abend wollte ich mich dennoch überzeugen, ob der Commandant noch nicht zurückgekehrt sey. Glücklicherweise traf ich ihn auf der Gallerie eines Hauses, das er kürzlich erst erbaut hatte. Kaum hatte er meinen Paß gesehen, als er mir zu meiner glücklichen Ankunft Glück wünschte, und mich dabei versicherte, daß man mich erwartet habe, und er mir eine Wohnung geben werde. Auch lud er mich ein, eine Tasse Thee mit ihm zu trinken.

Welch ein Glückswechsel für mich! Wie sehr beeilte ich mich, unter dankbarer Anerkennung des edeln Schutzes, den mir das Gouvernement zu Theil werden ließ, mich einzurichten.

Man hatte mir ein ganzes Georgisches Haus zur Wohnung gegeben, das auf einer kleinen Anhöhe, mitten unter einer Baumgruppe, neben dem eines Georgischen Popen stand. Ein breite Gallerie ging

einem großen Zimmer mit einem Kamine im Hintergrunde voran; ein altes Bett, ein Stuhl und ein Tisch machten das ganze Ameublement aus. Ein langes Cabinet an der Seite ergänzte den Plan des Hauses, wo ich zehn herrliche Tage einsam, ohne allen Verkehr mit irgend Jemand, und nur beschäftigt, diese herrliche Natur zu betrachten, verlebte.

Meine Morgenstunden brachte ich damit hin, unter diesen ausgedehnten Ruinen auf dem alten und ehrwürdigen Boden umherzuwandeln, den Jason, Medea, Thamar, Russudan betreten hatten. Die Stadt der Medea ist unter so vielen Ruinen begraben, daß sie nicht mehr aufzufinden ist. Der Berg, der so viele Trümmer trägt, erhebt sich wie ein ungeheures Grabmahl zur Seite der neuen Stadt Kutais. Mitten unter Granat- und Buchsbäumen nichts als Ruinen, nichts als verfallene Thürme, deren Steine zum Theil in den Phasis gerollt sind, gleichsam um dem Europäer, der die alte Stadt Kolchis sucht, zu sagen: „Hier bin ich, dieß ist alles, was von mir übrig blieb." — Ich überließ mich tausend Erinnerungen; ich verschlang mit meinen Augen diese geheimnißvollen Inschriften und diese Menge verstümmelter Sculpturen; ich suchte die Gebilde der Vergangenheit nach den Resten der Gegenwart zu erforschen; endlich müde, zu rathen, in meinen Gedanken wieder herzustellen, zu zeichnen und unter todten Steinen umherzuirren, setzte ich mich gern unter einen Granatbaum an den Fuß eines verfallenen Thurmes, um die schönsten Landschaften von Imerethi zu betrachten. Gern ließ ich meine Blicke über den Phasis schweifen, und sie dann wieder auf diesem neuen Kutais ruhen, wo unter dem Grün schöner Bäume die unregelmäßigen Häuser vereinzelt auf grünem Grunde stehen. Ich erkannte unter schönen, alten Linden einige Mauerreste, einen alten Kirchthurm.... Dieß war das wahre Kutais, der Palast von Artes, der Palast der Könige der Casen und der Könige von Georgien. Den Phasis aufwärts sah ich andere Ruinen; die kreidigen Felsen tragen alte Thürme, Kirchen, und am Fuße einer dieser weißen Felsen sah ich Galathi, mit seinen zahlreichen Kirchen. Ich ließ meine Augen über diese schöne und ausgedehnte Ebene schweifen, wo der Phasis nicht mehr schäumt und sich über Felsen stürzt, sondern unter dem Schatten mannigfacher Bäume ruhig dahin fließt. Wie schön ist doch diese Gegend, wenn sie die letzten Strahlen der Sonne vergolden!

Ich kehrte endlich heiter und zufrieden in mein Asyl, wie eine Biene mit ihrem Schatze beladen, zurück, und während ich das Gesehene noch einmal vor meinem Geiste vorübergehen ließ und die Arbeiten des

Morgens ergänzte, bereitete ich mir selbst mein Mittagessen. Der Knabe des neben mir wohnenden Popen kam jeden Morgen, um nach meinen Aufträgen für den Bazar zu fragen, und mich mit Wein, Fleisch, griechischen Fladen, welche die Stelle des Brodes versehen, Hirse, Wasser-Melonen und andern Früchten zu versorgen.

Oft waren wir sehr verlegen; ich, wie ich ihm mit Hilfe des dünnen Wörterbuchs des Herrn Gamba erklären sollte, was ich wünschte, er, wie er mich verstehen sollte. Zuweilen wollten wir verzweifeln, uns einander verständlich zu machen, allein ein barmherziger Vorübergehender, der etwas Russisch sprach, zog uns dann aus der Verlegenheit.

Nach meiner Mahlzeit wartete ich ruhig auf meiner Gallerie, die eine reizende Aussicht darbot, ab, bis die größte Hitze vorüber war, um dann meinen Posten wieder unter den Ruinen einzunehmen, und meine Zeichnungen wieder zu beginnen. Zehn Tage sind mir auf diese Art nur zu schnell verflossen.

Doch vergessen wir über den Ruinen Kutais und seine Bewohner nicht.

Die Bevölkerung von Kutais, welche, ohne das Militär zu zählen, über 2000 Seelen stark ist, besteht aus einer Mischung Armenier, Juden, Georgier, Russen, auch findet man daselbst einige Türken und einige Griechen.

Die Armenier beschäftigen sich fast alle mit dem Handel; einige von ihnen haben selbst die Reise nach Leipzig gemacht; ihre Buden im Bazar sind zahlreich; sie verkaufen hauptsächlich europäische, russische oder türkische Manufaktur-Artikel. Sie gehören zwei Confessionen an; der größere Theil derselben besteht aus katholischen Armeniern, und ihre Kirche, die an Festtagen immer gefüllt ist, wird durch die Kapuziner versehen, die auch die Schule besorgen. Ich war Sonntag beim Ausgange der Messe über die Schönheit der jungen Armenierinnen erstaunt, die, mit dem Schleier nur halb verhüllt, aus derselben nach Hause gingen. Ihre Kleidung war im Allgemeinen reich, uud glich der der Georgierinnen, aber sie unterscheidet sich ein wenig von derselben durch den Schnitt. Die Armenierinnen haben sehr schwarze Haare und Augbrauen, rothe Gesichtsfarbe, große, schwarze und feurige Augen; das Oval ihres Gesichts ist nicht so schön, wie das der Georgierinnen, auch bekommen sie frühzeitig ein Embonpoint. Es gibt viele brave Leute unter diesen Armenischen Katholiken.

Ihre Brüder vom armenischen Ritus verdienen, wie man sagt, dieses Lob nicht. Sie gelten für geizig, interessirt, für Betrüger, für

Leute, die einen Ruhm darein ſetzen, den Käufer überliſtet zu haben. Dieſe Schilderung iſt nicht geſchmeichelt, allein diejenigen, die vor mir über dieſes Volk geſchrieben haben, waren in ihrem Urtheile viel ſtrenger. Es iſt immer ein großes Unglück für eine Nation, wenn ſie lange Zeit unter dem Drucke ſtand, und ſich zu einer Religion bekennt, die der Sieger verabſcheut, verachtet und verfolgt; eine ſolche Nation muß nothwendig feige, verächtlich und betrügeriſch werden. Die Juden unter den Chriſten, die Griechen, unlängſt noch unter den Türken, und die Armenier unter den Perſern, ſind traurige Beiſpiele dieſer Wahrheit.

Die armeniſchen Jakobiten haben eine gemeinſchaftliche Kirche zu Kutais; ſie ſteht neben dem Hauſe des Gouverneurs. Der alte Kirchhof, der dieſe Kirche umgibt, iſt mit Rebengeländern bedeckt, die ſich bis an die Ufer des Rions ausdehnen, und denſelben zu einem der friſcheſten Aufenthalte machen.

Ein guter Theil des Bazars von Kutais iſt auch von Juden beſetzt, die in der That nichts von einem Juden haben, als ihr Ausſehen, denn wenn man an der Budenreihe vorübergeht, ſo iſt man erſtaunt, auf dieſen Geſichtern die nämlichen Züge, den nämlichen Charakter der Phyſiognomie zu finden, wie bei den polniſchen und lithauiſchen Juden, obgleich ſie eine ganz andere Kleidung tragen. Dieß iſt ſo auffallend, daß man glaubt, jeden Augenblick bekannte Geſichter wieder zu finden, und daß man ganz erſtaunt iſt, ſie nicht deutſch ſprechen zu hören. Sie haben am häufigſten eine Adlernaſe, ein langes Geſicht, ihr Bart und ihre Haare ſind ſchwarz oder roth, wie man es ſo häufig bei den lithauiſchen Juden findet; ſie haben einen großen Wuchs, auch ſind ſie nicht corpulent. Sie tragen die georgiſche oder armeniſche Tracht mit der perſiſchen Mütze von ſchwarzem Lämmerfell; ſie laſſen aber ihren Bart wachſen, und tragen auf jeder Seite der Schläfe eine große Haarlocke. Die meiſten treiben den Schacherhandel und den Tauſchhandel mit Erdfrüchten ꝛc.; von ſchweren und Feldarbeiten ſind ſie keine Freunde. Mit übereinander geſchlagenen Beinen ſieht man ſie bei ihrem Waarenbündel die Bibel leſen, oder ihren Kindern Unterricht in der hebräiſchen Sprache ertheilen, obgleich ſie auch unter ſich nur von der georgiſchen Sprache Gebrauch machen. Sie nehmen faſt ein ganzes Quartier des Bazars von Kutais ein, wo der Europäer, gewohnt an die Haſtigkeit, an das Geſchrei, an die Habgier, an die Zudringlichkeit, an die Servilität des polniſchen Juden, der immer eine ſo hohe Idee von ſich ſelbſt hat, ganz erſtaunt iſt, ſie ruhig und ſtill, und überhaupt keinen großen Unterſchied zwiſchen ihnen und den übrigen Kaufleuten zu ſehen.

Sie wurden vor mehr als hundert Jahren von den Königen oder Zaars, die sie beschützten, nach Imerethi gezogen, wo es vorher keine Juden gab; sie kamen von Ahkaltsikhe. Die Kirche von Kutais hat ihnen einen Platz abgetreten, wo sie sich, nahe an dem Hause des Gouverneurs, niedergelassen haben, wofür sie den Eparchen eine Rente entrichten. Sie haben eine sehr ärmliche Synagoge, in welcher sich nur einige Bänke um eine Tribüne befinden; das Innere ist finster und nicht gegipst, im Uebrigen gleicht es so ziemlich den lithauischen Synagogen.

Die georgischen Imerether machen den kleineren Theil der Bevölkerung des Bazars von Kutais aus. Die meisten derselben sind Soldatenwirthe oder Dukhani, wie man sie in der Sprache des Landes nennt, d. h. sie handeln mit Wein, einigen Früchten, Kuchen und Käse. Man kauft oft ziemlich guten und wohlfeilen Wein zu Kutais, er ist roth und kommt von Bagdad, von Guriel, oder aus den niedern Gegenden von Imerethi.

Die Handwerker sind zum Theil Imerether.

Außer der Hauptkirche, die durch den Eparchen versehen wird, haben sie noch drei andere Kirchen.

Sie tragen die georgische Tracht, nur daß sie statt einer Mütze ein grobes, braunes, fast cirkelrundes Stück Tuch tragen, das unter dem Kinn befestigt wird, und das sie „Kudi" nennen; es hat genau die Form einer chirurgischen Binde. Sie schlagen ihre Haare hinter den Kopf zurück, und richten sie so, daß ihre Mütze gut sitze. Wenn sie Jemand grüßen wollen, ziehen sie dieselbe vorwärts ab.

Alle tragen Hemden von gelber, roher Seide, welche die Frauen zu Haus verfertigen, nachdem sie selbst zuvor die Seidenwürmer besorgt hatten. Man kauft diese kleine Stücke Seide, die gerade die Größe zu einem solchen Hemde haben, auf dem Markte zu vier bis fünf Abazen (nicht ganz zwei Gulden). Die schönsten sind ein wenig theurer, und gelten bis zu drei Gulden. Die Frauen verstehen es, diesen Stoff zu ihrem Gebrauche schön roth zu färben.

Bei diesen Völkern ist es gebräuchlich, daß, wenn sie einmal ein neues Hemd angezogen haben, sie es so lange forttragen, bis es in Stücke zerfällt. Auch hat der Imerether einen starken und besondern Geruch. Nun stelle man sich die Menge Ungeziefers vor, das sich unter einem solch heißen Clima im Laufe der Zeit erzeugt. Das ist eine der größten Unannehmlichkeiten dieses Landes, daß man nie und nirgends vor diesen kleinen Geschöpfen sicher ist, die sich überall, bei dem Vornehmen und Reichen, wie bei dem Armen, fortpflanzen, und

deren Angriffen man auf dem Raſen, auf den Gallerien, im Innern der Häuſer, kurz überall ausgeſetzt iſt.

Die Imerether, Mingrelier und Georgier lieben das Schweinefleiſch im Winter ſehr; ſie ziehen daher viele Schweine auf, die ſie um ihre Häuſer herumlaufen laſſen, und die ſich von Feigen, Kaſtanien, Hirſe und wilden Früchten aller Art ernähren, kurz für die Schweine iſt dieß ein Schlaraffenland, auch haben ſie etwas Stolzes, ſie tragen das Ohr aufwärts ſtehend. Dieſe Schweine, welche in den Städten, und namentlich auch zu Kutais truppweiſe umhergehen, tragen auf eine ſonderbare Art zur Reinlichkeit der Straßen bei, und man darf ſich daher nicht verwundern, wenn die Völker des Orients, die Kaukaſier ausgenommen, das Schwein als ein unreines Thier betrachten und Abſcheu vor demſelben haben.

Die ruſſiſche Bevölkerung von Kutais beſteht nur aus Soldaten, Officieren und einigen Civildienern. Die Soldaten haben eine Kaſerne und einen Spital. Zu meiner Zeit waren viele Polen unter denſelben. Man kann nicht ſagen, daß der Soldat träge ſey, er iſt und thut alles. Wenn er nicht exercirt, ſo bringt er ſein geſchäftiges Leben mit Arbeiten für das Regiment zu; er muß Holz fällen, Heu mähen, er iſt es, der alles herbeiführen muß, er brennt die Backſteine, die man nöthig hat, er macht den Maurer, den Zimmermann, mit einem Worte, es wird wenig Soldaten geben, die weniger Zeit verlieren.

Auch einige Türken ſieht man zu Kutais; ſie ſind Steinhauer, Maurer und Zimmerleute, und kommen von Adſara oder von Trebizond.

Die Griechen ſind Bäcker, und machen ein dünnes, zähes Brod, wie man es in der Krimm findet. Sie backen auch Maiskuchen und noch einige andere dergleichen Gegenſtände, die man alle ſehr wohlfeil kauft.

Das Leben aller dieſer aſiatiſchen Völkertheile gleicht dem der alten Griechen. Die Männer bringen den ganzen Tag in ihren Buden zu; die Müßigen kommen gleichfalls auf den Bazar, um ſich daſelbſt von Pferden, Neuigkeiten, Prozeſſen zu unterhalten. Hier iſt, wie zu Athen, der Centralpunkt des Lebens und der Circulation. Der Handwerker auch ſtellt hier ſeine Induſtrie zur Schau, indem er ſich unter den Augen des Publikums mit ſeinem Handwerke beſchäftigt: alles kann man hier ſehen, den Teig, den man anmacht, das Brod, das man backt, die Suppe, die der Soldatenwirth kocht, das Meſſer, das man feilt, die Stiefel, die geputzt werden, den eingeſeiften Kopf, den man raſirt. Buden und Handwerksſtätten ſind nichts als vorn offene Bogen, in welchen dem Publikum nichts verborgen bleibt. Ein ſolcher Bazar iſt

für einen müßigen Europäer etwas köstliches; dieſe Gruppen, dieſe verſchiedene Thätigkeit, die oft geheim gehaltenen Kunſtgriffe des Handwerkers, die man hier frei vor Augen hat, alles reizt die Neugierde.

Ein eigentlicher Markttag gewährt jedoch noch mehr Unterhaltung. Die ganze Menge Bewohner der verſchiedenen Theile des Kaukaſus drängt ſich dann hier, und erfüllt die Straßen des Bazars. Der Oſſete mit ſeiner türkiſchen Mütze bringt ſeine kleinen, im Lande berühmten Käſe herbei. Er, der Swanetier und der Bewohner des hohen Radſcha bringt graue oder ſchwarz und weiße Filze von ſieben Fuß Länge und drei bis vier Fuß Breite, die, zuſammengelegt, als Unterlage für den Sattel, und bei dem Halten zum Bett für den Reiſenden dienen. Auch Satteltaſchen von Roßhaar oder Wolle, die man hinter dem Sattel auf beide Seiten des Pferdes hängt, und in welchen man ſeine Lebensmittel für die Reiſe aufbewahrt, bringen ſie auf den Markt. Es gibt dergleichen, die mit hübſchen Zeichnungen und Einfaſſungen von verſchiedenen Farben geziert ſind. Sie koſten drei bis vier Gulden. Die Tſchoks, meiſtens grau oder braungelb, von grobem Tuche und circaſſiſchem Schnitt, gehören auch zu den Gegenſtänden, welche dieſe Bergbewohner leicht für fünf bis ſieben Gulden verkaufen.

Die Landleute und die Bewohner von Nieder-Radſcha kommen mit Vieh, das die Straßen verſperrt und das von kleiner Race iſt, mit Hirſe, Mais, mit jungen, ſchon gerupften Hühnern, die man nur an den Spieß ſtecken darf. Sie liegen nachläßig ausgeſtreckt auf dem Pflaſter, ihre Schläuche ſind voll Wein. Man findet hier ein Drängen, ein Treiben, eine Sprachverwirrung, eines beſſeren Pinſels würdig, als der meinige.

Die Ruſſen, unter einem Wetterdach in einem Winkel zuſammengehäuft, bieten alte, geflickte oder neue Stiefel zum Verkauf an, die ein bis zwei ein halb Gulden koſten; ferner Unterbeinkleider, große Hemden, alte Kleider und was ſie eben ſonſt auftreiben können.

Einige halbverſchleierte Imeretherinnen, arm und von ihrer Händearbeit lebend, bieten Mützen, Bänder, kleine, geſtickte Säckchen, zurückgezogen in einen Winkel, feil.

Abends werden die Buden geſchloſſen, und Jeder geht in ſeine Wohnung, um ſein Abendeſſen zu ſich zu nehmen. Ihr Privatleben iſt ein Leben der Zurückgezogenheit. Die Frauen gehen wenig aus, und zeigen ſich wenig; ſie haben auch durchaus keine Verrichtung des öffentlichen Lebens. Jedoch ſieht man ſie an Feſttagen zuweilen in etwas abgelegenen Gegenden ſpazieren gehen. So folgte ich ihnen oft gern mit meinen Blicken von der Höhe der Felſen der Feſtung aus, ohne

daß ſie eine Ahnung davon hatten, und begleitete ſie durch die Thäler mit lichten Waldungen, die gegen die Ufer der Phaſis offener werden. Ich nahm von dieſer Entfernung aus Theil an ihren Spielen, an ihren Läufen; ich hörte ihr Schreien, wenn ſie, faſt ſchon ergriffen, den Händen des Siegers noch zu entrinnen ſuchten. Brüder und andere Verwandte nahmen Theil an ihrer Freude.

Die männliche Jugend ſah ich öfters an Sonntagen ſich unter einigen ſchönen Bäumen von Kutais verſammeln, um ſich unter ſich zu beluſtigen, und namentlich daſelbſt Runden zu tanzen. Zwanzig bis dreißig junge Leute nahmen ſich an der Hand, und drehten ſich ſingend im Kreiſe, wobei die jüngſten mit faſt weiblicher Stimme vorſangen, und wobei dann die ältern mit tiefer und männlicher Stimme in die Schlußreime im Chor einfielen.

Alle ſetzen einen Ruhm darein, nicht die Erſten zu ſeyn, welche den Platz verlaſſen, bis ſie vor Mattigkeit faſt ohnmächtig ausgeſtreckt und keuchend auf dem Boden liegen, was jedoch nicht verhindert, den Tanz fortzuſetzen; ſie ſchleppen ſich fort, und man hört nur noch rauhe, halberſtickte Töne. Es iſt dieß der Tanz Oberons, wenn er in ſein kleines Horn bläst. Endlich bleiben nur noch zwei oder drei auf dem Platze, die bald, wie die anderen, erſchöpft umfallen.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Zweiter Artikel.

Die Chineſen ſind verbunden, das Alter zu ehren und ganz beſonders dafür zu ſorgen, daß greiſe Häupter nicht unter der Laſt übermäßiger Sorgen niederſinken. Sie ſollen ſeidene und warme Kleider zu ihrem Schmucke wie zu ihrem Schutze herbeiſchaffen; ſie ſollen ihnen die tägliche Nahrung beſorgen, die aus Fleiſch und anderen nahrhaften Lebensmitteln beſteht. Den Fürſten wird ganz beſonders eingeſchärft, daß ſie mit alten Wittwern, Wittwen und Waiſen Mitleid haben ſollen, die Niemand haben, der ihre Sache führen könnte. Dieſe Grundſätze, verbunden mit den Vorſchriften der kindlichen Liebe, haben in hohem Grade dazu beigetragen, der chineſiſchen Geſellſchaft ihre Haltung zu geben. Obgleich zuzugeben iſt, daß die Gebräuche und Ceremonien, die ſich an die Verrichtung dieſer Pflichten knüpfen, ſtrenger beobachtet werden, als die Pflichten ſelbſt, und daß mehr über dieſe Dinge geſchrieben, als wirklich ausgeführt wird, ſo bemühen ſich doch alle Stände, ſich dieſer Verpflichtungen einigermaßen zu entledigen. Der

Herrscher selbst hat schon hin und wieder die Alten zu einem Mahle eingeladen, und die Prinzessinnen haben einen Ruhm darin gefunden, sie mit Kleidung und Nahrung zu versorgen. Kein Verbrechen wird mehr verabscheut, als die Verletzung der Gesetze über die kindliche Liebe, und keine Tugend wird gewissenhafter verehrt. Hilflosen Wittwen wird gestattet, ihren einzigen Sohn zurückzubehalten, selbst wenn die dringendste Nothwendigkeit ihn zum Dienste des Staates rufen würde. Kinder, welche getrennt von ihren Aeltern leben und auf ihrem Grabe nicht opfern, werden als Geächtete verabscheut, die das erste Gesetz der Natur mißachten. Hätten solche Gesetze nicht bestanden, so dürften wir keck behaupten, das ganze confucische System wäre in kurzer Zeit in Trümmer gefallen, und die Chinesen wären niemals eine so volkreiche Nation geworden. Diese Pflichten sind die Pfeiler des Staates und die Quellen von Allem, was herrlich ist am chinesischen Charakter.

Die Kinder werden ihren Aeltern schon in einem sehr zarten Alter nützlich. Von Haus aus lieben sie die Arbeit, und von Staats wegen müssen sie sich an Strapatzen gewöhnen. So sind sie trefflich gerüstet, den Mühen des Lebens ohne Schmerz zu begegnen. Das Umgekehrte ist der Fall bei den höheren Classen, die außerordentlich verweichlicht sind und sich nirgends Mühe geben, ausgenommen im Studium der Literatur. Die Arbeit macht die Mehrzahl des Volkes kräftig, und hohes Alter ist weit häufiger als in Europa, besonders bei den Frauen. Die Zahl der alten Weiber ist erstaunlich, und der Verfasser hat viele von achtzig Jahren gesehen, die noch immer frisch und in vollem Genusse ihrer Kräfte waren. Sie sind sehr verachtet und schleppen ein elendes Daseyn dahin, wenn sie nicht ehrerbietige Kinder haben. Die Erscheinung eines betagten Chinesen ist sehr ehrwürdig. Sein weißer Bart, sein kahles Haupt, seine ernsthaften und doch heiteren Mienen müssen stets Ehrfurcht einflößen. Wir haben Frauen gesehen, die im fünfzigsten Jahre noch Kinder gebaren, und sechzigjährige Männer, die sie erzeugten. Während dieß einerseits von der Fruchtbarkeit des Volkes zeugt, beweist es andererseits, wie sehr die Arbeit und eine mäßige Lebensweise den menschlichen Körper stärkt und das Leben verlängert.

Nichts wird von dem Chinesen mit solchem Schauder betrachtet, als der Tod. Ihre Hoffnungen erstrecken sich nicht über das Grab, und das künftige Leben ist für sie der armselige Zustand hungriger Geister, deren sehnendes Verlangen nach den Gütern dieser Welt ungestillt bleibt. Oft waren wir Zeugen des letzten Kampfes, wo die Seele im Begriffe war zu entfliehen. Es ist ein furchtbarer Kampf, nicht gemildert durch die reizende Aussicht auf eine Ewigkeit, vielmehr erhöht durch den

Schrecken einer plötzlichen Versetzung in den scheuslichen Hades. Daher das Trauern und Klagen über den Tod von Freunden, und die schmerzlichen, unbefriedigenden Anstrengungen der Ueberlebenden, durch glänzende Begräbnisse und Todtenopfer ihre eigenen Schmerzen zu besänftigen, und den Zustand des Verstorbenen wenigstens einigermaßen erträglich zu machen. Confucius empfiehlt Begräbniß und Trauergebräuche als die wichtigsten aller Pflichten, und um Ehrfurcht gegen die Verstorbenen zu erwecken, schreibt er abgöttische Verehrung gegen sie vor. Mencius bemerkt, die kluge Sparsamkeit bestehe darin, daß man Nahrung für die Lebenden und die Mittel zu einem ordentlichen Begräbniß für die Todten herbeischaffe.

Die Chinesen versehen sich mit dichten, massiven Särgen, die der Verwesung eine beträchtliche Zeit widerstehen können. Es ist dieß ein sehr kostspieliger Artikel, und reiche Leute verschwenden oft tausend Tales und noch mehr darauf. Viele kaufen ihren Sarg noch bei Lebzeiten und bewahren ihn in ihren Zimmern oder vor ihren Thüren auf, aus Furcht, sie möchten bei ihrem Tode in einen elenden gelegt werden.

Der Leichnam wird in die wärmsten und kostspieligsten Kleider gehüllt, die man auftreiben kann. Oft werden Kinder genöthigt, sich selbst zu verkaufen oder zu verpfänden, um diese Gegenstände herbeizuschaffen und ihre Aeltern anständig zu begraben. Der dichte Sarg wird alsdann gekalfatert, wie der Boden eines Schiffes, und frischer Kalk und Baumwolle hineingethan, um die Flüssigkeiten zu verschlingen. So hermetisch verschlossen, wird er oft Monate und Jahre lang in dem Hause behalten, in ferne Provinzen geführt und wie eine Mumie behandelt. Das Verlangen, die Ueberbleibsel derer, die uns einst nahe standen und theuer waren, bei uns zu behalten, ist die Hauptursache davon, daß man sie so lange nicht in die Erde senkt.

Große Sorge wendet man darauf, einen glücklichen Ort für das Grab ausfindig zu machen, und es gibt Zauberer, deren ganzes Geschäft darin besteht, daß sie nach einem glücklichen Begräbnißort forschen. Ist dieser gefunden, so findet die Beerdigung Statt. So sehr auch die Chinesen einen Leichnam verehren, so sind sie doch außerordentlich sparsam und ökonomisch mit dem Raume, auf dem sie ihre Kirchhöfe anlegen. Gewöhnlich nimmt man dazu einen abschüssigen Hügel oder ein unfruchtbares Stück Land, das keine Pflege urbar machen kann; oder auch die Seite eines Landwegs, wo man die Särge aufstellt, ohne sie mit Erde zu bedecken.

Eine Tafel, auf welcher der Name des Verstorbenen geschrieben steht, wird mit dem Sarge fortgeführt. Ein Trauerzug begleitet den

Leichnam in ſeine letzte Heimath, während mit ſeltſamer Ungereimtheit eine Bande lärmender Muſikanten eine fröhliche Melodie ſpielt. Der Sarg wird alsdann in das Grab geſenkt, und ein kleiner Raum, in der Geſtalt eines Hufeiſens, wohl gepflaſtert, vor demſelben angelegt, oder es wird auch ein regelmäßiges und oft ſehr geſchmackvolles Mauſoleum darüber errichtet. Nun werden alsbald dem Geiſte Lebensmittel geopfert, damit er nicht Hungers ſterbe. Arme Leute ſchmücken das Grab mit einem Erdhügel ohne Inſchrift oder andere Zierde. Wer es möglich machen kann, beſucht das Grab Verwandter alljährlich, und wäre es nur, um friſche Raſen darauf zu legen. Die Grabſteine, die horizontal liegen, enthalten den Namen und Zunamen des Verſtorbenen mit der Dynaſtie, unter welcher er ſtarb. Die Trauerzeit um Vater oder Mutter beträgt drei Jahre, und um andere Verwandte eine verhältnißmäßige Zeit. Der Leidtragende trägt, je nach dem Grade ſeiner Verwandtſchaft, grobe, weiße Leinwand und ein zerſtreutes Haar mit einem Strick um die Lenden; entfernte Verwandte und Freunde bringen Seiden- und Baumwollen-Stücke herbei, mit denen ſie den Leichnam bedecken. Ein ehrerbietiger Sohn ſchläft, ſo lange der Sarg im Hauſe ſteht, auf einer groben Matte in der Nähe deſſelben. Er lebt von Hafergrütze, enthält ſich von allen Genüſſen der Sinne, und äußert beſtändig ſeine Wehklagen. Von ſeinen Freunden geſtützt, eilt der erſte Leidtragende mit einer Schaale in der Hand zu einem Brunnen, in den er einiges Geld wirft, und eine Schaale Waſſers zurückbringt, mit dem der Leichnam gewaſchen wird. Wenn endlich das Grab über dem Todten ſich ſchließt, kriecht er herum, miſcht Reis unter etwas Geld und ſenkt beides in die Erde. Nachdem er in der Nähe des Grabes eine Hütte erbaut hat, bringt er hier Tage in trauerndem Schweigen zu, nur ſeines großen Verluſtes eingedenk. Jedes Jahr um dieſe Zeit erwacht ſein Schmerz auf's Neue, er zerſchmilzt in Kummer und Zerknirſchungen, und ruft aus: „Meine Sünden haben den Tod meines Vaters herbeigeführt!"

So lange der Sarg noch nicht in die Erde geſenkt iſt, iſt das Haus glänzend beleuchtet, die Tafeln reich beſetzt mit Früchten und Speiſen, und Alles hat ein heiteres Anſehen. Vor dem Leichname iſt eine Matte ausgebreitet, auf welcher die Verwandten von Zeit zu Zeit ihre Andacht verrichten, während auf einem Altar neben dem Sarge Weihrauch brennt.

Mittlerweile werden Häuſer, Gärten, Meubels, Hausthiere, Menſchen u. ſ. w. hübſch in Papier ausgeſchnitten, ſo daß ſie der Natur gleichen, und unter dem Schalle der Muſik und Raketen verbrannt zur Unterhaltung des abgeſchiedenen Geiſtes. Eine große Menge Papiers,

das mit Zinnplatten belegt ist, wird täglich verbrannt, um die Schatten im Hades mit einer hinreichenden Summe Geldes zu versehen. Die ganze Zeit über begeben sich Beileidsbezeugende in das Trauerhaus, wo das gehorsame Kind das Mitgefühl ihrer Thränen in Empfang nimmt, während die Weiber, hinter einem Schirm stehend, in traurigem Gruß ihre Wehklagen ausstoßen.

Nirgends ist so viel Ceremonie und Förmlichkeit, als bei solchen Gelegenheiten der Beileidsbezeugungen, in denen selbst die unteren Classen sehr pünktlich sind. Die Wehklagen könnten in Noten gesetzt und die Thränen vorgezählt seyn, so pünktlich geht Alles seinen Weg. Auch der Beistand der Priester ist nicht vergessen; sie lesen Messen, verbrennen Papier und Weihrauch, und begleiten hin und wieder den Leichnam zum Grabe. Sieben Tage vor und nach dem Begräbniß bringt die ganze Familie den Manen ihre Verehrung dar, und wenn die ganze Ceremonie nur einmal verrichtet würde, wäre es ganz unvernünftig, an der Aufrichtigkeit des Schmerzes, der hier zur Schau getragen wird, zu zweifeln; aber die Trauerzeit kehrt jedes Jahr zurück, und wird nothwendig zuletzt zu einer bloßen Ceremonie. Jeder gute Chinese verbrennt regelmäßig alle Tage dem Andenken seines Vaters Weihrauch vor der Gedächtnißtafel. In jedem angesehenen Hause ist ein Ahnensaal, in welchem der Stammbaum der Familie mit dem Urahn an der Spitze aufgezeichnet ist, und hier versammeln sich die Nachkommen im Frühlinge, um ihre Andacht zu verrichten, gehen dann zu den Gräbern und bringen reiche Gaben in Speisen aller Art, Kerzen, Blumen und Weihrauch dar, von denen sie jedoch nachher ohne Bedenken selbst Gebrauch machen. Dieses Fest findet im Frühling Statt, und ist eine der Nationaleinrichtungen, die selbst von Bettlern beobachtet wird. Gegen den Herbst findet ein ähnlicher Gebrauch statt, der jedoch keineswegs so genau beobachtet wird. Die Summen, welche so verschwendet werden, um den Zustand der Todten behaglich zu machen, sind ungeheuer, aber jeder betrachtet es als seine heilige Pflicht, und keiner murrt. Zu bestimmten Zeiten, wenn der Körper zu Staub vermodert ist, waschen sie die Gebeine, und sammeln sie in eine Urne, die gewöhnlich über der Erde aufgestellt wird. Die heiligen Priester des Buddha verbrennen, dem indischen Herkommen zu Folge, ihre Leichname, und setzen die Asche in ein großes Mausoleum. In alten Zeiten herrschte die unmenschliche Sitte, Diener und Sclaven den Manen zu opfern, aber sie wird längst nicht mehr befolgt, und die tatarischen Kaiser verbieten bei sehr schweren Strafen das Schlachten von Opfern, obgleich ihre Vorältern grausam genug waren, ihnen diese Sitte aufzuerlegen.

Die Frage, ob die Begräbnißgebräuche götzendieneriſch ſind oder nicht, iſt leicht zu beantworten. Dieſelben Ehren und dieſelbe Anbetung, die man den Manen erweist, werden auch den Götzen zu Theil. Nur werden die Pflichten gegen die erſteren allgemeiner und mit mehr Ernſt erfüllt.

Die Förmlichkeit der Chineſen zeigt ſich ganz beſonders in ihren Staatsbeſuchen und im alltäglichen Verkehr des Lebens. Die gewöhnliche Art der Begrüßung beſteht darin, daß man die Hände auf der Bruſt faltet und eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe macht. Iſt der Begegnende ein Vornehmerer, ſo läßt der Chineſe entweder ſeine Hände anſtändig herabfallen, bis ſie beinahe den Boden berühren, oder er beugt ein Knie. Auch das trifft man ſehr häufig, daß ſich der Geringere zu Boden wirft und niederkniet; der Andere jedoch bemüht ſich ſtets, dieſen Beweis der äußerſten Höflichkeit zu verhindern, ſo daß ein ſehr lächerlicher Wettkampf der Höflichkeit entſteht. Weiber laſſen ihre Hand anmuthig herabfallen und machen eine Verbeugung. Unerwartete Begegnungen zwiſchen Perſonen von gleichem Stande werden durch Niederknien und wiederholtes Aufſtehen bezeichnet. Jedes andere Zuſammentreffen hat ſeine vorgeſchriebenen eigenthümlichen Ceremonien. Man darf jedoch nicht erwarten, daß dieſe Formen gerade immer Statt finden. Die Leute handeln nach ihrer Bequemlichkeit, und können auch außerordentlich roh ſeyn. Die Sprache, die man bei Ceremonien ſpricht, iſt ſehr bombaſtiſch, und würde auch nur der zehnte Theil geſprochen, man könnte ſie doch nicht für aufrichtig halten; aber wer dieſe Formen nicht beobachtet, kann auf den Charakter eines feingebildeten Mannes keinen Anſpruch machen. In einem andern Capitel werden wir den herkömmlichen Gebräuchen, wie ſie im politiſchen Geſetzbuch vorgeſchrieben ſind, einige Seiten widmen. Hier bemerken wir nur, daß man keine Gelegenheit, weder eine fröhliche noch eine traurige, vorübergehen läßt, ohne unzählige Ceremonien. Dahin gehören die feſtgeſetzten gegenſeitigen Beſuche, die Karten, die man ſendet, die Art und Weiſe dieſes Volkes, Gaben darzubringen oder ſich über Angelegenheiten zu berathen. Die Natur bleibt ganz aus dem Spiele; eine wunderliche Etikette dictirt jede Handlung, und man ſieht ſehr bald, daß alles Schauſpielerei iſt. Nichts geht über dieſe bombaſtiſchen Complimente und Beglückwünſchungen. Ein ungewohntes Ohr muß Alles für bloße Poſſen halten.

Der geſellige Verkehr dieſer großen Nation iſt keineswegs ſo ausgebildet als bei uns, noch iſt ſie fähig, dieſelben Eindrücke zu empfangen. Freundſchaft iſt eine der fünf Beziehungen, die die Weiſen empfohlen haben, und ihr charakteriſtiſches Kennzeichen ſoll die Treue

seyn. Wir wissen nichts davon, daß diese Vorschrift genau befolgt werde. Gemeinsames Interesse verbindet Manche, und dieses erscheint in jeder menschlichen Gesellschaft, als das stärkste Band der Nächstenliebe. Aber leicht wird es gelöst, sobald die Ursache, die es knüpfte, aufgehört hat. Die Nation ist weder wegen ihrer Dankbarkeit, noch wegen ihrer Anhänglichkeit bemerkenswerth. Selbstsucht ist eine zu mächtige Leidenschaft, und überwältigt die edleren Gefühle. Wollten wir die Gemeinheit, Verschlagenheit, Betrügerei schildern, die wir selbst leider nur zu sehr aus Erfahrung kennen, wir müßten eine klägliche Geschichte erzählen. Der Despotismus, der Götzendienst, die Armuth und das Formenwesen nähren diese Laster. Es ist eine Unehre, seinen Nachbar nicht zu übervortheilen, wenn man es ungestraft thun kann, und Betrug, wenn auch entdeckt, macht dem, der ihn verübt hat, keine Schande. Es ist so gewöhnlich, Unwahrheiten zu sagen, und sich dessen noch rühmen, daß so etwas nicht einmal getadelt wird. Selbst den Weisen, obgleich sie die Wahrhaftigkeit preisen, und sie zur Grundlage jeder Tugend machen, kann man bei gewissen Gelegenheiten nachweisen, daß sie sowohl durch Beispiel als Vorschrift die Verletzung derselben heiligen.

Wo die Sorgen des Lebens das Nachdenken der Mehrzahl eines Volkes gänzlich beschäftigen, dürfen wir nicht viel Volksgeist erwarten. Dieser wird nur in so fern geweckt, als die Selbstsucht in's Spiel kommt, und, wenn man glaubt, die Maßregeln der Regierung könnten den Beutel angreifen, niemals aber wegen wirklicher oder eingebildeter Rechte. Eine Dynastie mag auf die andere folgen, wenn der Bauer nur in dem friedlichen Besitz seiner Ländereien gelassen wird, wird er sich nicht die Mühe geben, zu fragen, von wem seine Beherrscher abstammen. Werden jedoch die Chinesen zur Verzweiflung gebracht, so können sie auch toben und wüthen; doch bei ihrem Mangel an Muth sind sie nur durch ihre Anzahl schrecklich. In Zeiten des Kriegs und Blutvergießens haben oft chinesische Helden wunderbare Thaten vollbracht; aber im gewöhnlichen Leben sind sie unstreitig feige, und Gewaltsamkeit mit ihrer gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise gänzlich unvereinbar. Bei ihren Streitigkeiten sind sie lärmend und zänkisch, doch kommt es selten zu Schlägen, und der Anblick von ein wenig Blut beschwichtigt den wildesten Schreier. Ihre Stärke liegt in der Verschlagenheit im Processiren, durch das sie ihren Feind einem Mandarin in die Hände spielen, und ihn in Noth und Elend bringen. Viele haben behauptet, sie seyen sehr rachsüchtig und verfolgen ihre Feindschaft bis auf's Aeußerste. Davon hat jedoch der Verfasser nicht einen einzigen Beweis kennen lernen.

Im Gegentheil, er hat ſie lächeln ſehen, wenn man Unwürdigkeiten auf ſie häufte, und hat oft bemerkt, wie leicht ſie eine Beleidigung vergeſſen. Die Heftigkeit ihrer Natur wird von der früheſten Jugend an gedämpft; und wenn ſie auch hin und wieder der ungezügelten Leidenſchaft folgen, werden ſie doch dieſer Aufwallungen bald wieder Meiſter. Als Herrſcher und Eroberer ſind ſie grauſam, und ſelbſt ihr Vieh ſteht unter der Peitſche unbarmherziger Herren. Erbarmen wohnt in der kalten Bruſt eines Chineſen nicht; er kann ein armes Geſchöpf vor ſeiner Thüre darben ſehen, ohne ihm die helfende Hand zu reichen. Stets umgeben von unglücklichen Weſen, hat er kein Mitgefühl für ſie, und das Geſetz erlaubt ihm nicht einmal, einem ſterbenden Mitgeſchöpf zu Hilfe zu kommen. Ihrer mildthätigen Anſtalten ſind ſo wenige und ſo unbedeutende, daß ſie kaum der Erwähnung verdienen, obgleich die Namen, die ſie ihnen geben, ziemlich prunkend ſind. Ihr Gefühl iſt ſtumpfer, als das unſrige; ſie können weder mit ſolcher Innigkeit lieben, noch mit ſolcher Bosheit haſſen, noch auch ſo leicht und ſo tief gerührt werden. Sie haben ein Vergnügen daran, ihre beſten Freunde zu verläumden, und es rührt ſie wenig, wenn man ihnen in's Geſicht ſagt, ſie ſeyen Lügner und Betrüger. Um Geld unternehmen ſie Alles, und mit den Mitteln, ihren Zweck zu erreichen, nehmen ſie es nicht genau; der Feſtigkeit geſtehen ſie die Palme des Sieges zu; ein ſchwankendes Benehmen, eine erkünſtelte Gutmüthigkeit erfüllt ſie mit Verachtung gegen die Perſon, die ſolche Mittel anwendet, um ihre Gunſt zu erwerben.

Ihr Verſtand, ihre Fähigkeiten, ihre Geiſteskraft ſind herrlich beſchaffen; ſie ſind im Stande, Menſchen auf den erſten Blick zu verſtehen und zu durchſchauen. Aber ſobald der Mechanismus ihrer Folgerungen in Unordnung gebracht iſt, ſind ſie gänzlich verwirrt. Ihr Geiſt iſt bloß nachahmend, ohne eigene Productionskraft. Gewohnt, es ihren Vorältern nachzuthun, und frühe belehrt, daß dieſe Alles wußten, halten ſie es für unnöthig, ſelbſt zu denken, und verfolgen ſo den gebahnten Weg. Dieſe Gewohnheit hat ihren urſprünglichen Geiſt verlöſcht, und der Unabhängigkeit ihres Charakters Eintrag gethan. Fremde Sprachen erlernen ſie nur unvollkommen, weil die ihrige nur wenige Laute hat. Nur langſam und allmählig nehmen ſie das Beſſere, das ihnen das Ausland bietet, an; aber, was ſie einmal erworben haben, halten ſie ſehr zähe feſt, und mit Recht kann man von ihnen ſagen, daß ſie das, was ſie wiſſen, recht wiſſen. Bei ihrer Wahl der Wiſſenſchaften ziehen ſie das Nützliche ſtets dem Glänzenden vor, während ſie eine große Geſchicklichkeit darin beſitzen, Alles, was ſie gelernt haben, zu

ihrem Vortheile zu verwenden. Ohne die Mängel ihrer Erziehung und ihre abergläubiſche Anhänglichkeit an veraltete Gebräuche wäre ihr Geiſt der höchſten Bildung fähig. Der Chineſe gleicht einer verunſtalteten, entſtellten Marmorſtatue, aus welcher die Hand eines Künſtlers das ſchönſte Bild hätte meißeln können. Dieſe Zeit wird kommen, wir hoffen es, und die Chineſen werden mit den civiliſirteſten Nationen wetteifern. Wenn das Licht des Evangeliums dieſem Volke aufgegangen ſeyn wird, wird es in der geiſtigen Bildung bewunderungswürdige Fortſchritte machen.

Ihrer Zeitvertreibe ſind wenige; Sie wiſſen nichts von Bällen, Concerten, Luſtbarkeiten und ſo weiter. Wenn eine Anzahl von ihnen bei einander iſt, und ſie ihren Appetit befriedigt haben, ſprechen ſie entweder Unſinn, ſpielen, leſen, erzählen Geſchichten oder ſchlafen. Die Frauen leben ſtets getrennt von der Geſellſchaft der Männer und ein Weib ißt nicht einmal mit ſeinem Manne. So können ſie ihre Macht nicht anwenden, um die Sitten des rauheren Geſchlechtes zu verfeinern. Es iſt unanſtändig, mit einem jungen Mädchen zu ſprechen, oder ihm die geringſte Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Ihre Schüchternheit gränzt daher an Albernheit, ihre Unterhaltungen ſind alltäglich, ihre Geſpräche thöricht. Doch werden ſie zärtliche und liebevolle Gattinnen, die nach ihrer Haushaltung ſehen, und ſich ſorgſam ihrer Kinder annehmen. Wir können uns nicht erinnern, jemals eine Amme geſehen zu haben, wenn die Mutter noch am Leben war, oder Frauen, die ſich ihrer Kinder nicht ſelbſt annahmen, wenn ſie es vermochten. In der Verrichtung häuslicher Geſchäfte zeichnen ſich die Frauen unſtreitig aus; beinahe immer ſieht man ſie nähen, weben, ſticken oder ihren Gatten beiſtehen.

Ein ſchreckliches Laſter, dem die höheren Claſſen und die Bewohner der Seeprovinzen ergeben ſind, iſt das Opium rauchen; der Rauch dieſes ſchädlichen Giftes wird durch eine eigenthümlich verfertigte Pfeife eingeathmet, während das unglückliche Opfer ausgeſtreckt auf dem Lager liegt. Sehr bald fällt es in einen Schlaf, und beim Erwachen trinkt es eine Schaale Thee, und wiederholt dann denſelben Proceß. Iſt es einmal zur Gewohnheit geworden, ſo kann der Unglückliche es nicht mehr aufgeben, ohne ſich ein frühzeitiges Grab zu bereiten. Seine Kräfte nehmen bald ab, er wird ein wandelnder Schatten; ſeine Augen ſind glanzlos und ſtarr, ſeine ganze Conſtitution iſt zerſtört. Ein nutzloſes Glied der Geſellſchaft, wendet er alle ſeine Kräfte an, um ſich das Gift zu verſchaffen; mit den Mitteln dazu nimmt er es nicht genau. So wird er oft ein Spieler, Dieb und Räuber. Auf ſeiner

Stirne trägt er das Zeichen der Schande und höchſt ſelten erreicht er ein hohes Alter. Dieß iſt das Elend von Millionen, dieß die Folgen der Einführung dieſes Schlafmittels aus dem Auslande. Die Regierung hat ſich augenſcheinlich bemüht, dem Laſter Einhalt zu thun, indem ſie die Einfuhr des Opiums verbot, und einige habituelle Raucher ſchwer beſtrafte. Aber in der That hat ſie den Verbrauch dadurch nur vermehrt. Wenn die Mandarinen gierig nach den Gebühren des Schleichhandels ſtreben, und eine Menge von der verbotenen Waare für ſich in Anſpruch nehmen; wenn ſelbſt die Bewohner des Palaſtes ſich deſſelben nicht enthalten, wie kann denn das Geſetz wirkſam ſeyn? Den ſchlummernden Volksgeiſt zu erwecken, jeden Staatsbeamten, der Opium raucht, abzuſetzen, jeden, der ſich dieſem Laſter hingibt, zu brandmarken, und der Sittlichkeit einen neuen Schwung zu geben: dieß erſcheint gegenwärtig als das einzige Mittel, um dieſem giftigen Uebel entgegen zu wirken. Eine allgemeine Entſchließung von Seiten des Auslandes und beſonders der oſtindiſchen Compagnie und der engliſchen Kaufleute, dieſer niedrigen Begierde keinen Vorſchub zu leiſten, würde gewiß dieſem Nationalunglück wirkſam begegnen.

Die Chineſen lieben ſehr die Bühne, ſo wie ſie ſie haben, obgleich die Regierung in der Theorie ſie wegen ihrer unſittlichen Tendenz mißbilligt. Sie können Stunden lang, unter freiem Himmel den unnatürlichen Darſtellungen zuſehen und die mißtönende Muſik anhören. Mit lebhaftem Intereſſe heften ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die Darſtellung, und äußern unbewußt ihren Beifall oder ihre Mißbilligung. Kein Feſt iſt ohne Schauſpiel, und nur wenige Tempel ſind ohne Bühne. Ohne müde zu werden, können ſie eine ganze Nacht zuſehen, und mit Entzücken erzählen, was ſie geſehen haben.

Der üppigere Chineſe hängt in ſeinem Zimmer ein ſchaukelndes Bett auf, in welchem er ſeine Zeit müßig mit Singen zubringt. Die Chineſen tanzen nicht zum Vergnügen und ihre unharmoniſchen Stimmen ſind nicht für den Geſang geſchaffen. Es gibt nur wenige National-Melodien, aber oft bringen die Leute viele Stunden damit zu, daß ſie ihre Lieder herkreiſchen und mit zwei Stückchen Holz, die ſie zwiſchen den Fingern halten, den Takt dazu ſchlagen.

Ihre Lieblingsunterhaltungen ſind Glücksſpiele, in denen ſie vielleicht alle Aſiaten übertreffen. Es gibt deren verſchiedene Arten, die mit ſolchem Scharfſinn ausgedacht ſind, daß es ſchwer iſt, ſie herzuzählen und zu beſchreiben; das Würfelſpiel iſt eines der gewöhnlichſten, viele Kenntniß haben ſie im Kartenſpiele, das ſich jedoch von dem unſrigen bedeutend unterſcheidet; ſie lieben Schachſpiel und Triktrak:

Alt und Jung läßt Drachen fliegen; es wird auch gebort, und es gibt gymnaſtiſche Brüderſchaften, obgleich nicht ſehr allgemein; das Fechten iſt jedoch gänzlich unbekannt. Nur der Kaiſer jagt zu ſeinem Vergnügen; die wenigen Jäger unter dem Volke ſind es leidenſchaftlich. Sehr gewandt ſind ſie im Werfen und Fangen des Federballs; aber das iſt beinahe das einzige, gymnaſtiſche Spiel, das allgemein Mode iſt. Das Tanzen iſt nicht gewöhnlich, und lieber bezahlen ſie Gaukler, die ihre Bewegungen vor ihnen machen müſſen, als daß ſie ſelbſt aus bloßem Vergnügen umherhüpfen.

Der Kaiſer und ſein Hof.

Wenn der Beſitz uneingeſchränkter Macht über den größten Theil unſerer Mitgeſchöpfe der höchſte Segen iſt, ſo iſt der Kaiſer von China gewiß der glücklichſte aller Sterblichen. Der größte Monarch der Erde, herrſchend über beinahe ein Drittheil des menſchlichen Geſchlechts, beſitzt er weit mehr wichtige Vorrechte, als irgend ein anderer ſeiner Genoſſen. Seine Gewalt iſt nur von ſeinem eigenen Willen beſchränkt. Wenn er deßhalb die höchſten Ehren anſpricht, und ſich den Sohn des Himmels nennt, ſo iſt er nicht ſo unvernünftig, als einige kleine Fürſten; obwohl er gleich ihnen vergißt, daß er mitten in der irdiſchen Herrlichkeit doch immer noch ein ſchwacher Sterblicher iſt. Die Beſchlüſſe des Himmels ſind die einzige unſichtbare Macht, die über ihm ſteht, aber er iſt der Dolmetſcher derſelben, und ſie können deßhalb niemals ſeinen Abſichten ungünſtig ſeyn. Die Bande, welche den Menſchen an eine andere Welt knüpfen, werden hier keineswegs geläugnet, aber der Kaiſer iſt der Vermittler zwiſchen den Menſchen und den Geiſtern. Er hat zu jeder Zeit Zutritt zu den himmliſchen Mächten, und obwohl er gewöhnlich als Bittender vor ihnen erſcheint, hat er doch auch die Freiheit, ſeine demüthige Bitte in eine entſchiedene Forderung umzuwandeln. Man darf nie vergeſſen, daß die ganze, materielle Welt ſeiner Gewalt unterworfen iſt, daß er dem Laufe der Natur vorſteht, und nicht bloß für vernünftige Weſen, ſondern auch für die thieriſche Schöpfung zu ſorgen hat. Ein ſolches Weſen muß

natürlich auch jenſeits dieſer ſublunariſchen Welt großen Einfluß beſitzen, und dieſelbe Macht, die ihm alle lebenden Geſchöpfe unterworfen hat, gibt ihm auch die Gewalt über die Geiſter, Geſpenſter, Kobolde u. ſ. w., die über die Erde zerſtreut ſind.

Außer dem Titel Teen-tsze (Sohn des Himmels), den wir bereits angeführt haben, trägt der Kaiſer noch die Namen Wan-shway-yay (Herr von zehntauſend Jahren), Chaou-ting (der Hof oder Palaſt), Shing-choo (heiliger Herr), und Hwang-te und Hwang-shang, was Beides den oberſten Herrſcher, erhabenen Fürſten, den Kaiſer, den König der Könige bedeutet. Dieſe Bezeichnungen werden ihm beigelegt, nicht bloß, als dem oberſten Herrſcher von China, ſondern als dem höchſten Potentaten aller Könige und Fürſten der Erde.

Dieſer Gedanke, obwohl ſehr roh, ſtützt ſich auf den Glauben, daß alle Nationen, ſowohl in Beziehung auf Civiliſation, als auf die Menge, mit den Chineſen verglichen, nichts ſind, und daß ſomit der chineſiſche Monarch über ihre Herrſcher erhaben iſt. Deßhalb ſind ihm alle Beherrſcher Huldigung ſchuldig. Er kann das als ein Recht anſprechen, aber er thut es gewöhnlich nicht, ſondern er gibt den Fürſten Zeit, ſich freiwillig zu unterwerfen, und ihm ihren Tribut darzubringen. Er hat dieſe Gewalt vom Himmel erhalten, um Mitleid zu zeigen, Frieden zu erhalten, und unter allen Völkern die Civiliſation zu befördern, dadurch, daß er ſie unter den umgeſtaltenden Einfluß des himmliſchen Reiches bringt. Die Abſicht iſt in der That wohlwollend, aber die Ausführung ſtimmt nicht damit überein.

In China ſelbſt ſteht der Kaiſer mit unbeſchränkter Macht an der Spitze der Regierung. Es wäre albern, alle ſeine Privilegien aufzählen zu wollen, denn er kann ganz nach Gefallen handeln, und Niemand wagt, ihm zu widerſprechen. Das Einzige, was ſeine Gewalt einigermaßen beſchränkt, ſind alte Herkommen und die öffentliche Meinung. Die erſteren muß er ſtets befolgen, und die letztere bemüht er ſich, ganz zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen.

Die Hauptgeſchäfte dieſes erhabenen Mannes beſtehen darin, daß er alle fünf Tage den Mandarinen eine Audienz gibt. Hier ſehen wir alle höchſten Würdenträger des Reichs, ſammt den Prinzen von Geblüt, ſich vor dem großen Monarchen niederwerfen, und kaum wagen ſie es, ihre Augen aufzuſchlagen. Es iſt nicht einmal nöthig, daß er gegenwärtig iſt; die Ehrenbezeigungen, die man ſeiner Perſon erweist, werden alsdann auf einen Gürtel und einen grünen Schirm übergetragen, der die Inſchrift Shing (heilig) oder Wan-shwug (zehn-

tausend Jahre — etwa dem Ausruf vive l'Empereur! entsprechend) trägt. Diese Audienzen jedoch sind rein ceremoniell, es werden keine Staatsgeschäfte darin verhandelt. Am Neujahr oder an einem andern Feste sind sie sehr glänzend, obgleich der Kaiser sie nicht jedesmal zu besuchen geruht. Das Staatsgewand, das er bei solchen Gelegenheiten trägt, besteht aus gelber Seide, mit großen, schwarzen Kreisen, in welche Drachen mit neun Klauen gestickt sind, die, wie der römische Adler, das kaiserliche Emblem sind. Seine Mütze gleicht der der Mandarine, nur hat sie einen glänzenderen, goldenen Knoten, und ist auch mit großen Perlen verziert.

Staatsgeschäfte werden in Privataudienzen verhandelt, zu denen nur die Mitglieder des geheimen Raths Zutritt haben. Da die Berichte schon vorher besprochen worden sind, wirft der Kaiser nur einen Blick auf sie, oder, wenn sie von Wichtigkeit sind, so schreibt er seine Antwort mit einem rothen Pinsel, mit so wenig als möglich Buchstaben nieder. Wir wissen nichts davon, daß regelmäßige Debatten in seiner Gegenwart statt finden, oder, daß er selbst Fragen aufstellt, um Rath fragt, und streitige Punkte durch Stimmenmehrheit entscheiden läßt. Aus dem ganzen Tone der Antworten jedoch glauben wir schließen zu dürfen, daß das Ipse dixit des Monarchen jede Angelegenheit entscheidet. Die Minister bleiben stumm. Kang-he, der ein vernünftigeres System einzuführen, und die Meinungen seiner geheimen Räthe herauszulocken wünschte, führte Debatten ein und erlaubte sogar seinen Staatsmännern, ihm geradezu zu widersprechen.

Keen-lung glich in dieser Beziehung seinem Großvater, aber er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß irgend Jemand mehr Weisheit besitze, als er selbst. Das Resultat dieser Berathungen wird den Schreibern vorgelegt, die Proclamationen und Edicte aufsetzen und Auszüge machen, welche die Drucker der Tageszeitung abdrucken. Diese Zeitung enthält nichts, als Regierungsverordnungen, Berichte an den Kaiser, und seine Antwort entweder ganz oder theilweise, sammt einer genauen Darstellung seiner Entschließungen. Es ist das einzige Organ, das die Regierung besitzt, um ihre Handlungen öffentlich werden zu lassen, nicht gerade für das Volk, aber für die Mandarine. Nur aus dieser Zeitschrift kann man die authentischen Nachrichten schöpfen über das, was vorgeht, und obgleich der nämliche Geist der Verstellung durch dasselbe geht, wie durch andere öffentliche Documente, ist es doch die beste Quelle, die wir besitzen.

Diese verschiedenen Edicte, Proclamationen, Rescripte, Geheime-Raths-Befehle, Beförderungen tragen verschiedene Namen, je nach

ihrem Inhalt, womit wir jedoch unsere Leser nicht ermüden wollen. Die auffallendsten darunter sind die ermahnenden Edicte, in denen der Kaiser die Welt auffordert, tugendhaft und rechtschaffen zu werden. Hier entdecken wir die väterlichen Gefühle, die in der Brust des Monarchen wohnen. Diese Artikel sind gewöhnlich sehr lang, und enthalten die herrlichsten Maximen aus den Schriften der besten Autoren gezogen.

Nur zwei Kaiser der gegenwärtigen Dynastie, Kang-he und Keen-lung, haben einen thätigen Antheil an der Verwaltung genommen, aber diese waren auch in den Sitzungen des geheimen Raths häufig anwesend. Die letzten zwei Monarchen scheinen dazu nicht fähig gewesen zu seyn. Es gab von Zeit zu Zeit sehr einflußreiche Lieblinge, die, anstatt des Kaisers, ihre Geschäfte besorgten. Gegenwärtig soll sogar die junge Kaiserin und ihre Creaturen einen entschiedenen Einfluß auf die Staatsgeschäfte haben, und dieselben ganz nach Willkühr leiten. Uebrigens ist die Verhandlung so wichtiger Geschäfte nicht mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Alles geschieht auf eine bestimmte Art, die sich nie verändert, außer, wenn Intriguen in's Spiel kommen. Die Berichte müssen in einer vorgeschriebenen Form aufgesetzt werden, und die Antworten nach den festgesetzten Regeln eingerichtet seyn. Alle höheren Beamten der Collegien sind für die richtige Abfassung ihrer Nachrichten verantwortlich, und die Minister sind auf dem gebahnten Wege so ganz zu Hause, daß sie nur selten das Richtige verfehlen können. Hätte nicht das Ungeheuer, Intrigue, selbst in den Palast des Sohnes des Himmels Einlaß gefunden, so könnte man das ganze Cabinetsgeschäft sehr bequem durch einen Rechnen-Apparat abmachen, der die Summen immer richtig herausstellen würde. Vielleicht verfällt noch ein chinesisches Genie auf dieses Mittel, und wir werden alsdann eine Ministeriums-Maschine haben, — ein erstaunenswerther Fortschritt in der Politik, und das Einzige, was diesem erleuchteten Jahrhundert noch fehlt.

Bei wichtigen Gelegenheiten läßt der Kaiser die Präsidenten und Vicepräsidenten zu sich rufen, die mit den Geschäften, über welche er sie um Rath fragen will, durch und durch vertraut sind; und nachdem er sie gehörig ausgefragt hat, beauftragt er einen oder mehre Beamten mit der Vollziehung seiner Befehle. Die Botschafter, die er in die Provinzen sendet, um Angelegenheiten zu untersuchen oder zu entscheiden, sind Männer, welche sein Vertrauen in einem hohen Grade genießen. Wenn er einen General absendet, entweder, um einen Aufstand zu dämpfen, oder, um einen Krieg an der Gränze zu führen,

so geschieht es mit dem ausdrücklichen Befehl, zu erobern und zu beruhigen; eine Niederlage, wenn sie auch gerechtfertigt werden kann, hat stets Ungnade zur Folge, und wird selbst mit dem Tode bestraft. Beamte, die mit einem solchen kaiserlichen Auftrag, wenn er auch noch so unbedeutend ist, beehrt werden, stehen auf gleicher Linie mit den hochgestelltesten Männern. Der Hof wimmelt von Favoriten, die mit ihrem Gebieter auf sehr vertrautem Fuße leben, und unter dem Namen von Adjutanten, Secretären, Mitgliedern hoher Collegien in den Provinzen, als Spione verwendet werden. Sie führen einen unmittelbaren Briefwechsel mit dem Herrscher, und vollziehen seine Privatbefehle. Nichts könnte deßhalb seiner Kenntniß entgehen, wenn sie nicht der Bestechung offen und zu listig wären, um ihr Interesse zu vernachläßigen.

Eines der wichtigsten Geschäfte ist die Anstellung der Beamten. Der Kaiser hat sich selbst das Recht vorbehalten, die Wahl des Collegiums zu bestätigen, das damit beauftragt ist, sie vorzuschlagen und zu empfehlen. Die höheren Beamten ernennt er selbst, und sie setzen deßhalb vor ihren Titel das Wort **Kin-ting**, kaiserliche Ernennung. Die Gouverneurs der Provinzen halten ein Buch, in welches die Verdienste und Vergehen ihrer Untergebenen sorgfältig eingezeichnet werden, und ernennen im Fall einer Erledigung einen Mandarin; aber ehe die kaiserliche Bestätigung angekommen ist, darf er sein Amt nicht antreten. Um diese zu erhalten, muß ein genauer Bericht über seine Verdienste an das zuständige Collegium in der Hauptstadt gesandt werden. Dieses Papier wird dem Kaiser vorgelegt, der den Vorschlag in der Regel bestätigt. Er hat auch die Prärogative, Adelsrechte zu verleihen; und Jeder, der ein solches Recht empfängt, muß in der Hauptstadt erscheinen, um für die kaiserliche Gunst zu danken. Hohe Staatsbeamte erscheinen hier wenigstens alle drei Jahre; niedere Mandarine reisen zu einer Audienz, nachdem sie befördert worden sind. Auf diese Art bekommt der große Potentat seine viele tausend Diener zu sehen, und hat stets Gelegenheit, sie mit Ehrfurcht und Dank zu erfüllen.

Der Kaiser ist unumschränkter Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen. Das Tribunal oder Collegium der Straferkenntnisse macht in allen ordentlichen Fällen einen kurzen Bericht über die Verbrechen des Schuldigen, und legt dieses Papier zu einer bestimmten Zeit dem Kaiser vor, der von seinen Ministern umgeben ist. Er ist verbunden, sich durch Fasten und Anrufung des Himmels vorzubereiten, damit er keinen Unschuldigen verurtheile. Dadurch geschickt gemacht zu dieser feierlichen und schmerzlichen Pflicht, merkt er mit seinem

rothen Pinsel die Verbrecher an, die den Tod erleiden sollen, und das Urtheil wird bald darauf vollstreckt. Gleich andern Herrschern kann er begnadigen, wenn er will, und in Zeiten allgemeinen Unglücks, oder an Geburtstagen, oder bei andern freudigen Gelegenheiten, befiehlt er oft, die Gefangenen in Freiheit zu setzen oder ihre Strafe zu mildern.

Das ganze Finanzwesen des Reichs steht unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und er kann die Staatsgelder nach Gutdünken verwenden. Doch besteht für seinen unmittelbaren Gebrauch ein Privatschatz, der in seinem Palaste befindlich ist. Er enthält nicht bloß Geld, sondern Perlen, kostbare Steine, Seide u. s. w., und war immer sehr reich ausgestattet.

Von Zeit zu Zeit gibt dieser große Herrscher seinem Volke Rechenschaft von seinem Benehmen. Bei solchen Gelegenheiten sind seine Ausdrücke, wenn die Nation gerade unter einem öffentlichen Unglück leidet, höchst demüthiger Art. Sie sind, wie die Phraseologie aller ähnlicher Documente, aus den besten Mustern seiner Vorgänger herausgewählt. Die Schrift selbst wird von einem Mitglied des Han-lin-Collegiums aufgesetzt, und ist somit bloß förmlich. Solche Proclamationen sind sehr häufig und werden endlich etwas ganz Gewöhnliches. Es ist gerade so, als wenn man von zusammengesuchten Phrasen aus dem Gradus ad Parnassum ein Gedicht macht, das zwar natürlich manche wirklich poetische Wendungen enthalten, aber nie den poetischen Genius des Compilators beweisen kann. Von dieser Art ist das Edict über den Regen, das so viel Aufsehen in Europa machte. Wir schalten es hier ein, als ein Muster aus Tausenden herausgewählt. Es ist in der Form eines Gebets oder einer Bittschrift an den azurnen Himmel gerichtet:

„Kniend lege ich hier eine Bittschrift vor in Dingen, um deren Erhörung ich bitte. Ach, kaiserlicher Himmel, würde nicht die Welt unter einem außerordentlichen Unglück leiden, so würde ich nicht um außerordentliche Gnaden bitten. Aber in diesem Jahre herrscht eine sehr ungewöhnliche Dürre. Der Sommer ist vorüber, und noch ist kein Regen gefallen. Nicht nur der Ackerbau und die Menschen leiden unter diesem furchtbaren Unglück, sondern auch Vieh und Insekten, Kräuter und Bäume hören beinahe auf zu leben."

„Ich, der Diener des Himmels, bin über die Menschen gesetzt und dafür verantwortlich, die Welt in Ordnung zu erhalten und die Völker zu beruhigen. Obgleich es mir nicht möglich ist, mit Ruhe zu essen oder zu schlafen; obgleich ich gramerfüllt bin und vor Angst zittere, so wurden dennoch bis jetzt keine wohlthätigen und reichlichen Regen gewährt. Vor einigen Tagen fastete ich, und brachte auf den Altären

der Götter des Landes und des Getreides reiche Opfer dar, und mußte danken für Wolken, die sich ansammelten, und reiche Regenschauer herabsandten; aber es war nicht genug, um Fröhlichkeit zu verbreiten. Mit aufwärts gerichteten Blicken erkenne ich, daß das Herz des Himmels voll Wohlwollen und Liebe ist. Die einzige Ursache ist die mit jedem Tage zunehmende Verstocktheit in meinen Sünden, mein Mangel an Aufrichtigkeit und Andacht. Deßhalb war ich nicht im Stande, das Herz des Himmels zu rühren und reichliche Segnungen herabzuflehen."

„Ehrfurchtsvoll habe ich in den Urkunden geforscht und gefunden, daß im vierundzwanzigsten Jahre Keen-lungs, meines kaiserlichen Großvaters, der hohe, achtungswerthe und reine Kaiser ehrerbietig einen großen Gottesdienst hielt, um Schnee zu erhalten. Ich fühle mich von zehntausend Gründen bewogen, aufzublicken und sein Beispiel nachzuahmen: mit Furcht und Zittern den Himmel anzuflehen, mich selbst zu prüfen, meine Irrthümer zu erkennen, in der Hoffnung, es werde mir Verzeihung zu Theil werden. Ich frage mich selbst, ob ich in der Verrichtung gottesdienstlicher Handlungen es an Ehrerbietung habe fehlen lassen? — Ob Stolz und Verschwendung unbemerkt sich in meinem Herzen eingenistet haben oder nicht? — Ob ich im Verlaufe der Zeit in der Besorgung meiner Regierungsangelegenheiten nachläßig, und unfähig geworden bin, sie mit der gebührenden Anstrengung und dem gehörigen Ernste zu besorgen? — Ob ich unehrerbietige Worte geäußert und Tadel verdient habe? — Ob ich bei der Vertheilung von Lohn und Strafe ganz unparteiisch gewesen bin?"

So fährt der kaiserliche Sünder fort, seine etwaigen Fehler anzudeuten, und schließt dann folgendermaßen:

„Demüthig bitte ich den kaiserlichen Himmel, meine Unwissenheit und Thorheit zu verzeihen, und mir auf's Neue seine Gnade zu gewähren; denn durch mich einzelnen Mann können Milliarden unschuldige Leute in's Unglück kommen. Meine Sünden sind so zahlreich, daß es schwer ist, ihnen zu entgehen. Der Sommer ist vorüber und der Herbst vor der Thüre; länger zu warten, wird in der That unmöglich seyn. Mit gebeugtem Haupte bitte ich den kaiserlichen Himmel, eilig gnädige Befreiung, einen göttlich wohlthätigen Regen zu gewähren, das Leben der Menschen zu retten und meine Vergehen einigermaßen wieder gut zu machen. O, kaiserlicher Himmel, beachte diese Dinge! o, kaiserlicher Himmel! sey gnädig! Ich bin unaussprechlich bekümmert, beunruhigt und erschreckt. Ehrfurchtsvoll lege ich diese Bittschrift vor (im zwölften Jahre Taou-kwangs, am achtundzwanzigsten Tage des sechsten Monats — fünfundzwanzigsten Julius 1832)."

Wenn das Land in einem blühenden Zustande ist, lobt sich der Kaiser selbst und dankt dem Himmel, daß er so gerecht sey. Da dieß bloß Worte sind, so ist nicht viel Wichtigkeit auf dieses Geständniß zu legen. Als ein Beispiel anderer Art führen wir das Folgende an:

Während der letzten Jahre der Regierung Kea-king's — am 14. Mai 1818 — entstand plötzlich ein Sturm und fuhr über die Hauptstadt hin. Augenblicklich war der ganze Himmel verfinstert und die Atmosphäre mit Sand und Staub in solchem Grade angefüllt, daß die Gegenstände in den Häusern ohne das Licht einer Kerze nicht erkannt werden konnten. Der Kaiser bekannte, daß sein Herz vor Furcht zittere. Deßhalb prüfte er sich selbst, ob dieses Unglück die Folge seines eigenen schlimmeren Betragens oder der Schlechtigkeit seiner Beamten sey, und forderte alle seine Staatsminister und die Mandarine überhaupt auf, eine strenge Selbstprüfung anzustellen, um die Ursache dieses Unheils zu entdecken.

Bei näherer Beobachtung findet er hinreichenden Grund, das astronomische Collegium anzuklagen, das erst vor wenigen Tagen angekündigt hatte, vielversprechende Sterne werfen ihr Licht umher, welches das Glück und die Dauerhaftigkeit seiner Regierung anzeige. Alles dieß und noch vieles andere war bloßer Bombast. Nach vielem Rathen fand man es endlich wahrscheinlich, daß die Einkerkerung irgend eines Unschuldigen dieses schreckliche Unglück veranlaßt habe, und sogleich wurde ein Beamter nach der Stelle abgeschickt, an welcher der Sturm begonnen hatte.

Inzwischen waren die Censoren nicht müßig, und sagten Seiner kaiserlichen Majestät, Alles dieß sey bloß die Folge der Entlassung eines verdienten ersten Ministers. Dieser Wink war dem Kaiser nicht angenehm, und er sagte deßhalb den Rathgebern, sie sollen sich nicht mehr in seine Sachen mischen. Das astronomische Collegium kam jetzt, um den verwirrten Geist durch günstige Prophezeihungen wieder zu beschwichtigen, die indeß bloß aus den Meinungen astrologischer Schriftsteller bestanden.

Zu gleicher Zeit entstand eine Dürre, und der Kaiser brachte deßhalb dem Himmel sein Opfer dar; sein Bruder betete zur Erde, einer seiner Söhne zur Gottheit des Jahres, ein anderer zum Wind, und zwei weitere zu einem anderen heiligen Wesen. Jedem hatte man ein Gebet gemacht, das in der Zeitung von Pecking abgedruckt wurde, und dessen Inhalt eben so fromm und erbaulich war, wie das oben angeführte.

Der Kaiser, als der Oberpriester, hat gottesdienstliche Geschäfte zu verrichten. Diese sind weit zahlreicher und lästiger, als alle seine andern Obliegenheiten. Ein ermüdendes Ceremoniel, mit einer Menge beschwerlicher Gebräuche, nimmt seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und die geringste Nachläßigkeit darin würde ihn dem Tadel weit mehr aussetzen, als grausame Bedrückung.

Von dem Privatleben des Kaisers wissen wir sehr wenig. Die einzigen Ausländer, die je im Stande waren, die häuslichen Gewohnheiten eines chinesischen Monarchen zu beobachten, waren die Jesuiten. Aber es war dieß nur ein einziger, Kang-he, und er unterschied sich darin von allen seinen Nachfolgern, daß er häufig öffentlich erschien. Die chinesischen Monarchen erscheinen sehr selten ihrem Volke, und betrachten es stets als die beste Politik, sich dem Auge der Menge zu entziehen und so dem Volke die größte Ehrfurcht einzuflößen. Ihre meiste Zeit bringen sie im Harem zu, unter Weibern und Eunuchen. Die Reize, welche die Vergnügungen des civilisirten Lebens darbieten, werden von diesen hohen Personen wenig gekannt. Mancher Pächter bei uns lebt behaglicher, als der große Monarch von China. Seine Tafel ist keineswegs glänzend, obgleich sie mit Vogelnestern und andern gallertartigen Substanzen besetzt ist. Er trinkt einen Wein, der aus saurer Stutenmilch bereitet ist, und unserem Gaumen nicht sehr zusagen würde. In seiner gewöhnlichen Kleidung oder Lebensart ist nichts, was den Kaiser vor einem reichen chinesischen Kaufmann auszeichnen könnte. Er affectirt noch immer tatarische Gebräuche, sitzt mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich, und führt, wenigstens der äußeren Erscheinung nach, ein sehr hartes Leben.

Mallatia.

(Nach einem Briefe Poujoulats an Michaud.)

II.

Folgen Sie mir nun noch in die Felder von Jein-Mallatia. Die Entfernung von Melitene bis zur neuen Stadt, beträgt, wie ich schon gesagt habe, zwei Stunden. Der Raum der sich zwischen beiden Städten ausbreitet, bietet nur ein unebenes, und zum Anbau schlecht geeignetes Terrain dar. Wenn man sich Jein-Mallatia nähert, hat man den Berg Mursur vor sich. Dieser Berg, mit seiner in's Graue spielenden Farbe, seiner nackten und kahlen Fläche, sticht merkwürdig gegen die herrliche Vegetation ab, die zu seinen Füßen entfaltet ist. Die Felder rings um Jein-Mallatia, sind eines jener Wunder des Orients, von denen man in Europa kaum einen Begriff hat; Jein-Mallatia mit seinen Feldern, ist eine herrliche Oase in der Mitte

einer ungeheuern und abscheulichen Wüste; ein herrlicher Garten, von etwa fünf Lieues im Umfange, ein prachtvoller Wald von Orangen- und Citronenbäumen, von Cedern und Reben, von Kirschbäumen, Birnbäumen, Zwetschenbäumen, Apricosenbäumen und Pfirsichbäumen. Es werden in diesem gesegneten Garten alle Gemüsearten gebaut, vorzüglich sind die dortigen Melonen, besonders aber eine eigenthümliche Art von Wassermelonen, in ganz Kleinasien berühmt. Sie sehen in diesen schönen Gärten lange schweigsame Baumgänge, welche herrlich grünende Lauben bilden, dann wieder dichtbelaubte Baumgruppen und Gebüsche, welche die Natur launig und voll Abwechslung gepflanzt hat. Zwischen den Baumgängen und den Gebüschen hin, erstrecken sich die schönste Grasplätze und weite Wiesen mit tausenden von Blumen, wie mit blühenden Perlen besäet. Eine Menge Gießbäche, die am Fuße des Berges Mursur entspringen, durchrieseln nach allen Richtungen diese Gefilde, deren Grün eine Frische hat, wie ich es sonst noch nie gesehen habe. Alles athmet hier ein frisches, ruhiges Leben. Seit einem Monate hatten meine Augen nur auf steilen, unfruchtbaren, von der Sonne glühenden Ebenen geruht, es war mir, als lebte ich inmitten dieser herrlich frischen und lachenden Natur neu wieder auf. Ich fühlte mich glücklich, einmal wieder das Rieseln glänzender Quellen, den Sang der Lerchen und Nachtigallen zu hören, für welche die Orientalen das so schön klingende Wort Bulbul haben, den erquickenden Hauch des Windes unter Pappeln, Eichen und Platanen einzuathmen.

Die Sagen des Volkes jener Gegenden, versetzen die Wiege des menschlichen Geschlechts nach Jeni-Mallatia, dort soll das irdische Paradies gewesen seyn, wo der erste Mensch erschaffen wurde. Die Einwohner von Mallatia rühmen mit vielem Stolze, ihre Gefilde könnten vor allen andern, in Mesopotamien, dem Bilde entsprechen, das wir uns von der Wohnung unserer ersten Eltern zu machen pflegen. Ich kann mich nicht auf weitläufige Erörterungen solcher Sagen einlassen, aber stets kamen mir, wenn ich in den Gärten von Mallatia lustwandelte, die Schilderungen jenes blinden, britischen Dichters in den Sinn, der in unsterblichen Gesängen das erste menschliche Paar beschrieb.

Ich habe Sie bis jetzt immer nur von den Gegenden um Mallatia unterhalten, und der Stadt selbst mit keinem Worte erwähnt, ich wollte aber zunächst nur mit dem anfangen, was am ersten in's Auge fällt. Und zuvörderst wird, wenn man hierher kommt, der Blick durch die

unendlichen Gärten gefeſſelt, die Stadt ſelbſt verſchwindet den Augen, ſie iſt wie in den lachenden Tiefen dieſer Gehölze verſteckt. Mallatia ähnelt kaum einer Stadt, vielmehr gleicht ſie einer Maſſe von zerſtreut liegenden Villas, die ſich der Beſchauer zuſammenſuchen muß. Jeni-Mallatia zählt an fünfzehn tauſend Türken und fünf tauſend Armenier. Alle Häuſer haben nur ein einziges Stockwerk, und ſind aus Erde erbaut. Jede Wohnung iſt, ſammt ihrem Hofraume, rings von einem Erdaufwurfe umſchloſſen. Die Stadt beſitzt kein einziges bemerkenswerthes Gebäude; die Moſcheen, die Kirchen, die Bäder, die Caravanſeraïs, die Bazars, ſind nicht ſchöner und geſchmackvoller als die Wohnungen gebaut.

Am Morgen nach unſerer Ankunft in Jeni-Mallatia, erhielten wir Beſuch von einem Italiener, Namens Andrea Magdaleno. Dieſer Italiener iſt der Arzt Hafiz Paſcha's, des Gouverneurs der Stadt, und der Oberbefehlshaber der Armee vom Taurus. Andrea war in die letzten italieniſchen Unruhen verwickelt, und hat im Orient eine Zuflucht ſuchen müſſen, wo er mit ſeiner Frau, einer Florentinerin, ſeit zwei Jahren lebt. Signora Magdaleno iſt noch jung, und es fehlt ihr weder Geiſt noch Bildung. Sie führt, ſo weit von ihrer Heimath entfernt, ein trauriges, freudenloſes Leben, Alles was ſie in Mallatia umgibt, iſt ſo wenig ihrem Geſchmack, ihren Gewohnheiten angemeſſen. Bei der ſchleunigen Flucht mit ihrem Manne, konnte ſie, wie ſie ſagt, kein muſikaliſches Inſtrument, kein Buch mitnehmen, einzig und allein gewähren ihr die Stunden, die ſie mit Hafiz Paſcha's Frauen zubringen darf, einige Zerſtreung. Ich benutzte gern dieſe ſo günſtige Gelegenheit, mir einige Notizen über die Sitten und Gewohnheiten der Frauen im Harem zu verſchaffen. Sie haben in ihrer Correspondance d'Orient den türkiſchen Frauen zwei Capitel gewidmet. Die Angaben meines Briefes werden nur in wenigem das, was Sie ſchon über dieſen merkwürdigen Theil orientaliſcher Zuſtände wiſſen, erweitern; da ich ſie aber nach den Dictaten einer Frau niederſchrieb, welche die Hälfte ihrer Tage in einem Harem zubringt, ſo dachte ich mir, daß ſie doch von einigem Intereſſe für Sie ſeyn könnten.

Hafiz Paſcha hat vier rechtmäßige Frauen, von denen die älteſte nicht über zweiundzwanzig Jahre zählt. Keine von ihnen iſt bis jetzt Mutter geworden. Zwei ſeiner Frauen ſind Georgierinnen, und zwei Circaſſierinnen, alle vier aber von hoher Schönheit. Vor allen eine

Circaſſierinnen, Namens Fatme, ſtrahlte von Schönheit und Anmuth. In der warmen Jahreszeit iſt ſie nur mit einem Beinkleide von weißem Mouſſelin bekleidet, über das ſie eine, bis auf die Knie herabwallende Tunika, von blauer Seide trägt, ihre Füße ſtecken in Babuſchen *), die reich mit Edelſteinen und Perlen beſetzt ſind. Ihren Kopf bedeckt beſtändig eine kleine, rothe Mütze, die mit drei Diamanten verziert iſt. Fatme pflegt ganz einſam ihren Träumereien nachzuhängen, und ihr Lieblingsſitz iſt ein allerliebſter, mit Arabesken verzierter Kiosk, in einem abgelegenen Winkel von Hafiz Paſcha's Garten. In der Mitte des Kiosk's iſt ein, von einem ſcharlachrothen, reich mit Gold beſetzten Divan umgebenes Baſſin, dort ſtreckt ſich Fatme nieder, nimmt ein Saiteninſtrument, das etwa einer kleinen Mandoline gleicht, und vergnügt, ſich Liebeslieder zu ſingen, die ſie mit ihrer Mandoline begleitet. Nehmen Sie mit der nakten Proſa vorlieb, in die ich ein Paar Strophen eines Lieblingsliedes, der ſchönen Circaſſierin auflöſe.

I.

Mein Herr, mein Freund, iſt nachläßigen Schrittes zu mir gekommen; der Liebe Trunkenheit verſchönte ſein Auge. Sein Blick verwirrte mich. Bei dem Schwarz deiner Augen, ſchwöre ich, mein Freund, und bei des Propheten heiligem Grabe, wahrlich, es macht deine Liebe, daß ich von Sinnen komme!... Lege deine Stirn in meinen Schooß, o mein Freund! Lege deine Stirn in meinen Schooß und rede zu mir... Um einen Kuß von dir gebe ich gern alle Perlen, alle Geſchmeide der Sultaninnen.

II.

Geſtern, da der Mond aufging, da die Bulbul ſang, und des Windes Seufzer ertönten, beſtieg mein Herr ſein Roß; mit ſeinen

*) Ein Schuhwerk, in der Art unſerer Pantoffeln.

Heeresſchaaren zog er von dannen, ich aber, ich durfte ihm nicht folgen, an dieſe Stätte hat ſein Verbot mich gefeſſelt. Ach könnte ich nur klagen, wie viel des Kummers ſeine Abweſenheit mir gibt, o du, mein Vielgeliebter, den einſamen Turteltauben könnte ich noch weinen und klagen lehren!

Folgender Maßen vergeht den Damen jenes Harems der Tag, und ein Tag gleicht genau dem andern. Die erſten Morgenſtunden ſind der Sorge für ihren Anzug gewidmet. Negerinnen müſſen ihre Haare in viele kleine Flechten ordnen, ihre Augenbrauen ſchwarz färben, ihren Fingern, und der Fläche ihrer Hand, mit Pulver aus der Hennapflanze, eine Orangefarbe geben. Der übrige Theil des Tages vergeht ihnen mit Tabackrauchen und Plaudern; ihre Geſpräche ſind oft der Art, daß ſie Europäerinnen, wenn ſie auch nicht die ſtrengſten Begriffe von Weiblichkeit haben, die Schamröthe in die Wangen jagen müſſen. Einer ihrer Lieblingsgenüſſe iſt der Tanz. Da es aber unter der Würde rechtmäßiger Ehefrauen iſt, Tänze aufzuführen, ſo müſſen gewöhnlich Sclavinnen vor ihren Gebieterinnen tanzen; doch tanzen hie und da auch die Damen des Harems ſelbſt. Dieſe Tänze ſind faſt alle höchſt unanſtändig, und ein dem Tanze angemeſſener Geſang begleitet ſie. Irdiſche Lüſte ſind die einzigen Träume, die einzigen Beſchäftigungen dieſer Frauen, geiſtige Genüſſe ſind ihnen durchaus fremd. Selten nur, ſehr ſelten trifft man eine türkiſche Frau, die leſen und ſchreiben kann. Noch trauriger aber iſt, daß in den Harems alle religiöſen Gefühle fehlen. Die Grundſätze des Muhammedanismus, die ſo tief im Geiſt und Gemüth der Türken wurzeln, ſind ihren Frauen faſt durchaus unbekannt; außerdem enthebt ſie noch das Geſetz von der Ausübung religiöſer Pflichten und Gebräuche. Nur alten Frauen iſt es erlaubt, in die Moſcheen zu gehen, und dort zu beten. Länger als ein Jahr, ſagte mir Signora Andrea, ſehe ich jetzt täglich die Frauen Hafiz Paſcha's, und nie habe ich ſie betend gefunden, nie gehört, daß ſie von Religion reden.

Können dieſe Frauen, deren Loos ihnen nur ſinnlichen Genuß zuerkannt hat, wohl das wahre Glück kennen? Glück können nur die unter ihnen genießen, die ihrem Herrn Kinder geben, denn dieſe werden ſtets geachtet, und eine Frau findet auch immer Frieden und Troſt in der Liebe zu ihren Kindern. Unglücklicher Weiſe trifft man in den Harems wenig Frauen, die nach Mutterfreuden ſtreben. Weder das

Bedürfniß, Wesen zu leben, die sie geboren haben, noch die Gewißheit, sich mit höherer Beachtung behandelt zu sehen, wenn sie Mutter werden, erstickt in ihren Gemüthern den schrecklichen Gedanken des Kindermordes. Nirgends auf Erden wird dieses unnatürliche Verbrechen wohl häufiger begangen, als in türkischen Harems. Der Gedanke, welcher solch unglückliche Weiber zu diesem Verbrechen treibt, ist, daß häufige Niederkunft den Verlust der Frische, den Verlust der Schönheit nach sich ziehe. Doch freue ich mich zugleich, bemerken zu können, wie sich niemals Frauen aus den niedern Volksklassen dieses Verbrechen zu Schulden kommen lassen, vielmehr rühmt man durchgängig die Tugend dieser Frauen. Zudem trifft es sich selten, daß ein Mann aus den niedern Volksklassen mehr als eine Frau hat, denn in der Türkei steht die Zahl der Frauen in einem Hause durchaus im Verhältniß zu dem Vermögen des Mannes. Bei den Muselmännnern sind die Frauen ein Luxusartikel; der Türke setzt eine Ehre darein, mehre Frauen zu haben, wie er eine Ehre darein setzt, mehre Pferde zu haben.

Ich will mich nicht auf weitere Erörterungen über die Bestimmung der Frauen in der Türkei und im Oriente im Allgemeinen einlassen, sie würden mich zu weit führen. Außerdem lassen die philosophischen und moralischen Betrachtungen, welche Sie im zweiten Bande Ihrer **Correspondance d'Orient** an diese hochwichtige Materie knüpfen, nichts mehr zu wünschen übrig. Ich werde mich auf einige Allgemeinheiten beschränken.

Im Schooße der christlichen Familie übt die Frau, die in dieser in ihrer vollen Würde dasteht, einen großen und heilsamen Einfluß; wir alle, die wir von christlichen Müttern erzogen worden sind, mögen uns in uns selbst versenken, und wir werden uns eingestehen müssen, daß alles, was an Güte und Tugend in unserer Seele ruht, uns von unseren Müttern eingeflößt worden ist. Kann es wohl eben so bei einem Volke seyn, bei denen die Frau nur als ein Werkzeug gilt, das Gott seinen allmächtigen Händen entfallen ließ, damit sich das menschliche Geschlecht vermehre? Welche Erziehung kann ihren Kindern wohl eine Mutter geben, deren Jugend selbst aller Erziehung entbehrt hat? Welchen Unterricht kann sie ihren Kindern geben, sie, die man in so beklagenswerther Unwissenheit gelassen hat, daß ihr kaum von dem Daseyn ihres Gottes Kunde geworden ist? In den Augen des Philosophen und moralischen Betrachters ist die Stellung der Frauen

zur türkiſchen Geſellſchaft; eine der ſchweren Wunden, die zumeiſt mit den Zuſtand der Auflöſung verſchuldet hat, in der ſich das ottomaniſche Reich jetzt unleugbar befindet.

Der Koran erlaubt, wie bekannt, den Muſelmännern vier Weiber zu heirathen, und noch außerdem ſo viele zu ſich in's Haus zu nehmen, als ſie ernähren können. Das nun berührt die empfindlichſte Seite der ottomaniſchen Nation.

Die Vielweiberei iſt nicht nur eine Haupturſache der Entvölkerung, ſondern auch Quelle der unnatürlichſten Laſter, die im Orient leider ſehr verbreitet ſind. Aber die Erlaubniß und ausdrückliche Gutheißung der Polygamie und ſchauderhafter Unnatürlichkeiten, die ſie nothwendig in ihrem Gefolge hat, ertheilt der Koran, dieſes Buch, aus dem alles hergeleitet wird, was irgend das politiſche und religiöſe Leben der Osmanlis betrifft. Wollte man alſo die Muſelmänner ihrer beklagenswerthen Unwiſſenheit entreißen, ſo müßte man zuerſt einen guten Theil des Buches, das ihnen Muhammed zum Erbe gab, den Flammen überantworten.

Da der Euphrat, den die Bewohner der Gegend Murad-Suiu (Fluß des Verlangens) nennen, nur drei Lieues von Mallatia fließt, ſo mochte ich nicht unterlaſſen, ihn zu beſuchen. Geſtern, um Mittag, machten wir uns auf den Weg nach dem großen Fluſſe. Von Mallatia aus, gelangt man in gerader Richtung nach dem alten Melitene. Der Weg wendet ſich nord-öſtlich; man kommt auf das rechte Ufer des Euphrats, nachdem man eine kahle Ebene durchwandert iſt, auf welcher man hie und da einige Zelte der Turkomannen erblickt.

Es gibt auf unſerer Erde Städte, Berge, Ebenen, Flüſſe, deren Namen ſich mit ſchönen Erinnerungen, mit dem Andenken rühmlicher Thaten miſchen. Der Euphrat vor allen Flüſſen iſt reich an Ruhm. Sein Name ſteht auf der erſten Seite des älteſten Buches geſchrieben, das von Menſchen geleſen wird. „In dem Paradieſe," heißt es in der Geneſis, „floß ein Strom, der ſich in vier Canäle theilte; der Euphrat war einer dieſer Canäle." Mein erſtes Verlangen, da ich den Euphrat ſah, war, von ſeinem Waſſer zu trinken, mein Haupt in ſeine

Wellen zu tauchen. Dann blieben meine Blicke ſtarr auf den Fluß geheftet, meine Gedanken träumten ſich in längſt vergangene Zeiten. Das Geräuſch der Wellen des Euphrats erklang meinem Ohr, wie feierliche Harfentöne der Könige und Propheten des Herrn. Jener Fluß, wo Iſrael in der Verbannung ſeufzte, und der einſt die heiligen Harfen an den Weiden ſeiner Ufer in Trauer hängen ſah, iſt höchſt poetiſch. Wie der Verbannte von Zion an demſelben Geſtade ſitzend, wiederholte ich, jene Hymne voll ewigen Schmerzes **super flumina Babylonis**; mich überkam mit Allgewalt die Erinnerung an das ferne Vaterland, an meine Mutter, meine Freunde, und Thränen traten mir in die Augen.

Selbſt, wenn die Jahrbücher der älteſten, menſchlichen Geſellſchaft keinen ſo poetiſchen Reiz über den Euphrat ergößen, würde doch dieſer Fluß die Aufmerkſamkeit, ja die Bewunderung der Reiſenden erregen, wäre es auch nur durch den Gedanken an das Land, das ſeine Wellen durchſtrömen. Vom Berge Bin-Goneil (tauſend Quellen), dem **mons Obus** der Alten, wo ſeine Gewäſſer entſpringen, bis zu ſeiner Mündung fließt er nur durch Ebenen ohne Blumen, ohne Vegetation, durch traurige und troſtloſe Flächen, wo das Auge weit und breit nichts ſieht, als glühenden Sand. Es gibt viele Gegenden des öſtlichen Aſiens, die troſtloſe Wüſteneien ſeyn würden, käme nicht der Euphrat, wie ein milder Vater zu ihnen. Die Worte Murad-Suiu (Fluß des Verlangens) drückt in der Sprache der Einwohner maleriſch genug, die herzinnige Liebe aus, die ſie zum Euphrat tragen.

Von den beiden Armen des Euphrats iſt der, den wir unſern Mallatia ſahen, der bedeutendſte. Der andere Arm, Frat genannt, entſpringt in den Gebirgen, die an Erzerum ſtoßen, und fließt in den Hauptſtrom Murad-Suiu, unweit des Fleckens Zileh in Armenien. Man hat berechnet, daß von der Vereinigung der beiden Arme bis zu ſeinem Ausfluſſe in den perſiſchen Golf, der Euphrat drei hundert fünf und achtzig Lieues durchfließt. Sie wiſſen, von Korna an, wo ſich der Tigris in ihn ergießt, wird er nicht mehr Murad-Suiu, ſondern Chat-el-Arabe (Fluß Arabiens) genannt.

Gerade an der Stelle des Murad-Suius, die ich beſuchte, ergießt ſich ein Fluß, der bedeutend genug iſt, der Tockma Schai, in ihn.

Dieſer Fluß, deſſen Ufer von Rohr und Schilf und Weiden dicht bedeckt ſind, iſt derſelbe, den die Einwohner in der Ebene von Mallatia Kabe-Keus-Schai nennen. Am rechten Ufer des Euphrats iſt ein türkiſches Dorf Namens Schers-Arslan ſichtbar. Das Bette des Fluſſes hat hier eben keine bedeutende Tiefe, ſeine Breite beträgt an ſechszig Fuß; beide Ufer ſind ſandig und ohne Bäume; zwiſchen ihnen rollt der Fluß friedlich dahin. Im Norden iſt ſein Lauf durch eine lange Kette von Bergen, die ganz kahl ſind, und einen höchſt troſtloſen Anblick gewähren, beſchränkt. Im Süden breitet ſich die weite Ebene von Mallatia aus, reich mit Zelten, in denen Turkomannen hauſen, beſäet.

Zu Schers-Arslan ſetzt man über den Euphrat, um in die Gegenden von Karput, das alte Carpota, zu gelangen. Man ſetzt auf einem Boote über, deſſen ſonderbare Einrichtung ich Ihnen doch beſchreiben muß. Dieſes Boot, Kellek genannt, beſteht aus ſechszehn aufgeblaſenen Schläuchen, die kreuzweiſe an einander befeſtigt ſind. Auf den Schläuchen ruht eine Art von Schleife, aus Baumzweigen. Auf dieſen, etwas gebrechlichen Fahrzeugen ſetzt man nur Reiſende, ſammt ihrem Gepäck über. Schlachtvieh muß den Strom durchſchwimmen, man führt es an Stricken hinüber. Zwei Männer führen den Kellek mit Rudern, welche eine faſt ſchaufelartige Geſtalt haben. Dieſe Art von Kähnen, ſtammt aus den älteſten Zeiten her. Schon Xenophon berichtet, ſeine Soldaten ſeyen bisweilen auf aufgeblaſenen Schläuchen über den Euphrat geſetzt, um Lebensmittel aufzutreiben. Einer der zehntauſend Griechen ſchlug ſeinem Feldherrn vor, er wolle viertauſend Mann Fußvolk auf tauſend ſolchen Schläuchen überſetzen. Daſſelbe Mittel ward von Alexander angewandt, als dieſer, auf der Verfolgung des Beſſus nach Bactriana begriffen, über den Araxes ſetzte. Auf dieſe Weiſe, erwähnen ferner alte Geſchichtsſchreiber, ſetzte der Kaiſer Julian auf ſeinem Zuge durch das öſtliche Aſien bei Hieropolis, das jetzige Bambuk, eine Stadt, zwei Tagereiſen nordöſtlich von Alep gelegen, über den Euphrat.

Mich ſetzten auf einem ſolchen Kellek zwei Ruderer über den Fluß. Es waren Kurden, ſie gingen ganz nackt, und hatten herkuliſche Formen. Mit uns fuhren zwei Osmanlis, von denen jeder ein arabiſches Pferd von ſeltener Schönheit nachſchwimmen ließ. Dieſe

beiden Pferde wurden im Schwimmen ſo ſcheu, daß ſie ſich von den Stricken, welche ihre Herren hielten, losriſſen. Alsbald warfen unſere beiden Fährmänner ihre Ruder fort, und faßten mit den Händen die Schweife der Pferde, und ſo zogen uns die beiden herrlichen Renner an das nördliche Ufer des Fluſſes. Dieſe ſonderbare Fahrt glich nicht wenig dem Wagen Neptuns, wie er über die Fluthen gleitet.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Theater in Aegypten und in Syrien.

Vor noch nicht vollen zwei Monaten ſind europäiſche Schauſpieler in Cairo angekommen; ſie wollten ſich zuerſt in Alexandrien niederlaſſen, aber das Theater-Publikum jener Stadt iſt ſchon ſeit mehren Jahren an eine Schauſpieler-Truppe gewöhnt, die ſeine Gunſt in hohem Grade zu gewinnen wußte.

Die Egyptier lieben im Allgemeinen theatraliſche Vorſtellungen ſehr, beſonders die Frauen. Die Langeweile und das troſtloſe Einerlei des Harems, die kraſſe Unwiſſenheit ſeiner Bewohnerinnen und der ewige Müſſiggang, zu dem ſie in Folge derſelben verdammt ſind, ließen ſie früher viel Freude an den Tänzen und muſikaliſchen Aufführungen der Halvalem und Gavamaki finden, die ihre Abende verkürzten. Die Halvalem und Gavamaki ſind Mädchen, die ein ſehr ungebundenes Leben zu führen gewohnt ſind; etwa wie die Bayaderen in Indien, verbinden ſie mit ihrem Tanze Muſik und Geſang, aber welchen Geſang! Und doch war dieſer Geſang der höchſte muſikaliſche Genuß, den die Egyptierinnen kannten, ehe europäiſche Schauſpieler ihren Weg in das Land Mehemet Ali's nahmen. Jetzt werden jene Mädchen und ihre Kunſt aber ſehr hintangeſetzt.

Eine franzöſiſche Truppe, glücklicher als ihre Landsleute in Alexandrien, hat ſich in Cairo niedergelaſſen.

Durch die Verwendung eines Sohnes von Boghos Juſſuf, des Miniſter-Staats-Secretärs und erſten Dragomans Mehemets, haben ſie einen hübſchen Saal zu ihrer Verfügung erhalten, und begannen dort drei Wochen nach ihrer Ankunft ihre Vorſtellungen. Der ihnen eingeräumte Saal liegt am äußerſten Ende des groſ-

ſen Harem, nicht weit von dem Canal von Mahmud. Saïd-Bey, ein Sohn Mehemets, und ſeine Mutter wohnten der erſten Vorſtellung bei, die an dem feſtlichen Tage ſtattfand, an dem auf Befehl des Vicekönigs die Siegesfeier für das Treffen zwiſchen Ibrahim und Hafiz-Paſcha begangen wurde. Es wurden die bekannten franzöſiſchen Stücke: Philippe und die Herzogin von La Vaubalière gegeben. Die Schauſpieler hatten ſich großen Beifalls zu erfreuen. Die Mutter Saïd-Beys hat der erſten Schauſpielerin der Truppe, der Signora Livonetta, welche die Heldin des Stückes mit vielem Talente gab, ein werthvolles Geſchenk gemacht.

Ein Rothhaut-Stutzer.

Ein neuerer engliſcher Reiſender, Charles Auguſtus Murray, deſſen Berichte ſehr gelobt werden (die von ihm herausgegebene Reiſebeſchreibung heißt: **Travels in North-America during the years 1834, 1835, 1836**), theilt höchſt intereſſante Einzelnheiten über die Indianer vom Tribu der Pawneehs mit, welche die vom Miſſouri entfernteſten Prairien bewohnen, und bei denen er ſich einen ganzen Sommer hindurch aufgehalten hat. Sein Buch vervollſtändigt die derartigen Schilderungen Waſhington Irvings und einiger anderer Schriftſteller. Dank ihnen, iſt das Vorurtheil, das den Indianern rauhe Tugenden im Ueberfluß und eine Art ſtoiſcher Philoſophie zuſchrieb, ſehr in Mißcredit gekommen. Hinter der ernſten Haltung der Männer der Wälder birgt ſich kindiſches Wohlgefallen an den plumpſten Poſſenreißereien, ſie ſind neugierig, haben ihre Freude an Lärm und wüſtem Geſchrei, ſind ausgelaſſen in ihren Vergnügungen, diebiſch aus Inſtinct, von Natur zum Verrath geneigt, und plötzlichen Anfällen des unbändigſten Jähzorns unterworfen *).

Uebrigens ſtößt man unter ihnen auch auf Rothhaut-Dandy's, die auf ihren Anzug nicht mindere Sorgfalt, als die liebenswürdigſten iriſchen Mitgiftsjäger, verwenden. Auf folgende Weiſe verbringt der hoffnungsvolle Sohn von Sa-Ti-Nos-Riſh ſeine Tage, wenn er nicht auf Jagd nach Büffeln ausgeht.

„Um acht Uhr Morgens," erzählt der engliſche Reiſende, „fing er ſeine Toilette damit an, daß er ſich von Kopf bis zu Fuß mit Fett einrieb; dann trocknete er ſich ſo ſorgfältig ab, daß ſeine Haut nur noch eben geſchmeidig und glänzend blieb. Darauf bemalte er ſein Geſicht mit einem hellen Roth, und den Theil ſeiner Stirne, den allenfalls der Rand einer Krone berührt haben würde, färbte er mit einem rothen Streifen von dunklerer Farbe. Dann ordnete er ſein Haar und beſtrich es mit Fett, und das erforderte wieder nicht wenig Sorgfalt, obgleich ſein Kopf bis auf zwei Büſchel langer Haare ganz glatt geſchoren war. Seine von drei oder vier Löchern durchbohrten Ohren erhielten dann ihren gewöhnlichen Schmuck an Gehängen und Ringen. Seinen Hals ſchmückte er mit acht bis zehn Ketten von freilich ſehr geringem Werthe. An ſeinem Gürtel befeſtigte er zwei Streifen rothen Tuches, die ihm bis unter die

*) Dieſe Aeußerung, die wir einer engliſchen Anzeige von Murray's Buch entlehnen, liefert wieder recht augenſcheinlich den Beweis, wie die Unterdrücker zu allen Zeiten und an allen Orten die Welt glauben machen wollten, die Unterdrückten verdienten es eben nicht beſſer. Quellen älterer Zeit, mindeſtens eben ſo glaubwürdig, als Murray und die nordamerikaniſchen Schriftſteller, die ein Intereſſe dabei haben, die Indianer als verworfene Wilde hinzuſtellen, ſchildern die Indianer als gutmüthig, offen und würdevoll.

Anmerk. der Redaction.

Knie gingen, und dort von einer Art Strumpfbänder festgehalten wurden, die aus denselben Stoffen, wie seine Halsketten, bestanden, und endlich befestigte er seine Sandalen, die sogenannten Mocassins, an seine Füße. Dann griff er nach seinem Spiegel, der in einen hölzernen Rahmen gefügt und sein beständigster Begleiter war, und stellte eine genaue und sorgsame Prüfung seiner selbst an, wie sie nie ein methodistischer Prediger seinen Küchlein sorgsamer vorschreiben konnte. Eva am Ufer der glänzenden Gewässer, oder Lady Belinde, da sie sich zur Ankunft ihres Geliebten schmückte, konnten nicht mit gewissenhafterer Aufmerksamkeit bei der Bewunderung ihrer selbst verweilen, als der junge Pavneeh."

„Ich sah ihn oft länger als eine Stunde vor seinem Spiegel allerhand Gesichter schneiden und Grimassen machen, die, wie er glaubte, ihn schöner machten; bald zog er die Augenbrauen zusammen, wie Homers Zeus vor dem Sturme, bald lächelte er mit höhnischer Liebe, wie Milton's Satan „**Smiling with superior love**," dann retouchirte er wieder die Farben auf seinen Wangen und seiner Stirne, oder strich sorgsam jedes einzelne Haar seiner Augenbrauen zurück. Die Sorgfalt auf seinen äußeren Menschen contrastirte gar seltsam mit den körperlichen Schönheiten, denen sie galt. Der liebenswürdige Pavneeh hatte eine Affen-Nase, ein Paar kleine, stechende Augen, sehr hervorstehende Augenknochen, einen ungewöhnlich breiten Mund, und Zähne, die das ausgezeichnete Verdienst besaßen, in merkwürdig kurzer Zeit zu zermalmen, was aus dem Pflanzen- oder Thierreiche ihrer wahrhaft erschrecklichen Thätigkeit in den Wurf kam.

Notizen.

Auf Befehl des Congresses in Washington hat sich dort eine aus Ingenieurs, Seeofficieren und Metallgießern bestehende Commission gebildet, um Versuche anzustellen, in wie fern der Dampf im Kriege zu benutzen seyn wird. Drei Millionen Dollars waren zu dem Zwecke bestimmt. Bis jetzt hat die nordamerikanische Regierung nur ein Dampfschiff von der Größe einer Fregatte in ihrer Flotte. Dasselbe ist jedoch nicht zum Kampfe, sondern allein zum Ueberbringen von Nachrichten und Befehlen, so wie zum Bougsiren u. s. w. geeignet. Der oben genannte Zweck geht aber dahin, Dampfschiffe nebst Dampfgeschützen zu bauen, welche es mit den übrigen Kriegsschiffen aufnehmen können, und vor diesen natürlich den Vortheil voraus haben, daß sie vom Winde nicht abhängig sind.

— Ueber den schon erwähnten Tod des Generals Allard hört man gegenwärtig folgende nähere Nachrichten: Er starb am 25. Januar an der Cholera zu Pichavor. Zuerst schien die Krankheit nachzulassen, allein ein Rückfall war tödtlich. Der General behielt die Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblicke, und unterhielt sich kurz vor seinem Tode eine Stunde lang mit mehren Officieren seines Corps. — Der Leichnam wurde einbalsamirt und nach Lahore gebracht. Die Armee, die er mit Ventura gebildet, war aufgestellt, und erwies ihm noch einmal die kriegerischen Ehren. Am 9. Februar traf der Zug auf ein englisches Detaschement, welches nach Afghanistan marschirte, und dem alten General Napoleons ebenfalls die gebührende Ehre erwies. Wie es heißt, wollte Allard für immer nach Frankreich zurückkehren, sobald der Krieg an der persischen Gränze beendet wäre. In Frankreich hinterläßt er eine Wittwe.

— In der ehemaligen franzöſiſchen und jetzt engliſchen Colonie Mauritius (**Isle de France**) iſt die vollkommene Sklaven-Emancipation ohne Unruhe bewirkt worden.

— In Folge des kurzen Krieges zwiſchen Mejico und Frankreich hat ſich die föderaliſtiſche Partei wieder erhoben, und hielt anfangs nur Tampico beſetzt. In der Nähe dieſes Hafens hat ein Gefecht mit den Regierungstruppen ſtattgefunden. Beide Theile ſchreiben ſich den Sieg zu, jedoch die Regierungstruppen zogen ſich bald darauf zurück, und die Föderaliſten marſchirten auf Laontecas. Es iſt jedoch die Frage, ob die Föderaliſten viel werden ausrichten können, da die Unitarier durch den reichen und mächtigen Adel gehalten werden, wie man ſchon bei allen früheren Gelegenheiten geſehen hat.

— Auch Barbados hat das Beiſpiel Jamaica's befolgt. Die Colonialverſammlung hat zwar das Budget noch nicht verweigert, aber damit gedroht, wenn der Gouverneur auf der Erhebung einzelner Abgaben, welche ſeine Civilliſte betreffen, beſtehen würde.

— Die Hinrichtungen und Verurtheilungen in Canada, in Folge des Angriffs von der amerikaniſchen Gränze, haben aufgehört. Ende Mai langte in Sacket's Harbour (einem Dorfe der Vereinigten Staaten, dicht an der canadiſchen Gränze) ein engliſches Dampfſchiff an, welches dreiundzwanzig Gefangene von Prescott, die der Gouverneur begnadigt hatte, an's Land ſetzte. Der engliſche Oberſt Macdonnel, welcher dieſe Gefangenen bis an die Gränze transportirt hatte, berief eine Verſammlung der Magiſtratsperſonen, kündete denſelben an, er werde die Gefangenen in Freiheit ſetzen, und ſprach die Hoffnung aus, dieſe Milde der britiſchen Regierung möge dazu beitragen, die von den Vereinigten Staaten ausgehenden Unruhen auf den Gränzen in Zukunft zu verhindern. Die Gefangenen haben hierauf folgende Erklärung nach ihrer Freilaſſung gegeben, welche beweist, daß jene Berichte über Mißhandlung der Gefangenen von Prescott, welche ſogar auch durch franzöſiſche Zeitungen verbreitet wurden, durchaus erlogen ſind: „Wir Unterzeichnete, die wir als Gefangene im Fort Henri gehalten und in dieſe Provinz von den Beamten Ober-Canada's nach Sacket's Harbour durch das Dampfſchiff Commodore Barrie geführt wurden, bezeugen dem Gouverneur, Sir George Arthur, öffentlich hiermit unſern Dank für die Milde, womit er uns unſern Familien zurückführte. Der Sherif, ſo wie alle Beamten von Kingſton, haben uns und den andern Gefangenen ſo viel Menſchlichkeit und Wohlwollen erwieſen, als mit ihrer Pflicht verträglich war. Wenn einige unſerer Mitbürger ſich zu einem neuen Angriff oder zu Feindſeligkeiten gegen Canada verleiten ließen, ſo beſchwören wir ſie bei Allem, was heilig iſt, aus ihrer Seele ſo verbrecheriſche und unglückliche Geſinnungen zu verbannen."

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Die Ruinen von Ettajah in Oſtindien.

Auguſt Lewald

F. Fazzener del.

Lith. Anst. v. W. Pobuda.

ETTAIA.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Dritter Artikel.

Gerne würden wir den Leſer in den kaiſerlichen Palaſt einführen und ihm die Wohnung des großen Monarchen zeigen, wenn dieß nicht ein verbotener Boden wäre. Er beſteht aus einer ſehr großen Anzahl von Gebäuden und langen Reihen von Höfen, Gallerien und Gärten, die ſich in nichts von andern chineſiſchen Häuſern unterſcheiden, außer durch ihren ungeheuern Umfang, durch die gelben Ziegel auf den Dächern und viele Drachen in Basreliefs. Man muß über acht Höfe gehen, ehe man in die Gemächer des Kaiſers kommt. Wir geben die Beſchreibung in den Worten der chineſiſchen Miſſionäre:

„Der Palaſt, der von Schnitzwerk, Firniß, Vergoldung und Malereien erglänzt, ſteht auf einer Art Plattform, die mit großen Quaderſtücken eines ſchönen, grünen Marmors gepflaſtert iſt, die ſo glatt wie Glas, und ſo dicht an einander eingelegt ſind, daß man die Ritzen nicht entdecken kann. Am Eingang in den großen Saal iſt eine Thüre,

die in ein großes, viereckiges, mit Marmor ausgepflastertes Zimmer führt, in welchem der Kaiser, nach tatarischer Mode, auf einer Estrade saß. Die Balken dieses Zimmers wurden von hölzernen Säulen getragen, die mit rothem Firniß angestrichen und so in der Wand angebracht sind, daß sie nicht über die Oberfläche derselben hervorragten. Wir verrichteten die üblichen Ceremonien, d. h. wir stellten uns in eine Linie vor dem Kaiser, fielen dreimal auf unsere Kniee, wobei wir uns jedesmal auf den Boden beugten. Es war eine große Vergünstigung, daß er selbst diese Zeichen unserer Achtung entgegennahm, denn wenn die Mandarine der sechs höchsten Gerichtstage alle fünf Tage, am ersten Tage des Jahrs und an des Kaisers Geburtstag kommen, um diese Ceremonie zu verrichten, so ist er nicht immer gegenwärtig. Er ist sogar zuweilen in einiger Entfernung vom Palaste, während sie ihm ihre Huldigung darbringen. Nachdem wir unsere schuldige Verehrung dargebracht hatten, näherten wir uns seiner Person und knieten auf einer Seite und in einer Linie nieder; er fragte uns um unsere Namen, unser Alter und Vaterland, und unterhielt uns mit einer Freundlichkeit und Leutseligkeit, die bei jedem Fürsten, am meisten aber bei dem Kaiser von China überraschen mußte."

„Es muß bemerkt werden, daß diese Reihe von Höfen ganz eben und in einer Reihe von Linien stehen. Die Gebäude sind abgegränzt und einförmig; dazwischen hin sieht man Pavillons, Gallerien, Säulengänge, Geländer, marmorne Treppen und eine Menge gefirnißter Dächer, die mit so schönen und glänzenden gelben Ziegeln bedeckt sind, daß sie wie vergoldet aussehen, wenn die Sonne auf sie scheint. Nehmen wir dazu die Höfe, die in den Flügeln für die Dienerschaft und für die Ställe erbaut sind, die Paläste der Prinzen von Geblüt, sammt denen der Kaiserin und der Frauen; die Gärten, Teiche, Seen und Wälder, in denen alle Arten von Thieren gehalten werden, so bietet das Ganze einen überraschenden Anblick dar."

„Der Kaiser bringt seine glücklichste Zeit auf seinen Lustschlössern in Yuen-ming-yuen und Jehol zu, wo er von den Sorgen der Regierung befreit, nur für sein Vergnügen lebt. Wenn der Kaiser den Palast verläßt, wird er in einer Sänfte getragen; voraus gehen die Prinzen und der Adel zu Pferd, die ersten Minister-Präsidenten der sechs Collegien zu Fuß. Auf sie folgen zwanzig Männer mit gelben Fahnen, in welche Drachen hineingestickt sind, zwanzig andere mit großen Sonnenschirmen von derselben Farbe, die mit breiten Franzen besetzt sind, und zwanzig Fächerträger. Dann kommen die Leibwächter (Hya), ebenfalls gelb angekleidet, die eine Art Helm tragen, mit Wurfspießen oder

Hellebarden bewaffnet ſind, welche vergoldet und mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes oder eines Thiers verziert ſind. Er wird von zwölf Männern getragen, die alle gelb angekleidet ſind und von zahlreichen Banden von Muſikanten begleitet, die ſeine Ohren mit ihrem Lärm zerreißen. Bei gewöhnlichen Ausflügen iſt weniger Prunk und ein kleineres Gefolge."

Einer der Miſſionäre beſchreibt eine kaiſerliche Proceſſion zu dem Tempel des Teën folgendermaßen:

„Voran gingen vierundzwanzig Trommler und eben ſo viele Trompeter. Zunächſt auf ſie folgte eine gleiche Anzahl von Männern, die mit roth geſirnißten Stäben von einer Länge von ſieben bis acht Fuß und mit vergoldetem Laubwerk geſchmückt bewaffnet waren. Hierauf folgten hundert Soldaten mit Hellebarden, die in einem Halbmond endigten und unten vergoldet waren. Alsdann vierhundert große, hübſch verzierte Laternen und vierhundert Fackeln von einem Holze, das lange brennt und ein großes Licht verbreitet; zweihundert Speere, von denen einige mit ſeidenen Fahnen von verſchiedenen Farben, andere mit Schweifen von Panthern, Füchſen und andern Thieren geſchmückt waren; vierundzwanzig Banner, auf denen die Zeichen des Thierkreiſes abgemalt waren; ſechsundfünfzig andere Banner, welche die ſechsundfünfzig Conſtellationen vorſtellen, in welche alle Sterne eingetheilt ſind; zweihundert Fächer auf langen, vergoldeten Stäben, mit verſchiedenen Figuren von Drachen, Vögeln und andern Thieren bemalt; vierundzwanzig Sonnenſchirme, reich verziert, und ein Buffet, das von den Beamten der Küche getragen wurde, und mit goldenen Geräthen, Schaalen, Waſſerkrügen u. ſ. w. beſetzt war. Der Kaiſer folgte zu Pferd mit feurigem, majeſtätiſchem Anſehen in prächtiger Kleidung; zu beiden Seiten von ihm wurde ein reicher Sonnenſchirm getragen, der groß genug war, um ſowohl ihm als ſeinem Pferde Schatten zu geben. Er war von zehn weißen Pferden umgeben, die von Dienern geführt wurden und deren Sattel und Zaum mit Gold und koſtbaren Steinen verziert waren; ferner von hundert Speerträgern und den Leibpagen. Hierauf erſchienen in derſelben Ordnung die Prinzen von Geblüt, die Könige, die erſten Mandarine und die Herren vom Hofe in ihren Ceremonienkleidern; fünfhundert junge Herren aus dem Palaſte in reicher Kleidung; tauſend Diener in rothen Röcken, die mit goldenen und ſilbernen Blumen und Sternen geſtickt waren. Hierauf trugen ſechsunddreißig Männer einen offenen Tragſeſſel, hinter welchem ein anderer folgte, der verſchloſſen und um vieles größer war, und von hundert und zwanzig Männern getragen wurde. Zuletzt kamen vier große Wagen, von denen

zwei von Elephanten und die übrigen zwei von Pferden, die mit ge-
ſtickten Decken belegt waren, gezogen wurden. Jeder Seſſel und jeder
Wagen war von hundert und fünfzig Mann umgeben, die ihn beſchützen
mußten. Die Proceſſion wurde geſchloſſen von Mandarinen in Civil-
und eben ſo viel in kriegeriſchen Uniformen mit prächtigen Feierkleidern."

Der Kaiſer gibt oft ein öffentliches Mahl in ſeinem Palaſt, zu
dem eine beſtimmte Claſſe von Perſonen eingeladen wird. Am meiſten
gefeiert iſt vielleicht die Einladung der alten Leute, wobei der Kaiſer
ſelbſt die Gäſte bedient, um das Alter zu ehren. Die Literaten vom
höchſten Stande werden ebenfalls in dem Palaſte bewirthet, nachdem
ſie ihren Rang ſich erworben haben, und genießen unter dem Schalle
der Muſik die kaiſerliche Freigebigkeit. In allen dieſen Fällen iſt der
Kaiſer am meiſten beſchäftigt, und die Ehre, auf dieſe Art vor ſein
Angeſicht zu kommen, iſt die reichſte Entſchädigung für alle Mühen und
Arbeiten. Seine Behandlung der auswärtigen Geſandtſchaften iſt ſchon
ſo oft geſchildert worden, daß es ganz überflüſſig iſt, hier dabei zu ver-
weilen. Nur dieß mag bemerkt werden, daß bei ſolchen Gelegenheiten
aller Glanz aufgeboten wird, und die Ausländer alsdann Gelegenheit
haben, den chineſiſchen Hof in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu ſchauen.

Der männlichſte Zeitvertreib, dem ſich der Kaiſer hingibt, iſt die
königliche Jagd, die im Lauf des Herbſtes ſtattfindet. Sie gleicht mehr
einem Feldzug, als einer bloßen Vergnügungsreiſe, wegen der großen
Menge von Soldaten, die den Monarchen begleiten. Die Thiere,
welche von herumſtehenden Jägern eingeſchloſſen ſind, werden eine ſehr
leichte Beute für den kaiſerlichen Jäger. Dieſe Sitte wurde eingeführt,
um die Soldaten an Strapatzen zu gewöhnen und einen, der Wüſten-
Söhne würdigen Geiſt in ihnen zu erhalten. Wie ſo viele andere guten
Gebräuche, iſt auch dieſer beinahe verſchollen.

Kong-he war der erſte und beinahe einzige Kaiſer, der große Reiſen
in die Provinzen machte, obgleich er nie über den Jang-tſze-keang kam.

Dieſes löbliche Bemühen, Alles mit eigenen Augen zu beobachten
und die Nation perſönlich kennen zu lernen, ſcheint jetzt gänzlich in
Vergeſſenheit gekommen zu ſeyn. Außer in Peking und Jehol hört
man ſelten von dem Kaiſer.

Die Pilgerreiſe zu den kaiſerlichen Gräbern wird immer noch mit
ſehr großem Pomp zurückgelegt. Die einflußreichſten Großen begleiten
ſämmtlich den Kaiſer dorthin und verrichten ebenfalls ihre Andacht auf
den Gräbern der Ahnen ihres Gebieters. Solche Reiſen gleichen mehr
dem Marſch einer großen Armee, als einer bloßen friedlichen Proceſſion.
Der Kaiſer entſchlägt ſich gewöhnlich aller Sorgen, ſo lange er im

Lande ſeiner Vorältern wohnt, und genießt die ländlichen Vergnügungen mit der ganzen Fröhlichkeit eines Tataren. Die jetzige Generation gibt ſich jedoch mehr und mehr den Freuden des Harems hin, und wir fürchten, bei der nächſten Regierung werde dieſe Pilgerreiſe durch einen Stellvertreter unternommen werden.

Ein chineſiſcher Kaiſer hat die Macht, einen Nachfolger zu ernennen, ohne im Mindeſten Rückſicht auf die Erſtgeburt zu nehmen. Er kann ſein Geſchlecht ganz übergehen und einen Fremden wählen. Dieſes Vorrecht iſt ſo groß, daß der geringſte Rath über dieſen Punkt für eine aufrühreriſche Rede gilt. Nach alten Anordnungen betet der Kaiſer ſchweigend zum Himmel und zu ſeinen Ahnen, daß ſie ihn in ſeiner Wahl leiten möchten. Der Name des Gewählten wird auf ein Stück Papier geſchrieben, das der Kaiſer ſorgfältig verbirgt. Oft geſchah es ſchon, daß der präſumtive Erbe plötzlich ſtarb oder ſeines hohen Berufs ſich unwürdig erwies. In einem ſolchen Falle wird eine neue Wahl getroffen, aber wenn wir den Worten des Kaiſers glauben ſchenken dürfen, niemals auch nur den vertrauteſten Leuten mitgetheilt. Die Wahl des Kaiſers gilt für ſo heilig, daß die Geſchichte nicht ein einziges Beiſpiel anführt, wo ein Kampf um die Herrſchaft entſtanden wäre. Alle Prinzen vom Geblüt überlaſſen ohne Weiteres die Krone dem glücklichen Bruder, der ſeine Wahl beweiſen kann. Im Falle einer Regentſchaft werden die ſogenannten Aufſeher des Prinzen oder des Monarchen an die Regierung des Landes berufen. Ihr Benehmen iſt vielen Ausforſchungen und Intriguen unterworfen, mehr als an einem italieniſchen Hofe. Das Land hat unter einer Regentſchaft noch immer gelitten, und die Chineſen ſprechen mit Schaudern von einer Ariſtokratie oder einer Weiberherrſchaft, die beinahe gleichbedeutend iſt mit der Herrſchaft der Eunuchen.

Die Einſetzung eines Kaiſers iſt ſehr feierlich. Shun-che wurde von ſeinen tatariſchen Unterthanen in eine Rathsverſammlung getragen und zum Kaiſer ausgerufen. Aber als Kang-he, der ſchon bejahrt war, den Thron beſtieg, waren alle Mandarinen auf beiden Seiten aufgeſtellt in ſeidener Kleidung, die mit Gold in der Form von Roſen geſtickt war. Seitwärts von ihnen ſtanden fünfzig andere Beamte mit großen, ſeidenen, goldgeſtickten Fächern, und neben dieſen ſtanden achtundzwanzig große Fahnen, in welche goldene Sterne und die Bilder des Mondes in allen ſeinen Veränderungen eingeſtickt waren u. ſ. f. Um ſeine achtundzwanzig Wohnungen im Himmel und ſeine verſchiedenen Conjunctionen und Oppoſitionen mit der Sonne darzuſtellen, wie ſie in der Durchſchneidung der Kreiſe erſcheinen, welche die Aſtronomen Noten

nennen, waren dieſe Dinge mit großer Genauigkeit gezeichnet. Hierauf folgten hundert Fahnen, und die übrigen Mandarinen trugen Keulen, Aexte, Hämmer und andere Werkzeuge des Kriegs oder der Hofſitte, mit den Köpfen ſeltſamer Ungeheuer oder verſchiedener Thiere. Es iſt dieß die Schilderung eines Augenzeugen und wenn man es lieſt, begreift man bald, daß ein Sterblicher an dieſem Tage zur Würde eines Sohnes des Himmels erhoben und deßhalb mit ſo vielen himmliſchen Bannern umgeben wird.

Wir ſetzen einige Stellen aus den Edicten hieher, die bei dem Tode des Kea-king's und der Thronbeſteigung Taou-kwang's, des jetzigen Monarchen, bekannt gemacht wurden. Das vom 2. September 1820 datirte Teſtament des verſtorbenen Kaiſers enthält folgende merkwürdige Stellen:

„Der große Kaiſer, der vom Himmel und der Nation die Herrſchaft der Welt empfing, verkündigt hiemit dem Reiche ſeinen Willen:

„Als ich, der Kaiſer, von Seiner verſtorbenen Majeſtät Keën-lung, dieſem hohen, achtungswerthen und reinen Herrſcher, das kaiſerliche Siegel dankbar empfing und ihm auf dem Throne folgte, fuhr ich fort, noch drei Jahre lang ſeine kaiſerlichen Belehrungen in den Regierungsgeſchäften zu empfangen. Ich habe erkannt, daß die Grundlage eines Reichs und die großen Prinzipien geſelliger Ordnung darin beſtehen, daß man den Himmel verehrt, die Ahnen nachahmt, die Regierungsgeſchäfte gewiſſenhaft beſorgt und die gemeinen Leute liebt. Seit meiner Thronbeſteigung habe ich die ſtrengſte Vorſicht beobachtet und eine feierliche Scheu gefühlt, während ich täglich über die Pflichten nachdachte, die auf mir laſteten. Ich habe mich erinnert, daß der Himmel um des Volkes willen Fürſten erhebt, und daß die Pflicht, es zu nähren und zu beleben, auf einem Manne liegt."

Der Kaiſer gibt jetzt einen kurzen Rückblick auf ſeine Regierung, worin er mit bitterem Gefühl auf die häufigen Empörungen aufmerkſam macht, von denen zwei ſogar ſein Leben bedrohten. Wie ſtörend die beſtändige Furcht vor revolutionären Verbindungen auf ſeinen Geiſt eingewirkt haben muß, können wir aus einem Edicte ſehen, das er im Jahr 1817, bei Gelegenheit einer ungewöhnlichen Trockenheit, veröffentlichte und in welchem er ſagt:

„In der Nachbarſchaft der Hauptſtadt herrſcht fortwährend eine glühende Trockenheit. Ich habe Tag und Nacht mit brennender Angſt darüber nachgedacht und mir Fragen vorgelegt, um die Urſache zu entdecken. Dieſe Dürre iſt dießmal wahrſcheinlich nicht bloß die Folge der Nachläßigkeit der Beamten, ſondern der Grund, aus welchem aller

Wahrſcheinlichkeit nach der azurne Himmel ſeine Mißbilligung verräth und in der Umgebung der Hauptſtadt keinen Regen gewährt, iſt der, daß fünfzig und mehr entkommene Rebellen irgendwo in Pecking verſteckt ſind. Deßhalb ſind die fruchtbaren Dünſte feſtgebunden und die glückliche Harmonie der Jahreszeit unterbrochen. Mögen die Beamten ihre Nachforſchungen mit allen Mitteln der Klugheit fortſetzen; gelingt es ihnen einmal, plötzlich wird die unglückliche Dürre verſchwinden und wohlthätiger Regen erfolgen."

Das feſte Vertrauen auf den Beiſtand des Himmels ließ den Kaiſer alle dieſe Gefahren glücklich überſtehen und er begann jetzt gegen Ketzereien Krieg zu führen; zugleich beförderte er die Grundprincipien, befeſtigte die Bande, welche die Geſellſchaft unter ſich verknüpfen, in der Hoffnung, eine gute Verwaltung und treffliche öffentliche Sitten herzuſtellen.

Hierauf machte er auf die häufigen Ueberſchwemmungen des Hwang-hu aufmerkſam, eines Fluſſes, den er höchſt ſorgfältig einzudämmen befahl. Aber nichts beſchäftigte ſeinen Geiſt ſo ſehr, als das Leben ſeiner Unterthanen. Als ein Jahr vor ſeinem Tode, an ſeinem ſechszigſten Geburtstage, die Staatsdiener und das Volk ihm ihre aufrichtigſten Glückwünſche darbrachten, erließ er die rückſtändigen Grundſteuern in einem Betrage von 20,000,000 Faëls. Dieſe Verwilligung war mit dem Wunſche begleitet, daß jede Familie und jeder einzelne an Allem Ueberfluß habe, und alle Stände ſtets fröhlich ſeyn möchten.

Mit Bezug auf ſeinen Jagdausflug, der wahrſcheinlich ſeinen Tod veranlaßte, bemerkte er: „Als ich mit meinem Pferde über den Berg Kwan-jin ſprengte, fühlte ich auf meiner Bruſt eine Beklommenheit, daß ich beinahe erſtickte, und beſorgte, ich möchte nicht mehr aufkommen. Aber Gehorſam dem Geſetze, der abgeſchiedenen Weiſen aus meiner Familie, hatte ich bereits im vierten Jahre meiner Regierung im vierten Monat am zehnten Tage Morgens um fünf Uhr einen Thronerben ernannt, welche Ernennung ich ſelbſt verſiegelte, und in eine geheime Kiſte verſchloß. Als die Rebellen im achtzehnten Jahre über die Mauern des Palaſtes zu klettern verſuchten, gab der kaiſerliche Erbe mit eigener Hand Feuer und erſchoß zwei derſelben, wodurch die Uebrigen erſchreckt auf den Boden hinabfielen, ſo wurde die heilige Wohnung in Ruhe und Sicherheit erhalten. Das Verdienſt dieſes Benehmens war ſehr groß. Da mein Wille, ihn zum Erben zu ernennen, noch nicht ruchbar geworden war, verlieh ich ihm dem Titel eines Weiſen, um ihn für ſeine außerordentliche Dienſte zu belohnen.

„Meine jetzige Krankheit wird meinen Tod herbeiführen. Das göttliche Werkzeug, der Thron, iſt von höchſter Wichtigkeit, und muß jetzt in die Hände eines Andern übergehen. Deßhalb befehle ich allen Miniſtern des kaiſerlichen Hofes, allen hohen Beamten des kaiſerlichen Haushalts, die geheime Ernennung in voller Verſammlung zu eröffnen. Der kaiſerliche Erbe iſt wohlwollend, ehrerbietig, weiſe und tapfer, und wird im Stande ſeyn, der ihm anvertrauten Stelle Genüge zu leiſten. Möge er den kaiſerlichen Thron beſteigen, und mir nachfolgen in der Herrſchaft der Welt! Verbinde dich, mein Sohn, mit den Guten und Tugendhaften, liebe und nähre die Leute mit den ſchwarzen Haaren, und erhalte unſere Familienherrſchaft über das große Gebiet in Ewigkeit.“

„Der Claſſiker Le-ke ſagt: gehorſame Söhne führen die Pläne ihrer Väter fort, und verherrlichen die Handlungen ihrer Voreltern. Mögeſt du niemals in deinen ernſthaften Bemühungen erkalten.“

„Ich bin zu der hohen Ehre gelangt, der Sohn des Himmels zu werden; ich zähle mehr als 60 Jahre, das Glück, das ich erlangt habe, kann groß genannt werden. Ich hoffe, mein Nachfolger wird im Stande ſeyn, meine Entwürfe fortzuführen, und der Welt das Glück einer allgemeinen Ruhe zu verſchaffen, und dadurch werden meine Wünſche in Erfüllung gehen.“

„Das Shoo-king erzählt: ein alter Kaiſer, Ju, habe ſeine Laufbahn auf einem Jagdausfluge geendigt; mein Schickſal war alſo das von Andern; und ferner muß dieſer Ort Lwan-yang den Regeln zufolge alljährlich mit der kaiſerlichen Gegenwart geſegnet werden, und mein Vorgänger wurde hier geboren, warum ſollte ich mich weigern, hier zu ſterben.“

„Die Staatstrauer ſoll mit den alten Gebräuchen übereinſtimmen, und ſiebenundzwanzig Tage lang dauern. Verkündige dieß dem Reiche, und ſorge, daß Jedermann es höre.“

Die für die Trauer beim Ableben des Kaiſers feſtgeſetzten Regeln ſind folgende:

Wenn einer der unbefleckten Weiſen der Familie zu ſeinen Vätern verſammelt wird, ſoll der darauf folgende Kaiſer der erſte Leidtragende ſeyn. Er ſoll die Franzen von ſeiner Mütze nehmen, er ſoll wehklagen, und aus Schmerz mit ſeinen Füßen auf die Erde ſtampfen. Die Kaiſerin und alle Frauen von niedererem Range im Palaſte oder Harem ſollen ihre Ohrringe ablegen, und jedes Zierrath von ihrem Kopfputze entfernen.

Eine Tafel soll vor dem Sarge aufgestellt werden, und hier sollen die Könige, Prinzen und Edle Trankopfer darbringen. Die Kaiserin, die Beischläferinnen, die kaiserlichen Kinder und Enkel sollen sich sämmtlich hier versammeln, um zu weinen, und zum Ausdruck ihres Schmerzes auf die Erde zu stampfen. Wenn die erste Aufwallung des Schmerzes vorüber ist, sollen sie sich entfernen. Der kaiserliche Thronfolger soll Trauer anlegen, das Band, mit welchem sein Zopf umwickelt ist, abschneiden und seine Wohnung in einer Hütte neben dem Leichnam aufschlagen. Die Prinzen, kaiserlichen Enkel, Könige, Edlen und hohen Beamten des kaiserlichen Haushalts und alle Verwandten sollen ihre Zöpfe abschneiden, und die Kaiserin, die Beischläferinnen und alle Frauen des Harems sollen ihre Haare scheeren.

Der Kaiser soll drei Jahre trauern, und während der ersten hundert Tage alle kaiserlichen Edicte mit blauer Dinte schreiben lassen. Hundert Tage lang sollen die Chinesen ihre Haare nicht mehr scheeren, die Regierungsbeamten um Pecking sollen innerhalb eines Jahres weder ihre Söhne noch ihre Töchter sich verheirathen lassen.

Die mongolischen Könige und Edlen, die Gesandten von Corea, die etwa nach Pecking kommen, sollen Trauerkleider tragen und die Franzen von ihren Mützen reißen. Frauen, die sie etwa begleiten, sollen alle Zierrathen von ihrem Kopfe entfernen.

Dieß sind die Aeußerungen des Schmerzes, die man sowohl bei Hofe als im ganzen Reiche zeigt. Der ungeschorene Kopf eines Chinesen hat etwas Wildes und Seltsames, das der Darlegung der Trauer gut entspricht.

Der hochbegünstigte Taou-kwang blieb nicht zurück, seinen kindlichen Gehorsam durch die Veröffentlichung eines andern Edictes auszudrücken. Er sagt: „Von dem verstorbenen Kaiser, der jetzt die große Reise angetreten hat, genoß ich die äußerste Güte und Sorgfalt, und ihm verdanke ich mein Daseyn. Seine gnädige Güte war unerschöpflich gleich der des gnädigen Himmels. Seine heilige Person war auf der Reise eben so ausdauernd als sonst, bis das sehr heiße Wetter ungünstig auf ihn einwirkte. Doch bestieg er immer noch unermüdet seine Sänfte, aber endlich wurde er unwohl und nach drei Tagen zeigte sich eine gefährliche Krankheit. Ich, der Kaiser, schlug mein Haupt an den Boden und rief den Himmel an, ihn zu retten — aber vergebens."

„Mit Ehrfurcht denke ich über die Regierung seiner verstorbenen Majestät nach. Wie wirksam unterdrückte er während einer Zeit von fünfundzwanzig Jahren Räuber und Rebellen und gab Millionen die Ruhe. Tag und Nacht arbeitete er angestrengt und verbrachte niemals

einen einzigen Tag in Müßiggang. Seine Diener und die Menschen mit den schwarzen Haaren, alle blickten dankbar zu seiner wohlwollenden Regierung empor, unter der sie das Glück einer rühmlichen Ruhe genoßen."

„Erst seit wenigen Tagen hatte er seine Reise angetreten, als das große Ereigniß geschah; der Drache zu Pferd ist aufgestiegen und ein Gast in der Höhe geworden. Alle Geschöpfe, die mit Blut und Athem begabt sind, trauern dankbar und aufrichtig. Um wie viel schmerzlicher ist mein, des Kaisers, Gefühl, um wie viel dauernder mein Kummer, der ich zehntausendmal so große Wohlthaten von ihm genoß."

„Ich empfing den letzten Willen Seiner Majestät, der befiehlt, daß die Leichentrauer dieselbe seyn soll, wie früher; daß ich nach sieben und zwanzig Tagen die Trauer ablegen soll, ein Befehl, dem ich mich nur mit Mühe unterwerfe. Aber ich unterziehe mich den alten Regeln und will ehrfurchtsvoll drei Jahre lang trauern und hiedurch einigermaßen den innigen Schmerz ausdrücken, den ich fühle. Die Regierungsbeamten und Unterthanen im ganzen Lande sollen die alten Gesetze der Nationaltrauer beobachten. Die Könige und hohen Staats-Beamten werden hiemit angewiesen, sich zu versammeln, zu berathschlagen und dem Kaiser zu berichten. Beachtet dieß!"

In Folge dieses Edictes wurden Tafeln und Altäre zu Ehren der Manen errichtet, und die Mandarine der Districte, so wie alle hohen Provincial-Mandarine brachten ihnen ihre Verehrung dar. Zugleich wurde dem Volke befohlen, binnen hundert Tagen das Haar nicht zu scheeren und die Widerspenstigen mit Enthauptnng bedroht. In der That eine zarte Art, um die Trauergebräuche zu erzwingen.

Bei der Thronbesteigung wurde ein ähnliches Edict veröffentlicht, und den Beamten, alten und verdienten Personen große Verwilligungen gemacht, auch viele Verbrecher wurden begnadigt. Dies ist bei solchen Gelegenheiten sehr häufig der Fall; aber es wird bei Weitem mehr versprochen, als gehalten. Die Ceremonien, die bei der Krönung so vorgenommen wurden, wie sie in einer bei dem Ereigniß ausgegebenen Staatszeitung geschildert wurden, sind sehr zahlreich, einzelne sehr kleinlich und andere ekelhaft. Folgendes ist das Actenstück, in welchem dieselben vorgeschrieben wurden:

„Das Collegium der Ceremonien hat mich (den Kaiser) gebeten, die Trauer für einen Tag auszusetzen. Es war mein Wille gewesen, daß die Krönungs-Ceremonien vor Mittag vorüber seyn sollten, und daß ich die Mittags- und Abend-Opfer den Manen meines Vaters dar-

brächte und wie gewöhnlich um ihn trauerte. Aber die Könige und hohen Beamten des Hofes haben das Beispiel meines großen und erlauchten Großvaters dafür angeführt, daß die Trauer am Tage der Thronbesteigung ganz aufhören solle, und haben mich einstimmig gebeten, es so einzurichten. Wie kann ich mich unterfangen, einem so erlauchten Vorbild nicht nachzuahmen? Es ist somit befohlen, daß die Trauer einen ganzen Tag über ausgesetzt bleibe. Beachtet dieß!"

„An dem für die Ceremonien anberaumten Tage sollen die Befehlshaber der Leibwache zu Fuß ihre Truppen anweisen, ihre Posten an den verschiedenen Thoren der kaiserlichen Hauptstadt zu besetzen. Die Mitglieder des Collegiums der Ceremonien sollen sich in dem kaiserlichen Rathszimmer versammeln, und den Siegeltisch in den Friedenspalast, südlich vom kaiserlichen Throne gerade in die Mitte setzen. Den Berichtstisch, auf welchem die Bitte an Seine Majestät liegt, den Thron zu besteigen, sollen sie südlich von der östlichen Seite des Palastes setzen, den Edictentisch, auf welchem die kaiserliche Proclamation liegt, welche die Thronbesteigung ankündigt, nördlich von der östlichen Seite. Der Schreibtisch, auf welchem die Feder und Dinte sich befinden muß, die bei dieser Gelegenheit gebraucht wird, muß rechts oder links von der westlichen Seite gesetzt werden, und der gelbe Tisch, von dem aus die Proclamation verkündigt werden muß, auf die rothen Stufen oder Erhöhungen am Fuße des Thrones, wo die Minister hintreten, um zu huldigen, genau in die Mitte. Alsdann soll die kaiserliche Leibwache, Officiere und Mannschaft, eintreten, und die kaiserliche Reisemannschaft sich vor dem Palaste aufstellen. Sie sollen hierauf den Wagen Seiner Majestät in Bereitschaft setzen, der von Menschen aus dem Palastthore gezogen wird. Die fünf alten kaiserlichen Wagen sollen alsdann durch das Woo-Thor fahren. Die gelehrigen Elephanten sollen südlich vor den fünf Wagen geführt werden. Die kaiserliche Leibwache zu Pferd soll sich rechts und links von dem mittleren Wege des Vorhofs einander gegenüber aufstellen. Der kaiserliche Traghimmel und die Schale, in welcher die kaiserliche Proclamation liegt, die die Thronbesteigung ankündigt, soll im Vorhof aufgestellt werden. Nach diesem sollen die Mitglieder des Collegiums der Musik die alten musikalischen Instrumente, die von Shun gebraucht wurden, östlich und westlich auf der Erhöhung neben dem Palaste in Ordnung stellen, und die musikalischen Instrumente, die bei Staatsgelegenheiten benutzt werden, sollen sie innerhalb des Palastes in Ordnung halten. Die Beamten vom Collegium der öffentlichen Arbeiten sollen den goldenen Phönix am Thore der himmlischen Ruhe gerade in der Mitte aufstellen und das Gerüst, von

dem aus die Proclamation verkündigt werden soll, in dem ersten Zimmer östlich vom Thore aufschlagen. Der zweite Beamte des Collegiums der Ceremonien, der die Bittschrift in Bereitschaft hat, soll sie ehrfurchtsvoll in seine beiden Hände nehmen und auf den Bittschrifttisch legen, der bereits südlich von der östlichen Seite aufgestellt ist. Einer der Beamten des geheimen Raths soll die Proclamation, die nachher verkündigt werden soll, mit seinen beiden Händen nehmen und auf den Edictentisch legen, der nördlich von der östlichen Seite steht. Einer der Secretäre des geheimen Raths soll auf dieselbe Art den Pinsel und das Dintenzeug nehmen und auf den Tisch stellen, der westlich vom Palaste steht. Der erste Minister soll alsdann die Mitglieder des geheimen Raths zu dem Thor der himmlischen Reinheit führen, das zu den Privatgemächern Seiner Majestät führt, und um das kaiserliche Siegel bitten. Einer der abgeordneten Minister soll dasselbe mit tiefer Ehrfurcht unter dreimaliger Verbeugung in Empfang nehmen und der erste Minister soll ihm vom Thor der himmlischen Ruhe zum Friedenspalaste folgen, wo dasselbe auf den Siegeltisch niedergelegt werden soll, der mitten im Saale südlich von dem kaiserlichen Throne steht; hierauf sollen sie sich zurückziehen. Alsdann sollen die Beamten des Ceremoniells die Könige und Edlen der kaiserlichen Verwandtschaft, vom höchsten bis zum achten Grade herab, auf die Erhöhung dem Throne gegenüber bringen. Die hohen Civil- und Militär-Beamten, sämmtlich in ihrer Hofkleidung, sollen sich im Vorhof ihrem Range gemäß in Ordnung stellen. Zur bestimmten Stunde soll der Präsident des Collegiums der Ceremonien sich zu Seiner Majestät verfügen und Dieselbe bitten, Trauer anzulegen, an das Thor des westlichen Palastes zu kommen, und durch das linke Thor des mittleren Palastes einzutreten, wo Seine Majestät vor dem Altare seines kaiserlichen Vaters ehrerbietig anzeigt, daß er seinem Befehle sich füge, dreimal niederkniet und neunmal sich verbeugt. Wenn das vollendet ist, wird der Kaiser durch das östliche Thor in den Seitenpalast eintreten. Der Präsident des Collegiums der Ceremonien wird den Gouverneurs des Palastes, den Officieren der kaiserlichen Leibwache und den ersten Ministern des Innern den Befehl ertheilen, Seine Majestät zu bitten, Seine kaiserlichen Gewänder anzulegen und sich in den Palast seiner Mutter, der verwittweten Kaiserin, zu verfügen, um ihr seine Verehrung darzubringen. Die verwittwete Kaiserin wird ihre Hofkleidung anlegen und ihren Thron besteigen, vor welchem Seine Majestät dreimal niederknien und neunmal sich verbeugen wird. Nachdem diese Ceremonie verrichtet ist, wird der Gouverneur des Palastes den Vorhang von der Thüre der Privatgemächer des Kaisers

herablaſſen, und die Beamten des Innern und die kaiſerliche Leibwache werden den goldenen Wagen, gerade in der Mitte gegenüber von der Thüre der kaiſerlichen Wohnung, in Bereitſchaft halten. Der Präſident des Collegiums der Ceremonien wird hierauf den Beamten des aſtronomiſchen Collegiums, deſſen Geſchäft es iſt, die gelegene Zeit zu erſpähen, an das Thor der Wohnung Seiner Majeſtät bringen, um die Ankunft des glücklichen Augenblicks zu verkündigen. Seine Majeſtät wird alsdann durch die linke Thüre ſeines Zimmers herausgehen und in den goldenen Wagen ſteigen. Der Präſident des Collegiums der Ceremonien wird ſich mit zehn Beamten deſſelben Collegiums vor dem kaiſerlichen Wagen aufſtellen, um die Proceſſion anzuführen. Zwei Officiere der Leibwache werden hinten nach gehen, zehn oberſte Officiere der Leoparden-Legion mit Speeren, und zehn andere mit Schwertern werden die Flügel der Leibwache bilden."

Nach vielen andern Ceremonien, mit denen wir den Leſer nicht ermüden wollen, „wird der Kaiſer endlich von ſeinem Sitze ſich erheben, und wenn ſich die Proceſſion zu dem kaiſerlichen Friedenspalaſte fortbewegt hat, wird Seine Majeſtät den Sitz von Edelſteinen beſteigen und auf dem kaiſerlichen Throne mit dem Antlitz gegen Süden ſich niederlaſſen. Am Woo-Thore ſollen Glocken ertönen und Trommeln geſchlagen werden, aber keine anderen muſikaliſchen Inſtrumente erklingen. Auf ein gegebenes Zeichen ſollen alsdann alle Großen niederknieen." Nach vielen Verbeugungen, Niederknieen, Bewegungen, Veränderungen der Lage der Bittſchrift wird das Document endlich von einem Herold vorgeleſen, unter dem Kniebeugen und Niederknieen aller Anweſenden. Wenn dieſe Ceremonien und noch viele andere, mit denen wir die Geduld des Leſers nicht ermüden wollen, vollendet ſind, iſt die Krönungs-Ceremonie vorüber. Die Proclamation ſelbſt wird durch das ganze Reich verkündigt und der Monarch wird als der politiſche Vater der Nation angeſehen.

So viel Betrug in allen Zweigen der Regieruug vorkommt, ſo groß iſt die Wichtigkeit, die man auf das Siegel legt, das bei jedem Departement in großer Mannigfaltigkeit gebraucht wird. Das große Siegel iſt etwa acht Quadratzoll groß, vom feinſten Jaspis, mit einer Handhabe in Form eines Drachen. Neben dieſem gibt es eine Menge andere von verſchiedenen Materialien, Formen und Inſchriften, die bei verſchiedenen Gelegenheiten gebraucht werden. Sobald der Monarch im Beſitze dieſer Siegel iſt, iſt er im eigentlichen Sinne der Herrſcher, eine ſo große Bedeutung haben ſie.

Außer der Beobachtung dieſer Ceremonien hat der Kaiſer ſeine

ganze Zeit zu freier Verfügung. Indeß ist sein Privatleben in jenes Geheimniß eingehüllt, in welchem alle orientalischen Monarchen den größten Theil ihrer Muſestunden zubringen. Hätte er sich selbst allen den Angelegenheiten zu widmen, die unmittelbar in seinen Wirkungskreis gehören, so würde er ein sehr unruhiges Leben führen. Aber die große Menge von Secretären, deren es mehre hundert gibt und die beständig zu seinen Befehlen sind, erleichtert die Geschäfte sehr. Von dem gegenwärtigen Monarchen sagt man, daß er auch nicht den mindesten Antheil an der Regierung nehme, und der Gang der Geschäfte ist gleichwohl eben so regelmäßig, als ein Uhrwerk.

Der kaiserliche Harem ist mit einer Menge junger und schöner Frauen versehen, die meistens Töchter von Edelleuten sind und zu bestimmten Zeiten regelmäßig ausgewählt werden. Je nach ihrer Schönheit und ihren Verdiensten gibt man ihnen einen Rang und einen kleinen Gehalt mit reichlichen Geschenken an Seide und Schmucksachen. Unter der Aufsicht von alten erfahrenen Matronen und Eunuchen werden sie förmlich zu ihrem Geschäfte abgerichtet und in militärischer Ordnung gehalten. Wenn es Seiner Majestät gefällt, eine der Eingeborenen zum Range seiner Gemahlin zu erheben, findet eine Musterung aller Schönheiten statt. Aber die Wahl wird gewöhnlich durch Geburt und Connexionen bestimmt. Keine chinesische Dame kann den Thron besteigen, so wenig als ihre Kinder als ehelich erzeugt angesehen werden. Von dem Augenblicke an, in welchem der Kaiser seine Wahl getroffen hat, führt die erhöhte Prinzessin die Aufsicht über den Harem. Dieselben Ceremonien und Huldigungen, die man ihrem erhabenen Gatten darbrachte, werden von den Weibern auch an sie verschwendet. Die Vermählungsceremonien sind sowohl ermüdend als ekelhaft und brauchen hier nicht wiederholt zu werden.

Die Kaiserin selbst stellt die Mutter Erde dar, während ihr Gatte den Himmel personifizirt. So werden sogar im Palaste die dualistischen Principien realisirt (**Yang** und **Yin**). In dieser hohen Eigenschaft hat sie natürlich einen Einfluß auf die Natur und besitzt die Macht, eine umgestaltende Wirkung auszuüben; besonders ist sie beauftragt, dem Gott des Seidenwurms die ihm gebührende Verehrung zu beweisen, und hat zu Gunsten ihres Geschlechts dieses Insekt aufzuziehen. Unter ihrer Aufsicht werden auch von den Hofdamen seidene Stoffe gewoben und jährlich den Göttern als Opfer dargebracht. Es entspricht dieß ganz dem Herkommen, daß der Kaiser das Feld bepflügt und fünferlei Arten von Getreide sät.

Die Macht der Kaiserin beschränkt sich auf den Palast und auf

wohlthätige Handlungen. In dem ersteren herrscht sie ganz unbeschränkt. Es gibt viele Beispiele von höchst edlen Anstrengungen der Kaiserinnen zu Gunsten der leidenden Menschheit. Sie haben den Armen Nahrung und Kleidung gegeben und das Unglück ganzer Bezirke erleichtert. Das weibliche Herz ist hier so gut, als an andern Orten, mitfühlender als das männliche. Hätten die Frauen nur die Macht, so viel Gutes zu thun, als sie wünschen, so wären sie bei mildthätigen Handlungen stets die ersten.

Die chinesische Verfassung verbietet den Kaiserinnen, sich in Staats-Angelegenheiten zu mischen. Eine weibliche Regierung oder Regentschaft war der Nation stets verhaßt und der bloße Name ist hinreichend, die Großen durch jede Maaßregel zu beleidigen. Gleichwohl gab es von Zeit zu Zeit gewandte Frauen, die die Zügel der Regierung ergriffen und sich an die Spitze einer kräftigen Verwaltung stellten. Dieß sagt man von der jetzigen Kaiserin, einer jungen Frau von starkem Geiste. Wenn wir nach den jüngsten Maßregeln über ihren Charakter ein Urtheil fällen, so macht sie dem Throne, auf welchen sie durch Intriguen berufen wurde, keine Unehre.

Die Ehrenbezeigungen, mit denen man den Tod einer kaiserlichen Gattin begeht, sind beinahe eben so groß, als die beim Tode eines Kaisers selbst. Der Hof und alle Mandarine, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, gehen in Trauer, und der Kaiser veröffentlicht mehre Edicte, um der Nation seinen tiefgefühlten Gram zu schildern.

Die höchste Verehrung wird sogar von dem Monarchen selbst der verwittweten Kaiserin dargebracht. Ist sie eine gewandte Frau, so hat sie einen großen Einfluß im Rathe ihres Sohnes und beherrscht ihn nicht selten.

Wir dürfen nicht erwarten, in dem kaiserlichen Harem die Zügellosigkeit eines türkischen zu finden. Kea-king war ein zweiter Sardanapal, aber Taou-kwang ist wegen seiner Mäßigkeit und seines ordentlichen Lebens berühmt. Die meisten seiner Vorgänger hatten eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, aber er hat nur sehr wenige Kinder, so daß man sogar besorgt, sein Familienstamm möchte erlöschen. Einige der Beischläferinnen werden zu der Würde von Königinnen erhoben, andere sind Herzoginnen, Gräfinnen und so weiter, und die von ihnen geborenen Kinder erhalten der Würde ihrer Mutter gemäß ihren Rang. Sie erscheinen niemals öffentlich, und beim Ableben des Kaisers dürfen sie den Palast nicht verlassen. Ihre Verwandten können sie besuchen und auch sie dürfen zu bestimmten Zeiten diese Besuche zurückgeben, aber außerdem sind ihre Freiheiten sehr beschränkt.

Auch hier trifft man die Eunuchen, diese Pest der orientalischen Höfe. Trotz aller Anordnungen gegen ihre Cabalen haben sie doch noch immer die Regierung beunruhigt. Die gegenwärtige Dynastie gab ein Gesetz, daß ihre Anzahl niemals die vorgeschriebenen Gränzen übersteigen und daß nicht mehr gehalten werden sollen, als dringend nothwendig sey. Außerdem wurde vorgeschrieben, daß sie nur knechtische Dienste verrichten und nie auf vertrautem Fuße mit Personen stehen sollten, denen Staatsgeschäfte anvertraut sind. Trotz all' diesen weisen Verfügungen wurden sie zu wiederholten Malen angeklagt, Verschwörungen angestiftet zu haben. Einer derselben war bei dem Aufstande betheiligt, der dem Kaiser Kea-king beinahe das Leben kostete, und wurde verurtheilt, in Talg und Pech eingetaucht, lebendig verbrannt zu werden. Aus Allem kann man sehen, daß sie ihren intriguanten Charakter stets bewahren. Ist ein Fürst schwach, so sind sie sicher, eine große Gewalt zu erlangen und durch ihren Einfluß auf den Monarchen die mächtigen Beschützer der Staatsmänner zu werden.

Eine andere Art von Personen, die der gegenwärtigen Dynastie nicht weniger gefährlich sind, sind die Lamapriester. Sowohl Kang-he als Keën-lung, haben sich entweder aus Politik oder Grundsatz stets Mühe gegeben, mit dieser mächtigen Classe der Geistlichkeit auf gutem Fuße zu stehen. Es wurde ihnen deshalb eine Wohnung im Palaste gewährt, und ebenso besitzen sie in der Nachbarschaft der kaiserlichen Vergnügungsorte Tempel. Ihr Einfluß auf schwache und abergläubische Gemüther ist unstreitig sehr stark und sie benutzten denselben nicht bloß dazu, sich zu bereichern, sondern auch, um sich Ansehen zu verschaffen. So haben sie sich in die innersten Winkel des Harems eingeschlichen und viele Unruhen veranlaßt, die sich glücklicher Weise nicht über die Mauern des Palastes ausdehnten. Ein Geist, der so ganz ohne die religiösen Kenntnisse ist, wie der der Mautchoo-Tataren und Chinesen, ist ganz natürlich zu Abgeschmacktheiten geneigt. Die Menschheit muß etwas haben, um die Bedürfnisse ihrer unsterblichen Seele zu befriedigen, und da das eigene Beispiel des Kaisers die Lama's in die Mode gebracht hat, geben sich die getäuschten Höflinge dem krassesten Götzendienst hin.

Die Zahl der männlichen Diener ist klein. Die meisten Verrichtungen werden von Frauen vollzogen und der Rest den Eunuchen überlassen. Das Innere des Palastes gleicht einer Stadt mit vielen tausend Einwohnern, die alle ihren Rang, ihre Geschäfte und Gefolge haben. Niemand darf ohne besondere Erlaubniß des Kaisers hineingehen und es würde den Tod bringen, diese Anordnung zu überschreiten,

ſo von der ganzen Welt abgeſchloſſen, kann der Monarch ſeine Zeit in ungeſtörter Einſamkeit zubringen und gleichwohl das Reich beherrſchen.

* * *

Das kaiſerliche Geſchlecht Tſung ſin zoo.

Die unter den höheren Claſſen eingeführte Polygamie hat ſehr viel dazu beigetragen, die Zahl der kaiſerlichen Familie zu vermehren. Die Anzahl ihrer Glieder iſt gegenwärtig ſo groß, daß man eine Armee daraus bilden könnte. Wir ſind nicht im Stande, die Totalſumme zu beſtimmen; aber da ſie vor 80 Jahren mehr als 6000 Perſonen ausmachte, ſo werden es gegenwärtig wenigſtens noch einmal ſo viel ſeyn. Der Kaiſer könnte alle Hauptämter der Regierung mit Gliedern ſeiner Familie beſetzen, aber weit entfernt, den Nepotismus ſo weit auszudehnen, bedient er ſich ihrer bei Aemtern von hoher Wichtigkeit nur ſelten. Das Unglück, welches andere Dynaſtien dadurch über das Land brachten, daß ſie die Prinzen von Geblüt bei der Verwaltung verwendeten, hat die jetzige Dynaſtie bewogen, ihnen alle Gelegenheit zu nehmen, ſich Einfluß zu verſchaffen. Nicht nur, daß man ſie ſorgfältig von allen Staatsgeſchäften entfernt hält, ſind ſie auch unter eine ſolche Aufſicht geſtellt, daß das Leben eines gewöhnlichen Privatmanns weit beneidenswerther erſcheint. Mehre Kaiſer haben die Gewohnheit gehabt, ihre Laſter in langen Edikten der ganzen Nation bekannt zu machen und ſie gleich gewöhnlichen Verbrechern zu beſtrafen. Sie haben keine Freiheit, keine anſtändige Wohnung, keine Bedeutung. Alles, was ſie beſitzen, kann ihnen auf den geringſten Verdacht hin genommen werden. Um ſie für dieſe Ungunſt zu tröſten, gibt man ihnen Titel, die zugleich hochtönend und Achtung gebietend ſind. Sie ſind eingetheilt in Tſung-ſhih (kaiſerliches Haus); Prinzen von Geblüt, die in gerader Linie von der regierenden Familie abſtammen. Ihre Auszeichnung iſt eine gelbe Schärpe. Die Gioro, chineſiſch Keolo ſind die Seiten-Abkömmlinge des gemeinſchaftlichen Stammvaters Aiſin Gioro. Sie tragen einen dunkelrothen Gürtel, aber wenn ſie durch Miſſethaten ihren Rang verſcherzt haben, wird dieſer mit einem blaßrothen vertauſcht. Es wäre in Europa kaum glaublich, daß mehre dieſer erlauchten Perſonen wie Thürhüter leben und ihre Geburt verhehlen, um ihre Schande zu verbergen. Iſt einer unter ihnen, der einen überlegenen Geiſt zeigt und ſich nicht die kaiſerliche Gunſt erwirbt, ſo darf er ſicher ſeyn, er-

niedrigt und entweder in's Gefängniß geworfen oder in die Verbannung geſandt zu werden. In Pecking eingeſchloſſen, nicht einmal befugt, mit den Mandarinen freien Verkehr zu pflegen, ohne alle Beſchäftigung, geben ſie ſich einem Leben laſterhafter Behaglichkeit hin und machen ſich verhaßt. Nicht ſelten werden ſie alsdann für ihre Weichlichkeit beſtraft und in die Wüſten von Mantchuria gebracht, damit ſie ſich wieder an ein hartes Leben gewöhnen ſollen.

Um alle dieſe Zwecke zu erreichen, werden die Prinzen unter die Beaufſichtigung des Tſung-jin-ſoo geſtellt. Dieſer Gerichtshof beſteht aus einem Tſung-ling — einer Art Präſidenten, der immer ein Edelmann vom höchſten Stande iſt — einem King oder Keun-wang — einem Tſung-ching von der linken und einem von der rechten, und zwei Toung-jin von derſelben Klaſſe. (Da dieſe Worte unüberſetzbar ſind, ſo müſſen wir uns begnügen, ſie chineſiſch zu geben.) Alle dieſe haben hohe Titel und ſind außerdem zuverläßige Perſonen, die das ganze Vertrauen des Kaiſers beſitzen. Eines ihrer erſten Geſchäfte iſt, ein genaues Regiſter über die Geburten und Todesfälle, Heirathen und Verwandtſchaften aller Prinzen zu führen. Dieſe genealogiſchen Tafeln werden gehörig unterſucht und nachher den Miniſtern und Präſidenten der Gerichtshöfe vorgelegt. Wenn man ſich überzeugt hat, daß ſich kein Irrthum eingeſchlichen, werden die Liſten einmal in zehn Jahren dem Kaiſer vorgelegt. Sie werden in gelbe und rothe Genealogien eingetheilt; die erſteren enthalten die directe kaiſerliche Verwandtſchaft, die andern die Seitenverwandten.

Die Titel, welche man ihnen gibt, ſind aus chineſiſchen und Mantchoo-Namen zuſammengeſetzt; es ſind ihrer zwölf. **Ho-shih-tsin-wang**, **Solo-keun-wang** (dieſe beiden ſind Könige); **Tolo-pei-lih**, **Koo-shan-pei-tsze**, (eine Art Herzoge); **Jung-gan-chin-Kwo-kung**, **Jung-gan-fo-kwo-hung** (Markgrafen); **Puh-juh-pa-fun-ckin-kwo-kung**; **Puh-fun-foo-kwo-kung**; **Chin-kwo-tseang-keun**; **Foo--kwo-tseang-keun**; **Jung-kwoo-tseang-keun**; **Jung-gan tseang-keun** (Generale, Vertheidiger des Vaterlands). Dieſe Worte müſſen mehr als Erklärungen denn als Ueberſetzungen angeſehen werden, da es bei uns keine entſprechenden Titel gibt.

Die Frauen haben ebenfalls ihre Ehrentitel, durch die ihre Geburt bezeichnet iſt. Die zwei höchſten Klaſſen ſind: **Koo-lun-kung-choo** und **Ho-shih-hung-choo**; die übrigen fünf niedern Klaſſen ſind; **Keun-choo**, **Heën-choo**, **Keun-keun**, **Heën-Keun**, **Heang-Keun**. Die erſte Klaſſe begreift die rechtmäßigen Töchter des Kaiſers, die zweite die Töchter von Concubinen; die anderen fünf Klaſſen die Sprößs-

linge des höhern Adels. Alle niederen Grade nennt man **Tsung-neu**, Prinzessinnen im Allgemeinen. Um dem Zunehmen des höheren Adels Einhalt zu thun, steigt er mit jeder Generation tiefer herab, bis er sich im Volke verliert. Nur die ältesten Söhne empfangen den Titel ihres Vaters. Wenn ihnen dieser nicht bewilligt wird, so nehmen sie den Rang der ersten Klasse der Mandarine ein, wenn er ein **Wang** ist, und den Rang der zweiten, dritten und vierten Klasse von Mandarinen, wenn er einem niederen Range angehört.

Diese Titel werden aus verschiedenen Rücksichten bewilligt; einmal vom Kaiser als eine kaiserliche Gunst; sodann werden ausgezeichnete Dienste damit belohnt; drittens werden sie als erblich verliehen und viertens, weil einer in den Prüfungen bestanden ist.

Wenn die Söhne des Kaisers ihr fünfzehntes Jahr erreicht haben, erhalten sie einen Titel. Es wird eine ehrerbietige Empfehlung von dem **Tsung-jin-foo** vorgelegt, die Sache in Ueberlegung gezogen und wenn es dem Kaiser gefällt, der Prinz in den Adelsstand aufgenommen. Die Verdienste sind vorzugsweise kriegerische oder bloß erdichtete. Der Bestätigung erblicher Titel steht stets wirkliches Verdienst oder Talent voraus. Um eine solche Stelle mit Ansehen begleiten zu können, ist es für den Bewerber gleichgültig, wenn er nur Talent hat, ob der Erbe der Sohn einer Concubine oder einer rechtmäßigen Gattin ist. Bei den Prüfungen wird auf die Fertigkeit in militärischen Uebungen, wie im Bogenschießen, im Reiten und anderen gymnastischen Uebungen gesehen. Sie finden vierteljährlich statt und es wird ein genauer Bericht abgefaßt, um den Kaiser in den Stand zu setzen, über ihre Fertigkeiten zu urtheilen. Oft ist er selbst gegenwärtig, um der Prüfung vorzustehen und die geschicktesten mit einem gnädigen Blicke zu belohnen. Es scheint, die regierende Familie sieht außerordentlich darauf, die kriegerische Tapferkeit in ihrem Geschlechte zu erhalten. Die Prinzen sind berühmt durch ihr Bogenschießen und ihr Reiten, und verrichten Thaten, welche die besten Scharfschützen und Reiter in Erstaunen setzen. Die Prinzen werden genöthigt, die Mantchoo'sche und chinesische Literatur unter den geschicktesten Lehrern zu studieren und Prüfungen darin zu bestehen. Diese Prüfungen finden indeß bloß der Form wegen statt, denn während ihre Zucht dem Gesetze nach sehr streng seyn soll, ist sie vielmehr sehr lax. Eine Menge niederer Beamten ist angestellt, um ihnen in ihren Studien Beistand zu leisten und ihre häuslichen Sitten zu beaufsichtigen. In allen Zweigen des Wissens, so fern der Chinese sie kennt, haben diese Prinzen Gelegenheit, Fortschritte zu machen. Als Glieder der großen Mantchoo'schen Familie gehören sie eigentlich zu den acht Fahnen, und

haben einen nominellen oder wirklichen Rang als Befehlshaber. Die Kriegstaktik iſt deshalb einer der wichtigſten Zweige ihrer Studien, aber ſie haben zu wenig Gelegenheit, ihre praktiſchen Kenntniſſe anzuwenden, und eine Wiſſenſchaft ohne praktiſchen Nutzen verliert bald ihr Intereſſe.

Der Königstitel iſt gewiß ſehr groß, und der, welcher ihn verleihen kann, iſt ohne Zweifel der größte Monarch der Erde. Napoleon creirte nur ſehr wenige Könige und nur eine kurze Epoche hindurch, während der Kaiſer von China ſeit undenklichen Zeiten Könige macht. Aber die Ideen von unumſchränkter Macht, die wir an den Namen eines Königs knüpfen, der Beſitz eines Gebietes und viele andere Dinge entſprechen einem chineſiſchen Könige nicht. Er iſt nur der höchſte Edelmann des Reichs. Was ſeine Unterthanen betrifft, ſo hat er deren nur ſo viele, als der Kaiſer ihm bewilligt, und dieſe ſind oft bloße Diener, die mit dem beneidenswerthen Namen Sclaven beehrt werden. Auch Freigelaſſene ſind unter ihren Unterthanen, und unter dieſen nicht ſelten Mandarinen vom höchſten Range. Aber wenn ſie Seiner königlichen Majeſtät aufwarten, ſind ſie blos Diener. Dieſe machen den ganzen Staat der Könige aus. Ihre unumſchränkte Herrſchaft erſtreckt ſich nicht über ihre Dienerſchaft hinaus und ſelbſt über dieſe dürfen ſie keine Todesſtrafe verhängen.

Die Prinzeſſinnen von Geblüt ſind noch weniger begünſtigt. Im Harem erzogen, und nur in den Intriguen der Eunuchen erfahren, werden ſie, wie in Europa, dem Götzen Politik geopfert, ohne die mindeſte Rückſicht auf ihre Gefühle. So lange ſie unverheirathet bleibt, erhält eine Prinzeſſin vom höchſten Range einen jährlichen Gehalt von hundert ſechszig Taels und achtzig Shih Reis ꝛc. Eine Prinzeſſin vom zweiten Range, hundert Taels und fünfzig Shih Reis; eine vom niederſten Range, dreißig Taels und fünfzehn Shih Reis. Es liegt am Tage, daß ſich dieſe jungen Damen mit ſo wenigem Gelde nicht viel Putz anſchaffen können. Bei ihrer Heirath gibt ihnen jedoch der Kaiſer eine Mitgift, die in ein Paar Stücken Seidenzeug und einigen hundert Taels beſteht. Außerdem wird ihr jährliches Einkommen erhöht, und ſie erhalten dadurch eine größere Bedeutung in den Augen ihrer Gatten. Wenn ihre Hand an mongoliſche Prinzen vergeben wird, herrſchen ſie oft in den Wohnungen ihrer Gatten, und machen ſie buchſtäblich zu Sclaven ihrer Mantchoo'ſchen Herren.

So bildet ſich eine weite Verzweigung lieblicher Spione, und der chineſiſche Hof wird dadurch nicht blos mit der Politik, ſondern auch mit den häuslichen Angelegenheiten jener Häuptlinge bekannt. Sie bilden dadurch das ſtärkſte Bollwerk gegen eine mongoliſche Invaſion,

und helfen jenes unterthänige Betragen erzwingen, das ſeit mehr als einem Jahrhundert jene männlichen Geſchlechter charakteriſirt.

Die grauſame türkiſche Gewohnheit, die Brüder regierender Monarchen umzubringen, beſteht in China nicht. Dieß geſchieht hier ganz geſetzmäßig. Die kaiſerlichen Brüder werden angeklagt, und ohne alle Appellation verurtheilt, aber nicht hingerichtet, ſondern gepeinigt, bis der unaufhörliche Kummer ſie in's Grab bringt. Die Klügeren erheucheln Dummheit und albernes Weſen, um der Strafe zu entgehen, die über ihre vorwitzigen Verwandten verhängt wird. Seit Taou-kwang's Thronbeſteigung ſcheint dieſe Art, das perſönliche Wohl der Herrſcher von China zu ſichern, angenommen worden zu ſeyn, und nur ſelten hören wir von Klagen über die Prinzen von Geblüt.

Mit ſo vielen Schmeichlern umgeben, muß die Bruſt eines ſo mächtigen Monarchen, wie der Kaiſer iſt, nothwendig mit unbegränztem Stolz erfüllt werden. Jede ſeiner Handlungen iſt heilig, und wird auf die ausſchweifendſte Weiſe gelobt. Seine Regierung trägt die ruhmvollſten Epiteta — Glanz der Vernunft, ſtrahlendes Glück, Ruhe und Wohlſtand. Nachdem er über Millionen geherrſcht, alle ſeine Wünſche befriedigt und vergeſſen hat, daß er ein Sterblicher war, wird er zuletzt vor die Schranken des Richters aller Menſchen gefordert, um von ſeiner Verwaltung Rechenſchaft zu geben. Welche Sonne wird ihm dort aufgehen! Was wird dort ſein Schickſal ſeyn!

Reiſe um den Kaukaſus.

Von

Dubois de Montpereux.

Fünfter Artikel.

Fortſetzung von Kutais, Ghelati, Akhaltſikhe.

Die Rückkehr des Generals Wakulski von ſeinem Aufenthalte zu Bagdad ſetzte mich in den Stand, meine Excurſionen weiter auszudehnen. Von dieſem Augenblicke an hörte meine völlige Abgeſchiedenheit und mein Eremitenleben auf. Er und ſeine Gattin empfingen mich mit vieler Güte und ich verdankte ihnen alle die Annehmlichkeiten, deren ich mich ſpäter, während meines wiederholten Aufenthaltes zu Kutais, zu erfreuen hatte.

Ihre Wohnung, ein ſehr großes Gebäude, ſtand auf einem Felſen am Ufer des Rions, dem ſchroffſten Theile der Ruinen gegenüber. Nach dem Landesgebrauche war dieſelbe mit Gallerien umgeben, um die ſich Reben ſchlangen, und die während der ſo heißen Abende eine herrliche Kühle gewährten. Der ſchmale Streifen Landes, welcher

das Haus vom Fluſſe trennte, war mit Levkojen, Nelken, Dahlias ꝛc. bedeckt, die zwiſchen Lorbeer und Granatbäumen und zwiſchen Jasminſträuchen blühten. Außerdem hatten ſie noch den Garten der Krone zu ihrer Benutzung, in welchem Verſuche mit Anpflanzung ausländiſcher Pflanzen gemacht wurden. Dieſer Garten war ſehr gut unterhalten, und eine alte Kapelle in demſelben diente dem Gärtner als Wohnung.

Einer meiner erſten Ausflüge von Kutais war ein Beſuch des Kloſters von Ghelati. Von einem Beamten aus der Kanzlei des Gouvernements begleitet, machte ich mich den 14.—26. Auguſt 1833 auf den Weg dahin. Der Weg, der zum Kloſter führt, iſt für Pferde kaum practicabel; er führt über den Tſkaltſiteli oder rothen Fluß, den ich auf einer ganz rohen Brücke paſſirte; man begreift nicht wie die rohen Steine den Bogen zuſammenhalten können, auch iſt ſie für Wagen nicht breit genug und hat keine Geländer. Der Name des rothen Fluſſes kommt nach meiner Meinung von der Farbe der Felſen und von dem rothen Erdreiche her, welches die Ufer dieſes reißenden Fluſſes bildet; die Volksſage ſchreibt jedoch dieſe rothe Farbe dem Blute der Märtyrer David und Conſtantin zu, das den Boden färbte, als man ſie in den Rion ſchleppte, in welchen die Perſer von Murwan-Leu ſie warfen, weil ſie ihren Glauben nicht verläugnen wollten.

Das Waſſer der Tſkaltſiteli iſt ſehr ungeſund und Niemand trinkt davon; ſelbſt die Fiſche in dieſem Fluſſe ſind gefährlich und verurſachen Fieber; die Leute der Gegend behaupten, daß ſie dieſelben im Augenblicke erkennen, wenn man ſie auf den Markt bringe, und kaufen keine davon.

Ghelati liegt auf einer Anhöhe von fünf bis ſechshundert Fuß, und man gelangt dahin auf einem abſcheulichen Wege. Der Anblick des Kloſters iſt einer der pittoreskeſten, den man haben kann, und eine Mauer mit zwei Thoren vertheidigt an den zugänglichen Punkten den Eingang. Durch das eine kann man zu Pferd paſſiren, das andere aber, welches früher das Hauptthor war, iſt zur Hälfte geſchloſſen, und man muß, um durchzukommen, über ſchlechte Staffeln ſteigen. Die Kirche iſt in demſelben Style erbaut, wie die Cathedrale zu Kutais, ſie iſt jedoch nicht ſo reich verziert. Man findet in derſelben einige arabiſche und griechiſche Inſchriften und Bilder von Heiligen, die jedoch ſchlecht gemalt ſind. Einige andere Bilder ſind jedoch nicht ganz ohne Intereſſe; es ſind dies die Gemälde der alten Könige von Abchaſien und Karthli von der Dynaſtie der Bagratiden, die auf die Mauer rechts vom Chor gemalt ſind. Das Gewölbe des großen Chors iſt mit Byzantiniſcher Moſaik belegt, die außerordentlich ſchön iſt.

Der Archimandrit, der mich in Abweſenheit des Erzbiſchofs empfing, war einer der ſchönſten Männer, welche ich je ſah; er gehörte einer der erſten Familie des Landes an, und war nach dem Tode des gegenwärtigen Erzbiſchofs zum Bisthum beſtimmt. Er ließ mich mit vieler Güte behandeln, und mich, obgleich der Tag meiner Ankunft ein Faſttag war, fragen, ob ich Fleiſch zu eſſen wünſche. Ich ließ ihm erwiedern, daß ich als Lutheraner heute keinen Faſttag hielte, und man brachte mir Hühner und anderes Fleiſch. Dies iſt gewiß eine Toleranz, die man in frühern Zeiten nicht gefunden hätte. Der Name Lutheraner iſt in dieſem Lande gebräuchlicher, als die Benennung Proteſtant.

Der Wein, den man uns im Ueberfluſſe gab, war roth und ſehr gut, auch nennt man im Lande einen guten Wein, Pfaffenwein.

Jeder Mönch lebt in ſeinem kleinen hölzernen Hauſe, das ihm als Zelle dient, für ſich. Im Innern bemerkt man eine einige Zolle hohe Bank, mit einem alten Filze oder mit Teppichen belegt, die als Bett benützt wird; auf einem kleinen Bücherſchranke ſtehen einige Gebetbücher, und das unbedeutende Hausgeräthe befindet ſich in einem Winkel des Zimmers.

Einige dieſer Mönche geben jungen, zu Landgeiſtlichen beſtimmten, Leuten Unterricht im Leſen und Schreiben, andere, wenn ſie ihre Pflicht nicht in die Kirche ruft, malen Bilder oder ſchnitzeln kleine Figuren, Kreuze ꝛc. aus Holz, und ich ſah unter letztern außerordentlich feine Arbeiten.

Am 15. Auguſt wohnte ich der Feier von Mariä Himmelfahrt bei; dieſes Feſt bot nichts Außerordentliches dar, obgleich man von allen Seiten zu demſelben herbeiſtrömte, und obgleich die Mutter Gottes die Schutzheilige der Kirche iſt. Der Archimandrit erwies mir an dieſem Tage die Ehre, mich zu ſeiner Tafel einzuladen, was ich jedoch ablehnte, um keine Zeit zu meinen Zeichnungen zu verlieren.

Ich fragte mehre Male nach den griechiſchen, armeniſchen und georgiſchen Büchern, welche in dieſem Kloſter aufbewahrt werden, aber alle meine Nachforſchungen waren vergebens, Niemand wollte etwas von dieſen Büchern wiſſen. Ghelati beſitzt beſondere Schätze: man weiß, daß man einen Theil der Bücher von Pitzunda, unter andern die ſehr intereſſanten Chroniken, welche die Geſchichte der Patriarchen und der Könige von Georgien abhandeln, in dieſes Kloſter gebracht hat. Es iſt auch bekannt, daß hier Wakhtang V. aus Quellen geſchöpft hat, um ſeine Geſchichte von Georgien zu ſchreiben. Die Könige dieſes Landes hatten zur Zeit ihres Glanzes junge Leute nach Conſtantinopel oder in andere berühmte Städte Klein-Aſiens geſandt, um daſelbſt zu ſtudiren,

und um die brauchbarſten Werke der griechiſchen Literatur in's Georgiſche zu überſetzen.

Ich ſchreibe es der Abweſenheit des Erzbiſchofs zu, daß meine Nachfrage nach den Büchern zu Ghelati keinen Erfolg hatten, denn ich habe ſelbſt von dem Pater Cöleſtin zu Kutais gehört, daß der Erzbiſchof mit ihm über dieſe griechiſchen und lateiniſchen Bücher geſprochen und ihn aufgefordert habe, ſie durchzugehen, wozu er zwar noch nicht gekommen ſey, was er aber mit der Zeit gewiß noch thun werde. Auch der General Wakulski hat, wie er mir ſelbſt früher beſtätigte, den Erzbiſchof von dieſen Büchern ſprechen hören. Es wäre für uns Europäer gewiß von Wichtigkeit, wenn Jemand das Opfer bringen würde, dieſe Bibliothek zu durchforſchen und das Intereſſanteſte zu ſammeln; man müßte zu dieſem Zwecke einen Winter zu Ghelati zubringen, wo man durch den Schutz des Gouvernements, das bei ſolchen Gelegenheiten gerne jede Unterſtützung gewährt, leicht die Mittel finden wird, ſeinen Zweck zu erreichen; und wenn man auch nicht die Schätze finden ſollte, die man wenigſtens in Beziehung auf die griechiſche Literatur allem Anſcheine nach ſich verſprechen darf, ſo kann man doch verſichert ſeyn, die intereſſanteſten Chroniken und Manuſcripte zu finden, aus denen alle die Auszüge gemacht wurden, die von dieſem Lande handeln.

Ich ſtellte auch einige Nachforſchungen über die Gräber der Könige an, von denen die Geſchichte ſpricht und von denen man glaubt, daß ſie hier begraben liegen; mit Ausnahme der Grabſtätte von David III. trägt jedoch kein Grab eine Inſchrift, und ſo können dieſe Grabſtätten auch nicht als Belege der Geſchichte dienen. Ghelati iſt auch einer der zahlreichen Orte, von denen man behauptet, daß Thamar daſelbſt begraben liege. Was die Meſſaline von Imerethi, die Königin Daredjan betrifft, die ihrem Schwiegerſohn die Augen ausſtechen ließ, weil er ſie nicht heirathen wollte, ſo iſt es nur zu gewiß, daß ſie aus der Cathedrale zu Kutais ausgegraben und hier beigeſetzt wurde, allein deſſenungeachtet weiß man die Stelle nicht, wo ſie ruht.

Ich ertrug das Klima von Kutais während des Monats Juli und in der erſten Hälfte des Auguſt ſehr gut, denn Kutais iſt bei weitem nicht ſo ungeſund wie Poti oder Redoute-Kali, allein am 18. Auguſt trat ein ſolch heißer Wind ein, daß ich mich ganz abgemattet fühlte; ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe mehr, und ſo entſchloß ich mich, um einer ſchweren Krankheit vorzubeugen, mich ſogleich in die Gebirge von Akalzighe zu begeben, wo die angenehmſte Temperatur herrſcht, während man in den Ebenen des Phaſis der Hitze faſt unterliegt.

Der General Wakulski hatte nicht nur die ausnehmende Gefälligkeit,

mir alle Nachrichten, Empfehlungen und Päſſe zu geben, um mit Nutzen in dieſen Gegenden, die er zum Theil ſelbſt beſucht hatte, reiſen zu können, ſondern er ließ mich auch durch einen Imerethiſchen Edelmann, Nicolaus Kakhiani aus Bagdad, begleiten, der mir als Führer und Dollmetſcher diente. Ohne dieſe Aufmerkſamkeit des Generals wäre es mir ſehr ſchwer, oder gar unmöglich geweſen, meinen Zweck zu erreichen. Nicolaus war ein rechtlicher Mann voll Zuverläßigkeit, der das Land und die Art in demſelben zu reiſen, vollkommen kannte, und welcher, indem er ſtets meinen Wünſchen zuvorzukommen ſuchte, ſich ſchon zum voraus von allem unterrichtete, was uns auf unſerem Wege intereſſiren konnte, mir die Namen der Städte, Flüſſe, Berge ꝛc. nannte, und namentlich auf meine Sicherheit äußerſt bedacht war. Er war mit einem Worte, wie alle Führer ſeyn ſollten.

Nicolas war auf Imerethiſche Art ſchwarz gekleidet, er trug auf ſeinem krauſen, ſchwarzen Haare ſeine Kudi oder Kopfbinde, und erſchien von Kopf bis zu Fuß bewaffnet. Den Säbel an der Seite, den Knidjal oder Kandjar und das Piſtol im Gürtel, das Gewehr an einem Bandelier, das Pulverhorn und die Patrontaſche an ſilbernen Ketten an der Seite hängend, war ſeine Erſcheinung nicht nur elegant, ſondern auch ſehr maleriſch. Nicolas hatte den türkiſchen Krieg unter Paskewitſch mitgemacht und trug die ſilberne Medaille dieſes Feldzuges. Sah man ſein Geſicht von lebhafter Farbe, ſeine kleinen ſchwarzen Augen, ſeine dicken Lippen und namentlich ſeine ſo ſchwarzen, und krauſen Haare, ſo hätte man darauf geſchworen, in ihm einen Nachkommen der ägyptiſchen Colonie von Seſoſtris, von welcher Herodot ſpricht, zu erblicken. Man muß jedoch in einem Lande, wo durch ſo viele Kriege und Revolutionen die Farben ſich gemiſcht haben konnten, gegen Folgerungen aus einzelnen Erſcheinungen dieſer Art, ſehr auf ſeiner Hut ſeyn.

Ich hatte die ſchöne und holzreiche Ebene von Adjamet, die ungefähr vierzig Fuß hoch zwiſchen dem Rion, Tſkaltſiteli und der Kwirila liegt, paſſirt, und ritt eben ruhig letzterem Fluſſe zu, indem ich mich nach meinem Führer Nicolas umſah, der, weil er etwas in Kutais vergeſſen, mich verlaſſen hatte, und hier wieder mit mir zuſammentreffen ſollte, als ich ganz unerwartet in franzöſiſcher Sprache mit den Worten angerufen wurde: „Haben Sie meinen Fürſten nicht geſehen?“ Erſtaunt blickte ich mich um und ſah aus dem Gebüſche eine kleine Geſtalt auf einem großen Pferde mit blauem Ueberrock und georgiſcher Mütze hervorkommen: keine phantaſtiſchere Erſcheinung konnte mir in dieſem Augenblicke in der Ebene von Kolchis, an den Ufern des Phaſis begegnen. Dieſer Reiter war Jean Baptiſt Demange, der ſeinen Fürſten Eriſta

ſuchte, mit welchem er im Begriffe war, auf die Sägemühle in Akhaltſikhe zu reiten; er war einer von den Arbeitern, welche der Chevalier Gamba früher in das Land gebracht hat, um in den, von ihm angekauften Ländereien, Säge- und andere Mühlen zu errichten. Ich hatte ſchon von Herrn Demange gehört und auch die ſchöne Sägemühle geſehen, die er in Abchaſien, nahe bei Bambor erbaute, wo er vielen Muth und viele Intelligenz an den Tag gelegt hatte. Ich war äußerſt erfreut, ihm hier zu begegnen; er kannte das Land ſehr genau, das er ſchon ſeit mehreren Jahren bewohnte und war bereits an das Klima deſſelben völlig gewöhnt. Wir beſchloſſen, den Weg nach Akhaltſikhe zuſammen zu machen.

Er machte mir den Vorſchlag, die Nacht in dem Etabliſſement des Herrn Gamba zu Wartſikhe zuzubringen, ſtatt bei dem Vorſtande des Dorfes anzuhalten. Ich nahm ſeinen Antrag an, und nachdem wir durch eine Furt die Kwirila paſſirt hatten, erreichten wir bald den Bezirk des Herrn Gamba.

Herr Gamba, früher franzöſiſcher Conſul zu Tiflis, einer der großen und ſehr beredten Projektmacher, deren Einbildungskraft immer arbeitet, und die ſich ſelbſt ruiniren, weil ſie nie die Geduld haben, eine einzige ihrer Unternehmungen zum Ziele zu führen, war von der franzöſiſchen Regierung hauptſächlich deßhalb abgeſchickt, um in dieſen neuen aſiatiſchen Provinzen Rußlands für den franzöſiſchen Handel einen Weg zu eröffnen. Seine Reiſebeſchreibung iſt das Reſultat ſeiner Nachforſchungen, und derjenige Abſchnitt, welcher ſich auf den Handel bezieht, iſt gewiß der beſte in dieſen zwei dicken Bänden. Er hob ziemlich gut die Vortheile hervor, die Rußland aus ſeiner commerciellen Stellung mit Aſien ziehen konnte. Er ſchrieb beſonders noch an die Miniſter in Petersburg, die in ſeine Plane, die Induſtrie in dieſen Gegenden zu befördern, ein großes Vertrauen ſetzen, und ihm, um das Gelingen zu erleichtern, bedeutende Vortheile gewährten. Unter anderem bewilligte ihm der Kaiſer Alexander fünfzehntauſend Deſſaitinen Landes zu Imerethi, die Deſſaitine zu einem Rubel, um daſelbſt das Holz in den Waldungen benützen, und Sägemühlen errichten zu können. Ja Herr Gamba erlangte es ſogar noch, daß, ſtatt nach den feſtgeſetzten Silberrubeln, nach Papierrubeln gerechnet wurde, welch letztere faſt viermal weniger gelten.

Zu dieſen fünfzehntauſend Deſſaitinen gehört der beſte Theil des Bezirkes von Adjamet, und der früheren Domainen der Könige von Imerethi, an den Ufern der Kwirila, in der Umgegend von Wartſikhe, das eines ihrer Luſtſchlöſſer war.

Herr Gamba beeilte ſich damals, eine Colonie Arbeiter aus Frankreich kommen zu laſſen, um ſeine neue Beſitzung zu bevölkern, und ſich dieſelbe zu Nutze zu machen. Nicht weit von dem Ufer der Kwirila errichtete er eine Sägemühle, ließ das Holz aus ſeinen Waldungen fällen, Bretter verfertigen ꝛc., aber nichts hatte einen Erfolg. Herr Gamba hatte den großen Plan gefaßt, ſeine Bretter nach Frankreich zu verſenden. Er träumte von nichts, als von der Schiffbarmachung der Kwirila bis zum Rion, von Schiffen, die er erbauen laſſen wollte, und von unermeßlichem Gewinn, und forderte unterdeſſen für ſeine Bretter und Diehlen enorme Preiſe, gleichſam als wären ſie zu gut, um im Lande zu bleiben. Niemand kaufte nun von denſelben, als wenn er durch die äußerſte Noth dazu gedrängt wurde, und zu Kutais, wo viel gebaut wurde, fuhr man fort, die Brettſchneider zu benützen. Herr Gamba, dem es mit ein wenig Takt gelungen wäre, die glänzendſten Geſchäfte zu machen, ruinirte ſich. Er bezog aus Frankreich alle mögliche Sendungen von Maſchinen, deren Bezahlung er ſchuldig blieb; in Georgien machte er überall Anlehen, zahlte weder Capital noch Zinſen, und befand ſich am Ende in einer ſolch' traurigen Lage, daß ihm zu Tiflis kein Menſch mehr Credit geben wollte. Die Arbeiter wurden nicht mehr bezahlt, die meiſten unterlagen dem Elend und den Krankheiten in dieſem Wartſikhe, das einer der ungeſundeſten Winkel von Kolchis iſt, und die anderen verließen ihn alle bis auf einen Schmied, der ihm mit einem Herrn Creuze treu blieb, welch letzterer ihm ſeine Oeconomie beſorgte. Kurz die Sache des Herrn Gamba ſtand ſchlecht, und ging bis zu deſſen Tode, der im März 1833 erfolgte, immer ſchlechter. Er hinterließ zu Imerethi eine Tochter, deren Aufgabe nun war, ganz allein das zerrüttete Vermögen ihres Vaters und ſeine Etabliſſements zu verwalten und zu leiten.

Und was war die Grundurſache des Verderbens des Herrn Gamba? Das Vorurtheil der Franzoſen, daß überall alles ſeyn und ſich geſtalten ſollte, wie in Frankreich. Man glaubt, Paris zum Maaßſtabe nehmen zu dürfen, wenn man mitten in den Wäldern von Imerethi iſt. Man will Dinge und Völker nicht nehmen, wie ſie ſind, nicht in den Geiſt des Landes eingehen, nicht auf die Wirkungen des Climas, auf die Bevölkerung, auf die Entfernung Rückſicht nehmen, man calculirt in Imerethi, wie man mitten in Frankreich calculiren würde, ganz natürlich in Frankreich ruinirt man ſich dadurch, und dann .... iſt man noch ſehr erſtaunt darüber. Allein Herr Gamba hatte in dieſer Beziehung einen ſehr glücklichen Charakter, er blieb immer voll Selbſtvertrauen und Hoffnung, und trotz der Menge trauriger und unglücklicher

Erfahrungen, die er machte, ſprach er noch in ſeinen letzten Tagen mit Feuer und mit bewundernswerther Zuverläßigkeit, von neuen Planen, die er ausführen, und von den unermeßlichen Vortheilen, die ihm daraus entſpringen würden. In dieſem Glauben ſtarb er.

Herr Creuze empfing uns in Abweſenheit der Tochter Gamba's, die ſich nach Kutais begeben hatte, um während der ſchlechten Jahreszeit ihren Aufenthalt daſelbſt zu nehmen. Kutais, das ich floh, war noch geſund in Vergleich mit Wartſikhe.

Das Haus, welches ſich Herr Gamba hatte erbauen laſſen, beſtand nur aus einem Stocke, es war von Holz, und ſchon ſah man ſeinem Verfalle entgegen. Der ſchönſte Schmuck der wenigen und ärmlich meublirten Zimmer, das es enthielt, beſtand aus einer kleinen Bibliothek, welche die Geiſtesnahrung des Herrn Creuze ausmachte.

Die Gebäude der Sägemühle waren gleichfalls dem Verfalle nahe. Der Gedanke, hier eine Sägemühle zu errichten, war indeſſen ganz richtig; man bezog aus den Waldungen von Adjamet Eichen, Buchen, Nuß- und Kaſtanienbäume ꝛc., letztere waren ſeltener, aber alle dieſe Bäume von ſehr ſchönem Wuchſe. Für die Schreiner-Arbeit fägte man Buchs, Holz vom Cokusbaum, Platanen ꝛc., hauptſächlich aber Birnbaumholz, welch letzteres hier eine ſehr ſchöne, hellgelbe Farbe hat, und ſich für Tiſchler-Arbeit vorzüglich eignet.

Ich beſuchte die, unweit der Wohnung des Herrn Gamba gelegenen Ruinen des Schloſſes, welches Alexander, König von Imerethi, zu ſeiner Wohnung hatte einrichten laſſen. Sie liegen auf einem Hügel, welcher das linke Ufer der Kwirila beherrſcht, nahe am Zuſammenfluſſe derſelben mit dem Phaſis. Man konnte keinen beſſern Standpunkt wählen, um die herrlichſte Ausſicht auf die ausgedehnte Ebene von Imerethi, und auf die entfernten Bergſpitzen des Kaukaſus zu haben, und um zugleich die Freuden der Jagd zu genießen, für welche dieſe Könige von Imerethi leidenſchaftlich eingenommen waren. Und man durfte auch in der That hier auf eine ergiebige Jagd rechnen, denn es finden ſich in den Wäldern von Adjamet eine Menge wilder Schweine, Hirſche, Rehe, Schakals, und wie man behauptet, auch Hyänen. Das fremdartige Geſchrei dieſer Schakals oder Goldwölfe gleicht dem Kindergeſchrei, man vernimmt es regelmäßig nach Sonnenuntergang, wo ſie ein ſolch lärmendes Concert aufführen, daß der Fremde, der es zum erſten Male hört, Mühe hat, in demſelben Geſchrei von Thieren zu erkennen. Dieſe Schakals haben noch eine beſondere Eigenheit: es genügt, daß einer von denſelben zu ſchreien anfange, um alle andern, an welchem Orte ſie auch ſeyn mögen, zu veranlaſſen, in das Geſchrei mit einzuſtimmen, ſo daß

ich bei meinen Spaziergängen in die Felsen oft sehr erstaunt war, sie plötzlich, unvermuthet, neben mir schreien zu hören. Sie sind so verwegen, daß sie, wenn die Soldaten campiren, sich denselben in der Nacht nähern, um ihnen die Stiefel an den Beinen zu zernagen. Auch Leichname graben sie aus, wenn diese nicht sehr tief begraben werden, und hauptsächlich lieben sie alles Aas und Moder. Ich sehe es als eine große Wohlthat der Vorsehung an, daß sie diesen Thieren gerade solche Länder zu ihrem Aufenthalte angewiesen hat, wo die Verwesung so schnell eintritt, und einen solch starken Einfluß auf die Lebenden ausübt; sie reinigen die Erde ebenso von Cadavern, wie die Schweine der Stadt Kutais bestimmt sind, dieselbe vom Unrath zu säubern.

Wartsikhe liegt fünfzehn Werste von Kutais. Mehre der letzten Könige von Imerethi haben hauptsächlich daselbst residirt, allein es sind nur noch Mauern von diesem Lustschlosse übrig geblieben. Herr Gamba hatte gewünscht, diese Ruinen von Wartsikhe in seine Besitzung aufgenommen zu sehen, denn wenn er auf diesem Hügel seine Wohnung, und die, seiner Leute erbaut hätte, so hätte er eine weit gesundere und weniger feuchte Luft gefunden, allein es fanden sich Hindernisse, die er nicht überwinden konnte oder wollte.

Sonntag den 20. August (1. September) machten wir uns auf den Weg nach Bagdad, das wieder fünfzehn Werste von Wartsikhe entfernt ist. Der Weg geht am rechten Ufer der Chanilskali aufwärts, und führt großen Theils durch Waldungen. Bagdad liegt in dem Thalgrunde der Chanilskali, und sein Fort ist ohne Zweifel ein Werk der Türken, die sich hier gegen feindliche Einfälle der angränzenden Stämme sichern wollten. Sie hatten ungefähr hundert Janitscharen daselbst, die durch den General Totleben im Jahr 1770 zur Räumung des Forts gezwungen wurden. Dasselbe ist gegenwärtig verlassen.

Wir speisten am Fuße einer sehr großen Linde zu Mittag, die nicht nur die Kirche, sondern auch die daneben befindliche Pfarrwohnung beschirmen zu wollen schien. Als Nachtquartier wies uns mein Führer Nicolas in seine eigene Wohnung, wo uns ein prächtiges Nachtessen erwartete, und wo ich zum erstenmal an meiner wahrhaft Imerethischen Mahlzeit Theil nahm. Die Essenszeit bezeichnet das Erscheinen eines großen Kessels mit Hirsenteig, in Wasser und ohne Salz gekocht, und mehrer großer Krüge mit verschiedenen Gattungen Wein. Nun tritt ein Diener, oft in Lumpen, mit einem Kruge Wasser herein, der dem Gaste die Hände befeuchtet, und solch ein grobes und schmutziges Handtuch präsentirt, daß man gerechten Anstand nimmt, sich desselben zu bedienen. Das Wasser läuft auf den Boden ab, und die Erde

ſchluckt es ein. Hierauf ſetzt man vor die ſchmale und niedere Bank, auf welcher der Gaſt Platz genommen hat, eine etwas höhere aber ebenſo ſchmale Bank, die als Tiſch dient; man hat ſie ein wenig abgeſchabt, um ſie von den Ueberbleibſeln vom letzten Gebrauch her einigermaßen zu reinigen. Deſſenungeachtet bemerkt man auf derſelben noch deutlich die unappetitlichen Spuren von zwanzig oder dreißig Mahlzeiten, denn man denkt nicht daran, dieſe Bänke oder Tiſche abzuwaſchen, außer wenn es regnet, und man ſie unter die Traufe ſtellen kann.

Dieſer Tiſch iſt jedoch nur für große Herrn, für Perſonen von Auszeichnung, kurz für Mäuner von hohem Rang in der Geſellſchaft; die andern nehmen Platz, wo ſie können, auf Baumſtämmen, auf Balken, auf dem Boden und erwarten alles von der Großmuth derer, welche die Bank einnehmen. Sämmtliche Gerichte werden zugleich aufgetragen, und nachdem ein Geiſtlicher, oder ein anderer der Anweſenden den Segen geſprochen hat, nimmt Jeder von dem, was ihm gefällt, indem er ſich gar ſäuberlich ſeiner Finger bedient. Alles ſteht auf dem Tiſche untereinander, und es iſt noch als ein Glück anzuſehen, wenn ſich einige hölzerne oder irdene Schüſſeln zu den Saucen und zu den Ragouts finden. Man zertheilt ein Huhn, indem man zuerſt an den Füßen, dann an den Flügeln zieht, und die Stücke fallen ohne Anſtrengung ab; ein ſtarker Druck der Hand trennt den hintern Theil von der Bruſt und die Sache iſt geſchehen. Wenn allenfalls ein Hammelskopf zu viel Widerſtand leiſtet, ſo zieht man ſeinen Knidſal aus dem Gürtel und durchſchneidet ihn wie eine Birne.

Die abgenagten Beine und die Ueberbleibſel der Hühner gehen von dem priviligirten Tiſche an die niederere Klaſſe der Anweſenden, die mit aufmerkſamem Auge, ein Stück Hirſenteig oder Maiskuchen in der Hand, auf den Augenblick lauern, wo man ihnen aus Freundſchaft etwas zuwirft, um es ſodann mit beiden Händen aufzufangen und ſich durch einen tiefen Bückling und Herabziehen der Mütze dafür zu bedanken. Es wird für ſehr unſchicklich, ja für den gröbſten Verſtoß gegen die Lebensart gehalten, ein Stück fallen zu laſſen, das man dem, für den es beſtimmt iſt, mit Anrufung ſeines Namens zuwirft und wodurch man demſelben einen Beweis großer Gunſt ablegt.

Unterdeſſen kommt die Reihe an den Mundſchenk, der mit einem großen Kruge Wein in der einen, und mit einem Horn, zuweilen auch mit einem Glaſe, in der andern Hand erſcheint, und letzteres bis an den Rand füllt, um es ſodann dem Herrn des Hauſes zu präſentiren. Dieſer erhebt ſich, zieht ſeine Mütze ab, macht einen tiefen Bückling, und hält an den vornehmſten ſeiner Gäſte eine complimentenreiche Rede, in wel-

cher er ihn über seine Ankunft beglückwünscht, ihn willkommen heißt, und Gott für ihn, seine Familie, für den glücklichen Erfolg seiner Reise, seiner Unternehmungen ꝛc. bittet. Das zweite Horn oder Glas wird hierauf dem Gaste, an den diese Rede gehalten wurde, angeboten, der nun seinerseits dem Herrn des Hauses für seine Gastfreundschaft den gebührenden Dank abstattet, und ihm, seiner Frau, seinen Kindern, seinen Leuten, kurz allen, ohne irgend Jemand zu vergessen, alles mögliche Glück wünscht, und noch den fernern Wunsch beifügt, daß sich sein Mais auf seinem Speicher, der Wein in seinen Kurkinen vermehren, sein Vieh gesund bleiben möge ꝛc. Das Glas macht auf diese Art die Runde an dem Tische.

Personen von hohem Range lassen sich durch ihre eigenen Diener bedienen, die ihnen überall auf der Reise folgen, und welche man an dem großen silbernen und vergoldeten Suppenlöffel erkennt, den sie in ihrem Gürtel tragen, und in welchem sie ihrem Herrn das Getränke darreichen.

Wenn die Gäste zahlreich sind, so wird die Zahl der Mundschenken vermehrt, die immer hinlänglich zu thun haben; denn wenn die ersten Complimente abgemacht sind, so trinkt Jedermann und so viel es ihm beliebt, und die Georgier, die Imeretyer, die Mingrelier sind von allen mir bekannten Völkern, wenigstens nach meiner Ansicht, die größten Trinker.

Man nöthigt nicht zum Essen oder Trinken, aber man ißt und trinkt viel. Eine Tonga oder fünf Pinten Wein bei einer Mahlzeit zu trinken, ist noch gar nichts Ungewöhnliches, und es gibt kein Mittel, dem Trinken auszuweichen. Wenn der Herr des Hauses den Gast über seine Ankunft beglückwünscht hat, so beeifert sich einer nach dem andern, seinem Beispiele zu folgen, und man ist genöthigt, darauf zu antworten, und zur Danksagung gleichfalls auf die Gesundheit jedes Einzelnen zu trinken. Hieraus folgt eine solche Reihe von Gesundheiten, daß man gar kein Ende absieht, und man wird wenigstens unter acht Hörnern oder Gläsern Wein, welche man aus Artigkeit durchaus bis auf den letzten Tropfen ausleeren muß, nicht fertig. Würde man sich gegen diesen Gebrauch verfehlen, so erschiene man als ein Mensch ohne alle Lebensart.

Nach geendigter Mahlzeit werden die Tische hinausgetragen, um mit den Ueberbleibseln die Diener und diejenigen zu sättigen, die vermöge ihrer untergeordneten Stellung es nicht wagen konnten, sich unter die Gäste zu mischen. Man ist hiebei immer darauf bedacht, einige gute Bissen für diejenigen bei Seite zu legen, die bei Tische servirt haben.

Endlich gießt man laues Waſſer in die hohle Hand, reinigt ſich damit Mund und Zähne, wäſcht ſich den Schnurrbart, und damit iſt das große Geſchäft der Mahlzeit beendigt.

Der Wein von Bagdad und von der Umgegend, welcher roth iſt, gilt für einen der beſten Weine von Imerethi, und der größere Theil der Schenkwirthe von Kutais bezieht ſeinen Wein daher.

An dieſem Tage theilte ich die Ehre des Feſtes mit dem Fürſten Feiſtaf, und Jean Baptiſt Demange erwiderte in meinem Namen die an mich gerichteten Complimente, während er mir zugleich die bei dem Feſte vorkommenden Gebräuche erklärte. Nach einer ſehr langen Sitzung ſuchte Jeder einen Winkel auf der Erde, um daſelbſt die Unterdecke ſeines Sattels auszubreiten, und die Nacht auf derſelben zuzubringen. In dieſer Beziehung findet kein Luxus und keine Ceremonie ſtatt; derjenige, welchen man am meiſten berückſichtigen will, erhält den ſehr großen Balken, den man als das Gaſtbett anſehen kann; er hat eine leichte Aushöhlung, um den Schlafenden aufzunehmen, und der Kopf ruht auf einer Art Ohrkiſſen, das in den Balken eingeſchnitten iſt.

Bagdad iſt der Hauptort eines Ruſſiſchen Diſtrictes. Früher gehörte daſſelbe mit Dimmi, Rokatti, Wartſikhe ꝛc. zu dem Imerethiſchen Diſtricte von Perſethi oder Perſati.

Den 21. Auguſt (2. Sept.) ſchlugen wir unſern Weg gegen Khane oder Khani ein; auſſer dem Fürſten Feiſtaf beſtand die Cavalcade aus drei Perſonen ſeines Gefolges, worunter ſich ſein Mundſchenk befand, der, wie ſchon erwähnt, an dem vergoldeten Suppenlöffel zu erkennen war, welcher an ſeinem Gürtel glänzte. Alle vier eilten gewöhnlich voraus, dann folgte ich mit Demange und Nicolas, und den Zug ſchloſſen diejenigen, welche meine und Nicolas Bagage führten, denn mein vorſichtiger Dollmetſcher, welcher fürchtete, ſeinen geliebten Maisteig entbehren zu müſſen, hatte es für zweckmäßig befunden, eine gute Proviſion davon, nebſt einem großen, mit achtzig Pinten Wein angefüllten Schlauche mitzunehmen, der nach ſeiner Meinung bei unſerm Aufenthalte zu Akhaltſikhe und in dem Thale des Kur, wo der Wein ſelten iſt, uns genügen konnte; allein die Folge lehrte, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte.

Von Bagdad bis Chane folgt man dem Laufe des Chanitskali, der ſehr reich an Forellen iſt. Der Boden iſt im allgemein fruchtbar, aber der Weg iſt zum Theil gefährlich, indem er ſtellenweiſe außerordentlich ſchmal iſt und an Abgründen vorbei führt. Bis nach Chane ſtößt man nur auf zwei Dörfer, Aliſmorette, auf einem Berge zur linken Hand,

und Jeguri, rechts auf einem Felsen liegend. Letzterer Ort gewährt einen sehr malerischen Anblick.

Chane liegt auf mehren Abhängen in einer Erweiterung des Thales; Ober- und Nieder-Chane bilden eben so viel breite Terassen. Es liegt am Zusammenflusse zweier Flüsse, von welchen der zur rechten Hand sich in die Chanitskoli mündet.

Aber Chane, welches fünf bis sechs hundert Fuß über dem Flusse liegt, wird durch eine breite Plattform beherrscht, von welcher ungefähr dreißig Häuser eng auf einander stehen, welche eine im Jahr 1832 erbaute Kirche umgeben, wozu von einer ältern die Materialien genommen wurden. Eine starke Mauer, die man zum Theil zerstört hat, um die Steine zu benützen, vertheidigte sie wie ein Schloß.

Alle Häuser von Chane sind mit Weingärten umgeben, deren Reben acht bis zehn Fuß von der Erde abstehen, und an Pfählen befestigt werden. Man pflegt sie mit weit mehr Sorgfalt als zu Imerethi. Anpflanzungen von Mais und Tabak wechseln mit diesen Weingärten. Der Wein von Chane ist schlecht und sehr sauer, denn die Trauben werden in diesen höhern Gegenden nicht immer reif.

Die Häuser sind von Holz; die Einwohner haben auch niemals sich entschließen können, sie besser zu bauen, als die, welche sie haben, und die kaum dem nothwendigsten Bedürfnisse genügen. Jedes Jahr den Einfällen der Türken von Akhaltsikhe ausgesetzt, würden sie es für eine große Thorheit gehalten haben, sich so viele Mühe zu geben, um nach Verfluß von vierzehn Tagen ihr Werk eingeäschert zu sehen. Das Innere ihrer Wohnungen besteht aus einem viereckigen Raume, ohne Fenster, mit zwei auf einandergehenden Thüren; die eine führt auf eine breite, rings herum mit Bänken versehene Gallerie, die andere ist die Eingangsthüre; hierin besteht das ganze Gebäude.

Das Feuer wird in der Mitte des Zimmers gemacht, und der Rauch entweicht, je nachdem gerade der Wind geht, durch eine der beiden Thüren; nur die Reichen haben Kamine, die nach türkischer oder tartarischer Art eingerichtet sind.

Wir wohnten bei dem Murawe, oder richtiger Maurawe von Chane; dieser Posten entspricht dem eines Districts-Vorstehers, und haben dieselben oft nur ein, meistens aber mehre Dörfer unter ihrer Aufsicht. Sie besorgen den Einzug der Gülten und Steuern, und erhalten dafür den zehnten Theil der gewöhnlichen Steuern. Die Armenier nennen diese Districts-Vorsteher, Melikh, ein Name, den alle die kleinen Könige in Kanaan führten. Die Maurawen, welche zum Theil vom Gouvernement, zum Theil von den großen Lehensherrn angestellt

wurden, hatten Kalaſſanen, eine Art Schulzen unter ſich, bei den Türken Omchachi genannt. Seit die Ruſſen Herren des Landes ſind, bedeutet die Stelle eines Maurawe, die nach der des Friſtoſs, oder Gouverneurs der Provinz einer der erſten und wichtigſten war, faſt nichts mehr, denn die Verrichtungen wurden jetzt großentheils durch die Ruſſiſchen Diſtricts-Vorſteher verſehen.

Chane iſt der letzte bewohnte Ort, den man antrifft, wenn man dieſem Thale aufwärts folgt. Wir verließen dieſen Ort den 22. Aug., indem wir anfangs immer dem Laufe der Chanitskali folgten. Später führt der Weg immer ſteiler aufwärts, und wilde und angebaute Reben hören auf. Man findet jedoch noch auf der Anhöhe Maisfelder und Hütten. Die Bären, welche in dieſem hochgelegenen Thale ſehr zahlreich ſind, und den Mais ſehr lieben, richten große Verwüſtungen in dieſen Anpflanzungen an, weßhalb auch die Bewohner des Landes genöthigt ſind, einen fortwährenden Krieg mit ihnen zu unterhalten. Sie bringen die Nacht wachend in ſolchen Hütten oder Balagans zu, die ſie, ungefähr zehn Fuß vom Boden, auf vier ſtarken Pfählen erbauen; ſie beſteigen dieſelben auf einer Leiter, welche ſie hinter ſich nachziehen, und hier, gleichſam in ihre Feſtung verſchanzt, haben ſie für Alles ein wachſames Ohr, was um ſie her vorgeht, und ſobald ſie hören, daß die Bären in die Maisfelder einbrechen, erheben ſie ein ſchreckliches Geſchrei, in das dann alle andere Wächter einſtimmen, ſie ſchießen ihre Gewehre ab, ſchlagen Hölzer an einander, und nöthigen durch dieſen Lärm ihre gefräßigen Feinde zur Flucht. Dieſes Geſchrei und dieſer Lärm während der Nacht, hat für Denjenigen, der nicht darauf gefaßt iſt, und die Veranlaſſung nicht kennt, etwas Erſchreckendes.

Wenn man vier Werſte weiter zurückgelegt hat, ſo hört jede Spur von Cultur und Civiliſation auf, dann hat man aber auch die äußerſte Höhe erreicht, und man ſteigt ebenſo ſteil wieder hinab, als man heraufgeſtiegen iſt, um eine ganze milde Welt zu betreten. Bei jedem Schritte paſſirten wir kleine Bäche, die in lauter Waſſerfälle ſich in die Chanitskali ſtürzen.

Fünf Werſte von Chane paſſirt man die Chanitskali, und hier beginnt der abſcheulichſte Weg, den man ſich nur vorſtellen kann; das Ufer des Fluſſes, an welchem dieſer Weg vorbei führt, hat ſo viele Quellen, daß das Pferd ſieben Werſte lang nicht einen Schritt trockenen Fußes macht, jeden Augenblick einſinkt, und man immer befürchten muß, ſtecken zu bleiben. Nach einem ſehr angeſtrengten, zum Theil auch ſehr gefährlichen Ritte, erblickten wir tief unter uns die Stadt

Akhaltsikhe, und wir mußten einen solch schmalen Fußpfad, der immer sehr steil abwärts ging, und oft an furchtbaren Abgründen vorbei führte, verfolgen, daß ich es oft kaum für möglich hielt, mit den Pferden fortzukommen. Ist man endlich in dem Thale angekommen, so geht es wieder einige Werste lang den Poskho aufwärts, und dann gelangt man nach Akhaltsikhe, in dessen Nähe sich der Poskho mit der Kur vereinigt.

Zur Zeit der Türken waren die unregelmäßigen, niedern Häuser dieser Stadt auf den Abhängen der Hügel zusammengedrängt, die Festung selbst erhob sich terrassenweise, und die Citadelle krönte den höchsten Gipfel. Ein Graben, ein Wall und Pallisaden umgaben die Stadt, und machten aus ihr eine zweite Festung. So war Akhaltsikhe, als die Russen im Jahr 1828 den Entschluß faßten, es zu belagern.

Die Russen debouchirten durch das Thal von Bardjom, während sie ein Beobachtungs-Corps auf der Straße von Kutais entsendeten. Sie errichteten Batterien auf der Spitze einer Anhöhe am Ufer des Poskho, und beschossen die Festung und die Stadt, jedoch ohne Erfolg, denn die Entfernung war zu groß. Hierauf verlegten sie ihren Angriffs-Punkt auf eine Anhöhe am rechten Ufer des Flusses, und indem sie ihre Batterien mehr und mehr näherten, und die Türken weiter in die Stadt zurück drängten, gelang es ihnen endlich, sich auf der Anhöhe eines andern Hügels an demselben Ufer festzusetzen, welche zum Theil die Festung beherrschte. Nachdem sie einmal Herren dieser Stellung waren, von welcher aus sie die Citadelle auf ziemliche Nähe beschießen konnten, ließen sie das Observations-Corps auf die Höhen, welche die Stadt beherrschen, vorrücken, und einen Theil des Belagerungs-Corps zu demselben stoßen. Mein Führer Nicolas, der selbst bei dieser Expedition war, erklärte mir die verschiedenen Umstände, die bei dem Angriffe statt gefunden haben.

Die Türken erwarteten den Feind auf den Anhöhen außerhalb der Stadt, und hielten den Angriff der Russen mit der größten Tapferkeit aus; von beiden Seiten fielen sehr viele Leute, ehe es den Russen gelang, sich dem Thore am Walle zu nähern, das durch einen Bajonett-Angriff genommen werden mußte. Ihrer Gewohnheit gemäß, ergaben sich die Türken nicht, sie zogen den Tod vor. In der Nähe der armenischen und katholischen Kirche, welche auf dem höchsten Punkte dieser Stellung stehen, war der Boden mit Leichen bedeckt, denn zwischen diesen beiden Kirchen fand der hitzigste Kampf statt. Die Türken sahen wohl ein, daß wenn einmal der Feind Herr des Terrains ge-

worden, es um sie geschehen sey, denn es befindet sich keine Anhöhe um Akhaltsikhe, von welcher aus die Festung und selbst die Citadelle wirksamer beschossen werden könnten. Nur zu bald konnten sich die Türken von der Richtigkeit ihrer Ansicht überzeugen, denn von den Russen in die Festung zurückgedrängt, hatten diese ihre Batterien mehr an den beiden Kirchen auffahren lassen, einer der ersten Schüsse schlug den Halbmond der großen Moschee ab; bald darauf stürzte auch der des Minarets, und in solcher Menge fielen die Kugeln, daß sich bald in der ganzen Festung keine Stelle mehr befand, die Sicherheit gegewährt hätte. Der Pascha flüchtete sich unter das große Hofthor der Moschee, der einzige Ort, wo er sich für sicher hielt. Man vertrieb ihn auch von hier. Und bereits hatte der Fall des Halbmondes Bestürzung in den Gemüthern der Ungläubigen erregt; die Götter verlassen uns, sagten sie, wie die Römer, und sie sahen sich genöthigt, zu capituliren. Die Stadt wurde den 15. und 18. Aug. 1828 durch den Feldmarschall Fürst Paskewitsch genommen.

Nachdem die Russen Herren von Akhaltsikhe waren, schonten sie dasselbe so viel wie möglich. Man legte ein Bataillon in die Festung, welches der Fürst Ossipowitsch Bebulof commandirte, der damals Oberst war, und nunmehr General und Gouverneur von Armenien ist. Auf die Nachricht von der Einnahme von Akhaltsikhe hielten sich die Pascha's von Kars und Arzerum nicht mehr für sicher; diese Festung ist von dieser Seite der Schlüssel zu Anatolien. Sie beeilten sich, ein Armee-Corps von 18,000 Mann von allen Waffengattungen und von allen Trachten zusammenstoßen zu lassen, und fielen, während der Feldmarschall Paskewitsch anderswo beschäftigt war, wie eine Lawine auf Akhaltsikhe. Allein sie hatten es mit einem tapferen und geschickten Commandanten, und mit einer gut disciplinirten Truppe zu thun, und so war dieses, an Zahl überlegene, aber möglichst undisciplinirte und uneingeübte Armee-Corps genöthigt, sich zurückzuziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Sie verließen die Stadt nicht, ohne große Verheerungen angerichtet zu haben, indem sie alles verwüsteten, was die Russen noch verschont hatten, und sich so über ihr Mißlingen wenigstens an den todten Steinen rächten.

Die Häuser außerhalb der Stadt, welche man verschont hatte, brachten den Russen ziemlichen Nachtheil, denn die Türken besetzten dieselben, um von hier aus auf die Belagerten zu feuern. Nach ihrem Abzuge war man daher genöthigt, den Platz zu säubern, indem man alle Häuser und Ruinen außerhalb der Festung wegrasiren ließ. Man machte nun einen neuen Plan, und wollte die Stadt zwar wieder auf-

bauen, aber auf das rechte Ufer des Poskho verlegen. Zu diesem Zwecke wies man den, von Kars und Arzerum geflüchteten Armeniern Bauplätze daselbst an, und als ich im Jahr 1833 daselbst eintraf, war schon ein großes Quartier vollendet.

Dessenungeachtet konnten sich die Einwohner der alten Stadt nicht entschließen, sie zu verlassen; sie hatten daselbst einen großen Bazar, ihre Kirchen, ihre Synagogen, ihre Begräbnißstätten, und so ließen sie sich durch nichts bestimmen, die neue Stadt zu bevölkern, deren Bewohner sich beschwerten, so viele Opfer gebracht, einen neuen, ziemlich beträchtlichen Bazar, Wohnungen, Carawansereien ꝛc. erbaut, — und nun keinen Nutzen davon zu haben. Dieß waren die Klagen, die ich während meines Aufenthaltes daselbst vernahm.

Die Unzufriedensten waren die neu angekommenen Armenier, welche glaubten, goldene Berge zu Akhaltsikhe zu finden. Diese Stadt hatte unter den Türken einen ziemlich beträchtlichen Handel. Als Hauptort eines Paschalik, und in stetem Verkehr mit Kars und Arzerum, hatte sich die Industrie daselbst mehr und mehr gehoben. Außerdem war Akhaltsikhe auch ein bedeutender Sclavenmarkt. So nahe an den russischen Besitzungen von Georgien, mit welchem sie durch das Thal von Bardjom in Verbindung stand, befand sich diese Stadt auch zugleich in der Nähe der Lesghier, die sich nicht nur unter die Fahnen der Paschas stellten, sondern auch alle mögliche Gelegenheiten benützten, die Georgier zu überfallen und aufzuheben, die sie dann leicht über die Gränze brachten, indem sie sich in den Waldungen verbargen, deren verschlungenste Fußwege ihnen wohl bekannt waren. Gori und die andern Städte und Dörfer von Karth, litten grausam durch dergleichen Ueberfälle.

Als Akhaltsikhe russisch wurde, hörten alle diese räuberischen Einfälle auf. Die Lesghier, die vorher truppenweise die Gränze passirten, können jetzt nur noch einzeln, und nur sehr schwer dahin gelangen. Die Schwierigkeiten, Sclaven zu transportiren, sind noch größer; wären sie aber auch zu überwinden, so wäre doch Akhaltsikhe kein Sclaven-Markt mehr. Durch ihre Einverleibung in die russische Douanen-Linie, hat diese Stadt einen neuen Verlust erlitten; sie ist ganz isolirt, und befindet sich wie in einen Winkel geschoben, da sie eines leichten Verkehrs mit ihren Nachbarn beraubt ist, überdieß liegt sie an keiner großen Handelsstraße, denn der nächste Hafen von Akhaltsikhe, Batum, ist durch eine hohe und fast unübersteigliche Bergkette geschieden. Akhaltsikhe hat daher auch sehr abgenommen. Die ganze türkische oder muselmännische Bevölkerung hatte sich bei der Erstürmung der

Stadt geflüchtet. Der Sandjak Akhaltsikhe enthielt damals 5000 Feuerstellen von ungefähr 40,000 Seelen von beiden Geschlechtern, sowohl Türken, Lesghier, Georgier, Armenier, Hebräer, Karapaken und Turkomannen.

Nach der Besitznahme der Stadt durch die Russen machten die aus Kars und Arzerum geflüchteten Armenischen Colonisten den größten Theil der Bevölkerung von Akhaltsikhe aus; als ich im Jahr 1833 daselbst eintraf, bestand dieselbe aus:

	Feuerstellen.	Männliche Seelen.	
Georgier, griechische Christen . .	44 . .	94	Eingeborene.
Römisch Katholische	385 . .	623	
Armenier	26 . .	64	
Juden	117 .	327	
Muhammedaner	24 . .	42	
Armenische Colonisten	1542 . .	4001	
Katholische Colonisten	130 . .	296	
Im Ganzen . .	2268 . .	5447	

Was also zusammengerechnet, ohne jedoch die Garnison zu zählen, eine Bevölkerung von 11,000 Seelen ausmachen wird; mit der Garnison schätzte man zu Akhaltsikhe selbst die Bevölkerung auf 16,000 Seelen.

Alle diese neuen Einwohner von Akhaltsikhe sind Kaufleute oder Handwerker, die alle vom Gewinn leben wollen. Aus den obenangeführten Gründen hatten sie jedoch wenig Hilfsquellen, wenig Subsistenzmittel. Sie beschwerten sich deßhalb über das russische Gouvernement, ohne daran zu denken, daß sie selbst zu ihrem eigenen Elende, das täglich größer wird, beitragen. Alle wollen Handel oder ein Handwerk treiben, und keiner sich dem Ackerbau widmen, Rußland aber verlangt fleißige Hände zum Anbau des Landes.

Ueberdrüssig endlich ihrer ewigen Klagen, sah es das russische Gouvernement sehr gern, daß diese neuen Ankömmlinge den Wunsch hegten, wieder nach Anatolien zurückzukehren; man erleichterte ihnen die Abreise auf jede mögliche Art, und so froh war man, sich von ihnen befreit zu sehen, daß man ihnen sogar Geld zu ihrem Abzuge vorstreckte.

Im Uebrigen waren es hauptsächlich nur die Handel und Schacher treibenden Armenier, welche sich so sehr beschwert hatten; diejenigen, welche sich dem Ackerbau widmeten, haben sich bei ihrer Ansiedelung sehr wohl befunden.

Akhaltsikhe enthält acht Kirchen; die Armenier-Jakobiten haben deren drei; zwei davon sind alt, wurden aber wieder restaurirt oder zum Theil

neu aufgebaut, wozu man hauptsächlich Grabsteine aus den nahe gelegenen Begräbnißplätzen verwendet hat, die mit Inschriften und Arabesken überladen sind, was diesen Bauten, da man hiezu die schönsten Grabsteine auswählte, das Ansehen von eingelegter Arbeit gibt. Indessen war dies das beste Mittel, diese Denkmale für die Nachwelt aufzubewahren. Das innere der Kirchen ist dunkel und ärmlich, sie haben keine Fenster und erhalten ihr Licht nur durch kleine Kuppeln.

Man macht sich keinen Begriff von dem Luxus, den die Armenier bei ihren Grabsteinen an den Tag legen; diese stehen in ihren Begräbnißstätten hart an einander, und sind in Linien geordnet; man kann aber auch nichts Traurigeres sehen, als diese, mit Grabsteinen überhäuften Leichenfelder.

Die katholischen Armenier haben zwei Kirchen, wovon die eine von den Kapuzinern versehen wird; sie sind weder besser, noch eleganter, als die der gemeinen Jakobiten.

Mit welcher Freude sich die Einwohner beeifert haben, an ihren Kirchen eine Art von Glockenthürmen zu erbauen, was ihnen zur Zeit der Türken nicht gestattet war, davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Indessen sind vier lange, in die Erde eingrammte Balken, mit einem kleinen Dache, woraus diese sogenannten Thürme bestehen, gerade keine große Zierden dieser Kirchen. Mit der größten Feierlichkeit wurden die Glocken, die den Triumph des Christenthums verkündeten, in denselben aufgehängt.

Die Juden, welche hundertundsiebzehn Häuser besitzen, unterscheiden sich kaum, und nur durch die Gesichtsbildung etwas von den Armeniern, allein diese Gesichtsbildung hat immer einiges Charakteristische, unter welcher Tracht man sie auch sehe. Sie haben ihre Synagoge und ihren Kahal.

Alle Moscheen liegen in Ruinen, oder sind verlassen, da sich nur noch wenige Muhammedanische Familien in der Stadt befinden; man sagte mir sogar, die kleine Anzahl, deren ich weiter oben erwähnt, habe sich auf nichts reducirt, und die Mehrzahl der Familien, die geblieben waren, hätten sich, nachdem sie ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht, heimlich in die Türkei geflüchtet. Keine dieser Moscheen, mit Ausnahme jener der Festung, welche ein Meisterstück der Baukunst ist, verdient einige Aufmerksamkeit. Diese wurde durch einen italienischen Baumeister unter dem vorletzten Pascha erbaut. Auf einem regelmäßigen Würfel erhebt sich eine aus Backsteinen erbaute, und mit Blei bedeckte Kuppel von neunundvierzig Fuß im Durchmesser; das Innere ist gegipst, mit Arabesken bedeckt, und mit einem langen Fries, mit Vor-

schriften aus dem Koran geschmückt. Die Fenster der Kuppel sind klein, aber mit Glasscheiben versehen. Der Maharab oder Mirob, eine Nische, in welcher sich der Iman zum Gebete stellt, besteht aus mehr als einen Fuß breiten, grün und blauen Platten von geschliffenem Agat. Oberhalb der Nische befindet sich gleichfalls eine große Platte von Agat, auf welcher sich eine, aus dem Koran entnommene Inschrift befindet. Die großen Fenster des Hauptgebäudes der Moschee bestehen aus Glasmalereien, gleichfalls mit Stellen aus dem Koran, und oberhalb eines jeden Fensters, jedoch außerhalb der Kirche, befinden sich Porcellan-Platten, in welche ebenfalls Sprüche aus diesem Buche emaillirt sind. Bei der Nacht erhellten hunderte von Lampen das Innere der Moschee. Der Porticus besteht aus drei Kuppeln, die von Säulen aus schwarzem Basalt getragen werden, deren Füße und Knäufe ebenso, wie eine große Inschrift an der Hauptthüre, mit Bronze verziert sind. Das Minaret ist eines der schönsten und höchsten, das ich je sah. Wie die ganze Moschee, besteht es aus gehauenen Steinen, die so gut zusammengefügt sind, daß sieben Kanonenkugeln, die es trafen, es trotz seiner Höhe von hundertunddreißig Fuß, nur leicht erschüttern konnten.

Die Moschee selbst hat auch nicht mehr gelitten, die Kugeln machten zwar ein Loch in die Mauer, sonst aber thaten sie keinen Schaden. Ein Brunnen, der mitten im Hofe der Moschee fließt, und dessen Wasser auf fünfzehn Werste Entfernung hergeleitet wird, wurde durch denselben Pascha aufgeführt, dessen sehr schönes Grabmal, nebst dem seines Sohnes zur Seite, ganz in der Nähe desselben steht.

Man hat den Plan gefaßt, aus dieser Moschee eine russische Kirche zu machen; der Kaiser hat zu dieser Verwandlung die Summe von zweitausend Dukaten bewilligt, und die Kaiserin hat die Schenkung der Bilder übernommen.

Die Festung von Akhaltsikhe besteht aus der untern und obern Festung, und aus der Citadelle. In ihrem gegenwärtigen Zustand kann sie nur gegen die Türken, die in der Kunst, Krieg zu führen, noch so weit zurück sind, für wichtig angesehen werden. In Europa würde man, da sie von mehren Seiten beherrscht wird, wenig aus ihr machen, und sich kaum die Mühe geben, sie zu vertheidigen, denn man dürfte überzeugt seyn, daß man doch genöthigt wäre, sie in kurzer Zeit übergeben zu müssen. Man hat jedoch die Absicht, sie in einen solchen Stand zu setzen, daß sie auch gegen Europäische Streitkräfte zu vertheidigen wäre, indem man nämlich die Citadelle erhöht, wodurch man in den Stand gesetzt würde, die entgegengesetzte Seite des Flusses, welche bis jetzt die Festung hauptsächlich dominirt, durchaus unschädlich

zu machen, und indem man unter den Kanonen der Citadelle, und im Umkreiſe der alten armeniſchen Kirche eine Schanze errichten würde, welche dieſe Stellung vertheidigte.

Zu Friedenszeiten liegt ein Bataillon innerhalb der Mauern der Feſtung.

Die Sterblichkeit iſt daſelbſt bei weitem nicht ſo groß, als zu Kutais und im übrigen Kolchis, ja es findet nicht einmal eine Vergleichung ſtatt. Das Bataillon von Akhaltſikhe hat gewöhnlich nicht mehr als zwanzig Kranke; im Auguſt, welches der ungeſundeſte Monat im ganzen Jahr iſt, ſteigt jedoch deren Zahl bis auf fünfzig. Das andere Bataillon deſſelben Regiments, welches zu Akhalkalaki und in der Umgegend liegt, hatte deren noch weit weniger.

Was die Bewohner der Stadt betrifft, ſo ſcheint es, daß ihre Armuth, ihre ſchlechten Wohnungen und die Epidemien in den letzten Jahren, einen viel ſchädlicheren Einfluß auf ſie, als auf die Soldaten gehabt haben, denn man hat berechnet, daß im Durchſchnitt von fünfzehn einer ſtarb, allein die Sterblichkeit war noch größer. Während meines Aufenthalts gegen den Ausgang des Auguſt, war ich über die Menge Beerdigungen, welche jeden Tag ſtattfanden, wahrhaft erſtaunt. Im Schatten eines alten Thurmes ſitzend, wo ich die Anſicht der Stadt zeichnete, konnte ich das Ganze überſehen, und nichts entging meinen Blicken; ich konnte von einem Ende der Stadt bis zum andern, und bis zu den Begräbnißſtätten den langen Prozeſſionen der Leichenbegängniſſe folgen, die Kreuze, die Fahnen dabei zählen, und ſogar den monotonen Trauergeſang hören, mit welchem die Leichen hinausbegleitet werden. Waren die letzten Töne des Geſanges auf dem Kirchhofe verklungen, ſo ſah ich die Geiſtlichen mit ihrem religiöſen Gepränge ſchnell zu einem andern Grabe eilen, wo man bereits darauf wartete, daß ſie auch hier einem Todten den letzten Dienſt erwieſen.

So fand ich Akhaltſikhe zur Zeit meines Beſuches. Ich begab mich mit meinem Führer Nicolas zum Commandanten der Feſtung und übergab ihm die mir mitgegebene und an ihn ausgeſtellte Ordre; der Oberſt Iwanowitſch Xenararef empfing mich mit der größten Herzlichkeit und ließ mir ſogleich eine Wohnung in der Stadt anweiſen. Der Vorſtand der Policei übergab mir zu meiner Verfügung ein geräumiges, unbewohntes, nahe am Bazar der alten Stadt gelegenes Haus. Es enthielt mehre Zimmer mit Küche und Stallungen, aber keines der Gemächer hatte andere Fenſter, als kleine Dachluken, was mich wegen meiner Zeichnungen ſehr in Verlegenheit ſetzte. Was mich jedoch noch mehr genirte, war, daß ich ſogleich nach meinem Einzuge die Leute des

Fürſten Elisbar Eriſtaf mit der Bagage ihres Herrn, mit ſeinen Pferden ꝛc. ankommen ſah, die ſich des Hauſes ſo ganz ohne alle Rückſicht auf mich bemächtigten, daß mir kaum noch ein Winkel für meine Arbeiten übrig blieb. Ich ertrug die Sache geduldig, und hatte nicht einmal nöthig, mich darüber zu beſchweren, denn ſobald der Oberſt in Erfahrung gebracht hatte, welche Wohnung man mir gegeben, ließ er ſogleich den Vorſtand der Policei zu ſich rufen, und befahl ihm, mir eine bequemere Wohnung auszuſuchen. Zum Glück befand ſich noch ein Haus in der alten Stadt, welches früher einem vornehmen Türken angehört hatte, und über welches nun, da kein Eigenthümer da war, das Gouvernement verfügen konnte. Da es leer ſtand, ſo hatte ſich zwar ein Georgiſcher Fürſt in demſelben einquartirt, allein der Oberſt bat ihn nicht nur, das Haus mit mir zu theilen, ſondern auch Sorge für mich zu tragen. Von dieſem Augenblicke an fehlte mir nichts mehr. Ich nahm Demange und Nicolas mit mir, und da ich ſah, daß die Leute des Fürſten Eriſtaf Miene machten, mir gleichfalls zu folgen, ſo verbot ich, ſie aufzunehmen, und ſie waren genöthigt, ſich anderswo eine Wohnung aufzuſuchen. Wir hatten ein ſehr hübſches, türkiſch bemaltes Zimmer, mit Divans, Alkoven und der nöthigen Helle, und der Georgiſche Fürſt war die Gefälligkeit ſelbſt. Der Oberſt wollte durchaus nicht zugeben, daß ich einen andern Tiſch, als den ſeinigen nahm, und ſo machten Demange und Nicolas mit dem Georgiſchen Fürſten gemeinſchaftlich ihre Menage, und vertrugen ſich ſehr gut. Nur Nicolas zeigte ſich hierüber ein wenig unzufrieden, und ich hörte ihn zuweilen etwas zwiſchen den Zähnen murmeln. Sein Schlauch Wein wurde, Dank der Taktik des Fürſten, der ſeit unſerem Beiſammenſeyn es ſehr bequem gefunden hatte, auf unſere Koſten zu leben, bald leer. Ich tröſtete Nicolas darüber; es war eine Ladung friſcher Weine aus Imerethi angekommen, ich ließ eine hinlängliche Quantität davon kaufen, um ſeinen Schlauch wieder anzufüllen, und nun war er beruhigt.

Die Geſellſchaft kann in einer, vom Mittelpunkte der Civiliſation ſo entfernten Stadt weder ſehr zahlreich noch ſehr gewählt ſeyn. Zwei oder drei ruſſiſche Damen waren allein ihren Männern gefolgt; die meiſten der im Civil oder Militär Angeſtellten aber waren, oder lebten wenigſtens, als Garçons. Und nun hatte es ſich getroffen, daß gerade zur Zeit meiner Ankunft zwölf derſelben unter ſich ausgemacht hatten, ſich abwechslungsweiſe gegenſeitig zu tractiren, denn bei ſo viel ſonſtigen Entbehrungen mancherlei Art, hatten ſie wohl eingeſehen, daß gut Eſſen und Trinken wenigſtens einigen Troſt gewähre. Und ſo hatte man denn zu Akhaltſikhe nie etwas Koſtbareres und Reichlicheres ge-

sehen, als die zwölf Mittagessen dieser Junggesellen, zu welchen auch Freunde eingeladen worden waren.

Das Essen selbst will ich nicht beschreiben und vom Getränke nur so viel bemerken, daß man am Anfang mit vortrefflichem rothem Wein von Lakholie bedient wurde, daß gegen das Ende der Mahlzeit der Champagner in Strömen floß, und daß die Gesellschaft über Durst trank. Nach dem Essen wurde, wie in Europa, Caffee servirt.

Nachdem ich mich einige Tage zu Akhaltsikhe aufgehalten hatte, faßte ich den Entschluß, mich in das hochgelegene Thal des Kur zu begeben, um die berühmte Höhlen-Stadt Wardsie in Augenschein zu nehmen. Der Commandant von Akhaltsikhe gab uns zu diesem Zwecke eine Escorte von zwei Kosaken, und einen Karapapak als Führer. Dieß war zu jener Zeit mehr als genügend, um in voller Sicherheit zu reisen. — Der Weg führte uns an dem Kloster Saphar vorbei, das gegenwärtig von Niemand mehr bewohnt wird. Der Geistliche, welcher zuweilen in der Kirche daselbst den Gottesdienst verrichtet, wohnt in dem Dorfe Andreatsminda, wohin wir auf einem abscheulichen Weg, der meistens über nackte Felsen führte, gelangten. Jenseits dieses Dorfes stiegen wir in das Thal des Tkalis hinab, der sich in den Kur ergießt. Mein Karapapak wollte mich in ein zweites christliches Dorf zu unserer Rechten führen, meine Kosaken aber wünschten, daß wir uns auf dem directen Wege nach Gobi begeben möchten. Nach langem hin und wider Reden gaben wir dem Wunsche der Kosaken nach, und gegen Abend erreichten wir Gobi oder Gobieti, ein großes Dorf an den Ufern des Kur, 25 Werste von Akhaltsikhe.

Die Einwohner sprachen, obgleich sie Muhammedaner sind, das Georgische und verstanden auch das Türkische. Sie stammen von den alten Georgiern von Saatabago, welche Saphar Pascha im Jahr 1265 zwang, den Muhammedismus anzunehmen. Sein Sohn Jussuf Pascha und sein Enkel Rostan, die noch unduldsamer waren, als er, fuhren fort, sie zu verfolgen, bis sie durch Gewalt deren völlige Bekehrung durchgesetzt hatten, wobei es nur sonderbar erscheint, daß diese Verfolgung nur die Georgier und nicht auch die Armenier traf, denen von dem Sultan eine Art von Gewissensfreiheit zugestanden wurde, wie man sie früher den Juden gewährt hatte.

Ich fand bei diesen alten Georgiern denselben Ausdruck des Gesichts, wie bei denen von Imerethi und Karthli. Alle wären sehr geneigt, wieder in den Schoos der Kirche zurückzukehren, wenn sie nicht die Rückkehr der Türken und die Grausamkeiten fürchten würden, die sie im Falle der Abtrünnigkeit erleiden müßten; sie können nicht an die Stabilität der russischen Macht in diesen Gegenden glauben. Sie hatten früher zwei Kirchen zu Gobieti, die eine ist in Ruinen verfallen, und die andere, die sich in keinem viel bessern Zustand befindet, ward in eine Moschee verwandelt, und dient gegenwärtig zu einem Magazin.

Wir wurden freundschaftlich empfangen, was wir vielleicht unsern Kosaken und dem Karapapak zu verdanken hatten; man logirte uns unter ein Wetterdach, in welchem ein gutes Feuer brannte, und wenn man sehr ermüdet ist, so schläft man überall gut. Die imerethische Gastfreundschaft, die einen Hauptzug ihrer Lebensart ausmacht, hat sich bei den Nachkommen der alten Karthlier, trotz dem Drucke der Türken, der so sehr auf ihnen lastete, nicht verloren.

Den andern Tag setzten wir unsern Weg fort. Bis nach Aspindse

folgt der Weg dem linken Ufer des Kur, hier aber hemmen Felsen jede weitere Passage auf diesem Ufer. Wir erstiegen den Kamm dieser Felsen, ließen Aspindse auf dem rechten Ufer des Kur, auf dem linken, in einem engen Thale, die Bäder Achmets, die einige Werste vom Wege abliegen, und erreichten endlich das Schloß Khertwis, früher der Hauptort eines Sandjak, der einem türkischen Pascha zum Aufenthalte diente, und wo jetzt eine Compagnie russischer Soldaten liegt. Sie hat diesen Posten besetzt, obgleich derselbe durchaus keinen strategischen Werth hat, da er von allen Seiten dominirt wird, aber gegen die unwissenden Türken ist alles gut.

Diese kleine Festung enthält nur zehn Häuser, von welchen der Hauptmann dieser Compagnie das beste bewohnt. Es war die Wohnung des alten Pascha, der sie mit vieler Sorgfalt, und selbst mit einigem Luxus erbauen ließ. Der Harem namentlich war für dieses Land prächtig ausgeschmückt. Der Hauptmann machte seine Sommerwohnung daraus, denn es ist nicht für den Winter eingerichtet, der in Khertwis ziemlich lange anhält, das nach meiner Schätzung ungefähr viertausend Fuß über der Meeresfläche liegt. Das Klima ist indessen sehr gesund, auch fand ich hier nicht einen einzigen kranken Soldaten.

Der kleine Flecken Khertwis liegt am Fuße des Forts, die Bevölkerung desselben besteht aus 800 Seelen, worunter sich einige kleine Armenische Kaufleute befinden. Man hat zwei hölzerne Brücken erbaut, die eine über den Kur, die andere über die Taparawanie, die hier in den Kur fließt.

Der in Khertwis liegende Hauptmann empfing mich, wie ein Robinson auf seiner einsamen Insel einen Europäer empfangen würde, denn es trifft sich äußerst selten, daß ein Reisender diese abgelegene Gegend besucht und die Offiziere halten es für ein großes Glück, wenn sie nach langer Zeit endlich einmal einen Menschen sehen, der ihnen Nachricht von dem geben kann, was in der Welt vorgeht. Der Hauptman bewirthete mich mit herrlichem Weine von Gokheti, und mit ausgezeichneten Forellen. Da ich jedoch wünschte, heute noch meinen Weg fortzusetzen, und Wardsie noch zu erreichen, so dachte er darauf, mich dem einzigen Bewohner, der gegenwärtig die ganze Bevölkerung dieser Stadt ausmacht, zu empfehlen. Man ließ einen Armenier kommen, der ein Schreiben an denselben aufsetzte, welches der Hauptmann mit seinem Siegel versah; er bat seinen Lieutenant, welcher aus Sachsen gebürtig war, und sich noch einiger Worte seiner Muttersprache erinnerte, uns zu begleiten; man gab uns zwei Kosaken zur Escorte, und wir wollten uns eben zu Pferd setzen, als wir erfuhren, daß der gedachte Einwohner sich hier befinde, um einige Einkäufe zu machen. Erfreut über diese Nachricht, ließen wir ihn kommen, und baten ihn, uns als Führer zu dienen. Er war gern hiezu bereitwillig, legte einige Säcke auf sein Pferd, trieb es vor uns her, und wir brauchten ihm nur zu folgen.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Civiliſirte Feuerländer.

In der Reiſebeſchreibung einer auf Befehl der engliſchen Regierung von dem Capitän Fitzroy von der engliſchen Marine nach Südamerika unternommenen Expedition, die von 1830 bis 1833 währte, findet ſich Folgendes über drei Feuerländer, die drei Jahre lang in London gelebt, dort unterrichtet und in den Gebräuchen civiliſirter Nationen unterwieſen worden waren.

„Wie es ſcheint, hatten dieſe armen Leute während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in London ganz vergeſſen, in welch traurigem Zuſtande ſich ihre Landsleute noch befänden. Der erſte Wilde, deſſen ſie anſichtig wurden, erſchien ihnen wie ein viel tiefer ſtehendes und abſchreckendes Weſen. „Ach der Affe!“ rief einer von ihnen aus; er vergaß dabei, daß er drei Jahre zuvor eben ſo plump, ſo ſchmutzig, linkiſch und dumm geweſen war, als der Menſch, der ihm jetzt wie ein Affe vorkam.“

„Jemmy, einer der drei Civiliſirten, erfuhr, ſein Vater ſey während ſeiner Abweſenheit geſtorben; auf dieſe Nachricht nahm ſein Geſicht einige Minuten lang einen ernſten Ausdruck an, zeigte aber ſonſt keine Spur von Schmerz oder Erſchütterung. Nachdem er als eine Art von Leichenceremonie einige kleine Baumzweige verbrannt hatte, ward er wieder vollkommen ſo ruhig und gleichgültig, als zuvor.“

„Die erſte Zuſammenkunft der Zurückgekehrten mit den Ihrigen war ſehr traurig, und ſetzte ſie in nicht geringe Verlegenheit. Drei Jahre der Abweſenheit hatten zwiſchen ihnen und ihren ehemaligen Genoſſen eine Mauer aufgethürmt,

deren Höhe ſie zu begreifen begannen. Jemmy hatte ganz und gar die Fähigkeit verloren, ſich in ſeiner heimiſchen Mundart auszudrücken. York und Fuegia ſprachen ſie, um ſich wenigſtens zur Noth verſtändlich machen zu können, aber doch nur in gebrochenen Sätzen, und immer mit vielen engliſchen Worten dazwiſchen. Nach einigen Stunden ſolch mühſamer Unterhaltung verſtand man ſich gegenſeitig doch ſchon beſſer, und die Weitgereisten kramten ihre überſeeiſchen Schätze, ihre Kleider, Waffen und Ackergeräthſchaften, aus. Nun waren ſie erſt recht willkommen; ihre Landsleute überhäuften ſie mit Wohlwollen und Sorgfalt, und ſie wußten ſich ſo liebevoller Aufmerkſamkeit kaum zu erwehren. Indeſſen trugen die wiedergefundenen Verwandten und Freunde bald Sorge, Alles verſchwinden zu laſſen, was in den Bereich ihrer habgierigen Hände kam. Der Bruder Jemmy's richtete eine erbauliche, in pathetiſchem Tone geſprochene Rede über den Tod ihres Vaters an ihn, und indeſſen leerten ſie in heimlicher Uebereinſtimmung mit dem ſalbungsvollen Redner die Taſchen des aufmerkſam zuhörenden Bruders."

„Ein armer Engländer, der mit dem Gedanken umgegangen war, ſich in der **Terra del Fuego** unter dem Schutz und Schirm der drei Schüler der Civiliſation niederzulaſſen, erſchrack ſo ſehr vor dem liebevollen Empfange, der dieſen zu Theil wurde, daß er ſeinem Vorhaben entſagte."

„Nach einem mehre Monate währenden Kreuzen ging das von Capitän Fitzroy befehligte Schiff noch einmal an dem Geſtade, wo man Jemmy, York und Fuegia den Ihrigen wieder zugeführt hatte, vor Anker. Nur Jemmy erſchien wieder. Der arme Teufel hatte alle ſeinen Sitten wieder aufgeben müſſen, die er in London mit Mühe und Noth in ſich hineingebracht hatte; ſein Haar war wieder wild gewachſen, und zeigte nichts mehr von der Tyrannei des Kammes und der Scheere; er war ſehr mager geworden, ſchmutzig, wie alle ſeine übrigen, nicht in England civiliſirten Landsleute; ſeine von dem ewigen Rauch der Hütten roth aufgelaufenen Augen vermehrten noch die ihm von der Natur in hohem Grade verliehene Häßlichkeit. Doch waren ihm noch einige Erinnerungen an ſeinen in England genoſſenen Unterricht geblieben. Sobald er des Capitäns Fitzroy anſichtig wurde, griff er mechaniſch an ſeinen Hut, oder vielmehr an die Stelle, wo ſein Hut, den ihm ein lieber Freund entfremdet, ehedem geſeſſen hatte; auch machte er dem Capitän ein Geſchenk mit einer Fiſchotterhaut, die er, wie er ſagte, eigens für ihn gegerbt habe. Ueber ſeine Studiengefährten York und Fuegia beklagte er ſich bitterlich, ſie hätten unter ſich gemeinſchaftliche Sache gemacht, ihm noch Alles zu nehmen, was ihm die Wilden gelaſſen. Uebrigens tröſtete ihn die Liebe für alles erlittene Ungemach. Auf dem Canot, das ihn an Bord brachte, befand ſich mit ihm ſeine junge Frau, die, als ſie ihn im Zwiſchendecke des Schiffes verſchwinden ſah, ein verzweifeltes Klaggeſchrei ausſtieß, und ſich nicht eher wieder zur Ruhe gab, bis ihr Gatte lächelnd wieder in ſein Canot ſprang. Er ſchien ſehr verliebt in ſie und im Ganzen mit ſeinem Looſe nicht unzufrieden zu ſeyn."

„Uebrigens hatte man die Feuerländer in der Abſicht zu civiliſiren verſucht, ſie möchten nach ihrer Rückkehr Einfluß auf die Uebrigen gewinnen, und es könne der Mannſchaft dort ſtrandender Schiffe künftig eine minder ungaſtliche Aufnahme zu Theil werden. Dieſe Abſicht ſcheint jedoch gänzlich mißlungen zu ſeyn."

Notizen.

Das ſonſt ſo ruhige caſpiſche Meer iſt in den erſten Tagen des Juli durch heftige Stürme aufgeregt worden. Achtzehn theils ruſſiſche, theils perſiſche Schiffe haben Schiffbruch gelitten, und man ſchlägt den Schaden, den der Handel in jenen Gegenden dadurch erlitten hat, auf drei Millionen Rubel an. Fünfundneunzig Menſchen haben bei dieſen Schiffbrüchen ihren Tod in den Wellen gefunden.

— Am fünfzehnten Auguſt, dem Tage von Mariä Himmelfahrt, wurde in Algier ein junges Mädchen aus ſehr vornehmem Geſchlechte — eine Fürſtentochter nennen ſie die dortigen Einwohner, weil ſie früher dem Harem des Beys angehört hatte — getauft. Der Biſchof ſelbſt verrichtete die heilige Handlung, in der Ajeſcha den Namen Maria erhielt.

— Die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften hat eines ihrer Mitglieder, Herrn von Mirbel, beauftragt, ſich nach Algier zu begeben, um dort Beobachtungen zu machen, die geeignet ſind, mehre noch obſchwebende Zweifel über die Phyſiologie der Pflanzen aufzuklären. Herr von Mirbel wird gegen Ende Septembers ſeine Reiſe dorthin antreten, und bis zu Ende Decembers ſeine Unterſuchungen betreiben.

— Aus Smyrna und Bucareſt melden Briefe vom Ende Auguſt, daß die Peſt in Trebiſond, in Samſun und in der Feſtung Siliſtria ausgebrochen ſey. Indeſſen iſt dieſe Krankheit dießmal unter minder gefährlichen Formen aufgetreten, als das ſonſt der Fall zu ſeyn pflegt, und ſo hofft man, ſie bald wieder erſticken zu können, ehe ſie ſich in weiteren Kreiſen verbreitet.

— Der perſiſche Geſandte in Paris hat von der franzöſiſchen Regierung die Erlaubniß erhalten, eine Anzahl Inſtructoren zur Unterweiſung der Truppen des Schahs, ſeines Herrn, anzuwerben. Es heißt, drei Sergeant-Majors der Pariſer Garniſon und einige Artilleriſten würden mit dem Grade von Unterlieutenants den franzöſiſchen Dienſt verlaſſen, und in das perſiſche Heer eintreten. Schon früher iſt ein franzöſiſcher Stabsofficier höheren Ranges nach Perſien abgegangen, um die Truppen jener aſiatiſchen Macht mit europäiſcher Taktik mehr und mehr bekannt zu machen. Jedem der neuerdings angeworbenen Unterofficiere iſt ein jährlicher Gehalt von dreitauſend Franken verſprochen worden.

— In Dorongo in Mexico ſoll eine große Anzahl von Mumien entdeckt worden ſeyn, die mit den in den Ueberreſten altägyptiſcher Zeit gefundenen viele Aehnlichkeit haben ſollen.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Landleute von Groß-Canaria, Fortaventura und Lancerote.

Auguſt Lewald.

Lith. Anst. v. W. Pobuda.

Gross = Canarien.

Fortaventura und Lancerotte.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Vierter Artikel.

Prüfungen.

Keine Inſtitution dieſes großen Reiches macht ihrem Begründer ſo viel Ehre, als die Anordnung regelmäßiger Prüfungen, um unter den talentvollſten Jünglingen die Regierungsbeamten herauszuwählen. Da der Weg zu Ehrenſtellen und Vortheilen allen offen ſteht, müſſen die Schüler ſich muthig angetrieben fühlen, um den Preis zu erringen. Wo das Patronat die Grundgeſetze des Landes abgeſchafft, wo das Verdienſt überall belohnt wird, wo das Talent ſo hoch geehrt iſt, wird die Blüthe der Nation jene Stellung im Leben erreichen, für welche der Gott der Natur hochgebildete Individuen beſtimmt hat. In China wird nur das Talent ohne die mindeſte Rückſicht auf die Perſon beför-

dert; dies ist das große Thema, über das sich schon so viele Panegyristen verbreitet haben. Der Grundsatz ist edel und verdient auch in andern Ländern angenommen zu werden; die Anwendung desselben hängt von dem Zustande des Landes ab, in welchem der Versuch gemacht wird.

Die Studirenden, welche sich für die höheren Stellen im Leben zu bilden wünschen, verfolgen ihre wissenschaftlichen Forschungen. Nachdem sie sich eine gehörige Kenntniß der Classiker erworben haben, lesen sie mit der äußersten Aufmerksamkeit die besten Commentatoren, gehen die Geschichte ihres Landes durch, eignen sich die Prinzipien der Poesie an und üben sich täglich in poetischen Versuchen. Die reicheren Classen nehmen aus diesem Grunde Privaterzieher in ihre Häuser, die bereits ihre Grade erhalten haben und dadurch befähigt sind, ihren Mündeln die beste Anleitung zu geben, um dieselben Ehrenstellen zu erlangen. Aermere Studirende bemühen sich entweder, die erforderliche Bücherkenntniß sich zu erwerben, oder besuchen eines der öffentlichen Seminarien, deren es in den Hauptstädten großer Bezirke mehre gibt.

Die Prüfungen selbst beschränken sich auf die Classiker. Ein Candidat muß durch Abfassung eines wohl angeordneten Versuchs über irgend ein ihm gegebenes Thema beweisen, daß er jene Werke vollkommen versteht. Während er auch Verse machen und seine vertraute Bekanntschaft mit dem Shi-king oder Buch der Oden zeigen muß, muß er im Stande seyn, nicht bloß eine leserliche, sondern auch eine schöne Handschrift zu schreiben. Es wäre sehr schlimm für ihn, wenn er sich mit seinen eigenen Gedanken über Gegenstände hervordrängen wollte, die von gelehrten Commentatoren nach allen Seiten hin beleuchtet wurden. Er darf nur ihre Meinungen in einer möglichst feinen Sprache geben. Das Gedächtniß trägt die Palme des Sieges davon, und keineswegs der Verstand.

Die Geschicklichkeit besteht nicht in der Darlegung des Genies, sondern darin, daß man sich an die Alten enthusiastisch anschließt, und im Stande ist, das zu wiederholen, was sie bereits gesagt haben. So glänzend auch die Originalität seyn möge, es würde immer als ein Flecken auf dem Andenken der Weisen betrachtet werden, wenn ein unerfahrener Jüngling einen andern Weg einschlagen, und das ganze Gedankensystem der weisesten Männer umstürzen würde. Um diese jungen Candidaten in gehörigen Schranken zu erhalten, ist ein ganzes Gesetzbuch von Regeln vorhanden, und sie müssen entweder diesen streng sich anschließen, oder alle Hoffnung auf Erfolg aufgeben.

In jedem kleinen Bezirke gibt es Heen-heo-keaou-yo, und Heumtaou, Oberaufseher von Heen-Schulen, die unter der unmittelbaren Aufsicht der Foo-heo-keaou-show, oder Heo-ching des Foo stehen, und diese sind minder dem Te-tuh-heo-ching, dem wissenschaftlichen Kanzler der Provinz unterworfen. Die ersteren machen zweimal in jedem Jahre eine Reise durch den Bezirk, und prüfen die in ihren Kenntnissen vorgerücktesten Studenten. So empfohlen erscheinen sie jedes Jahr in dem Prüfungssaale vor dem The-heen, dem obersten Beamten des Bezirks. Er gibt ihnen ein Thema aus den Classikern, über welches sie einen Versuch schreiben sollen. Vielleicht der zehnte Theil der Candidaten wird belobt, und ihre Namen in die Bücher eingeschrieben. Ihre Namen werden in den Straßen angeklebt, um das Publikum auf ihren Erfolg aufmerksam zu machen. Das heißt man einen Heen-ming haben. Im nächsten Jahre erscheinen die Jünglinge vor dem Foo, und bestehen eine ähnliche Prüfung unter dem ersten Beamten dieses Bezirks. Haben sie Erfolg, so werden sie in die Bücher des Foo eingeschrieben, und man sagt, sie haben einen Foo-ming erhalten. Solche Jünglinge nennt man gewöhnlich Tung-sang; und nachdem sie so die Billigung der Beamten ihres Geburtslandes erhalten haben, sind sie fähig, sich um den geringsten Grad literarischer Ehren zu bewerben, den man Sew-tsae nennt (aufblühendes Talent).

Diese Prüfungen finden unter der Leitung des Kanzlers einer Provinz statt. Die Tung-sang werden in einem großen Saale versammelt, aber hinter verschiedenen Verschlägen, so daß sie nicht mit einander verkehren können. Die Studenten werden ängstlich überwacht, damit sie nicht Bücher oder Versuche von andern bei sich führen können, während die Zugänge von Soldaten besetzt sind. Diese Prüfungen finden alle drei Jahre zweimal statt, und außerdem noch einmal in jeder Decade der Regierung eines Monarchen. Um Betrug oder eine falsche Belobung zu verhüten, ist ein ganzes Gesetzbuch von Regeln gegeben, um selbst die Möglichkeit der Erschleichung eines Erfolges abzuschneiden. Aber gerade diese Gesetze beweisen nur zu sehr, daß die Chinesen stets zum Betrug geneigt sind, und die strengsten Regeln zu umgehen wissen.

Die Examinatoren haben sich über die Natur der Aufgaben berathen, und händigen sie den Studirenden, wenn sie in ihre Verschläge eintreten, gedruckt ein. Die Prüfung dauert drei Tage für den Sew-tsae und neun Tage für den Keu-jin.

Die Art, auf welche die Prüfung geleitet wird, ist immer dieselbe, nur mit dieser Ausnahme, daß bei den niederen Graden die Aufgaben weit leichter und weniger umfassend sind.

Die erſtern nennt man Kan-chang oder Verſuche, die über ein Thema geſchrieben ſind, das aus den Claſſikern genommen iſt. Am erſten Tage werden drei Themate ausgetheilt, und noch ein weiteres, über welches ein Vers zu machen iſt. Am zweiten Tage ein Thema aus jedem der fünf Claſſiker. Das erſte aus dem Yih-king, das zweite aus dem Shu-king, das dritte aus dem Shi-king, das vierte aus dem Chun-tſeu, und das fünfte aus dem Le-ke. Am dritten Prüfungstage werden fünf Fragen gegeben, die angemeſſen zu beantworten ſind. Dieſe beziehen ſich auf die Geſchichte und die politiſchen Einrichtungen China's; hieraus ſcheint hervorzugehen, daß von den Examinatoren am meiſten auf die Claſſiker geſehen wird, nächſt dieſen auf die Politik, und erſt dann auf die Poeſie.

Zu all' dieſen Prüfungen wird zugelaſſen, wer will; für die kaiſerliche Verwandtſchaft jedoch ſind beſondere Prüfungen in dem Palaſte, und ebenſo iſt es in dem Nationalinſtitute, welche Prüfungen die Söhne von Edelleuten und Beamten beſtehen, und zu welchen nur eine beſtimmte Anzahl von Perſonen Zutritt hat. Dieſe Prüfungen ſind weder ſo ſtreng noch ſo mannigfaltig, wie die Nationalprüfungen.

Die öffentliche Spannung beim Herannahen ſolcher Prüfungen iſt eben ſo groß, als das Intereſſe des engliſchen Volks an den Wahlen. Tauſende verſammeln ſich in den Städten, und Leute von aller Art finden ſich ein, die bei einem Zuſammenlauf von ſo vielen Leuten ihren Vortheil zu finden ſuchen. In Kanton hat es ſich ereignet, daß bei der Prüfung der Keu-jin mehr als 12,000 Fremde verſammelt waren. Sobald das Reſultat bekannt iſt, ertönen die Namen der glücklichen Candidaten, von einem Ende des Landes bis zum andern. Alsbald wird in jeder Stadt eine Liſte veröffentlicht, die von Hand zu Hand geht; ſelbſt die Bauern leſen dieſelbe aufmerkſam, die Eltern und Verwandten der Glücklichen empfangen Glückwünſche, und kleben Papiere an ihre Häuſer, um das Publikum von dem großen Glücke zu benachrichtigen, das ihnen zugefallen iſt.

Die Prüfungsſäle ſind ſehr geräumig. Der Student geht zuerſt durch einen Hof, wo am Eingang in einen zweiten Hof eine Wache aufgeſtellt iſt, und geht über eine ſteinerne Brücke, die über einen Graben geſchlagen iſt. Wenn alle verſammelt ſind, werden die Thüren verſiegelt, und keiner unter irgend einem Vorwande eingelaſſen. Sobald die Themata vertheilt ſind, werden die Candidaten in kleine Zellen eingeſchloſſen. Hier ſchreiben die Studenten ihre Arbeiten, und geben ſie dem Beamten ab, der mit der Empfangnahme derſelben beauftragt iſt. Eine Anzahl Abſchreiber geht ſogleich daran, ſie zu copiren, damit

der Examinator nicht die Handschrift seines etwaigen Schützlings erkennen, und diesen begünstigen möchte. Hierauf erhalten die Studierenden die Erlaubniß, zu ihrer Erholung frei umherzugehen. Nachdem der Examinator die Papiere sorgfältig durchsehen hat, macht er sogleich ein Verzeichniß von den Namen derer, welche Fehler gemacht haben, und diese erhalten die Erlaubniß, nach Hause zu gehen. Die nächsten zwei bis sieben Tage vergehen auf dieselbe Art, und nachher werden den Glücklichen Stücke Seide geschenkt, und dieselben reichlich bewirthet, nachdem sie zuvor dem Confuzius und den übrigen Weisen ihre Verehrung dargebracht haben.

Der Sew-tsae trägt zur Auszeichnung einen blauen Rock mit schwarzem Rande, und einen silbernen oder zinnernen Vogel auf seiner Mütze. Er ist von der Bastonade befreit, wenn dieselbe nicht von einem höheren Beamten zuerkannt wurde, und kann mit den Mandarinen auf freundschaftlichem Fuße verkehren. Ehe sie eine zweite Prüfung bestehen dürfen, erkundigen sich der Kanzler oder seine Stellvertreter wieder nach ihren Kenntnissen. Wenn sie sich mit dem Zustande der Studenten ganz bekannt gemacht haben, theilen sie dieselben in sechs Classen. Die ersten erhalten eine Belohnung von einem feal und einer seidenen Schärpe, die zweiten ein geringeres Präsent, die dritten, deren am meisten sind, werden weder belohnt, noch bestraft. Die vierten erhalten die Bastonade, die fünften verlieren den Vogel auf ihren Mützen, die sechsten werden von jedem Anspruch auf eine spätere Prüfung ausgeschlossen. Dieß geschieht jedoch nicht bloß wegen Mangels an Gelehrsamkeit, sondern vielmehr wegen ungehorsamen Betragens und lasterhafter Sitten.

Die Heu-jin, welche aus den Sew-tsae ausgewählt werden, sind sehr wenige, in der Regel nicht der hundertundsiebenundsiebenzigste Theil. Diese hochgeehrten Personen tragen einen braunen Rock mit einem goldenen Vogel, und sind jetzt zu Beamten wählbar. Diejenigen, welche ihre Studien zu fördern wünschen, reisen auf Kosten des Staates in die Hauptstadt, wo sie von den geschicktesten Mandarinen geprüft werden. Dieß findet alle vier Jahre statt, und die Prüfungen vor dem Kaiser sind nicht häufiger. Von den vielen Milliarden von Literaten erhält nicht der tausendste Theil den Grad des Tsin-sze, und der Stan-lin sind es noch weniger. Bei den Hofprüfungen gibt der Kaiser selbst die Aufgaben, und durchgeht die Arbeiten. Die Schüler, deren Arbeiten er billigt, werden reich bewirthet, und werden die Gegenstände seiner herablassenden Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Man könnte keck behaupten, die gegen den Betrug angewendeten Vorsichts-

maßregeln müßten ſich wirkſam erweiſen. In wie fern dieß in Wahrheit behauptet werden kann, können wir aus einzelnen hier angeführten Thatſachen erſehen.

Es gibt Männer von ſiebenzig Jahren, die noch nach dem Rang der Sew-tſae ſtreben, und Studenten von achtzig, die Keu-jin zu werden ſuchen. Nur die Trauer um Eltern oder nahe Verwandten kann einen Candidaten abhalten, zur anberaumten Zeit ſich einzuſtellen; iſt er aber ſonſt geeignet, ſo iſt er verbunden, bei jeder Prüfung gegenwärtig zu ſeyn. Es ſind Fehler in der Abfaſſung möglich, die ihn unfähig machen, die Bahn zu Ehrenſtellen weiter zu verfolgen. Wenn der Kanzler parteiiſch iſt, oder die Arbeiten nicht ſorgfältig durchſieht, ſind die Studenten ſchon oft in offenem Aufruhr aufgeſtanden, und haben ihn gezwungen. Wenn der Kaiſer eine Provinz für irgend ein vom Volke verübtes Verbrechen ſtrafen will, hebt er die gewöhnliche Prüfung auf, und nichts erſcheint ſchimpflicher, als eine ſolche Erniedrigung. Aber der gnädige Monarch gewährt weit öfter noch eine weitere Prüfung.

Bei der Thronbeſteigung des Taau-kwang wurde beſtimmt, daß die Candidaten, welche in jeder Provinz zu literariſchen Prüfungen zugelaſſen werden ſollten, von zehn auf dreißig erhöht ſeyen, und daß die Keu-jin als Ehrenzeichen einen Knopf vom ſechsten Grade tragen dürfen. Dieſelben weiteren literariſchen Prüfungen fanden auch neulich ſtatt, als die verwittwete Kaiſerin ihr ſechszigſtes Jahr erreicht hatte.

Die kleinen Intriguen, die bei ſolchen Prüfungen vorkommen, ſind zahllos. Es gibt eine Unzahl armer Schüler, die, um eine Summe Geldes die Arbeiten ſchreiben, während der Käufer ſie für ſeine eigenen ausgibt. Vor einigen Jahren wurde ein unterirdiſcher Gang in den Prüfungsſaal in Kanton entdeckt, durch welchen arme Gelehrte die Arbeiten den Candidaten zuſteckten. Die Kanzler ſind ſchon oft der Partheilichkeit bezüchtigt, und wegen Uebertretung des Geſetzes hart beſtraft worden. Da reiche Leute, und die Söhne hoher Beamten oft nicht ſehr hoch begabt ſind, fand man es nöthig, die Grade auch zu verkaufen. Doch nimmt man immer an, die Käufer müßten hinlängliche Kenntniſſe beſitzen, um dem gelehrten Stand keine Schande zu machen. Da man dieß ſehr einträglich fand, ſo wurde die Sitte, um Geld zu kaufen, was man ſonſt nur durch Arbeit ſich erwerben kann, mehr und mehr allgemein.

Im Jahr 1830 wurde die Entdeckung gemacht, daß einige Schreiber nicht weniger als ſechsundvierzig Keu-jin Diplome verfertigt hatten, und es wurde ſehr richtig geſchloſſen, daß dieſe ſchlimme Sitte auch in

andern Provinzen eingeführt seyn möchte. Bei näherer Untersuchung fand es sich, daß ein untergeordneter Beamter beim Collegium der Einkünfte in Pecking unter zwanzig auf einander folgenden Präsidenten zwanzigtausendvierhundertneunzehn selbstgemachte Diplome verkauft hatte. Welchen Begriff können wir dadurch von der Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit der Beamten erhalten, denen das wichtige Amt anvertraut ist, ihr Land mit tüchtigen Beamten zu versehen. Die Bestechung hat vom Throne ihren Anfang genommen, und sich durch die Provinzen verbreitet.

Ehe ein Literat seinen Rang einnehmen darf, wird er noch einmal geprüft, ob er zu einem besondern Berufe fähig ist. Der Le-poo oder das Collegium der Aemterbesetzung setzt ihn dann auf die Liste, wenn es sich von seinen Fähigkeiten überzeugt hat. Wird sodann eine Stelle erledigt, und sein Name steht oben, so wird er in die Hauptstadt berufen. Im Fall mehre Erledigungen entstehen, und andere Beamte ernannt werden sollen, müssen die verschiedenen Bewerber loosen, und werden dem Loose nach angestellt. Dieß ist der Geschäftsgang, der jedoch im Allgemeinen sehr gering geachtet wird. Selbst die höchsten Talente, und legalen Diplome nützen sehr wenig ohne Geld oder Gönner. Ein armer Mann kann unbekannt sterben, obgleich er länger als zwanzig Jahre an der Spitze der Liste stand. Es ist deßhalb ganz nothwendig, sich in der Hauptstadt einen Agenten zu halten, oder selbst dahin zu reisen, und die erste Gelegenheit einer Erledigung zu ergreifen. Die Studierenden des Nationalinstituts sind weit mehr begünstigt. Sie werden sogleich, nachdem sie ihre Studien beendigt haben, als Sekretäre angestellt. Hier haben sie alsdann die beste Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen, und sich die Bahn zu Ehrenstellen zu öffnen.

* * *

Künste.

In einem Lande, in dem man die Nützlichkeit über Alles hoch hält, und wo die Herrscher selbst vor Allem sich darum bemühen, Schätze aufzuhäufen, darf man nicht erwarten, daß die Künste in einem sehr blühenden Zustande seyn könnten. Die Malerei ist sehr in der Mode in China, aber die Künstler bekümmern sich nicht viel um Proportionen, Züge, Natur und Perspective. Ihre Darstellungen lebendiger Gegen-

ſtände ſind ſehr ſteif, es fehlt die Seele, die ihre Productionen anziehend machen könnte. Die Farben ſind lebhaft, und werden auf dem Papiere ſehr ſtark aufgetragen. Einige ihrer Landſchaften ſind erträglich, aber Portraitmalerei iſt wenig bekannt. Von einem Chineſen, der unſere europäiſchen Produkte niemals geſehen hat, habe ich nie ein einziges Gemälde geſehen, das man hätte treffend nennen können. In Canton haben die Maler den Vortheil gehabt, von Europäern unterrichtet zu werden. Dieſen ſind herrliche Nachahmungen gelungen, und ſie können jedes Gemälde, jede Landſchaft mit der größten Genauigkeit, und ohne den mindeſten Fehler abmalen. Unter der Maſſe haben ſich nur wenige zu originellen Portraitmalern erhoben, und der Kunſt Ehre gemacht. Die Bildhauerei iſt wenig bekannt. An ihrer Art, Blumen auszuſchneiden, haben wir wenig gefunden, das eine beſondere Erwähnung verdienen könnte. Ihre Arbeiten in Granit und Marmor ſind bloß mechaniſch, und können nicht als Kunſtleiſtungen betrachtet werden. Die Statuen ihrer Götzen ſind in der Regel aus Thon geformt, und mit Gold verziert. Es ſind mehr Karrikaturen von menſchlichen Weſen, als Nachahmungen, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war. Nur in wenigen Fällen haben wir ſehr gut getroffene Statuen von Kriegern und Pferden geſehen, die nach dem Leben gemacht waren, und obgleich aus Thon geformt, einem europäiſchen Künſtler Ehre gemacht haben würden. Die Chineſen verſtehen Figuren in Erz zu gießen, von welcher Art ich ſehr hübſche Darſtellungen geſehen habe.

Wir hätten behaupten können, die Chineſen hätten keine Muſik im ſtrengen Sinne, da wir ſo oft durch den Schall ihrer Inſtrumente betäubt worden waren, hätten wir nicht eine ſehr fleißige Abhandlung über dieſen Gegenſtand in den **Mémoires sur les Chinois** geleſen, die das Gegentheil beweist. Die Alten ſollen es in der Kunſt ſo weit gebracht haben, daß nicht bloß wilde Beſtien, ſondern auch grauſame Menſchen durch die Muſik gezähmt werden konnten, aber es liegt am Tage, daß ſie ſehr herabgekommen ſeyn muß. Confucius war einmal ſo hingeriſſen von den Tönen der Muſik, daß er drei Monate lang an keiner Nahrung mehr Geſchmack fand, und ſich wunderte, wie die Kunſt zu einer ſolchen Vollkommenheit habe gelangen können. Er betrachtete deßhalb die Wiſſenſchaft der Muſik als unerläßlich nothwendig zur Beherrſchung des Reiches, und zur Bezähmung der Leidenſchaften.

Während aller unſerer Wanderſchaften, auf denen wir bei der Feier von Hochzeiten und Leichenbegängniſſen, und bei der Muſterung von Truppen gegenwärtig waren, waren wir niemals im Stande, eine einzige Melodie herauszufinden. Muſiknoten, obgleich bekannt, werden

nicht allgemein angewendet. Eine Muſikbande beſteht aus dem Laut Gong, aus großen und kleinen Trommeln, Cymbeln, Pfeifen, verſchiedenen Flöten, Trompeten, gleich denen, die man für Kinder macht, Hörnern, einem Inſtrumente mit vielen Pfeifen, das einer Orgel gleicht, einer Guitarre mit einer oder zwei Saiten, einer Violine mit drei Saiten, und einer Menge anderer Inſtrumente, darunter Glocken, die in einem Geſtelle aufgehängt ſind, um einen harmoniſchen Klang zu geben. Der Grundſatz, nach welchem geſpielt wird, ſcheint darin zu beſtehen, daß immer ein Muſiker den andern mit ſeinem Inſtrumente zu übertönen ſucht. In Pecking iſt ein kaiſerliches Collegium für die Muſik, und der Hof hält verſchiedene Banden, welche die herkömmlichen Melodien ſpielen. Einige Chineſen ſpielen erträglich die Guitarre, und begleiten ſie mit Geſang; aber die Nation hat kein muſikaliſches Ohr, und die Inſtrumente ſind nicht ſehr harmoniſch. Wie die meiſten Dinge in China, ſind es die erſten Verſuche der Erfindung, die nicht weiter ausgebildet wurden, und deßhalb in einem unvollkommenen Zuſtande geblieben ſind. Die Armee hat Gong's, kleine Trommeln, die mit einem Schlägel geſchlagen werden, und große Hörner, die, um geblaſen zu werden, von einer zweiten Perſon gehalten werden müſſen. In den Theater-Orcheſtern herrſcht das Gong ſo ſtark vor, daß die Ohren der Zuſchauer betäubt werden. Es iſt ziemlich ſeltſam, daß die Chineſen an unſerer Muſik keinen Geſchmack finden können, und niemals ſie nachzuahmen ſuchen. Sie erſcheinen ganz ohne den feineren Sinn für die Melodie und den Wohllaut, und nur für rauhere Töne empfänglich.

Wir dürfen in China keine griechiſche Architektur oder eine Aehnlichkeit mit unſerer gothiſchen Bauart ſuchen. Einige kaiſerliche Paläſte ſind ſehr geſchmackvoll angelegt, und auch die Tempel ſehen oft ſehr romantiſch aus; aber nach Großartigkeit und claſſiſcher Vollkommenheit darf man durchaus nicht ſuchen. Wir können eine herrliche Entfaltung von Pracht, eine ſchöne Reihe von Gebäuden an einem romantiſchen Orte, auch hübſche niedere Gebäude in einer ſchönen Folge, mit ihren Drachen, ſpitzigen Dächern und vergoldeten Karnieſen erblicken, aber dann haben wir Alles geſehen. Man nehme dazu die beſtändige Einförmigkeit, den Mangel an geſchmackvollen Säulen und Karnieſen, und aller andern Gegenſtände, worin nach unſern Begriffen die Herrlichkeiten der Architektur beſtehen, dann werden wir im Stande ſeyn, die Vollkommenheit dieſer Kunſt in China richtig zu würdigen. Sie haben nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache für dieſelbe. Dennoch haben die Chineſen in Macao geſchmackvolle Häuſer gebaut, und wären zweifelsohne im Stande, Paläſte zu errichten, wenn irgend Jemand ihnen

ein Muſter geben, und die Freiheit auswirken könnte, das Werk auszuführen.

Berühmten Männern, die ſich um ihr Vaterland Verdienſte erworben haben, werden zu ihrer Ehre Denkmale errichtet. Dieſe beſtehen in Tempeln, die nach der angenommenen Mode gebaut ſind, und in welchen ihr Bild, meiſtens eine coloſſale vergoldete Statue, verehrt wird. Geringere Verdienſte, an denen auch Frauen Theil haben können, werden mit der Errichtung eines Pae-fangs oder Pae-loios belohnt, was man unrichtig Triumphbogen überſetzt. Sie gleichen unſern Galgen, nur ſind ſie höher und weiter. Der obere breite Theil iſt häufig mit Schnitzwerk geſchmackvoll verziert, und trägt eine Inſchrift, welche den Grund angibt, warum der Bogen errichtet wurde, und den Namen des verdienſtvollen Individuums nennt. Diejenigen, welche zu Ehren ſehr hoher Perſonen errichtet werden, haben gewöhnlich drei Thore, ein großes in der Mitte, und ein kleines zu jeder Seite. Die Pfeiler ſind ſehr breit, maſſiv aus Granit oder andern Steinen erbaut. Der oberſte Theil iſt ziemlich hoch aufgeführt, und mit einem Dache bedeckt.

Die denkwürdigſten chineſiſchen Gebäude ſind ohne Zweifel die Pagoden. Was unſere Bewunderung vorzugsweiſe erregte, iſt die Art, auf welche die Steine aneinander gekittet ſind, ſo daß ſie wie ein Stück erſcheinen, und dann die gewundenen Treppen mit vielen Karnieſen außen. Die Chineſen ſcheinen einigen Begriff von telegraphiſchen Depeſchen gehabt zu haben, indem ſie kleine, inwendig hohle Pyramiden erbauten, in denen man Feuer anzünden konnte, das an der Spitze hinausbrannte. Dieſe Feuerpyramiden ſind ſo erbaut, daß ſie mit einander in einer Linie correſpondiren, ſo daß, wenn irgendwo Rebellion ausgebrochen iſt, die Nachricht ſchnell in die Hauptquartiere gelangen kann. Obgleich man ſelten dieſen Gebrauch von ihnen macht, werden ſie dennoch im ganzen Lande in einem guten Zuſtande erhalten.

Die Paläſte der Großen nehmen einen ſehr ausgedehnten Raum ein, und beſtehen aus vier oder fünf Höfen, die mit ſehr einfachen Gebäuden umgeben ſind. Am Eingang in den erſten Hof warten die Gerichtsboten, und hier wohnen auch die Schreiber. Hierauf kommt der Gerichtsſaal und die Wohnungen für die Diener der Mandarine. Die drei übrigen ſind entweder für den Privatgebrauch, oder nur bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten offen, wenn die Magnaten zu Gericht ſitzen, oder von ihren Beamten umgeben ſind.

In verſchiedenen Städten hat man auf die Anlage der Straßen einige Kunſt gewendet, ſo daß ſie einander in rechten Winkeln durch-

ſchneiden, und eine hübſche Fernſicht gewähren. Doch iſt zu bedauern, daß dieſe herrliche Art, einer Stadt einen freundlichen Anblick zu geben, in den meiſten Städten vernachläßigt wurde.

Die Chineſen können ſich mit Recht ihrer Fertigkeit in der Errichtung von Mauern rühmen, deren es in dieſem Lande mehr gibt, als in irgend einem andern der Welt. Sie ſind gewöhnlich breit, innen mit Erde ausgefüllt und ſehr hoch, ſo daß ſie die Stadt unſichtbar machen. Der Grund, wenn nicht die ganze Mauer, iſt von maſſivem Granit hübſch gehauen und zuſammengefügt, während der oberſte Theil ſo breit iſt, daß eine Abtheilung Soldaten darauf herum marſchiren kann. Viele haben Zinnen, Bruſtwehren und Thürme, und ſcheinen für jedes andere Geſchoß, außer Pulver und Kugeln, unempfindlich zu ſeyn.

Auf die Architectur der Gräber verwenden die Chineſen große Aufmerkſamkeit. Wir haben beſonders in Che-keang ſo geſchmackvoll angelegte Gräber geſehen, daß die Mauſoleen anderer Länder ſie kaum übertreffen können. Es wäre ſehr ſchwierig, eine genaue Schilderung derſelben zu geben, da ſie ſo ſehr von einander verſchieden ſind; aber ſie ſcheinen den Zweck zu haben, einen feierlichen und Ehrfurcht gebietenden Eindruck zu machen. Der Thorweg öffnet ſich allmählig; das Monument beſteht aus einer Urne und verſchiedenen andern Figuren; Cypreſſen ſind umhergepflanzt. Hier wird auch Marmor angewendet, der bei der Erbauung von Häuſern ein ſeltenes Material iſt.

Die Chineſen haben einigen Begriff von den ſchönen Künſten. Es gibt ſechs Arten von ſchönen Künſten, mit denen der gebildete Mann vertraut ſeyn muß, nämlich: Anſtand, Muſik, Bogenſchießen, einen Wagen leiten, Schreiben und Rechnen. Auf dieſe beſchränken die Alten ihr Studium, aber die entartete Nachkommenſchaft hat leider einige dieſer Vorzüge verloren.

In der Hydraulik hätten die Chineſen die Lehrer vieler Nationen ſeyn können, wenn ſie hätten Unterweiſung geben mögen. Die Kanäle ſind ſowohl für die Bewäſſerung, als für den Verkehr ſehr verſtändig angelegt. Ein geſunder Sinn ſcheint ſie in dieſen Unternehmungen geleitet zu haben, bei denen ſie weder Mühe noch Geld ſparten. Sie ſind gewöhnlich breit, hinlänglich tief, daß Fahrzeuge darauf gehen können, und oft meilenweit mit Granit oder Sandſteinen ausgemauert, damit die Erde ſich nicht ablöſen kann. Die Schleußen ſind ſehr einfach gebaut, aber entſprechen niemals ihrem Zwecke. Um jedem Unheil vorzubeugen, ſind ſtets Wachen an denſelben aufgeſtellt. Es ſind viele Brücken über ſie gebaut, die aus fünf oder ſechs Bogen beſtehen, und,

ohne auf Schönheit Anſpruch zu machen, wegen ihrer Dauerhaftigkeit merkwürdig ſind, die den Verheerungen der Zeit Widerſtand leiſten. Granit iſt das hauptſächlichſte Material, aus dem ſie gemacht ſind, lange hölzerne Brücken ſind gänzlich unbekannt. Die Chineſen hatten Hängebrücken, lange ehe wir daran dachten. Sie haben es auch nicht verſäumt, Bergſchluchten mit großen Koſten vermittelſt Brücken für die Reiſenden zugänglich zu machen; und auch die Kunſt, fliegende Brücken zu erbauen, geht ihnen nicht ab. Die Chineſen haben eine Freude an ſolchen Bauwerken, und deßhalb haben ſie es zu einer Vollkommenheit darin gebracht.

Die äußerſte Sorge wird darauf verwendet, den großen Canal, ſowie die übrigen in Ordnung zu erhalten. Wenn das Waſſer zu hoch ſteigt, ſo werden die Schleußen geöffnet, welche den Ueberfluß in kleine Canäle ableiten, ohne daß das Land überſchwemmt würde, und den Strom in ſeiner gewöhnlichen Höhe erhalten. Kircher zählt bei dem großen Canale über 20 Cataracte oder Waſſerfälle auf, die aus gehauenen Steinen gebaut ſind, mit einem Durchgang für die Schiffe, an dem ſie das Waſſer mit einer Schleuße eindämmen, die vermittelſt einer Maſchine leicht aufgezogen werden kann. Dieſe Flußthore beſtehen in ein Paar Brettern, die zwiſchen zwei Ringen hingehen, welche in die ſteinernen Pfeiler eingeſchnitten ſind, die auf beiden Ufern des Canals hervorſtehen und ſich einander ſo nähern, daß in der Mitte nur noch ſo viel Platz übrig bleibt, um die größten chineſiſchen Schiffe hindurchzulaſſen.

* * *

Manufacturen.

Wenn ein Fremder zum erſten Mal nach Canton kommt, muß er ſtaunen über die Geſchicklichkeit der chineſiſchen Künſtler. Sie beſitzen ſehr viel Fertigkeit in der Bearbeitung von Elfenbein, Perlenmutter und Schildkrötenſchaale, in der Fabrication von Schmuckſachen, Möbeln und Seidenzeugen. Dieſe Bemerkung beſchränkt ſich hauptſächlich auf die Bewohner von Canton; zwar werden in der Fabrication von lakirten Waaren und Seidenſtoffen die Cantoneſen übertroffen von den Bewohnern einiger Städte in Che-keang und Keang-nang; aber in allen

andern Zweigen zeichnen sie sich vor ihren Landsleuten aus. Diese überlegene Fertigkeit der Cantonesen muß dem höheren Grad von Freiheit zugeschrieben werden, de sien genießen und ihrem stärkeren Verkehr mit Ausländern.

Wegen der Bearbeitung von Eisen und Stahl wurden die Chinesen niemals gerühmt; ihre Werkzeuge und Geräthe sind sehr schwerfällig, ihr Stahl nicht recht gehärtet, ihre Messer und Scheeren sehr mittelmäßig polirt. Die feineren Spiel- und Schmucksachen, aus diesem Stoffe gemacht, der den Glanz jedes andern Metalls verdunkelt, sind in diesem Lande unbekannt.

Es wäre schwer, in China einen einzigen Grobschmied zu finden, der im Stande wäre, einen großen Anker oder überhaupt ein großes Stück Arbeit zu liefern. Ihre Nadeln, Schlösser u. s. w. sind alle von gleicher Art; sie sind nicht im Stande, gute Federn zu machen oder den Stahl richtig zu härten. Aber was ihnen an Fertigkeit abgeht, das ersetzen sie durch Sparsamkeit und Ausdauer. Ihre Blasebälge und Werkzeuge, die sie benützen, um in allen Theilen zu sparen, erweisen sie als eine Nation, die auf die geringfügigeren Punkte sehr aufmerksam und auch in Kleinigkeiten nie verschwenderisch, sondern stets ökonomisch ist. Sie verstehen den Guß des Eisens. Viele ihrer Küchengeräthe, die wir aus Kupfer machen, verfertigen sie aus diesem Metall Sie haben sehr viele Kanonengießereien, und selbst der Lauf ihrer Uhrenschlüssel wird gegossen.

Sie verfertigen sehr hübsches Zinn und machen daraus sehr mannigfaltige Geräthe. Oft dient es als Ersatz für Kupfer, da das letztere theuer ist. Chinesische Kupferschmiede trifft man nicht so häufig, als man sie hier bei uns trifft, weil die Regierung die Benutzung von Kupfer und Messing verbietet, ausgenommen für das Prägen von Münzen. Sie sind nicht im Stande, Zinnplatten zu verfertigen, und diese werden hauptsächlich für die Fabrication von lakirten Waaren aus dem Ausland eingeführt. Die Arbeit der Gold- und Silberarbeiter und der Juweliere ist herrlich und darf sich mit der einer jeden Nation messen.

Chinesische Künstler haben es häufig in der Gewohnheit, mit ihren Werkzeugen herumzureisen und Arbeiten anzunehmen, wo sie ihnen auf dem Wege angeboten werden. Barbiere, ein sehr zahlreicher Stand, befestigen ihr Waschbecken an dem einen Ende eines Bambusstocks, und ein Futteral, das alle zum Barbieren nöthigen Geräthe enthält und zugleich als Sitz für die Kunden benützt werden kann, an dem andern Ende. Sie verrichten ihre Geschäfte auf der offenen Straße oder auf

dem Marktplatze, ohne daß ihnen dies im Mindesten unschicklich vorkäme. Den Koch kann man auf dem Markte sehen mit allen seinen Küchengeräthen, um Speisen zu bereiten; während der Frucht- und Fischhändler und der Metzger in der Nähe sind, um die Materialien dazu zu geben. Sogar eine Schmiede wird herumgeführt, und an jedem gelegenen Platze unter dem freien Himmel damit gearbeitet, wo man am meisten Kunden erwarten kann. Die Straßen wimmeln von Kesselflickern jeder Art. Ihre Beschäftigungen erstrecken sich auf die Ausbesserung jedes Artikels. Die Geschicklichkeit, mit welcher sie zerbrochenes Glas, Porzellan und andere zerbrechliche Sachen wieder zusammen fügen, ist wirklich erstaunenswerth. Dafür sind ihre Einkünfte ganz gering, und der fleißigste Arbeiter gewinnt kaum so viel, daß er leben kann.

Schuhmacher und Schneider sind weit besser daran, als Arbeiter in Metall. Sie empfangen einen höheren Lohn und sind geachteter. Zimmerleute und Tischler stehen im Rufe, sehr geschickte Künstler zu seyn. Die letzteren sind im Stande, unsere europäischen Meubel ganz genau nachzumachen, und die ersteren wegen ihres Schiffsbaus berühmt, jedoch im Bau von Häusern sehr mangelhaft. Die übrigen Zweige übergehen wir mit Stillschweigen und bemerken nur, daß ein Handwerksmann in diesem Lande den niedersten Rang einnimmt. Die natürliche Folge davon ist, daß die Mehrzahl sehr arm und gezwungen ist, von der Hand in den Mund zu leben. Einige wenige Personen in Canton und größern Städten können Glocken und Uhren machen; sind aber nicht im Stande, Stahlarbeiten zu verfertigen. Wir haben auch eine schwerfällig gearbeitete Muskete gesehen, deren Schloß jedoch im Ausland gemacht war. Alle Artikel, deren Verfertigung eine mehr als bloße mechanische Geschicklichkeit und die Anwendung tiefen Denkens und mathematischer Genauigkeit erfordert, übersteigt die chinesische Kunst. Haben sie einmal ein gutes Muster, so bemühen sich die Einwohner von Canton, es nachzuahmen, aber weiter gehen sie nicht. Von ihrer Jugend an daran gewöhnt, alte Regeln zu befolgen, mögen sie nicht einmal in ihren täglichen Beschäftigungen selbst denken, sondern ziehen es vor, sich nach Andern zu richten.

Die Manufakturen, in denen die Chinesen am meisten sich auszeichnen, sind Seide, Porzellan und lakirte Waaren. Es wäre nutzlos, die so wohlbekannten Verdienste in der Verfertigung der Seide hervorzuheben. Ihre glänzende Farbe und feines Gewebe machen sie zum schönsten Stoffe für die Bekleidung. Wer in China von irgend einer Classe es aufwenden kann, trägt Seide lieber als irgend einen andern

Stoff. Die Damen, wie der Herr, Soldat und Bauer, geben sich Mühe, sich seidene Kleider zu verschaffen. Ihr Gebrauch beschränkt sich nicht bloß auf Röcke und Beinkleider, sondern erstreckt sich auch auf Stiefel, Schuhe und Mützen.

Das Tragen von Seide ist, wie die meisten andern Gewohnheiten in China sehr alt. So finden wir, daß die Frau des Schin-nung, die lange vor der großen Fluth lebte, Seidenwürmer zog und die Chinesen aus diesem Stoffe Kleider verfertigen lehrte. Bis zum jetzigen Augenblick ist die Kaiserin noch die Beschützerin dieser Beschäftigung, und geht noch alljährlich mit ihrer Ehrendame, um den Gott der Seide zu verehren, während sie die Seidenzucht und das Weben dieses Stoffes unter den Frauen ermuthigt. In alten Zeiten sammelten diese hohen Personen selbst Maulbeerblätter, zogen den Wurm auf und wirkten Stoffe, die alsdann dem einen oder andern ihrer Götzen dargebracht wurden.

Die Consumtion in diesem ungeheuren Reiche ist ganz gewiß außerordentlich, aber wir sind nicht im Stande, irgend eine richtige Schätzung zu geben. Die ausgedehntesten Manufakturen sind in Keang-soo und Che-keang.

In Beziehung auf Porcellan-Manufakturen werden die Chinesen von Ausländern völlig übertroffen. Ausländer verkaufen sie gegenwärtig nur als Curiosität. Die gröberen Arten von chinesischen Waaren werden mit einigem Vortheil nach Hindostan und dem indischen Archipelagus ausgeführt.

Die chinesischen lakirten Waaren stehen unter den japanesischen. Die letzteren besitzen mehr Glanz und Schönheit in der erhabenen Arbeit. Die unbedeutendsten Dinge in China werden entweder lakirt oder gefirnißt, sowohl der Schönheit, als der Erhaltung wegen. Sogar die Särge der höheren Stände werden glänzend lakirt und schön verziert.

China ist berühmt wegen der Verfertigung künstlicher Blumen, die von Frauen jedes Standes und Alters im Haare getragen werden, Matten und verschiedene Artikel, die aus Bambus gemacht werden, sind sehr niedlich. Elfenbein und Perlenmutterschale werden mit großer Zierlichkeit verarbeitet, und die Arbeiten aus geschnittenem Glas von allen Farben erreichen beinahe die unsrigen. Wenn die Regierung nur die Arbeiter ermuthigen und neue Erfindungen belohnen würde, statt sie als gefährliche Neuerungen zu unterdrücken, würden die Chinesen ganz gewiß in jeder nützlichen Kunst große Fortschritte machen. Aber so lange man die Handwerker verachtet und zudem schlecht bezahlt, wird ihre Industrie stationär bleiben. Zum größten Nachtheil der Fortschritte in den Manufakturen gibt es nur sehr wenige große Fabriken dieser Art und

große Capitaliſten wagen ihr Geld nicht auf ſo unſichere Speculationen.

Die Baumwollenarbeiten, die in China verfertigt werden, ſind weit dauerhafter, aber auch bedeutend theurer, als die britiſchen. Es gibt ſehr viele Stoffe aus Seide und Baumwolle, die ſehr koſtſpielig ſind. Teppiche der feinſten Art werden in den nördlichen Provinzen verfertigt, wo die Leute, obgleich mit ſehr wenig Erfolg, unſere Wollenarbeiten nachahmen.

Schießpulver war in China im Gebrauch, ehe es in Europa bekannt war. Bekanntlich machen die Chineſen Rakeien und anderes Feuerwerk, das bei allen öffentlichen Gelegenheiten angewendet wird. Da das Land keine hinreichende Menge Salpeter und Schwefel producirt, wird der erſtere von Bengalen eingeführt, während der letztere von den Loo-choo Inſeln und einigen andern Plätzen kommt.

Im fernen Alterthum ſchrieben die Chineſen auf Bambusſtreifen, Steine und Metall; das Papier wurde im Jahr fünfundneunzig, nach Chriſti Geburt, erfunden. Es wird aus verſchiedenen Subſtanzen verfertigt, unter denen der Bambus und die innerſte Rinde gewiſſer Bäume den erſten Platz einnimmt. Zu dieſem Zwecke wird die erſte grüne Rinde des Bambus abgeſchält, und derſelbe in gerade Stücke von ſechs bis ſieben Fuß Länge getheilt. Dieſe werden in einen Teich ſchmutzigen Waſſers gelegt, bis ſie verfault ſind. Nach vierzehn Tagen werden ſie herausgenommen, gewaſchen, und in einen trockenen Graben gelegt, mit einer Lage Leim darüber. Hierauf werden ſie in kleine Faſern zertheilt, und an die Sonne geſtellt, damit ſie trocknen und weiß werden; hierauf werden ſie gekocht und in einem Mörſer zu einem Teig zerſtoßen. Ein wenig Leim, oder die Schößlinge einer gewiſſen Pflanze werden ebenfalls in einen Teig gemacht und dazu gethan. Dieſe Maſſe geht alsdann durch Bambusformen hindurch, und die Bogen werden einzeln getrocknet.

Die chineſiſche oder indiſche Dinte iſt wohl bekannt. Die Ingredienzien, aus denen ſie bereitet wird, ſo wie ihre Eigenſchaften ſind ſehr mannigfaltig; Lampenruß jedoch, und einige Vegetabilien ſind das Wichtigſte dabei. Die beſte wird in Hwuy-choo gemacht.

Ihre Art zu drucken, obgleich ſie auf den erſten Blick langweilig erſcheint, iſt gleichwohl leicht und wohlfeil. Das Papier wird nur auf einer Seite bedruckt, weil es zu dünn iſt.

* * *

Wiſſenſchaften.

Ehe wir auf dieſen Gegenſtand eingehen, müſſen wir von der Erziehung ſprechen. Der Verfaſſer, der chineſiſche Schulen hat, und einigen derſelben ſogar vorgeſtanden iſt, kann aus Erfahrung ſprechen.

Die alten Weiſen, nachdem ſie das Volk gelehrt hatten, durch Urbarmachung des Bodens, Nahrung zu gewinnen, entdeckten bald, daß wenn die Leute nicht Kenntniſſe erhielten, ſie bald in einen thieriſchen Zuſtand zurückfallen würden, und deßhalb errichteten ſie Schulen, die mit wenigen Abänderungen bis zum heutigen Tage fortdauern. Es gibt keinen Bell, Lancaſter oder Peſtalozzi in dieſer Nation; ſie verfolgen den gebahnten Weg, unbekümmert um Syſteme, als gäbe es keine beſſere Methoden in der Welt. Was kann über das rühmliche Vorbild des Alterthums gehen! Familien hatten ihre Schulen, Dörfer ihre Academien, Diſtricte ihre Collegien, und die Nation ihre Univerſität; folglich war kein Individuum im Reiche, ohne Unterricht. Man lehrte Jedermann gegen ſeine Aeltern kindliche Liebe zu üben, ſeine Vorgeſetzten zu achten, und die jüngern mit liebevoller Rückſicht zu behandeln. Ueberall war durch die Muſik der Sphäre Harmonie verbreitet; es wehten ſanfte Winde, wohlthätige Regen fielen zu ihrer Zeit; die Nation lebte im Frieden, und die Myriaden von Leuten waren zufrieden und glücklich. Der Himmel, die Erde und die Weiſen waren die drei großen Mächte, die ihren Einfluß vereinigten, um die Wohlfahrt der menſchlichen Familie zu förden. Der Himmel ſchuf Menſchen, die Erde ernährte ſie, und die Weiſen waren ihre Lehrer. Der Kaiſer, der Sohn des Himmels, glücklich und frei von jeder Gefahr, ſchweifte auf den Landſtraßen uwher, und die alten Leute begleiteten ihn mit muſikaliſchen Inſtrumenten und Geſang; und alle Bewohner der Welt gingen freudig an ihre Arbeit, und ſangen dabei:

Die Sonne kommt hervor, und wir arbeiten.
Die Sonne geht unter, und wir ruhen.
Wir graben Brunnen, und wir trinken.
Wir pflanzen Felder, und wir eſſen.
Des Kaiſers Macht, was iſt ſie gegen uns.

Dieß war die Wirkung der Erziehung auf den Geiſt; ſo bewunderungswürdig erreichten ſie ihren Zweck. So oft ſchon dieſelbe Sprache

mit noch viel Lobeserhebungen wiederholt worden ist, kein befriedigender Beweis für die Festsetzung dieser Thatsachen ist jemals zu Stande gekommen, sie ruhen auf bloßen Voraussetzungen. Der große Zweck aller chinesischen Erziehungen ist der, die Kinder lesen und schreiben zu lehren, und ihnen durch die Lecture der Classiker den Geist des Alterthums einzuflößen. Alles, was darüber hinausliegt, gehört entweder den gelehrten Classikern an, oder ist eine heterogene Doctrin, die mit der äußersten Verachtung behandelt werden muß.

Ehe die Erziehung in's Werk gesetzt werden konnte, wurde die Erfindung eines Schreibmittels nothwendig. Diese scheint durch Zauberkunst vor sich gegangen zu seyn. Der Himmel, die Erde und die Götter waren zu jener denkwürdigen Zeit gerührt. Die Bewohner des Hades weinten bei Nacht, und siehe der Himmel, zum Zeichen der Freude, ließ reifes Korn herabregnen. Aber leider wurde das unschuldige, menschliche Wesen durch diese nützliche Erfindung verschlimmert, das Herz begann seine Ruchlosigkeit zu entfalten. Täglich mehrten sich falsche und irrthümliche Geschichten, Rechtsstreite und Einkerkerungen fanden statt, und eine lügnerische Sprache, die so viel Unheil in der Welt veranlaßt, schlich sich ein. Deßhalb weinten die abgeschiedenen Manen bei Nacht. Aber durch die Erfindung des Schreibens nehmen der politische Verkehr und Musik ihren Anfang; Vernunft und Gerechtigkeit zeigten sich; die Verhältnisse des socialen Lebens wurden beleuchtet, und Gesetze gegeben. Die Herrscher erhielten Regeln, nach denen sie sich zu richten, die Schüler Autoritäten, die sie zu verehren hatten. Und deßhalb ließ der entzückte Himmel reifes Korn herabregnen. Dieß waren die Wirkungen der ersten Einführung der Literatur.

Das erste Elementarwerk, das man den Kindern in die Hände gab, ist das **San-tszeking**, oder der trimetrische Classiker. Die leitenden Hauptpunkte dieses Buches sind die Natur des Menschen, die Nothwendigkeit und Methode der Erziehung, die Wichtigkeit der kindlichen und brüderlichen Pflichten; die Zahlen, die vier Jahreszeiten, die Cardinalpunkte, die sechs Classen von Hausthieren, die sieben Leidenschaften, die acht Musiknoten, die neun Grade der Verwandtschaft, die zehn beziehungsweisen Pflichten. Ein Cursus von academischen Studien, mit einem Verzeichniß von Büchern, die zu benützen sind: eine allgemeine Geschichte, mit einer Aufzählung der aufeinanderfolgenden Dynastien. Anregung und Beweggründe zum Lernen, aus dem Benehmen alter Weisen und Staatsmänner, und aus Rücksichten auf Interesse und Ruhm abgeleitet. Alle diese zahlreichen Hauptpunkte sind in dreihundert sechsundfünfzig Linien enthalten, deren jede aus drei

Schriftzeichen besteht; und sind weniger eine Abhandlung, als eine bloße Namhaftmachung der Dinge im Allgemeinen, ohne innere Verbindung und dem Fassungsvermögen des Kindes nicht sehr angemessen. Es wurde von Wang-pih-aow, einem Lehrer unter der Dynastie Sung, geschrieben, der es zum Nutzen seiner eigenen Schule zusammentrug, und von verschiedenen andern Schriftstellern nachgeahmt wurde.

Das nächste Werk ist ein Elementarbuch in fünffüßigen Versen, Yew-heo, She-tee genannt, oder gereimte Oden für Kinder, die etwa vierunddreißig Stanzen enthalten; der Inhalt dieses Buches ist zugleich so mannigfaltig, so lebhaft und anziehend, daß es unstreitig das beste Elementarwerk ist, das es gibt. Es ist dabei so deutlich und verständlich, daß es kaum eines Commentars bedarf, und fließend gelesen werden kann, ohne auf schwierige Stellen zu stoßen. Sein großer Zweck ist, die Kinder zur Nacheiferung aufzumuntern, dadurch, daß man ihnen die Ehren vorstellt, die sie erwarten, wenn sie in ihren Studien unermüdlich und glücklich sind. Der Eingang des Buches ist sehr merkwürdig.

„Der Sohn des Himmels, der die Weisen und Talentvollen ehrt, bietet Euch Belehrung in den Werken der Literatur; alle andere Studien sind untergeordnet; nur die der gebildeten Gelehrsamkeit sind hervorragend. So lang Ihr jung seyd, müßt Ihr fleißig studieren, und dadurch zu Rang und Ehren aufsteigen. Die kaiserlichen Höfe sind mit Beamten in reicher Kleidung angefüllt, die alle mit der schönen Literatur wohl vertraut sind." Um den Werth dieses kleinen Bandes würdigen zu können, mußte die Uebersetzung gereimt seyn. Der Tseen-tsze-wan, oder Tausendschriftzeichen-Classiker, wurde von Chow, Hing-tsze im Jahr 550, nach unserer Zeitrechnung, in Reimen geschrieben, und enthält gerade tausend Charaktere, ohne daß einer zweimal darin vorkäme. Da die ganze Aufmerksamkeit des Verfassers darauf gerichtet ist, daß dasselbe Schriftzeichen nicht wiederholt vorkomme, so ist es sehr natürlich, daß er nicht im Stande war, auf den Sinn oder Inhalt viele Sorge zu verwenden. Das Buch ist daher an manchen Stellen sehr dunkel, und geht von einem Gegenstand zu einem andern, ohne irgend einen erschöpfend zu behandeln.

Nach diesen vorbereitenden Studien beginnt das Kind die vier Bücher, und geht dann zu den fünf Classikern über; hierauf ist die gewöhnliche Elementar-Erziehung beendigt.

Die Methode, sich diese Bücher anzueignen, besteht darin, daß man sie, eines nach dem andern, auswendig lernt, ohne irgend eine Erklärung. Nachdem ein Kind etwa zwei Jahre lang so beschäftigt

worden ist, lehrt man es die Bedeutung jedes einzelnen Schriftzeichens, und es liest auch die Commentare, die zu jeder Stelle vorhanden sind. Die erste Anweisung zum Schreiben geschieht damit, daß man über einem dünnen, durchsichtigen Papier die Züge der Schriftzeichen verfolgt, und alsdann mit dem Pinsel ausfüllt. Hierauf fängt der Schüler selbst zu schreiben an, und seine Erziehung ist vollendet, so bald er im Stande ist, einen lesbaren Brief zu verfassen.

Das ist die Stufe von Bildung, welche der größte Theil der Chinesen erreicht. Es kostet die Kinder wenigstens fünf Jahre, viele sind acht Jahre alt, wenn sie gewöhnliche Bücher fließend lesen, und brieflich correspondiren lernen. Weiter wird nichts gelehrt, und keine andere Unterweisung ertheilt. Jeder Knabe sitzt an einem kleinen besonderen Tische, und liest seine Lehren, von früh Morgens bis Mittag, so laut durch, als seine Lungen ihm gestatten, und dann sagt er sie seinem Lehrer her, der, nachdem er ihm die Laute einer neuen Lection gelehrt hat, ihm ein Schreibmuster gibt. Es ist weder Plan, noch Methode in diesem Erziehungssystem, und es ist überall dasselbe, und kaum ein Schatten von Mannigfaltigkeit darin. Im ganzen Lande, und selbst in den kleinsten Dörfern existiren solche Schulen. Die Zahl der Schüler ist selten über zwanzig, meistens aber nur acht bis zwölf; Mädchen gehen selten in die Schule, und das Verhältniß der weiblichen Lehrer zu den männlichen, ist wie eins zu hundert.

Diejenigen, welche sich auf literarische Ehren vorzubereiten wünschen, fahren fort, die Commentare über die Classiker zu studieren, lesen die Geschichte und auch Poesie. Sie üben sich stets nach den besten Mustern im Styl, und bemühen sich, Abhandlungen über Stellen in den Classikern zu schreiben, und durch Uebung Dichter zu werden. Um ihren Eifer zu vermehren, und ihre Studien zu ordnen, werden zu gewissen Zeiten Prüfungen veranstaltet, entweder von den Aeltern oder von den untergeordneten Examinatoren der Regierung, welche die Oberaufsicht über die Schüler zu führen haben.

Die Chinesen lernen viel aus dem Alterthum, aber wenig Dinge, die einen augenblicklichen Vortheil darbieten. Es ist sehr zu bedauern, daß alle wahren Kenntnisse auf diese Art der Jugend entzogen werden. Sie enthalten niemals Religions-Unterricht; sie lernen Gott nicht anbeten, der Himmel und Erde geschaffen hat; sie sollen nur die Manen der Weisen verehren, von denen die Literatur in das Reich eingeführt wurde. Daher ist das Herz nicht gebildet, und kein Weg zu höheren Kenntnissen gebahnt.

Es ſcheint, die großen Lehrer der chineſiſchen Nation fühlten die Unzulänglichkeit ihres Syſtems, und beklagten ſich bitter über das Mißlingen der Geiſtesbildung. Begierig, ihren Unterricht lebendig zu machen, verſuchten ſie es, ihre Schüler mit dem Geiſt ihrer Lehren zu erfüllen, und die bloßen Formen mit Verachtung zu behandeln. Aber es war fruchtlos, ſolche Geſinnungen auszuſprechen, ſo lange ſie ſelbſt durch ihr eigenes Beiſpiel die Anſicht verbreiteten, die Welt habe das non plus ultra von Wiſſenſchaft erreicht, und dürfe jetzt das Denken abſchaffen.

Doch iſt von Allen zugeſtanden, daß die Alten die Kenntniß der Dinge zu erlangen ſich bemühten, und nicht bloß einen Anſtrich von Gelehrſamkeit ſich zu verſchaffen ſuchten.

Wo keine öffentlichen Reden gehalten werden, wird die Rhetorik eine nutzloſe Wiſſenſchaft, die Niemand ſtudieren will. Sie iſt deßhalb in China ganz unbekannt, und beſchränkt ſich bloß auf den wiſſenſchaftlichen Styl. Wir haben oft in chineſiſchen Schriften den Mangel an logiſcher Anordnung beklagen müſſen. Die Gedanken der meiſten Schriftſteller ſind ohne alle Ordnung durcheinander geworfen. Einen Augenblick ſprechen ſie davon, und auf einmal gehen ſie zu etwas Anderem über, ohne nur durch eine Partikel oder ein anderes Fürwort den Uebergang anzuzeigen. Selbſt die Claſſiker ſind ohne logiſche Anordnung, und die beſten Werke ſind voll Verwirrung. Die Logik wird als Wiſſenſchaft gar nicht gekannt, und es gibt nicht einmal einen Namen dafür.

In den mechaniſchen Wiſſenſchaften, mit Ausnahme der Elemente der Arithmetik und Aſtronomie, ſind die Chineſen ganz unwiſſend. Die letzte wird in Verbindung mit Aſtrologie von einigen wenigen privilegirten Perſonen in der Hauptſtadt getrieben, iſt aber ſonſt nirgends bekannt. Ein tiefer Hiſtoriker hat die Bemerkung gemacht, daß die Menſchheit in ihrer Kindheit mit der Kenntniß der Sterne beſſer vertraut war, als in den folgenden Jahrhunderten. Wir bezweifeln dieſe Thatſache nicht, und glauben auch, daß die alten Chineſen auf die Beachtung des Laufs der Sterne viele Aufmerkſamkeit verwandten, dem gemäß ſie auch das Jahr eintheilten, wobei ſie genau dieſelbe Rechnung führten, wie die Chaldäer und Aegyptier. Eingeborene Schriftſteller haben auf ſehr ſchwache Gründe hin daraus geſchloſſen, daß die Alten ein mathematiſches Collegium errichtet hatten, die Zeit mit der Waſſeruhr maßen, und die Stellung der Sterne genau bemerkten, ſo wie den Schatten des Zeigers bei einer Sonnenwende, Sonnenfinſterniß u. ſ. w. Dieſe Wiſſenſchaft wurde als Vorbild für die Einrichtung einer guten Regierung ſtudirt; deßhalb wird China das himmliſche Reich genannt.

Ein Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts erzählt uns, die Astronomie sey in China vernachläßigt worden. Es wurde nicht einmal sicher erörtet, auf welche Art die alten Chinesen ihre Sonnen- und Mondfinsternisse berechneten; die gewöhnliche Ansicht geht dahin, sie haben diese Beobachtungen nicht wie wir, nach Stunden und Minuten gemacht, sondern nach ganzen Graden. Sie bemerkten mit derselben Genauigkeit die Erscheinung eines Cometen, und viele große Eklypsen, wobei sie Stunde, Tag, Monat und Jahr, worin eine jede vorfiel, aber weder die Dauer, noch die Größe der Erscheinung aufzeichneten. Die auf Eklypsen gebaute Chronologie ruht deßhalb auf sehr schwachen Gründen, und unterliegt mannigfaltigen Deutungen.

Es ist keineswegs unglaublich, daß die Chinesen die Muhammedaner zu Hilfe gezogen haben, um ihre Berechnungen zu berichtigen, und sie die richtigen Methoden zu lehren. Die römisch-katholischen Missionäre fanden bei ihrer Ankunft ein Observatorium auf der Spitze eines hohen Berges bei Stanking, mit Gebäuden, auf denen man Beobachtungen anstellen konnte, und Instrumente von Messing, und so gut gefertigt, mit Rücksicht auf ihre mannigfaltigen Zierrathen, daß sie den Nachrichten jener Panegyristen zufolge Alles übertrafen. Unter diesen Instrumenten war ein großer Globus mit allen Parallelkreisen und Meridianen, die in Grade eingetheilt waren. Er war so groß, daß drei Männer mit ausgestreckten Armen ihn nicht umfassen konnten, und stand auf einem großen, messingenen Cubus, der an einer Seite eine Thüre hatte, durch die ein Mann hineingehen konnte, um den Globus so oft es nöthig war und von den Beobachtenden für passend gehalten wurde, herumzudrehen. Sowohl die Sternbilder, als die Erde und die Länder waren darauf gezeichnet, so daß er sowohl für Länder-, als für Himmelsbeobachtungen diente.

Sobald die Missionäre am Hofe Zutritt erhielten und über Astronomie gefragt wurden, entdeckten sie große Fehler in der Astronomie, und waren genöthigt, eine neue Art von Instrumenten zu machen. Alles, was daher über die Genauigkeit der astronomischen chinesischen Berechnungen und die große Wissenschaft dieses Volkes gesagt werden mag, wird durch die einfache Thatsache über den Haufen geworfen, daß ihre Berechnungen irrig waren und eine radicale Reform erforderten. Wenn die modernen Chinesen so gut als diejenigen, welche im Mittelalter lebten, im Irrthum waren, kann man dann annehmen, daß die alten immer das Rechte trafen, da bei ihnen nicht einmal die Schreibekunst vollkommen bekannt war? Aber auf dieser Annahme ruht die Authenticität der chinesischen Geschichte.

Die chineſiſchen Aſtronomen theilen den Himmel in achtundzwanzig Conſtellationen, unter denen ſie alle Fixſterne zuſammenfaſſen, ſowohl die, welche im Zodiacus liegen, als die, welche neben ihm liegen. Dieſe Eintheilung wurde von dem großen Yu gemacht, der die Bewunderung ſeines Jahrhunderts war. Der Raum, den ihre Conſtellationen einnehmen, iſt nicht von gleichem Umfange; zuſammen bildet er einen Kreis von dreihundertundſechszig Tagen. Obgleich der Lauf der Sonne auf dieſe Art eben ſo eingetheilt wird, wie wir ſelbſt ihn in dreihundertundfünfundſechszig Grade und fünfzehn Minuten eintheilen, aus denen wir ein Jahr beſtehen laſſen, ſo werden ſie doch mehr vom Lauf des Monds, als von der Umwälzung der Sonne geleitet. Da das Jahr mit dem dem Monat Februar nächſten Neumond beginnt, ſo iſt der Fiſch das erſte Zeichen, der Widder das zweite u. ſ. f.

Die Chineſen ſind der Aſtronomie ſehr ergeben, und der Kaiſer ſelbſt will nichts unternehmen, ehe er ſich zuvor davon verſichert hat, daß es den Sternen angemeſſen iſt. Wir enthalten uns, in dieſe Abſurditäten näher einzugehen, da ſie zu lächerlich ſind. Yu, der das Land in Bezirke theilte, um die Steuern zu erhöhen, war der erſte Geograph. Ebenſo verdankt die chineſiſche Geographie bis zur Ankunft der Miſſionäre, ihre ganze Vollkommenheit dem Umſtande, daß man, um die Summen der zu erhebenden Steuern zu beſtimmen, das Land vermeſſen ließ. Nachdem die Miſſionäre das Land durchreiſt hatten, machten ſie die erſten richtigen Karten, die ein dauerndes Denkmal ihrer Geſchicklichkeit und Beharrlichkeit bleiben werden.

Von den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften wiſſen die Chineſen gerade ſo viel, als für ihre eigenthümliche Lebensweiſe unumgänglich nothwendig und nützlich iſt. Auf chemiſche Verſuche verwenden ſie keine Zeit, ſondern folgen ihren Voräldern; ſie forſchen nicht nach neuen Pflanzen, ſondern ſammeln diejenigen, die in den Kräuterbüchern für mediciniſche Zwecke enthalten ſind.

Die Werke, die über Medicin geſchrieben ſind, ſind zahllos, aber alle ſtützen ſich auf den Grundſatz des großen Antediluvianers Shinnung. Er nahm ſich die Mühe, jedes Kraut zu koſten, ſeine mediciniſchen Eigenſchaften herauszufinden, und bei Krankheiten Vorſchriften darüber zu geben. Er hatte viele Nachahmer, von denen jedoch keiner dem Lehrer an Geſchicklichkeit gleich kam. Einer der berühmteſten iſt Hwa-to, der im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung lebte, und wegen ſeiner großen und wunderbaren Kuren zum Gotte erhoben wurde. Er ſchabte z. B. das Blut aus dem Beine eines berühmten, ſpäter zum Gotte erhobenen Heerführers, nahm den Augapfel eines jungen Prin-

zen heraus, und ſetzte ihn, nachdem er den kranken Theil ausgeſchnitten hatte, wieder ein, eine Operation, die unſere Aerzte in London nicht wenig in Verwunderung ſetzen würde. Für alle ſeine Mühe jedoch, wurde er enthauptet, weil er ſich weigerte, einen berühmten Krieger zu trepaniren, der damals einen militäriſchen Desſpotismus eingeſetzt hatte. Zum Unglück für die Welt, wurden die meiſten ſeiner Schriften verbrannt, darunter auch die ſchätzenswerthe Abhandlung über Todtenerweckungen.

Im ſechsten Jahrhundert lebte Chin-kwei, der ein ſo geſchickter Operateur war, daß er den Bauch aufſchnitt, die kranken Eingeweide herausnahm, und ihn dann wieder zierlich zunähte, ohne dem Kranken im mindeſten wehe zu thun. Nach ihm erhoben ſich vier Secten, die ſich nach ihrem Gründer nannten, und von denen jede einzeln ſeine beſonderen Lehren aufrecht hielt. Der erſte unter ihnen Chang-chung-king lebte etwa vor ſechszehn Jahrhunderten, und empfahl den Aerzten, große Doſen zu geben. Der zweite Lew-ſho-chin, der im zwölften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung blühte, liebte die bittern und erfriſchenden Heilmittel ſehr. Im dreizehnten Jahrhunderte practicirte Le-tung-hwan, und gebrauchte beſonders anſpannende und ſtimulirende Mittel. Zwei Jahrhunderte ſpäter wurde ſein Syſtem gewaltig beſtritten von Chooton-ke, der Ausleerungen und Reinigungen als die einzigen guten Heilmittel betrachtete.

Die Aerzte ſtehen in China nicht unter der unmittelbaren Aufſicht der Regierung, und die Doctoren haben, ehe ſie zur Praxis zugelaſſen werden, keine Prüfung zu beſtehen. Nur diejenigen, die dem kaiſerlichen Collegium in Pecking angehören, und die Wundärzte der Armee ſind Mandarine, und wurden zuvor geprüft. Die Doctoren werden von den Wundärzten nicht unterſchieden. In jeder Stadt, und in jedem Dorfe findet man practicirende Aerzte; oft ſind es unglückliche Candidaten der Wiſſenſchaft und Schüler, welche mediciniſche Bücher geleſen haben. Nur die allerberühmteſten machen es zu ihrem ausſchließlichen Berufe, während die andern ihren eigenen Beruf haben, und ihre Praxis nur als Nebenarbeit betrachten. Tauſende von Quackſalbern durchziehen das Land nach allen Seiten mit ihren Geheim-Mitteln, und betrügen das Volk durch ihre beredte Sprache. Auch die Apotheker practiciren. Droguiſten im ſtrengſten Sinne gibt es keine. Der Arzt behandelt ſeinen Patienten, und wird im Verhältniß zu ſeiner Geſchicklichkeit bezahlt. Hat er einmal ſeine Vorſchriften ertheilt, ſo beſucht er den Kranken nicht mehr, wenn er nicht gerufen wird, ſondern erwartet ruhig die Wirkung ſeines Recepts. Hat dieſes fehlgeſchlagen,

ſo läßt man gewöhnlich einen andern Doctor holen. Der Beruf ſelbſt wird nicht ſehr honorirt, und die Leute ſchreiben den Arzeneimitteln größere Wirkung zu, als der geſchickten Behandlung des Arztes.

Der Haupttheil der Heilkunſt beſteht im Fühlen des Pulſes. Die chineſiſchen Aerzte ſind weit geſchickter, als die unſrigen, die Krankheit nach dem Pulſe zu beſtimmen, und ihre Kenntniſſe hierin ſind wahrhaft überraſchend. Aber die Kenntniß dieſes Geheimniſſes iſt ſehr ſchwierig, und verwickelt, und wird erſt durch lange Uebung erlernt. In der Chirurgie ſind die Chineſen ſehr ſchwach.

Die Bewohner des himmliſchen Reiches haben überhaupt noch viel zu lernen. Da Europa und Nordamerika in religiöſer und geiſtiger Hinſicht ſo große Fortſchritte machen, ſo darf man hoffen, daß Gott auch dieſes Land nicht mehr länger höhere Erkenntniß entbehren laſſen werde. Wie edel wäre es, die Schätze ſolcher Erkenntniß denen mitzutheilen, die zwar im tiefen Dunkel liegen, aber alle Talente beſitzen, eine der erſten Nationen der Welt zu werden. Die Chineſen ihrem Zuſtand moraliſcher und geiſtiger Erniedrigung zu entreißen, wäre eine ruhmvollere That, als die Eroberung von Hindoſtan. Wenn der hundertſte Theil der Schätze, die man auf Krieg und Blutvergießen wandte, darauf verwendet worden wäre, den Geiſt des menſchlichen Geſchlechts zu vervollkommnen, ſo würde China mit allen ſeinen Milliarden nicht ſo brach liegen. Wenn es möglich wäre, in Amerika und Europa Geſellſchaften zu organiſiren, mit dem ausdrücklichen Zwecke, jede nützliche Kunſt und Wiſſenſchaft China mitzutheilen, ſo wäre ein großer Schritt zur Verbeſſerung des Zuſtandes dieſes Landes geſchehen. Zuerſt müſſen ihre Geiſter der Ueberlegenheit der Chriſten ſich unterwerfen, dann wird ſich die Bahn zu weiten Verbeſſerungen öffnen. Unſere Sache iſt es, die Wohlthaten des Evangeliums zu zeigen und zu beweiſen, daß es die ganze Einrichtung der Geſellſchaft erneuert.

Reise um den Kaukasus.

Von

Dubois de Montpereux.

Sechster Artikel.

Fortsetzung von Akhaltsikhe, Wardsie, Ratscha, Lotschokum u. s. w.

Nach einem sehr beschwerlichen Wege, der eher für Kameele, als für Pferde taugte, und der durch eine Gegend führte, deren Beschreibung allenfalls für Naturforscher, nicht aber für gewöhnliche Leser von Interesse seyn möchte, sahen wir Wardsie, die Stadt, die Citadelle, das Kloster vor uns liegen, eingehauen in den nächsten der hohen Felsen, welche die Schlucht gegen Westen begrenzen; es war zu spät, um uns noch in dieses unterirdische Labyrinth zu wagen, aber wir waren in Verlegenheit, wo wir uns für die Nacht einlogiren sollten. Wir hatten Einsicht von der ärmlichen Hütte unseres Begleiters genommen, aber wir mochten nicht daran denken, den Kühen und Hühnern, die hier mit ihrem Herrn in einem Winkel schliefen, ihren Platz streitig zu machen. Indessen bedrohte uns ein Gewitter, dessen entfernten Donner die zahlreichen Echo's majestätisch wiederhallten. „Meine Freunde," sagte ich, nachdem Ich von einer kleinen Besichtigung der Oertlichkeit zurückkam, „wie kann man sich hier in Verlegenheit finden? Die Felsenwände enthalten Höhlen, und ihr fürchtet, keine Zufluchtsstätte zu finden? Gewiß, man kann hundertmal schlechter wohnen, als es hier bei uns der Fall seyn wird."

Die alten Bewohner von Wardsie hatten hier ihre Keltern angelegt, und ohne lange zu wählen, gingen wir in die nächste, wo wir noch die ganze Keltereinrichtung unbeschädigt fanden. Wir hatten nun nichts Dringenderes zu thun, als uns in diesem Orte einzurichten, und wir brachten daselbst trotz Sturm und Gewitter die Nacht ganz ruhig

zu. — Auf die stürmische Nacht folgte ein schöner Tag, und nachdem wir unsern Thee zu uns genommen hatten, schickten wir einen unserer Kosaken in ein benachbartes Dorf, um uns Lebensmittel herbeizuschaffen, denn unser Wirth konnte uns nichts als etwas Käse anbieten; dann beeilten wir uns, unsere Neugierde zu befriedigen.

Wardsie war, nach der Sage, der Lieblings-Aufenthalt der Königin Thamar, man behauptet sogar, daß sie es gegründet habe; es ist möglich, daß sie es vergrößerte, allein Wardsie ist gewiß älter als Thamar. In früheren Zeiten hätten wir durch einen unterirdischen Weg, der durch die Felsen geht, aus der Tiefe der Schlucht, in den Mittelpunkt der Stadt gelangen können, jetzt aber ist dieser Weg unzugänglich geworden, und wir mußten durch mehre Terrassen von Höhlen, ehe man an die gelangt, wo die Gewölbe und Haupt-Gebäude sind, die an einem Vorsprunge hinlaufen, der statt einer Straße dient. Das beträchtlichste Gebäude, und dasjenige, welches auch zuerst in die Augen fällt, ist eine Kirche, welche die Königin Thamar, wie man behauptet, in den Felsen hauen ließ. Das Innere ist ganz einfach, und ohne alle Verzierung, und der Ruf von Heiligkeit, in welchem diese Kirche steht, ist einem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau, und dem Grabmahle der Königin Thamar zuzuschreiben, von welchem noch einige Spuren vorhanden sind, und das ich, sowohl wegen seiner Gestalt, als wegen seines schwarzen, rauchigen Ansehens, im ersten Augenblicke für ein Kamin hielt.

Beim Herausgehen aus der Kirche schlug ich den Weg links ein, und gelangte durch eine, in den Felsen eingehauene Thüre in die Gemächer der Königin Thamar, an welche zehn Grotten oder Höhlen anstoßen, die für ihren Hof bestimmt waren. Auf der andern Seite der Kirche, besuchte ich eine Anzahl anderer Appartements, die noch einfacher als die der Königin sind, sonst aber einander so ziemlich gleich sehen. Diese Höhlen-Reihe endigt mit einer Plateforme des Felsen, auf welcher man hinlänglich Platz fand, den Thurm der Kirche zu erbauen, das einzige steinerne Gebäude, oberhalb der Erde.

Keine menschliche Stimme vernimmt man mehr in diesen unterirdischen Wohnungen, kein Priester versieht den Dienst der Kirche, keine Lampe brennt an dem Grabmahle der Königin, und die Glocken auf dem Thurme sind verstummt. Selbst der Name dieser Stadt ist von allen neueren Karten verschwunden; man sucht ihn vergebens auf denselben, er ist der Vergessenheit anheim gefallen.

Als wir uns wieder in unsere Kelter begaben, fanden wir den, von seiner Sendung zurückgekehrten Kosaken in voller Beschäftigung;

er hatte einen Hammel mitgebracht, den er bereits geſchlachtet, und mit Hilfe ſeines Kameraden unter drei bis viererlei Geſtalten zubereitet hatte, was uns nach unſerer Ermüdung ſehr gut bekam, doch das Beſte thaten die Koſaken, die auch hier die Bezeichnung: „Koſaken-Appetit" rechtfertigten.

Ich kehrte über das Dorf Ghelſunda nach Chertwis zurück, ſpeiſ'te daſelbſt zu Mittag, und verabſchiedete mich dann von unſerem liebenswürdigen Commandanten, um vor Nacht noch Aspindſe zu erreichen. — Aspindſe liegt in einem der reichſten und lachendſten Thäler des Saatabago, aber, wenn auch die Natur ihre Gaben verſchwenderiſch über uns ausſchüttet, ſo ſind es häufig wieder die geſellſchaftlichen Inſtitutionen, die uns ihrer Wohlthaten berauben. Von Türken bewohnt, war Aspindſe früher das Eigenthum eines Bey, der, als daſſelbe in den Beſitz der Ruſſen kam, ſeine Rechte über dieſes Dorf an einen Armenier verkaufte. Man kennt dieſe habſüchtige Nation: kaum ſah ſich dieſer neue Eigenthümer im Beſitze, ſo forderte er, wie man ſagt, von den Bauern den vierten Theil der Erndte, als Abgabe, ſtatt des eilften, wie ihn der Bey eingezogen hatte. Ich glaube jedoch, daß dieſer Armenier die Kopfſteuer bezahlen muß. Die Bauern beſchwerten ſich ſehr bei meiner Durchreiſe, und ich bin überzeugt, daß, wenn wirklich ein Mißbrauch ſtatt findet, das Gouvernement demſelben abhelfen wird.

Den folgenden Tag ſetzten wir unſern Weg weiter fort, und begaben uns nach Askur. Dieſer Ort iſt eine Art offenen Fleckens, der durch eine Feſtung vertheidigt wird, welche, wie Akhalſikhe und Chertwis auf einem Felſen erbaut iſt. Hierauf begaben wir uns durch das Thal von Bardjom über Suram, nach Sapan, wo wir von dem Orts-Vorſtand, dem Fürſten Kaikhosro Abakidſe, einem großen, ſchönen Mann von 40 — 50 Jahren gaſtfreundlich aufgenommen wurden. Den andern Tag ſollte in der Nachbarſchaft, zu Tſikhori, einem armeniſchen, nun griechiſch gewordenen Flecken, ein großes Kirchenfeſt gefeiert werden, zu welchem ſich Menſchen in Menge, ſelbſt aus entfernten Gegenden einfanden, und wir ſollten nicht die einzigen ſeyn, die ſich der Gaſtfreundſchaft daſelbſt zu erfreuen hätten. Wir fanden eine große Anzahl Männer und Frauen; dieſe begaben ſich in das Haus der Fürſtin, und jene ſtiegen vom Pferde, und ſetzten ſich unter die alten Linden, die das Haus, welches ſie gaſtfreundlich aufnehmen ſollte, beſchatteten.

Man hatte unter den großen Bäumen vor der Eingangsthüre des fremden Hauſes oder der Herberge, ein großes Feuer angemacht; um

daſſelbe ſaßen ungefähr dreißig Gäſte von allen Trachten aus der Umgegend, Georgier, Tſcherkeſſier, Imerether u. ſ. w., alle von Silber glänzend, das an ihren Säbeln, Kindjals, Bandeliers, Patrontaſchen u. ſ. w. verſchwendet war. Diener beeilten ſich, Wein in Hörnern umher zu bieten. Zwei Sänger ſangen mit kläglichem Tone das Lob des Fürſten, während das Ausbringen der Geſundheiten keinen Augenblick aufhörte. Bald war es dieſer, bald war es jener, der ſich erhob, um an einige Mitglieder der Geſellſchaft, eine lange, Complimentenreiche Rede zu halten, der eine Geſundheit folgte, die man, koſte es, was es wolle, erwiedern mußte. Die Imerether ſind beim Ausbringen ihrer Geſundheiten noch größere Complimentenmacher, als die verehrlichen Bürgermeiſter der kleinen Städte der Schweiz oder Deutſchlands.

Ich hatte es abgelehnt, an dem Feſte Theil zu nehmen, weil ich vorausſah, daß mich meine Füße nicht mehr weggetragen haben würden, denn alle hätten ſich beeifert, dem Beiſpiele des Fürſten zu folgen, und mir Ehre zu erweiſen, ich aber hätte gegen die Imerether nicht Stand gehalten, obgleich ich in einer Gegend der Schweiz erzogen worden bin, die einſt wegen ihrer Trinker berühmt war. Ich gab Geſchäfte vor, und der Fürſt ließ mir ein ſehr gutes Nachteſſen, nebſt einem großen Kruge Wein von ſeiner beſten Sorte in mein Haus bringen, wie man ihn an dem großen Tiſche gewiß nicht trank. Ich konnte daher über meine Zeit beliebig ſchalten, und von Zeit zu Zeit, einen neugierigen Blick auf dieſe ungewöhnlichen Gruppen werfen. Durch die eine Thür ſah ich die Männer, und durch die andere, die Frauen, die auf hundert Schritte von mir, ungefähr zwanzig an der Zahl, unter dem Wetterdache des Hauſes der Fürſtin zu Nacht ſpeiſten, und um ein Feuer ſaßen, das ſie zugleich erwärmte und erhellte. Alle waren im Putze, allein nur halb verſchleiert, lachten, plauderten, und ſchienen ſehr vergnügt.

Mein Nicolas hatte nach dieſem Abende viele Mühe, ſeinen Filz und ſeinen Sattel zu finden, um ſich zur Ruhe zu legen, denn er hatte ſeine Kehle nicht geſchont. Indeſſen hatte er doch noch ſo viel Bewußtſeyn, den großen Krug Wein zu bemerken, der an meiner Seite ſtand. „Laßt mich einmal ſehen, was man Euch gebracht hat! Ach! das iſt ein anderer, als den wir getrunken haben! Da iſt keine Zeit zu verlieren, ich will, ehe man kommt, den Krug wieder zu holen, ihn in meinen Schlauch ausleeren.“ Und dieß that er auch wirklich.

Als der Fürſt den folgenden Tag erfuhr, daß ich ſeinen Wein ſo gut gefunden hätte, befahl er, daß man noch vier oder fünf andere Krüge von ungefähr zehn Pinten Wein in unſern Schlauch ausleeren ſolle. Er verließ uns, um dem Feſte beizuwohnen, jedoch nicht, ohne vorher befohlen zu haben, daß man die größte Sorgfalt für uns tragen, und uns Pferde verſchaffen ſolle.

Aus Neugierde fragte ich ihn, wie viel Wein er ungefähr jährlich in ſeiner Haushaltung brauche? Er erwiderte mir, indem er mir ſeine großen Cupkinen zeigte, daß ſein Ertrag jährlich etwas mehr als viertauſend Tſchapen, oder vier und zwanzig tauſend Manirka betrage, was auch, ſowohl durch ſeine Diener, als durch ſeine Gäſte im Verlauf eines Jahres getrunken werde. Welch' eine Haushaltung, in welcher jährlich fünfzig tauſend Flaſchen Wein aufgehen!

Den folgenden Tag trafen wir in Chotewi ein, das früher eine der Haupt-Feſtungen in dem Kreiſe Ratſcha war, und durch die

Russen im Jahr 1772 genommen, und auf Befehl des Generals Totleben, gleichzeitig mit Sarapana, Wartsithe, Bagdad nieder gerissen wurde. Obgleich nun nur noch Ruinen davon vorhanden sind, so wurde es doch anfangs dazu gewählt, einen Theil der Truppen von Colchis aufzunehmen, denn die große Sterblichkeit, die in den niederen Gegenden herrschte, ließ diesem Ort den Vorzug geben. In der That hat auch Chotewi, das sehr hoch liegt, ein sehr gesundes Clima, und es war eine sehr gute Maaßregel, die zahlreichen Reconvalescenten dahin zu senden, deren völlige Herstellung sehr schnell daselbst erfolgte. Später hat man, ohne daß ich die Ursache weiß, dieß alles aufgegeben, und man hat die Soldaten von Neuem zu Kutais zusammengedrängt, wo verhältnißmäßig weit mehr starben. Man hat das Lager und die Magazine verlassen, welch' letztere zum großen Theile eingestürzt sind. Nur der Vorstand oder Gouverneur des Kreises Ratscha, von welchem Chotewi der Haupt-Ort ist, und einige Kosaken blieben daselbst zurück. Im ganzen Districte ist kein anderer Russischer Soldat, und man kann schon hieraus auf den friedlichen Zustand dieser Berg-Bewohner schließen.

Der Bezirksvorstand, ein alter, und etwas unthätiger Militär, der wegen seiner Aufführung, bald nach meiner Durchreise, wieder von seinem Posten abberufen wurde, gab mir ein Beispiel von der Schwierigkeit, gewisse Gesetze in einem Reiche zu befolgen, dessen Bewohner, Religion und Clima so sehr von einander abweichen, wie in dem unermeßlichen Rußland.

Niemals hat ein Officier noch den Kaukasus überschritten, der zu sich selbst gesagt hatte: „Lebe wohl, Rußland, ich habe die feste Absicht, hier mich niederzulassen." Finstere, und oft falsche Vorurtheile, erfüllen sie mit Besorgnissen wegen ihrer Zukunft in diesen Gegenden. Die schrecklichen Krankheiten, die hier herrschen, die gänzliche Abgeschiedenheit der meisten Orte, wohin man sie schickt, die Entbehrungen aller Art, hauptsächlich auch in moralischer Beziehung, die Unkenntniß der Sprache, alles trägt dazu bei, den Wunsch in ihnen zu nähren, das Land so bald wie möglich wieder zu verlassen. Einsam, auf sich selbst beschränkt, ohne allen Umgang, ohne Frau, ohne eine Freundin aus ihrem theuren Vaterlande, die sie tröstet, machen sie aus Langeweile, und dem Trieb der Natur folgend, nähere Bekanntschaft mit den schönen Georgierinnen, und hängen sich an dieses leichtsinnige und oft leichtgläubige Geschlecht. Aber die Erinnerung an das Vaterland läßt sie bei dem Gedanken an eine Heirath seufzen. So vergehen die Jahre in einem Umgange, der mehr und mehr sich zu einem intimen und ehelichen gestaltet. Die Leichtfertigkeit der Sitten, das allgemeine Beispiel und die Gewohnheit lassen sie hierin nichts Schlimmes erblicken. Man hat Kinder, die man in der ersten Zeit, und so lange man noch mit europäischen Vorurtheilen erfüllt ist, vernachläßigt, die jedoch bald den Weg zum Vaterherzen finden. Nun entsteht ein grausamer Kampf: soll man die Mutter heirathen, oder nicht? Zu was man sich auch entschließen möge, für diese armen Kinder wäre es besser, sie wären nicht geboren. Wozu hilft es, menn ihre Mutter den Vater heirathet? Ein strenges Gesetz streicht sie ja doch gewissermaßen aus der Gesellschaft aus.

Um nämlich einer größeren Sittenlosigkeit, die unter dem hohen Adel einzureißen drohte, und den Unordnungen vorzubeugen, die hieraus entspringen würden, hat der Kaiser Nicolaus erklärt, daß jedes,

vor der Verheirathung geborene Kind, ein uneheliches seyn und bleiben solle. Dieser Erklärung zufolge kann nun der Sohn eines Generals, eines Fürsten, keine Militair- oder Civil-Anstellung erhalten, er wird zur letzten Classe der Gesellschaft gerechnet, und muß, wenn er leben will, ein Handwerk ergreifen. Dieß ist jedoch nicht das größte Unglück, denn der Mensch ist zur Arbeit geboren; aber man denke sich eine Familie, jenseits des Caukasus, die auf diese Art in privilegirte und nicht privilegirte Kinder getheilt ist, obgleich sie von demselben Vater und derselben Mutter abstammen, die einen durch das Gesetz reich, die andern arm und enterbt, die einen geehrt, die andern beschimpft, die einen von Adel, die andern zu den Leibeigenen gehörig.

Wie viele solche unglückliche Familien habe ich in Georgien, wie oft solche Väter gesehen, die nur mit Seufzen an die Zukunft ihrer Kinder dachten! Dieser arme Orts-Vorstand hatte neun oder zehn Kinder, worunter, ich weiß nicht, wie viele uneheliche. Diese Kinder waren verloren, denn der Vater hatte sie, obgleich ohne Vermögen, doch nie dazu verurtheilen können, ein Handwerk zu erlernen, was man in dieser Gegend als schimpflich ansieht; von allen Kanzleien, von jedem öffentlichen Dienste abgewiesen, irren sie ohne Anstellung und ohne Aussicht umher, und wer weiß, wohin sie die Verzweiflung noch führen kann. Haben auch die Eltern gefehlt, so trifft dieses strenge Gesetz des Kaisers Nicolaus hauptsächlich nur die unglücklichen und schuldlosen Kinder, die man ohne inniges Bedauern nicht ansehen kann.

Den **11.** (**23.** September) machten wir uns wieder auf, nun unsern Weg nach Hoch-Ratscha fortzusetzen. Wir gelangten an den Rion oder Phasis, fünf Werste von Rhotewi, in welchen die Lokuni nahe an der ländlichen und bescheidenen Wohnung des Fürsten Gregor Feistaf fließt. Sein Großvater war nicht so friedlich gesinnt; er hatte hier ein befestigtes Schloß mit zwei Thürmen, dessen Name Mindastsikhe (Vestung der Noth) nur zu sehr an die unaufhörlichen Unruhen des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Dieser Fürst Feistaf führte damals, wie seine Vorfahren, den Titel eines Gouverneurs von Ratscha, das er für den König von Imerethi verwaltete. Im Jahr **1767** hielt er sich für stark genug, dem Dadian und dem Guriol nachzuahmen, und dem König Salomon, der damals hinlänglich zu thun hatte, um sich gegen die Türken zu wehren, den Gehorsam aufzukünden. Aber der König fühlte sich stark genug, ihn zum Gehorsam zurück zu bringen, und nöthigte ihn, durch die Tsiretelli von Satkekheri unterstützt, die eifersüchtig auf die Macht der Feistaf waren, sich wieder zu unterwerfen. Er ließ ihm hierauf die Augen ausstechen, erklärte das Ratscha zu einem Theile seiner Besitzungen, und gab einen Theil davon dem Tsiretelli; auch ließ er, um seiner Rache völlig Genüge zu thun, die Wohnung des Fürsten zu Baragone niederreißen.

Wir sandten zu dem Fürsten Gregor und ließen ihn um ein Mittagessen bitten; er war abwesend, allein seine Gattin beeilte sich, unsere Wünsche zu erfüllen, und schickte uns ein Essen, das wir unter einer alten Linde verzehrten. Sie selbst erschien nicht, weil es ihr die Etikette nicht gestattete, sich während der Abwesenheit ihres Mannes zu zeigen.

Von hier aus begaben wir uns nrch Oni, dem Hauptorte von Hoch-Ratscha und der Residenz der Familie des Gregor Tsiretelli, dem ein Theil des Fleckens und andere große Besitzungen in der Ratscha ge-

hören. Alle Freitage findet in diesem Orte ein Markt statt, wo man Getreide, Pferde, Eisen ꝛc. verkauft.

Ein Theil der Bevölkerung besteht aus Juden, die daselbst einen Bazar errichtet haben. Sie sind Leibeigene der Tsiretelli, die sie in früheren Zeiten hieher gebracht haben. Gregor Tsiretelli wollte sie auch gegenwärtig noch als solche behandeln, sie haben sich aber dagegen aufgelehnt und bei dem Gouverneur von Imerethi Klage geführt, der sich zu der Ansicht hinneigte, daß die Tsiretelli ihre Macht vielleicht mißbraucht haben möchten, als sie die Juden bei ihrer Niederlassung zur Leibeigenschaft zwangen, und daß ihnen die Freiheit gebühre. Nachdem der Gouverneur einmal diese Ansicht aufgestellt hatte, wollte sich Gregor Tsiretelli in keinen Streit mit demselben einlassen, sondern er ließ ihm nur sagen, daß wenn diese Juden keine Leibeigenen seyen, so sey doch er, Gregor, Besitzer und Herr des Grund und Bodens, den sie bewohnen, und da sie sich nun weigern, Frohnen zu leisten, so wolle er seine Ländereien andern zum Anbau geben, und bitte daher, den Juden zu befehlen, daß sie so bald als möglich seine Besitzungen räumen. Hierauf ließ er nichts erwidern, der Gouverneur entsprach der Bitte des Fürsten, und den Juden wurde der Befehl ertheilt, ihren Bündel zu schnüren. Jetzt bekam die Sache eine andere Gestalt; die Juden wollten den Ort nicht verlassen. Ich habe indessen nicht erfahren, wie sie sich am Ende mit dem Fürsten verständigt haben, der fest entschlossen war, sich von seinen Rechten nichts zu vergeben.

Der Fürst Gregor hatte sich zu Oni ein mit Mauern umgebenes Haus erbauen lassen, das in diesem Lande für einen Palast gelten kann, allein die innere Eintheilung trägt den Stempel der Sitten des Landes.

Oni hat die große Unannehmlichkeit, daß es mehren Eigenthümern gehört, so daß wenn ein Fremder mit Bewilligung des Gouvernements etwas requirirt, Niemand gehorchen will; man schickt den Befehl von einem zum andern, und unterdessen hat derjenige, welcher etwas requirirt, Zeit sich zu langweilen. Wenn man jedoch mit einiger Langeweile nur auch etwas erhalten würde! Der Kelossan zeigte vielen guten Willen, und lief von einem zum andern, um einen kleinen Winkel für unsere Wohnung aufzufinden: geh zum Nachbar, sagte man ihm, und wir hätten, gutwillig oder nicht, ein Nachtlager entbehren müssen, wenn nicht Nicolas einen Bekannten angetroffen hätte, der uns ein Nachtessen und einen Platz in seiner Hütte bewilligte. Wir wurden an andern Orten überall besser aufgenommen als hier.

Die Gegend von Oni ist sehr schön, in allen Richtungen sieht man Dörfer liegen: Latsta mit seinen Thürmen auf dem rechten Ufer des Phosis, gegenüber von Oni, Garula, Nikirti, Parawarki ꝛc. Die Ruinen von den drei Schlössern von Oni boten nichts Bemerkenswerthes dar. Es wollte uns eben so wenig glücken, in Oni Pferde zu erhalten, als sonst etwas; endlich brachte man mir auf meine dringenden Bitten ein Pferd, aber ohne Sattel, was mich jedoch nicht verhinderte, zu Fuß mich auf den Weg zu machen, indem ich meinen Klepper in der Hoffnung an einem Strick führte, in den benachbarten Dörfern einen Sattel zu bekommen. Ich ließ alle meine Bagage bei meinem Wirthe, um leichter zu reisen. Glücklicherweise begegnete uns im Augenblicke unsrer Abreise der Kelossan von Ustere, ein braver Bergbewohner, der sich geneigt zeigte, uns als Führer zu dienen.

Zwei Werften von Oni passirten wir durch eine Furt die Garula,

die in den Phasis fließt. Hier verengt sich das Thal, das von Felsen ganz eingeschlossen scheint, allein es öffnet sich eine Kluft, um der Satura, die ein sehr klares Wasser hat, den Durchgang zu gestatten; man kann sich übrigens nichts engeres und düstereres denken, als den Winkel dieser Landschaft. Und doch hat der Muraw Djaparidze im Schatten einiger Bäume und hoher Felsen hier seine Wohnung erbaut, die Logwanta genannt wird. Wir traten bei ihm ein, um einen Sattel zu begehren, er schlug ihn aber unter dem Vorwande ab, daß er keinen disponiblen habe. Erst zu Nakirti, drei Werften von Logwanta, wurde ich in den Stand gesetzt, mein Pferd zu besteigen.

Von hier aus begaben wir uns über Parawarki nach Nigozebi, wo wir nach dem Rathe unsers Kelossans über Nacht blieben. Den andern Tag führte uns derselbe nach Utsere, ganz nahe bei Nigozebi zu seinem Herrn, dem Muraw Gamkarebidse, einem Greis, der uns sehr wohlwollend empfing, und uns, während man die Pferde sattelte, die uns nach Ghebi bringen sollten, ein Frühstück bringen ließ. Im Augenblicke, wo wir es uns angelegen seyn ließen, seiner Gastfreundschaft Ehre zu machen, sahen wir den Fürsten Djaparidze mit zehn Leuten seines Gefolges von Logwanta eintreffen, der gekommen war, um uns nach Ghebi zu begleiten. Und gestern hatte er mir einen Sattel abgeschlagen; er hatte sich schnell eines andern besonnen. Indessen wußte ich ihm keinen Dank für seine Aufmerksamkeit, und die Folge zeigte, daß ich Recht hatte. Ein Theil seiner Leute war bis an die Zähne bewaffnet, die andern trugen seinen Falken und seine Fischnetze, um in der Tsuekuri, nahe bei Ghebi, Forellen zu fangen.

Nach einem, zum Theil sehr beschwerlichen Ritte erreichten wir um ein Uhr Nachmittags Ghebi, wo mir mitten im Dorfe Halt machten und uns auf steinerne Bänke setzten. Der Fürst Djaparidze war Muraw von Ghebi, ich konnte ihm daher ruhig die Sorge für uns überlassen. Indessen führte man lange Zeit die Pferde hin und her, man sattelte sie ab, man führte sie auf die Weide, und wir saßen immer noch auf unsern Bänken. Von Zeit zu Zeit fragte ich den Führer: „was machen wir hier, werden wir zu Mittag speisen oder nicht? ich habe nicht viel Zeit zu verlieren.“ — „Freilich werden wir essen, und das augenblicklich, ich habe schon das Nöthige angeordnet.“

Einige Einwohner von Ghebi waren gekommen, um zu sehen, was wir hier machten; aber trotz den Befehlen des Muraw rührte sich keiner. Ich wurde ungeduldig. Warten Sie noch einen Augenblick, sagte man mir, und ... und es wurde Nacht, und wir wußten nicht einmal, ob man uns beherbergen würde oder nicht.

Endlich hatte einer der Einwohner die Barmherzigkeit, uns in seinem Fruchtspeicher aufzunehmen, den man zuvor ausräumen und ausfegen mußte, ehe wir uns daselbst einrichten konnten, und nur auf dringendes Bitten erhielten wir endlich etwas zu essen, und namentlich ich war es, mit dem man einiges Mitleiden hatte.

Glücklicherweise hatten wir noch einigen Mundvorrath; mein Nicolas war in dieser Beziehung ein zweiter Sancho Pansa, denn nie machte er sich auf den Weg, ohne sich mit Brod, Hühnern, oder was er sonst auftreiben konnte, zu versehen. Ueberdieß war auch unser Schlauch mit Wein noch nicht leer, und so waren wir gerade nicht zu beklagen.

Den andern Tag machte ich mich über meinen Fürsten lustig, der Schuld war, daß ich einen halben Tag verlor, und dem ich keinen an-

dern Genuß dafür zu verdanken hatte, als den, von meiner steinernen Bank aus den Frauen zuzusehen, wie sie Korn schwangen und in der Sonne trockneten. Während sie mit dieser Arbeit beschäftigt waren, kam eine Nachbarin oder Verwandte an, um ihnen einen Besuch abzustatten; man umarmte sich, wie in Europa, und machte Complimente wie bei uns.

Die Frauen tragen alle ein Tuch, das sie über den Mund binden; man sollte denken, sie machen ein Geheimniß aus ihrem Munde und aus ihrem Kinn, so sehr geben sie sich Mühe, beides zu verhüllen, während sie mit andern, nicht so anständigen Theilen ihres Körpers, weniger Umstände machen. So ist es auch bei den Jüdinnen in Litthauen, die, so lange sie unverheirathet sind, sich die Haare frisiren, und welche, wenn sie sich verheirathen, sich dieselben abschneiden, und den Kopf umbinden, den sie nur noch vor ihren Männern unverhüllt zeigen. Es wird dann als ein großer Verstoß gegen die Sittlichkeit angesehen, noch einige Haarlocken zu zeigen, während es sie keine Ueberwindung kostet, sich, wenn sie Freitags, oder vor ihren großen Festtagen, öffentlich und gemeinschaftlich mit einander baden, mit Ausnahme der Haare, nackt wie die Mutter Eva zu zeigen.

Die Einwohner aus den Dörfern Ghebi, Tschiora, Glola sind durchaus an Geist und Sitten Bergbewohner; sie lieben die Freiheit, sind von georgischem Stamm, und sprechen das Georgische rein. Von Paraweki an, tragen sie die tscherkessische Tracht. Die armen Frauen sind die Sclavinnen ihrer Männer, sie müssen alles thun; nicht allein verrichten sie jede Arbeit im Hause, verfertigen die Stoffe zu den Kleidern ꝛc., sondern besorgen auch das Feld und die Scheune, und gehen in die Mühle. Die Ehe wird bei diesen rohen Völkern weder als eine geachtete, noch geheiligte Sache angesehen, wenn man seine Frau nicht mehr behalten will, tritt man sie an einen Andern, und dieser oft sie wieder an einen Dritten ab.

Die Popen achten sie wenig, obgleich sie Kirchen haben. Die von Ghebi ist alt, und sehr einfach. Die Vorhalle ist mit Ochsenhörnern angefüllt, wie man dieß oft im Innern des Kaukasus sieht, wo bei jedem religiösen Feste ein Ochse geopfert wird, denn der alte Gebrauch Opfer darzubringen, wurde durch das Christenthum noch nicht ganz verdrängt.

Trotz ihrem Christenthum betrachten diese Bergbewohner die Rache fast als eine religiöse Pflicht. Derjenige, welcher der Rache verfällt, ist genöthigt zu fliehen, oder sich zu verbergen; wenn er öffentlich erscheint, so geschieht es nicht anders, als gut bewaffnet, und von den Seinigen begleitet, die indessen alles aufbieten, um die Verwandten des Getödteten zufrieden zu stellen. Er selbst ladet sie alle zu sich ein, bewirthet sie prächtig, und gibt ihnen, was sie wollen, bis es ihm gelungen ist, sie mit sich auszusöhnen.

Der General Wakulski hatte, kurz vor meiner Durchreise durch Tschiora, zwei dergleichen Fälle der Rache zu beurtheilen, und zu schlichten. Ein Einwohner von Tschiora hatte einen Bauern des Orts getödtet, und war verschwunden, ohne daß man wußte, wo er sich verborgen hielt. Die Verwandten hielten sich unter dem Vorwande an seinen Bruder, daß er wissen müsse, wohin sich der Schuldige geflüchtet habe. Genöthigt, täglich bis an die Zähne bewaffnet zu seyn, wenn er nur einen Schritt aus dem Hause thun wollte, und stets in der

Furcht, in die Hände seiner Feinde zu fallen, die, wie er wohl wußte, ihm überall, wo sie konnten, auflauern würden, suchte er dieselben durch ein großes Fest zufrieden zu stellen. Sie ließen es sich gut schmecken, aber sie betrachteten die Sache noch nicht als abgethan. Glücklicherweise für den Bedrohten kam der General an diesen Ort, und veranlaßte sie, von weiterer Verfolgung abzulassen, die auch in der That, den Regeln der Kaukasischen Straf-Gesetze nicht mehr gemäß gewesen wäre.

Der zweite Fall betraf eine Rache wegen des nicht gehaltenen Versprechnes einer Heirath. Die Verwandten hatten sich zu Rächern des verlassenen Mädchens erklärt. Man brachte die Klage vor den General; der junge Mensch, der die Heirath ablehnte, that dieß selbst, indem er erklärte, daß er sich nicht für verbunden halte, ein Mädchen zu heirathen, die krank und wahnsinnig geworden sey. Die Verwandten verfolgten ihn auf's Aeußerste, und er sah sich genöthigt, zu der Gerechtigkeit des Generals seine Zuflucht zu nehmen, der den Vater des Mädchens, einen Greis mit schneeweißem Barte, zu sich kommen ließ. Er hatte alle Mühe von der Welt, um ihm begreiflich zu machen, wie ungerecht es sey, Jemanden zu zwingen, eine Wahnsinnige zu heirathen, und erst nach langem Bitten gelang es, den Alten dahin zu bringen, von der Verfolgung abzustehen.

Ghebi hat an den untern Theilen seiner Abhänge beträchtliche Felder, der übrige Theil aber ist Waldung. Der Weg, welcher eine Zeit lang dem Laufe der Phasis folgt, theilt sich im Thale in zwei Wege; der linker Hand führt zu den Suanen durch den Engpaß, der den Chada vom Passenta trennt. Rechts führt ein schwierigerer Weg über die höchsten Gipfel der Kaukasuskette zu den Dugoren, nach Ironistan, oder in's Land der Osseten.

Es ist Thatsache, daß die Bewohner des Thales nur drei Tag-Reisen von Ghebi nach Wladikawkas rechnen, und daß sie mir den Antrag machten, mich in diesem Zeitraume gesund und wohl dahin zu bringen. Ich konnte nicht hierauf eingehen, denn ich mußte meine Reise nach Mingrelien fortsetzen. Dem Russischen Gouvernement ist die Möglichkeit sehr wohl bekannt, eine Verbindung zwischen Kutais und dem Norden des Kaukasus durch Ratscha herzustellen; man weiß, daß General Totleben schon im Jahre 1771 mit einem russischen Truppen-Corps, welches Catharina II. dem König Salomon zu Hilfe schickte, diesen Weg nahm. Diese Verbindung wäre für den Handel außerordentlich vortheilhaft, allein die Schwierigkeiten und Hindernisse sind ohne Zahl, die hauptsächlichsten gründen sich auf die Natur der nördlichen Thäler selbst, durch welche man passiren muß; der Boden ist schiefericht, die Thäler sind verschüttet, verstopft, und noch weit weniger practicabel als das Defilé von Ustere nach Ghebi. Es wäre, ohne unermeßliche Summen aufzuwenden, fast unmöglich, eine große Handelsstraße, wie die des Thales Therek, dahin zu führen. Ich habe dieß alles von einem Offizier, der beauftragt war, diese Gegend zu untersuchen, und der von seiner Sendung erst nach vielen ausgestandenen Gefahren zurückkehrte.

Ich bekümmerte mich nicht mehr um den Fürsten, ließ unsere Pferde satteln, und machte mich mit Nicolas und dem guten Keleſſan von Ustere, der mich als Führer begleitete, auf den Weg, und ließ Djaparidze und sein Gefolge zurück.

„Ach!“ sagte der Kelessan, als wir Ghebi hinter uns hatten, wie unangenehm, daß wir mit diesem Fürsten gekommen sind; man hat ihn zum Muraw von Ghebi gemacht, und die Einwohner können ihn nicht ausstehen, weil er alle Gelegenheiten benützt, auf ihre Kosten zu leben, und unter dem Scheine, Justiz auszuüben, alles von ihnen erpreßt, was er nur kann. Nur ihm haben Sie Ihre schlechte Aufnahme zu verdanken, wäre er nicht gewesen, man hätte sie mit offenen Armen empfangen.“

Später wurde der Fürst Djaparidze von seinem Posten abgesetzt, und derselbe einem Würdigeren anvertraut, denn das Gouvernement sah wohl ein, wie wesentlich es sey, diesen Berg-Bewohnern gerechte und unbescholtene Leute vorzusetzen, und ihnen Vertrauen zu ihren neuen Herrn einzuflößen. Es hängt auch ganz von ihrem guten Willen ab, ob sie gehorchen wollen, oder nicht, denn bei ihrer Lage wäre es sehr schwer, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Sie hätten, um nur ein Beispiel anzuführen, nichts nöthig, als nur eine der Brücken des Phasis zu besetzen, und von Imerethi aus, könnte keine Seele bis zu ihnen dringen; wollte man aber von der anderen Seite herkommen, so müßte man über die Gipfel des Kaukasus, und durch Stämme marschiren, die Rußland nicht unterworfen sind.

Wir passirten den Phasis zweimal durch Furten, um nach Tschiora zu gelangen; man bot uns daselbst Wein an, ich wollte mich aber nicht aufhalten. Einige Werften von Tschiora schlugen wir den Weg links ein, um in das Thal von Ghola einzutreten, das mit dem von Ghebi sehr viele Aehnlichkeit hat. Unser Weg führte uns gerade durch dichtes Niederholz, als uns der Kelessan aufmerksam machte, auf unserer Hut zu seyn, da sich hier die Dugoren und die Osseten gewöhnlich verbergen, um auf Raub auszugehen, und unbewaffnete Reisende zu überfallen. Glücklicherweise kamen wir durch, ohne etwas Verdächtiges gesehen zu haben.

Die Lage von Glola ist vielleicht malerischer, als die von Ghebi, aber Ghebi ist größer und besser gebaut. Das alte Glola ist verlassen, das neue ist von Holz erbaut, und liegt am Fuße einer Art Festung, die den Einwohnern als Zufluchtsstätte dienen kann. Ein Bach fließt durch das Dorf, und vermischt sich mit einer der schönsten Sauerwasser-Quellen von Hoch-Ratscha, die ganz nahe am Bache entspringt. Sie ist hinlänglich mit kohlensaurem Gas geschwängert, um das Wasser mussirend zu machen, und den Pfropf, wie der Champagner, aus der Flasche zu sprengen, und unterscheidet sich an Güte nur wenig von der berühmten Quelle von Narzan, in den Bädern des Kaukasus. Man besucht diesen Ort im Sommer, um dieses Wasser zu trinken, aber die Schwierigkeit der Passage, und namentlich die rohen Sitten der Einwohner von Glola, halten viele Personen ab, dahin zu gehen.

Die Bevölkerung von Glola ist nicht sehr beträchtlich, indessen vergeht nicht leicht ein Jahr, wo nicht durch Entführungen von Frauen, oder aus andern Ursachen, Mordthaten vorfallen. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß die Bewohner sehr viele, und sehr böse Hunde halten, und daß es ihnen Vergnügen macht, Durchreisende von denselben anfallen zu sehen. Auch uns begegnete dieß, und als wir auf's Aeußerste gebracht, endlich Miene machten, ein Pistol auf diese höllische Brut abzufeuern, und ihre Herren merkten, daß wir entschlossen seyen, Ernst zu machen, kamen sie uns zu Hilfe. Ach, wenn man sich

doch begnügen wollte, ohne Hunde auf dieser Welt zu leben! Oft werden die Freuden der Reisenden, durch diese Tyrannen der Höfe und der Dörfer, gestört. Man muß stets in der Furcht und auf der Hut seyn, um nicht zerrissen zu werden. Man könnte sich von diesem Uebel wohl befreien, es gibt ja noch so viele andere.

Wir kehrten auf demselben Wege, auf dem wir hergekommen waren, wieder nach Ustere zurück, und brachten die Nacht abermals bei unserem Keleſſan zu, der uns den folgenden Tag, Freitag, nach Ori zurückschickte, wo an diesem Tage ein großer Markt abgehalten wurde. Man wollte uns wieder, wie das erstemal, Pferde verweigern; der Keleſſan ging von einem zum andern, und immer schickte man ihn wieder zum Nachbar. In solchen Fällen, wo man dem Gouvernement nicht Folge leisten will, bleibt nichts übrig, als mit Strenge zu verfahren; wir kehrten die rauhe Seite heraus, und wurden trefflich bedient. Dieß war auf der ganzen Reise das erstemal, daß wir zu diesem Aeußersten gebracht wurden.

Bei den schönen Tagen, mit welchen uns der Himmel begünstigt hatte, gewährte es einen wahrhaft poetischen Reiz, dieses Land zu durchstreifen, wie wir es gethan hatten. Stets zu Pferde, beeilten wir uns niemals, wir ritten fast immer im Schritt und im Paß, selten im Trott, und mit so ruhigen und sichern Pferden, wie wir sie bei diesen Bergbewohnern fanden, ist dieß die beste Art ein Land zu sehen. Man hält wo man will, man kommt ohne Schwierigkeit Bergauf und Bergab; findet man einen schönen Ort, so verweilt man, und läßt die Pferde ausschnaufen, man schläft unter einem Wetterdache, oder einer Eiche, und das Ganze gleicht einer Lustparthie.

Zu Baragone hielten wir anfangs nur an, um die Fürstin Fristaf zu bitten, die nöthigen Befehle zum Wechseln der Pferde zu geben; sie gab uns einen Führer, der uns in das Dorf Tseſſe bringen, und uns Reit-Pferde auffinden sollte, aber kaum hatten wir ihren Hof verlassen, als sie uns nachschickte, um uns sagen zu lassen, daß wir besser thun würden, in ihrem Hause zu übernachten, und daß sie uns bitten lasse, ihre Einladung anzunehmen, sie stehe dafür, daß man uns die Pferde hieher bringen solle, wann wir es befehlen würden.

Mein Nicolas, der an diesem Tage Fasttag hatte, weil auf den folgenden ein Fest einfiel, hatte, gleich Sancho Pansa, große Lust, sich bei der Fürstin für seine Fasten zu entschädigen, wo es gebräuchlich war, für diesen Tag einen Hammel zu schlachten. Wir nahmen daher ihre Einladung an, und wurden sehr gut behandelt. Man gab uns ein großes Zimmer, mit Fenster, zur Wohnung, und schickte uns Thee, der bei den Georgiern noch nicht sehr im Gebrauche ist. Dieser Luxusartikel hat bis jetzt nur bei reichen, großen Herren Eingang gefunden, die Tscherkessen scheinen aber im allgemeinen Geschmack daran zu finden.

Den andern Tag wohnten wir der Messe bei, welcher bald ein wahrhaft kostbares Mittagessen folgte, bei welchem namentlich der Hammel in allen möglichen Gestalten erschien. Man gab uns ein Messer, Löffel und Gabel, bis daher sehr seltene Gegenstände.

Ich konnte der Fürstin meinen Dank nicht selbst abstatten, weil die Abwesenheit ihres Gatten ihr nicht erlaubte, Fremde zu empfangen. Der Geistliche der Kirche, eine Art Kapellan, machte die Honneurs bei ihr.

Nach dem Mittagessen sagten wir Baragone, sehr dankbar für die

liebenswürdige Gastfreundschaft seiner Bewohner, Lebewohl. Unser Weg führte uns an einen Arm des Phasis, statt jedoch die Brücke zu passiren, hielten wir uns immer an dem rechten Ufer des Flusses, und durchzogen so das breite Thal von Nieder-Ratscha, seiner ganzen Länge nach.

Die Dörfer liegen alle, wegen der reinen Luft, in der Höhe, und nicht an den Ufern des Phasis, wo die Getreidefelder sind, während sich Weingärten an den Abhängen hinziehen, was der Landschaft ein eben so schönes als fruchtbares Ansehen gibt.

Acht Werften von Baragone passirten wir das Dorf Sardmeli, und zwei Werften weiter, den Nikoli. Am linken Ufer des Phasis sieht man mehre Dörfer, aber am rechten trifft man außer Sardmeli, bis auf zwanzig Werften von Baragone, wo wir Kuantschegkam, welches dem Fürsten Leo Papiani gehört, erreichten, keine an. Für Leute, die durch den Regen recht durchnäßt sind, und die, nach mehren Wochen anhaltend schönem Wetter, sehr erstaunt sind, es zu seyn, ist es noch als ein Glück anzusehen, unter dem Vordach einer Kirche wenigstens so lange Schutz zu finden, bis der Kelessan mit vieler Mühe das Nöthige aufgefunden und besorgt haben würde.

Kuantschegkam liegt ungefähr fünfhundert Fuß über dem Phasis. Der Fürst, welcher Besitzer davon ist, bewohnte vor kurzem noch sein, oberhalb dem Dorfe, auf Felsen gelegenes, befestigtes Schloß. Allein ein russischer General, dessen Namen ich vergessen habe, und der hier vorbei passirte, fand es unpassend, daß ein imerethischer Fürst, wie ein König, in einer Festung wohne, und der Fürst ließ sich aus Nachgiebigkeit gegen den General, der zugleich Gouverneur des Landes war, und um einem Reiche von siebenzig Millionen Seelen keine Unruhe zu verursachen, unter diese seine Wohnung ein hölzernes Haus bauen, das er jetzt bewohnt. Der Fürst besaß noch zwei andere befestigte Plätze, außer dem Schlosse, und einen vierten auf einem Hügel, mitten im Dorfe; er dient, wie die andern, der Familie Pepiani als Zufluchtsstätte, aber man hat sie ganz zerstört, und die, größtentheils eingestürzten Mauern, dienen nur noch zum Schutze der Weinkrüge des Kelessans, der Mitlehnsherr von einem Theile des Dorfes ist. Wir brachten die Nacht bei ihm zu. Er hatte bei unserer Ankunft sogleich dem Fürsten die uns von dem Gouvernement mitgegebene Ordre zugesandt. Der Fürst war nicht zu Hause, aber die Fürstin schickte augenblicklich ihren Sohn zu uns, um uns zu beglückwünschen, und um dem Kelessan anzubefehlen, für uns alle mögliche Sorgfalt zu tragen; was auch geschah, denn er bewirthete uns reichlich, und ich schlief, trotz dem Regen, sehr ruhig in einer Kelter, in welcher man schon neuen Wein bereitete.

Bei meinem Erwachen war das Thal mit Nebel bedeckt; man sah nichts als die Gipfel der Berge, die gleich Inseln aus diesem trüben Nebelmeer auftauchten, und in dessen Tiefe man nichts hörte, als das Krähen der Hähne, das Geschrei der Menschen, und das noch stärkere Rauschen des Phasis, der hier in die Tiefe stürzt. Welch traurige Aussicht, einem anhaltenden Regen entgegen zu sehen.

Am 17. (29.) September führte uns unser Weg immer entlang des Phasis, bis zu dem Dorfe Pichari, zehn Werste von dem entfernt, welches wir so eben verlassen hatten. Nachdem wir noch vier weitere Werften zurückgelegt, passirten wir den Aski, der sich in den Phasis ergießt, und die Gränze zwischen dem Ratscha, das zum Königreich

Imerethi gehört, und demjenigen Theile bezeichnet, welcher zu Letschekum, eine der Provinzen des Dadians von Mingrelien, gehört. Tola mit einer alten Festung, auf dem linken Ufer des Aski, liegt noch in Imerethi, Dihofeta, auf dem andern Ufer, gehört zu Letschekum.

Das Dorf Pichari, welches mitten unter Weingärten, Mais- und Hanffeldern liegt, befindet sich an der Schlucht, wo der Kauri, der sich nahe bei Nikortsminda verlor, unter dem Namen Karauba wieder erscheint, um sich in den Phasis zu ergießen.

Der Keleffan von Pichari machte uns den Vorschlag, in das Dorf Lchekoichi uns zu begeben, wo wir es weit besser finden würden, als zu Pechari. Er führte uns selbst dahin, denn die beiden Dörfer stoßen fast aneinander, und übergab uns dem dortigen Keleffan, seinem Collegen, der, indem er uns in unsere Wohnung führte, zu den Bauern sagte: „Kinder, wir haben einen Gast bekommen, bringt ihm euren Theil zu seinem Mittagessen."

Während nun nach dem Gebrauche des Landes jeder seinen Antheil brachte, der eine Wein, ein anderer Eier, Hühner, Bohnen, ein dritter Maisfladen ꝛc., machte ich einen Spaziergang zu der Ruine einer Festung des Dadians, die, auf einem Felsen erbaut, das Dorf beherrscht. Das alte, halbniedergerissene Schloß dient dem Fürsten nur noch zu Aufbewahrung seiner Weingefälle.

Nach dem Mittagessen beeilten wir uns, das Kloster Saierein zu erreichen, denn das Wetter war drohend. Dieses Kloster liegt auf einem äußerst steilen und hohen Felsen, den zu ersteigen, ich kaum für möglich hielt. Ein schmaler Fußweg führt im Zikzak dahin, und man kann sich von den Abgründen, an denen man hier vorbei muß, nur eine Idee machen, wenn man sich an den Odenwalder Grund, oder die Wolfsschlucht von Höchstein in der sächsischen Schweiz erinnert. Alles, was wir auf dem Gipfel des Felsen fanden, bestand in einer kleinen neuen, und einer ältern Kirche, welche einige ärmliche, hölzerne Wohnungen umgaben, in denen sich Zellen für acht Mönche befinden. Wohin das Auge blickt, sieht man nichts, als furchtbare Abgründe. Welch ein Leben müssen diese Mönche führen, die sich hier, wie auf der Spitze einer egyptischen Pyramide befinden, und kaum Raum genug haben, um nur ein Paar Schritte zu machen, und die diesen Felsen stets höchst mühsam auf- und abklettern müssen! Hier kann man mit Recht sagen: Gewohnheit wird zur andern Natur.

Es war Zeit, daß wir in diesem Asyle ankamen. Mein Führer Nicolas wollte nur einen kurzen Besuch bei einem der Mönche machen, allein ein Regen, der während dreier Tage nicht aufhörte, änderte unsern Plan. Wir waren genöthigt, während dieser Regengüsse die Gastfreundschaft dieses Mönchs, eines wackern Greisen, anzunehmen, der uns mit der größten Herzlichkeit empfing, und uns in seine Zelle aufnahm. Wie glücklich fühlten wir uns, als wir um ein gutes Feuer saßen, und außen das Unwetter toben hörten. Wir waren wenigstens vor jeder Ueberschwemmung auf unserem Felsen gesichert.

Der gute Greis verlangte nicht, daß ich mich mit seiner Kost begnügen solle, die allzu strenge war, denn diese Mönche essen nie Fleisch, und nur äußerst selten Fische. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Bohnen, Erbsen, Selleri, Wurzeln, Lauch, Obst und Maisfladen. Sie erlauben sich Wein zu trinken, die einzige Entschädigung für so viele Entbehrungen. Man bediente mich täglich mit einem gebratenen

Huhne, oder mit etwas anderem, das ich neben dem Mönche aß, der zwar sorgfältig jede Berührung der Speisen, die man mir auftrug, vermied, jedoch niemals eine Bemerkung darüber machte, oder sonst einen Beweis von Unduldsamkeit ablegte.

Er hatte einen andern Mönch, einen gutartigen Jüngling an seinem Tische, der gemeinschaftlich mit ihm, drei oder vier Knaben Unterricht im Lesen und Schreiben gab, und ich gestehe, daß ich über den Eifer, den sie hiebei an den Tag legten, erstaunt war. Diese Klöster sind, wie bei uns im Mittelalter, fast die einzigen Schulen, in denen man Gelegenheit hat, etwas zu lernen, und diejenigen, welche sich dem Priesterstande widmen wollen, erhalten in denselben ihren Unterricht.

Wir wurden durch einen Laien-Bruder bedient; jeder Mönch hat den seinigen; es sind dieß gewöhnlich ältere Personen, die sich von der Welt zurück ziehen, oder das Gelübde ablegen, einige Zeit im Dienste des Klosters auf diese Art zuzubringen. Zuweilen sind es auch Menschen, die wegen irgend eines Vergehens von den Gerichten verurtheilt wurden, ein oder mehre Jahre im Kloster Buße zu thun. Unser Laienbruder brachte uns unser Essen aus der gemeinschaftlichen Küche, machte Holz, reinigte die Tische ꝛc. Diese Regentage kamen uns in dieser Beziehung zu statten; denn man konnte diese Tische unter die Dachrinnen stellen, und sie wurden so sauber, daß es eine Lust war; doch man gewöhnt sich in der That an alles, und es kostete mich keine Ueberwindung mehr, ohne Teller auf einem Tische zu essen, von welchem man die Reste früherer Mahlzeiten nur abgeschabt hatte.

Das strenge Leben unserer Zellen-Gefährten, beschränkte sich nicht allein auf strenges Fasten, sondern sie hatten noch viele andere Andachts-Uebungen vorzunehmen. Den Tag über dem Kirchendienste anwohnen, beten und stille Betrachtungen anstellen, machte nur einen kleinen Theil davon aus, aber mitten in der Nacht mehremale aufstehen, um im Regen und Sturm in die Kirche zu gehen, ganz durchnäßt und zitternd vor Frost zurückkehren, dieß war das strenge Leben, das ihnen ihre Regel vorschrieb, und von der sich auch unser Greis nicht lossprach.

War er dann wieder in seine Zelle zurückgekehrt, so konnte man eben nicht sagen, daß er durch ein gutes, weiches Bett, in welchem er sich wieder hätte erwärmen können, verwöhnt worden sey. Sein Lager bestand nur aus einigen Brettern, und einem schlechten Teppiche. Das ganze Appartement, in welchem wir zusammen wohnten, war eine lange, schmale Kammer. Die Thüre an einer der schmalen Wände führte auf eine Art Gallerie, oder bedeckte Halle. Gegenüber von der Thüre, erhellte ein kleines Fenster das dunkle Plätzchen, wo man an einer der beiden langen Seiten zwei Divans, oder niedere Ruhegestelle fand, die bloß aus Brettern bestanden. Bei Tage dienten dieselben als Sophas, und bei Nacht breitete man seinen Filz daselbst aus, um darauf zu schlafen. Ein Kamin zwischen den beiden bescheidenen Lagerstätten, war der einzige Luxus-Artikel, denn der übrige Theil des Gemachs, dessen Boden bloß in ausgestampfter Erde bestand, enthielt nur leere Wände, an welchen die ärmliche Garderobe des Mönchs an hölzernen Nägeln aufgehängt war. Auf zwei oder drei Brettern, standen seine Bücher und Manuscripte, sein Haupt-Reichthum, der dem wenigen Hausgeräthe, das aus zwei oder drei hölzernen Schüsseln, ein paar Gläsern, einem Horn zum Trinken, einem alten Messer ꝛc. bestand, den Platz streitig machte.

Den 20. September (2 October) gegen Abend heiterte sich das Wetter wieder auf, und wir begaben uns in das Dorf Saiermi, um den folgenden Tag unsere Reise in die innern Thälern von Letschekum frühzeitig antreten zu können. Wir gingen, von unserem Mönche begleitet, zu dem Fürsten Tatuschikuari, der uns eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen. Er empfing uns mit seiner Gattin in einem der Häuser oder hölzernen Hütten, wie solche die ein wenig bequemen Vornehmen des Landes um ihre Wohnung stehen haben, um daselbst ihre Freunde, oder ankommende Fremde zu beherbergen. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Wohnungen des Landes nur dadurch, daß sie reinlicher sind, indessen haben sie keine andere Decke, als die Balken und das Dach, kein anderes Licht, als durch zwei, einander gegenüberstehende Thüren, wovon man eine öffnet, um den Rauch hinaus zu lassen, und wobei man immer auf die Richtung des Windes Rücksicht nimmt. Die breiten Bänke waren mit Teppichen belegt, ihr Haupt-Luxus-Artikel, und wir erhielten Thee. — Thee zu Saiermi, in europäischem Porzellain servirt, und von einem Letschekunischen Mönche getrunken, wer hätte das erwartet!

Der Fürst war einer der schönen Männer, von der schönen Race des Georgischen Adels, die als Modelle dienen könnten. Auch seine Frau war schön, und machte die Honneurs mit ihrem Manne, ohne verschleiert zu seyn, was bei demjenigen Theil des Adels, der schon civilisirter ist, und sich zu den europäischen Gebräuchen hinneigt, die man auf einer Reise nach Tiflis kennen lernt, schon ziemlich häufig gefunden wird.

Das Haus des Fürsten stand auf einem der schönsten Punkte des Thales von Saiermi, das sich bei der Vereinigung des Ladsanuri und des Phasis ausdehnt, und dessen Lauf nach Imerethi man verfolgen kann.

Nach meinem Erwachen am andern Tage belustigte mich das Geschrei der Aufseher, welche die Bauern zum Frohndienste riefen. Da das Dorf unter einem Dutzend Fürsten und Lehensherrn vertheilt ist, und sich die leibeigenen Bauern hier auch nicht mehr als anderswo zur Arbeit beeilen, so kann man sich einen Begriff von dieser Musik machen, die mit Sonnenaufgang begann, und einige Stunden lang anhielt. Wer indessen nicht die starke Stimme eines solchen Bergbewohners hat, mit welchem er sich von einem Ende des Dorfes bis zum andern vernehmen läßt, der taugt nicht zu der Stelle eines solchen Aufsehers.

Die Karte von Chalof gibt den Lauf der Ladsanuri und die Lage von Lailache ganz falsch. Der Ladsanuri fließt, ehe er sich in der Phasis ergießt, durch ein sehr enges Bett; wir mußten, als wir am 21. Sept. Saiermi verließen, den Gipfel eines Felsen erklimmen, wo wir die schönste Aussicht über den Zusammenfluß der beiden Flüsse hatten. Gegenüber von uns und der Schlucht von Ladsanuri, breitet sich auf dem linken Ufer des Phasis das große Dorf Dsogiki aus, und auf dem rechten erblickt man, fünf Werften weiter abwärts, Albana.

Fünf Werften von Ladsanuri liegen dann noch die Dörfer Surmuki und Assakelo in einem kleinen Thale. Von da bis nach Lailache ritten wir fortwährend zwischen Häusern und Bäumen mit Reben garnirt, die sehr große Trauben trugen. Es ist dieß die eigentliche Weingegend des Landes. Die Reben, welche von einem Baume zum andern gezogen waren, glichen langen Guirlanden, und wir waren, als wir durch

diese Triumphbögen hinritten, nur in Verlegenheit, nach welchen Trauben wir greifen sollten.

Ungefähr tausend Fuß über dem Ladsanuri liegt Lailache, eine der Residenzen des Dadians von Mingrelien. Wir logirten uns neben seinem hölzernen Palaste ein, der mehr Gallerien als Zimmer hat. Mit Erstaunen bemerkten wir Glasfenster an demselben.

Um von Lailache aus in das zehn Werften entfernte Muri zu gelangen, stiegen wir wieder in das Thal des Ladsanuri hinab, wo wir stets in einem Labyrinthe von mit Trauben beladenen Reben-Guirlanden ritten, denn man kann hier von keinem Wege sprechen, jeder geht, wohin es ihm gefällt, und da man sich in diesen Berggegenden keiner Wagen bedient, so entsteht daraus auch kein Uebelstand.

Das Dorf Spartagori befindet sich auf dem rechten Ufer des Ladsanuri, Latsori auf dem linken; nahe bei letzterem passirten wir den Fluß durch eine Furt.

Wir mußten noch mitten unter Feldern und Weinbergen einen lehmigen Berg ersteigen, der das Thal des Ladsanuri von dem des Tschenitskali trennt. Auf dem Gipfel übersahen wir das höchstromantische Thal von Muri. Das feste Schloß, einige andere Gebäude und das Staatsgefängniß des Dadians stehen hier auf dem Aussprunge eines Felsen, durch welchen der Tscheintskali seinen Ausfluß hat. Dadian hat in dieser Festung einige Mannschaft, die seine Gefangenen daselbst bewachen, indessen läßt man unter keinem Vorwande irgend Jemand hinein.

Am Fuße dieses Felsen hat Dadian seine hölzerne Wohnung erbaut; einige Schritte von derselben verläßt der Tscheintskali sein schmales Bett, um das schöne Thal von Muri zu bewässern. Diese Wohnung ist eben so ärmlich, als die von Lailache. Ich bemerkte indessen, daß sich der Fürst ein neues, einstockiges und etwas besseres Haus erbauen ließ, allein das Haus eines Bauern aus dem Kanton Bern ist, in Vergleich mit der Wohnung des regierenden Fürsten Letschokum und Mingrelien, ein Palast. Uebrigens wäre die Lage, die man sogar nicht zu benützen wußte, in den Händen eines Engländers ein Paradies, und würde hier ein Park angelegt werden können, den man der schönsten Landschaft zur Seite setzen könnte; die Natur hat daselbst alles gethan, es wäre nichts nöthig, als ihr nachzuhelfen.

Wir wurden sehr schlecht empfangen. Der Fürst Dadian befand sich nicht zu Muri, und während man der Fürstin, seiner Gattin, meine Papiere übergab, hatte man die Güte, mich in die Ställe des Dadians eintreten zu lassen. Die Herren Gelehrten, die in der Zukunft diese Gegenden bereisen, dürfen auf alles gefaßt seyn, selbst auf eine Wohnung unter Eseln und Maulthieren.

Ich war sehr übel angekommen, denn durch das russische Gouvernement, und namentlich durch den General Wakulski empfohlen, mußte ich ein Gegenstand des Hasses für die Fürstin Dadian seyn, die alles verabscheut, was von dem General kommt. Dieß erfordert eine Erklärung.

Die Fürstin Dadian hat mehr von einem Manne, als man dieß sonst bei ihrem Geschlechte findet. Sie ist eine geborene Fürstin Thiretelli, und die Natur hat sie mit den großen Formen ausgestattet, durch welche sich diese Familie auszeichnet. Sie ist von sehr großem Wuchse, wohl gebaut, und hat noch alle Merkmale einer großen Schönheit sich

erhalten. Alles ist männlich an ihr; sie hat hauptsächlich die Gewalt an sich gerissen, und verstand es auch, sich ihren Mann zu unterwerfen, einen Fürsten, der durch seinen kleinen und zarten Wuchs, mit der kolossalen Größe seiner Gattin seltsam contrastirt.

Vom Ehrgeiz beseelt, duldete sie keine Theilung der Gewalt mehr. Der Bruder Dadians, General-Major in russischen Diensten, war sehr unzufrieden, daß sich sein Bruder so sehr beherrschen ließ. Die Fürstin hatte sich ganz an ihre Familie angeschlossen, die es sich zur großen Ehre rechnete, durch ihren Einfluß zu regieren, und die sehr viel dazu beigetragen hat, ihren Ehrgeiz zu wecken und zu nähren. Und um in ihren Planen, gegenüber von ihrem Gatten, kräftiger unterstützt zu seyn, hatte sie es dahin zu bringen gewußt, ihrem eigenen Bruder, David Tsiretelli, dem man allgemein ein schlechtes Herz zuschreibt, das Erzbisthum von Mingrelien zu verschaffen.

Von diesem Augenblicke an hatte diese Clique nicht aufgehört, die Autorität Dadians mehr und mehr zu untergraben, um seine Gattin mit ihr zu bekleiden, und sie mit ihr zu theilen. Alle Mittel, die zu diesem Zwecke führten, waren ihnen willkommen; sie waren es, die, um die ehrgeizigen Plane der Fürstin mit einigem Scheine zu rechtfertigen, Dadian überall mit den gehässigsten Farben schilderten, den sie für einen Trunkenbold und für einen Menschen ausgaben, der sich um nichts bekümmere, und weder Fähigkeiten noch Interesse an den Regierungs-Geschäften zeige. Dadian trug dieß alles geduldig.

Indessen war die Spaltung noch nicht bis zum Aeußersten gediehen, übte aber doch schon einen bedeutenden Einfluß auf die Verhältnisse Dadians mit den russischen Behörden, und namentlich mit dem General Wakulski. Denn der größte Vorwurf, welchen die Familie Tsiretelli Dadian machte, bestand darin, daß er sich durch die Russen leiten und beherrschen lasse, und daß er bald seine Autorität verlieren würde, und so gelang es ihnen, indem sie an sein eigenes Ehrgefühl appellirten, ihn mit augenblicklichem Mißtrauen zu erfüllen, und ihn glauben zu machen, daß Rußland es auf seine Staaten abgesehen habe.

Man sieht leicht ein, daß die Fürstin und ihr Bruder mit ihrem ehrgeizigen Despotismus die einzigen Gebieter seyn, und die Geschäfte nach ihrem Gutdünken und ihren Interessen gemäß lenken wollen. Dieß sind für sie hinlängliche Gründe, um Rußland zu verabscheuen, und alles aufzubieten, um die Russen von jeder Einmischung in die Regierung des Landes so weit wie möglich zu entfernen, und sich dadurch früher oder später ganz unabhängig zu machen.

So schwankte Dadian zwischen seiner Gattin und dem russischen Gouvernement, als ich seine Staaten betrat, und man kann sich daher leicht den schönen Empfang erklären, der mir von Seiten seiner Gattin zu Theil wurde. Sie ließ mir sagen, daß ein Reisender ohne Genehmigung ihres Gatten nichts im Lande sehen könne, und damit ich auch von allem nichts sehe, nöthigte man mich nach Verfluß von einigen Minuten, Muri zu verlassen, um mich zu Dadian zu begeben. Hiebei war man noch bemüht, meine Neugierde zu erwecken. „Wir können Ihnen sehr schöne Sachen zeigen, sagte mir der Ober-Hofmeister der Fürstin, allein ohne Dadian nichts; Sie haben hier nichts zu sehen, reisen Sie augenblicklich ab, ich weiß ohnedieß nicht, wie man es hat wagen können, Sie zu Saiermi und Lailache aufzunehmen.“ Und so

schickte man mich in das Dorf Lukuano, acht Werften von Muri, wo ich übernachten durfte.

Man passirt den Fluß zu Muri, gegenüber der Wohnung des Dadians auf einer Teufelsbrücke, die aus zwei oder drei mit Weiden überflochtenen Balken besteht. Die alte Brücke wurde bei einer Ueberschwemmung mit fortgerissen.

Am Abend des 22. Septembers sah ich alle Bergspitzen um Lukuano mit Schnee bedeckt. — Um zu frühstücken, mußten wir einen Umweg von drei Werften machen, dann schlugen wir wieder unsern frühern Weg ein, um unsere Reise fortzusetzen. Auf einem, durch den Regen verdorbenen Wege, sind sechs Werften mehr oder weniger, wie man sich leicht denken kann, keine Kleinigkeit, allein so will es der Gebrauch des Landes; wir hatten bei dem einen zu Nacht gespeist und gewohnt, die Reihe traf jetzt einen andern, uns das Frühstück zu geben.

Wir hatten zwei Tagreisen zu machen, und zum Theil einen äußerst beschwerlichen Weg zurück zu legen, um Gordi zu erreichen, wo sich der Dadian aufhielt. Wir machten diesen ganzen Weg längs den Ufern des Tschenitskali. Es gab zwar einen kürzern und bessern Weg, um gerade von Muri nach Gordi zu gelangen, derselbe führt über einen hohen Berg, genannt Kutkota, aber man hatte es für gut befunden, uns den andern anzuweisen, damit ich keinen Ueberblick über das Land erhalte, und damit ein Kurier, den man an Dadian abgesandt hatte, hinlänglich Zeit habe, vor mir einzutreffen. Wider Willen hatte man mir indessen dadurch einen Dienst erwiesen, denn konnte ich hoffen, die Natur des Bodens von der Höhe herab kennen zu lernen, wie ich es hier in diesen herrlichen Schluchten im Stande war?

Gordi, wo wir den Fürsten aufsuchten, liegt zwei oder drei Werften von Tschenitskali auf einer Anhöhe, ungefähr 600 Fuß über diesem Flusse. Auf einem Kegel auf dieser Anhöhe liegt neben einer, von schönen Bäumen beschatteten Kirche, ein altes verfallenes Fort. Das Haus des Dadians, ähnlich denen zu Muri und Lailache, ist nicht weit von da entfernt; eine zweite Kirche und einige ärmliche Wohnungen für seinen Hofmeister und für Fremde umgeben seinen ländlichen Aufenthalt.

Als meine Ankunft dem Fürsten gemeldet wurde, gab er Befehl, mich zu beherbergen. Der Marschall oder Oberst-Hofmeister, einer der Fürsten seines Hofes, kam, um mich zu empfangen und mich in eine der Fremden-Wohnungen einzuführen, die ziemlich bequem eingerichtet waren. Man bot mir Thee an, dem ein gutes Nachtessen, mit sehr gutem rothem Wein gewürzt, folgte, denn ich war in der Provinz Odischi, welche die besten Weine der mittäglichen Gegenden des Kaukasus liefert. Ich wurde auf europäische Art, mit Messer, Gabeln, Serviette ꝛc. bedient.

Den andern Tag holte mich der Marschall ab, um mich dem Fürsten vorzustellen, der mich sehr freundlich empfing. Sein Zimmer gleicht dem von Michel Bey oder Hossan Bey. Er erbot sich, alles zu thun, was mir meine Reise erleichtern könne, und bezeugte mir seinen Unwillen über den etwas rohen Empfang, der mir zu Muri geworden, wobei er sein großes Bedauern ausdrückte, daß er nicht selbst zu meinem Empfange da gewesen sey. Er gab mir als Führer und Schutzwache gegen ähnliche Unannehmlichkeiten, wie sie mir begegnet, einen der Großen seines Hofes, den Fürsten Konstantin Ghiboidse mit, erwies mir außerdem alle mögliche Artigkeit, und als ich ihn verließ, ließ er meinen Dollmetscher

zu ſich kommen, unterrichtete ſich über mich, und machte mir dann mit einem ſchönen Pferde aus ſeinem Geſtüte ein Geſchenk, das ich für Nicolas annahm. Hierauf verließ er Gordi, um auf die Jagd zu gehen.

Mein Empfang zu Muri verdroß ihn noch mehr, als er durch ſeinen Sohn und Erben David, der unter den Befehlen des Barons Roſen zu Tiflis dient, erfuhr, wer ich ſey und welches Wohlwollen der Baron mit ſeiner ganzen Familie für mich hegten. Er ließ mir durch ſeinen Sohn wiederholt ſein Bedauern und zugleich das Vergnügen ausdrücken, das es ihm machen würde, mich wieder in ſeinen Staaten zu ſehen, und lud mich ein, ihn wieder zu beſuchen, um ihm Gelegenheit zu geben, den üblen Eindruck, den dieſer Empfang auf mich gemacht haben könnte, wieder auszulöſchen, auch ließ er mir aufs Neue alle mögliche Erleichterungen zu meinen Excurſionen anbieten. Ich habe ſehr bedauert, von ſeinen Anerbietungen keinen Gebrauch machen zu können.

Nach ſo vielen Zeichen der Achtung und des Wohlwollens iſt es für den Reiſenden, der ein Land ſchildert, nur ſchmerzlich, wenn er, der Wahrheit zu Ehren, genöthigt iſt, einigen Schatten auf verehrte Perſonen zu werfen, und ſo in den Verdacht der Undankbarkeit zu kommen, oder aber, wenn er ſchweigt, für einen Mann zu gelten, deſſen Stillſchweigen erkauft worden iſt. Ich werde eine kurze Schilderung von Mingrelien geben, und in der Abſicht zu nutzen, und ohne kleinliche Privatleidenſchaften ſagen, was ich weiß: mir iſt nicht begegnet, was Herrn M..., Offizier in Ruſſiſchen Dienſten, widerfahren iſt. Derſelbe hatte ſich vorgenommen, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über Imerethi und Mingrelien anzuſtellen. Als er in den Staaten des Dadians war, erkundigte er ſich nach dem Namen der Dörfer, der Bevölkerung, und nach allen kleinen Umſtänden der Verwaltung, und machte ſich hierüber Notizen, auch äußerte er ſich einigemal mit unüberlegtem Tadel über die Art der Regierung des Fürſten. Der Fürſt erfuhr dieß, war darüber natürlich mißvergnügt, und nun brach zum Unglück des Herrn M... gerade die Revolution in Polen aus. Uebelgeſinnte benutzten dieſen Umſtand, um Herrn M... als Spion zu verdächtigen, und ihn zu beſchuldigen, er ſuche die Völker des Kaukaſus zu Gunſten der Polen aufzuwiegeln. Das Sonderbare iſt, daß man einen Augenblick dieſen thörichten Beſchuldigungen Glauben ſchenkte; der arme M... wurde verhört und zu Tiflis bewacht, zum Glück aber überzeugte man ſich bald von dem ungegründeten Verdachte. Indeſſen kann ein ſolcher Vorfall doch demjenigen, der geſonnen iſt, wiſſenſchaftliche Nachforſchungen anzuſtellen, die Luſt dazu benehmen.

Feuilleton.

Notizen.

Von Sir Woodbine Parish, einem der höheren Gesellschaft angehörigen Manne, ist unlängst in London eine treffliche Arbeit über Buenos-Ayres und die Provinzen von Rio de la Plata erschienen, welche über das sonst so gerühmte Clima jener Landstriche Aufschlüsse gibt, die von der allgemein verbreiteten Meinung in vielen Stücken abweichen. So herrscht zu gewissen Zeiten im Jahre ein äußerlich nicht sehr fühlbarer Nordwind, der jedoch selbst auf die stärksten Constitutionen nicht ohne schädlichen Einfluß bleibt. Besonders bringt er bei Frauen furchtbare Kopfschmerzen hervor, und die meisten gehen, wenn er weht, nie aus, ohne die Stirn mit klein gehackten Bohnen belegt zu haben, die auf die Haut fast die Wirkung eines Spanischfliegenpflasters haben. Auf Victualien aller Art hat dieser fatale Nordwind nicht minder unangenehmen Einfluß; das Fleisch fault, die Milch wird sauer, das Brod trocken. Jedermann hat über seine Gesundheit zu klagen, und jede Klage wird ernst und lakonisch beantwortet: **Senor, es el Viento Norte.** Der Hauch dieses Nordwindes ist trocken und glühend; so lange er weht, flüchten die Einwohner, so viel sie nur können, in den Fluß, wo die Gewalt des Windes minder unheilbringend und lästig ist.

Plötzlich, und ehe der Merkur in den Barometern ihn ankündigen konnte, erhebt sich dann der Pampero. Der Pampero ist ein Wind, der in dem tiefen Schnee der Andes entsteht, wie ein Pfeil über die weiten Pampas dahinfliegt, und mit der Kraft des Wirbelwindes nach Buenos-Ayres kommt, wo er die armen Badenden zu Tausenden überrascht, die komischsten Verwirrungen veranlaßt, und Kleidungsstücke der verschiedensten Art,

die am Ufer liegen, durcheinander wirft. Oft führt er noch einen schwarzen, ganz feinen Staub mit sich, der die Atmosphäre mit einem Male so sehr verdunkelt, daß es sich schon ereignete, daß Badende das Ufer nicht wieder erreichen konnten, und in dem Flusse, in dem sie Schutz vor dem ungesunden Hauche des Nordwindes suchten, ihren Tod finden mußten. Doch ist den Einwohnern der Pampero immer ein gern gesehener Gast, denn er befreit sie vom Nordwinde, und hält selbst nicht lange an.

— Des Capitän Marryat's **„Diary in America"** findet in englischen Blättern strenge, aber, wie es fast scheint, nicht ungerechte Recensenten. „Es sey," heißt es unter Anderem in einem sehr geachteten Blatte, „was der seefahrende Romandichter über die Vereinigten Staaten veröffentliche, mehr eine Satyre, als ein getreuer Bericht dessen, was er gesehen habe. Er lasse keine Gelegenheit vorübergehen, die Liebe zur Unabhängigkeit und den Patriotismus der Landsleute Washingtons und Franklins lächerlich zu machen; aber seine Späße hätten weder das Verdienst, komisch, noch neu zu seyn, vielmehr sey ja der elephantenartige Witz und die wallfischgleiche Gewandtheit des Verfassers von Peter Simple und vielen andern dickbändigen Romanen schon zur Genüge bekannt."

— Amerikanische Blätter erzählen von dem sonderbaren Vermächtniß eines unlängst hingerichteten Mörders; er schenkte nämlich durch testamentarische Verfügung dem Herrn Booth, dem ersten tragischen Schauspieler seines Landes, seinen Schädel, damit er ihn als Hamlet immer in der Scene mit dem Todtengräber benutze.

— Unter den neuerdings über außereuropäische Länder und Bevölkerungen erschienenen englischen Reisewerken ist das von M. Ch. Fellows herausgegebene „Tagebuch eines Ausflugs nach Klein-Asien im Jahre 1838" eines der bemerkenswerthesten. Der Verfasser desselben hat den Theil jenes Landes, der in Europa unter dem Namen Anadhouly bekannt ist (das Lydien, Mysien, Bithynien, Phrygien, Pisidien, Pamphylien, Lysien und Carien der Alten), durchwandert, um dort nach den Ueberbleibseln der Griechenherrschaft vor dem dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung und dem Einbruche der Römer zu forschen. Außer seinem Verdienste als wissenschaftliches Werk bietet Fellows Tagebuch manches Interessante dar; namentlich ging in der Anschauungsweise des gelehrten Reisenden eine merkwürdige Umwandlung vor. Er war, wie ein wahrer Alterthumsforscher, voll günstiger Vorurtheile für die griechische Bevölkerung, die noch in jener Gegend unter Muselmännern und Armeniern lebt, angekommen. Aber je näher er das Land, je genauer er die Verhältnisse kennen lernte, desto schneller schwand seine klassische Vorliebe für die Erben des großen Namens der Hellenen, während ihm die Art und der Charakter der Türken, besonders in ihrem Privatleben, hohe Achtung einflößte.

Uebrigens ist Kleinasien ein Land, das jeder Alterthumsforscher, der nicht gern mit Gold um sich wirft, segnen muß. Die alten Statuen, Münzen, Medaillen, die griechischen und römischen Basreliefs werden von unwissenden Bauern zu Spottpreisen ausgeboten. Eine schöne Statue aus parischem Marmor bezahlte Fellows mit fünf Schillingen; für zwei Bronce-Vasen von bedeutendem Kunstwerthe gab er acht Schillinge, und sein Bedienter kaufte dreißig oder vierzig antike Münzen, das Stück für drei Farthings. Die englische Regierung hat ein dem Staate gehöriges Schiff abgesendet, um die von Fellows gesammelten Alterthümer nach London zu bringen.

— Die chinesische Flotte besteht aus 1758 Fahrzeugen, von denen 717 das Meer befahren, und die übrigen auf den verschiedenen Flüssen des himmlischen Reiches verwendet werden. Keines dieser

Fahrzeuge trägt mehr als zwanzig Kanonen, die meisten aber nur sechs bis acht Geschütze. Die Zahl der Matrosen, die für den Dienst jedes Fahrzeuges verwendet werden, ist verhältnißmäßig größer, als auf der britischen Marine; durchschnittlich ist jedes Fahrzeug mit vierzig Mann bewaffnet, was eine Totalsumme von sechszigtausend Matrosen ergibt. Jeder Matrose erhält monatlich einen Sold von anderthalb Taël, was eine jährliche Summe von einer Million und achtzigtausend Taëls bedingt. Eine gleiche Summe kosten noch die Gehalte der Officiere und die Ausgaben für Material, Segel und Tauwerk der Schiffe, so daß das ganze Budget der chinesischen Marine etwa eine Million Pfund Sterling beträgt.

— In einem in Lyon garnisonirenden Cavallerie-Regimente dient jetzt als Volontair ein junger Indianer, ein besonderer Liebling Runjet-Sings, von dessen Tode jetzt alle Zeitungen reden, und des Generals Allard, der nach Frankreich gesandt worden ist, um dort wissenschaftliche und militärische Studien zu machen. Nachdem er seinen Cursus in einer guten Lehranstalt durchgemacht, soll er jetzt in einem Regimente jeder Waffengattung ein Jahr lang dienen, um die europäische Taktik genau kennen zu lernen, und dann in sein Vaterland zurückkehren.

Er gehört einem Geschlechte indischer Monarchen an, das Runjet-Sing besiegte. Sein Vater, seine Mutter und alle seine Geschwister wurden ohne Barmherzigkeit niedergemacht; er selbst, obgleich damals den Kinderjahren noch nicht entwachsen, ward erst, nachdem er sich bis aufs Aeußerste gewehrt hatte, gefangen genommen. Runjet und der französische General gewannen ihn aber, seiner Tapferkeit wegen, so lieb, daß sie ihn an Sohnesstatt annahmen.

— Eine ältliche Wittwe, van Evera, Besitzerin eines sehr schönen Gutes in Canajohorie, nahe bei New-York in den Vereinigten Staaten, glaubte, während eines heftigen Gewitters, inmitten des Krachens des Donners und des Zuckens der Blitze, die Stimme Gottes zu vernehmen, die ihr zurief: „Thue Buße, enthalte Dich der Speise und des Trankes bis zu dem nahe bevorstehenden Augenblicke, wo ich Dich zu mir rufen werde."

Seit dieser Zeit nahm die arme Wittwe nichts mehr zu sich; sie zerbrach einen werthvollen Crystallkelch, in den ihr Name und der ihres verstorbenen Mannes eingravirt war, und starb dann nach drei oder vier Tagen.

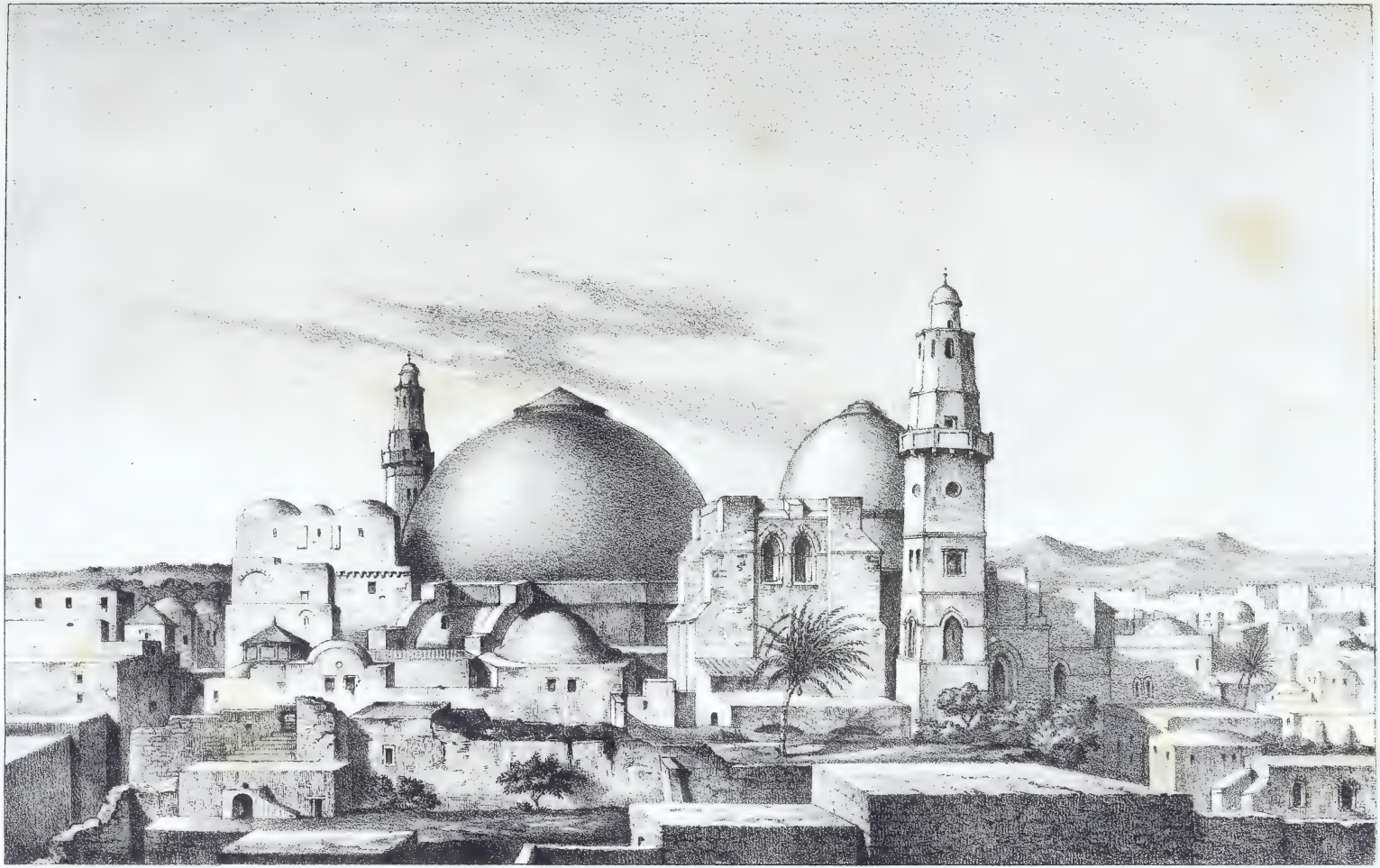
Die Untersuchungs-Jury, welche über alle Leichen, die eines durch äußere Umstände veranlaßten Todes gestorben sind, zu entscheiden berufen ist, hat erklärt, die Wittwe van Evera sey in Folge freiwilligen Fastens gestorben, zu dem sie durch Gehirnstörungen veranlaßt worden sey.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Jerusalem. I.

August Lewald



Stuttgart: Literatur Comptoir. Lith. Anst. v. W. Pobuda.

JERUSALEM.

DIE KIRCHE DES H. GRABES VOM JUDENVIERTEL GESEHEN.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Fünfter Artikel.

Der Adel.

Die Entſtehung privilegirter erblicher Orden, in beinahe jedem Lande der Welt, das eine gewiſſe Stufe der Civiliſation erreicht hat, beweist zugleich die Nothwendigkeit dieſer Claſſe der Geſellſchaft, ſofern ſie das vermittelnde Band zwiſchen Fürſt und Volk bildet. Während des chineſiſchen Mittelalters beſaßen die Edelleute als ſolche Ländereien und folgten ihrem Lehensherrn in die Schlacht. Auf ein gegebenes Zeichen verſammelten ſie ſich um ihn, und waren die Genoſſen ſeiner Vergnügungen, wie ſeiner Gefahren. Aber dieſer Stand der Dinge konnte nicht lange dauern. Der bloße Titel wurde ſpäter von dem Herrſcher als Belohnung ertheilt; und wenn der Eigenthümer weder Vermögen noch Amt hatte, ſo konnte er ein Bettler ſeyn, und doch ſein Patent behalten. Dieſer Umſtand hat zu einem ſehr unregelmäßigen

Zustand Veranlassung gegeben, und die Hochmüthigen und Großen anderer Länder sind hier die abhängigen, dürftigen Diener der Krone.

Unsere Leser werden mit Staunen erfahren, daß der revolutionäre Grundsatz der Gleichheit aller Classen in China eine sehr große Ausdehnung gewonnen hat. Die Mitglieder der französischen Nationalversammlung hätten hier Lehren für ihr Gleichheitssystem holen können. Aber es muß bemerkt werden, daß dieser außerordentliche Stand der Dinge zum Nutzen des Herrschers eingeführt wurde, um sein Ansehen zu begründen. Da aber doch Unterschiede in der Gesellschaft bestehen müssen, so hält die chinesische Verfassung folgende priviligirte Classen aufrecht: 1) Das Privilegium der kaiserlichen Verwandtschaft; 2) das Privilegium langer Dienste; 3) glänzender Thaten; 4) des Talents und der Weisheit; 5) großer Fähigkeiten; 6) des Eifers und des Fleißes; 7) des Adels; 8) der Geburt. Wir sehen auf dieser Leiter die Stände, welche bei uns als die höchsten geschätzt werden, als die untersten, und dagegen diejenigen, welche wir verachten als die obersten. Wir sehen daraus, von welcher Seite der Chinese den Adel ansieht. Würde bei ihnen der wahre Maaßstab an glänzende Handlungen, Weisheit und Talent angelegt, ohne die mindeste Parteilichkeit, so könnte nichts über diese Classification gehen. Unglücklicherweise aber trifft es sich, daß die Bezahlung einer großen Summe Geldes, an irgend eine einflußreiche Person, für eine berühmte Handlung, und die niedrigste Intrigue für vollendete Weisheit gelten kann, so daß der treffliche Grundsatz nur zu oft über den Haufen geworfen wird.

Das Privilegium der kaiserlichrn Verwandtschaft gehört denen an, die von demselben Ahnherrn, wie der Kaiser, abstammen, denjenigen, welche mit der Mutter und Großmutter des Kaisers bis in den vierten Grad verwandt sind, den Verwandten der Kaiserin bis in den dritten Grad, und den Verwandten der Gattin des Thronfolgers bis in den zweiten Grad. Selbst wenn sie zurückgesetzt wurden, oder ihren Rang ganz verloren haben, genießen sie einige Privilegien.

Die zweite und dritte Klasse begreift unter sich alle versuchte Staatsdiener und Kriegshelden, während die drei folgenden das wissenschaftliche Verdienst umfassen, alle Rechtsgelehrten und Literaten, wie auch alle Mandarinen, die sich in ihrem Amte auszeichnen. Die siebente Klasse umfaßt den Adel, und die achte die Söhne verdienstvoller Beamten.

Wir kennen keinen andern Staat, der diese Ordnung angenommen hätte. Die Hauptabsicht bei dieser Anordnung war die, alle Männer von Talent und Rechtschaffenheit für die Regierung zu gewinnen, und

ſo ihren Einfluß auszudehnen, und ihr Anſehen zu ſichern. Um eine noch deutlichere Probe von der hohen Gunſt zu geben, in welcher verdienſtvolle Individuen ſtehen, vertheilt der Kaiſer Pfauenfedern, die man an der Mütze trägt, und dadurch, ob dieſe eine oder mehr Augen haben, werden die Verdienſte der Einzelnen beſtimmt. Dieß iſt das Einzige in China, das einige Aehnlichkeit mit unſern Orden hat. Patente, von denen eine Abſchrift auf einem gelben Papier vor dem Thore des Beſitzers aufgeſteckt iſt, laſſen ſich nicht mit unſern Decorationen vergleichen.

Dadurch, daß man befugt iſt, in einen bevorrechteten Stand zu treten, erhält man alle Ehren, die ſich an denſelben knüpfen. Auf dieſe Art wird die Feſthaltung am Beſtehenden auf dauernde Art geſichert. Jeder kann die höchſten Auszeichnungen erwerben, während alte Adelsfamilien nicht im mindeſten berückſichtigt werden, und der Sohn eines Bauern hat dieſelben Ausſichten vor ſich, wie der Abkömmling eines Herzogs. Dieß iſt wieder ganz republikaniſch, und in der Theorie eben ſo trefflich, als in der Anwendung ſchwierig. Aber die bloße Idee iſt hinreichend, um Ehrgeiz und Loyalität zu erhalten.

Obgleich es keine Kaſten-Unterſchiede gibt, ſo zieht die Regierung gleichwohl eine Gränzlinie zwiſchen den Lang-min oder Bürgern und gewiſſen Ständen des Volkes, die nicht für befugt gelten, auf das Bürgerrecht Anſpruch zu machen. Zu den erſteren gehören alle, nur nicht Sklaven, Verbrecher, Henker, Polizeidiener, Schauſpieler, Gaukler, Bettler, Vagabunden, Kinder von liederlichen Dirnen, Barbaren ꝛc. Dieſe ſind von der Liſte der wiſſenſchaftlichen Candidaten ausgeſchloſſen, und auch ihre Nachkommenſchaft iſt gemein. Aber alle andern ohne die mindeſte Auszeichnung durch Name, Land oder Beruf können in die privilegirten Stände eintreten.

Obgleich die Arbeit ſo wohlfeil iſt, und nur mit Nahrung und Kleidung des Individuums, das ſie leiſtet, belohnt wird, herrſcht doch noch, obwohl in einem ſehr beſchränkten Umfange, Sklaverei. Aeltern haben das Recht, in Zeiten der Hungersnoth ihre Kinder zu verkaufen, und Kaufleute dürfen einen Handel mit Menſchenfleiſch treiben. Sclaven ſind ihren Herren völlig unterworfen, und nur in ſehr wenigen Fällen können dieſe vor Gericht gezogen, und ihrer Behandlung wegen getadelt werden. Unter dieſer Claſſe erniedrigter Menſchen ſind weit mehr Frauen als Männer; denn die erſteren werden als Beiſchläferinnen und als Aufwärterinnen verkauft, und es wird unter dem Schutz der Geſetze mit ihnen ein ſehr umfaſſender Handel getrieben.

Diese Bemerkungen waren nöthig, um den Rang, den der chinesische Adel einnimmt, in seinem wahren Lichte darzustellen. Die Rechte, welche die Prinzen von Geburt haben, werden auch an die mongolischen Fürsten und Häuptlinge vertheilt, und es gibt noch zwei andere Stände, die wir unter den Wantchoo's nicht finden, nämlich; Khan, welches den höchsten Rang bedeutet, und Tae-keih oder Ta-poo-nang, die wieder vier besondere Grade haben. Diese Rechte sind jedoch erblich, oder einer Familie dafür bewilligt, daß eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause durch Heirath in dieselbe eintrat.

* * *

Religion.

Die herrschenden Religionen in China wollen wir unter folgenden Haupttheilen behandeln:

1) Staatsreligion.
2) Taouismus.
3) Buddhaismus.
4) Christenthum.
5) Muhammedanismus.

1) Staatsreligion.

Die chinesischen Gesetzgeber sahen ein, daß wenn sie nicht einen gewissen Einfluß auf die Geister hätten, sie auch über die Körper ihrer Unterthanen keine Macht haben könnten. Zu diesem Zwecke wurde ein Religionssystem erfunden. Seine Funktionen wurden den Beherrschern des Landes selbst übertragen, die in der Eigenschaft von Priestern als Vermittler zwischen dem Himmel und der ganzen sichtbaren Natur und dem Volke standen. Während sie dadurch der Nation Ehrfurcht einflößten, machten sie zugleich die enge Verbindung anschaulich, die zwischen ihnen, und den Geistern, Dämonen, Göttern und unsichtbaren Mächten bestehen. Ihr Amt erhielt Würde durch Verrichtung von Gebräuchen, die man für heilig hielt. Sie waren nicht bloß weltliche Beherrscher, sondern die Repräsentanten des Volks, für welches sie Segnungen herabflehen konnten. So scheinen sie die Sache von der politischen Seite angesehen zu haben. Von religiösen Gefühlen und Eindrücken war

nicht die Rede. Der ganze Gottesdienſt war ein Gepränge, das keinen Glauben verlangte, ſondern dieſen nur in ſich ſchloß. Es war keine Religion für das Volk im Ganzen, ſondern nur ein Verzeichniß von Gebräuchen für Perſonen, die Aemter bekleideten.

Die Religion der alten Kaiſer war nicht dieſelbe. Sie opferten auf den hohen Bergen, verrichteten mannigfaltige Ceremonien, die jetzt veraltet ſind, und riefen oft Shang-te das höchſte Weſen an, ein gottesdienſtlicher Akt, der jetzt nur noch ſelten verrichtet wird. Selbſt wenn ſie von Teen ſprechen, ſchreiben ſie ihm Kräfte zu, welche dem materiellen Himmel nicht immer zugeſchrieben werden können. Einige Stellen ſind wahrhaft erhaben, obgleich ſie auf ihre religiöſen Begriffe nur ein ſchwaches Licht werfen. Außerdem verehrten ſie ein Heer von Dämonen und Geiſtern, die den verſchiedenen Theilen der Natur vorſtanden, und ſchloßen in ihr Verzeichniß der Gottheiten alle großen ſichtbaren Gegenſtände ein, unter denen die große Schlange nicht der letzte war. In den früheſten Perioden finden wir, daß ſie ihre Opfer zuerſt nur an den zwei Solſtitien, nachher jedoch auch an den Nachtgleichen und in vielen andern Zeiten dargebracht haben. Nach und nach wurden Feſtzeiten beſtimmt und Tempel gebaut, aber das Volk nahm an dem Gottesdienſt nur als Zuſchauer Antheil. Dieß ſcheint der Zuſtand der Religion geweſen zu ſeyn, in welchem Confucius die Nation fand und hinterließ. Die Nachahmungsſucht ermunterte das gemeine Volk, Penaten anzunehmen, für welche ſie einen Altar bauten, den ſie dicht an die Gedächtnißtafeln ihrer Ahnen aufſtellten. Die Zahl dieſer Penaten war ſtets ohne Gränzen, und beſtand entweder aus berühmten Männern, die man für göttlich erklärt hatte, oder aus Genien, Drachen, Schlangen u. ſ. w. Als Laou-keun ſeine Träume ausſprach, wurden die religiöſen Anſichten des Volks einigermaßen umgewandelt, aber ſeine Sätze wurden niemals Nationalglaube. Die Verbreiter des Buddhaismus, der die Leere, welche die vorangegangenen Religionslehrer in der religiöſen Erziehung gelaſſen hatten, ausfüllte, waren glücklicher. Die Verbreitung neſtorianiſcher Gebräuche kann nicht wohl hiſtoriſch erhärtet werden, obgleich ſie ſehr wahrſcheinlich iſt. Auch die Einführung des Islam brachte keine Umwandlung hervor, da er nur von ſehr wenigen angenommen wurde.

Eine große religiöſe Revolution wurde unter den höhern Claſſen durch die Commentatoren unter der Dynaſtie Sung bewirkt, Männer, welche das Richtige von allem beſtehenden Glauben fühlten, und ihre Ueberlegenheit darin bewieſen, daß ſie religiöſe Meinungen zurückwieſen, und alles bezweifelten. Gleich vielen Schülern, die ſich über die

Irrthümer des Pabſtthumes erhoben, wurden ſie Sceptiker, läugneten die Unſterblichkeit der Seele, und erklärten, es gebe keinen Gott. Aber wenn ſie auch den Aberglauben zerſtörten, ſo ſetzten ſie doch nichts an deſſen Stelle. Um ein Syſtem zu entwerfen, ſetzten ſie an die Spitze aller Dinge Tan-keih und Le, beides zwei träge Subſtanzen, wie der Himmel in der Sprache des gemeinen Volkes, und ließen ihre Schüler ihren eigenen Weg gehen, oder vielmehr ſie ließen ſie gar nichts glauben. Dieſer Scepticismus erreichte ſeine höchſte Stufe unter der Familie Ming, und iſt ſo die Modephiloſophie des jetzigen Jahrhunderts geworden. Jeder, der ſich über den Pöbel zu erheben wünſcht, brüſtet ſich mit ſeinem Libertinismus, aber er iſt deßhalb noch gar nicht frei von Aberglauben, im Gegentheil wenn Krankheit und Leiden über dieſe Philoſophen herkommen, bedenken ſie ſich gar nicht, ſich an einen verachteten Prieſter Buddhas zu wenden, und die lächerlichſten Wege einzuſchlagen, um Erleichterung zu finden; beſonders in der Todesſtunde, wenn alle ihre Weisheit ſie im Stich läßt, zeigen ſie weit größere Symptome von Furcht und Beſtürzung, als der ſtumpfſinnige, thörichte Pöbel; dann zeigen ſie nur zu deutlich, daß ihr ganzes Gebäude auf Sand gebaut iſt.

Ein Wechſel der Anſicht hat niemals einen Wechſel der religiöſen Gebräuche hervorgebracht. Ueber dieſen wacht Le-poo, oder das Tribunal der Gebräuche, mit inquiſitoriſcher Strenge, und widerſetzt ſich mit Gewalt jeder Neuerung.

Die canoniſchen Gegenſtände der Verehrung für die chineſiſchen Herrſcher ſind folgende: Teen, oder der Himmel, Te die Erde, die Ahnen der regierenden Dynaſtie, die Götter des Landes, Sonne und Mond; die Ahnen der frühern Herrſcher-Familien; Confucius; Schinnung, der Erfinder des Ackerbaues; der Erfinder der Seide; die Geiſter des Himmels; die Götter der Erde; der Gott des laufenden Jahres; alle berühmten Männer jeder Art; die Sterne, Wolken, Regen, Winde; fünf Berge, auf welchen die Alten opferten; der Ocean, Flüſſe, Hügel, Ströme; Flaggen, Landſtraßen; der Gott der Kanone; die Götter des Thors; die Göttin des Bodens; der Nordpol und beſonders der Nordſtern; die Götter einiger Hügel; die Beſchützer der Gränzen, nebſt mehren andern. Das ganze Verzeichniß ſetzt in Erſtaunen und würden wir den Leſer mit allen Gebräuchen bekannt machen, ſo wäre er noch mehr verwundert. Die Gegenſtände der Verehrung können eingetheilt werden in

1) ſichtbare Natur,
2) berühmte Männer, die göttlich verehrt werden,
3) Dämonen und Geiſter, und

4) lebende Menſchen. Nur der Himmel, die Erde und die Ahnen ſtehen über dem herrſchenden Kaiſer, alles andere ſteht mehr oder weniger unter demſelben. Er ſelbſt ordnet ihre Stufenfolge an, erhöht und erniedrigt, canoniſirt oder excommunicirt, je nach den Verdienſten oder Vergehen der Partheien. Doch vermehrt ſich die Anzahl der Heiligen mit jedem Jahre und die Heiligſprechung wird ſo weit ausgedehnt, daß das ganze Jahr nicht hinreichen würde, um einem jeden Heiligen einen Tag anzuweiſen. Was der Kaiſer in großem Maßſtabe thut, das thun die Beamten der Provinz im kleinen, nur haben ſie nicht Macht, göttliche Ehre zu ertheilen. Wenn jedoch ein Geiſt oder ein Weiſer irgend einen vorzüglichen Dienſt geleiſtet hat, ſo erſuchen ſie den Kaiſer, der Schutzgottheit oder dem Dämonen einen Rang anzuweiſen und wenn ſeine Verdienſte gehörig bewieſen werden können, ſo ſendet der Kaiſer das Patent. Der Rang unter dieſen Götzen wird ſo ſtreng beobachtet, daß wenn ein Mandarin in einem Tempel wohnt, in welchem ſich Götzen befinden, die unter ſeinem Range ſtehen, er unverzüglich Befehl gibt, ſie hinauszubringen, um ſeiner Würde nichts zu vergeben.

Die chineſiſche Staatsreligion gränzt an Pantheismus. Während ſie die Verehrung jedes ehrfurchtgebietenden ſichtbaren Gegenſtandes vorſchreibt, erfüllt ſie auch alle Theile der Welt mit Genien, Dämonen, Geiſtern von abgeſchiedenen großen Männern, welche die Aufſicht über einen Theil der Welt übernommen haben. Dieſe ſind nicht gerade Gottheiten, denn als ſolche ſind nur Himmel und Erde, die träge Materie allein anerkannt, ſondern ſie ſind Beherrſcher der Welt und in chineſiſchen Dynaſtieen dazu aufgeſtellt, aber in gewiſſem Grade dem Herrſcher unterworfen, der auf Himmel und Erde wirkt. Er kann ihnen Geſetze dictiren, und ſie mit ſchweren Strafen bedrohen, wenn ſie ſeine Wünſche nicht erfüllen. Das Volk ſteht gewöhnlich unter ihrer Herrſchaft und darf ſich nicht gegen ſie auflehnen, aber es iſt nicht gezwungen, ihnen zu dienen. Unter allen Arten des Götzendienſtes wird die Verehrung der Ahnen am ſtrengſten beobachtet und der Kaiſer beugt ſich, wie der geringſte Bauer, vor ſeinem Ahnherrn. Alle Claſſen betrachten es als ihre wichtigſte Obliegenheit, ihre Erzeuger als Götzen der erſten Rangordnung zu ehren; wenn ſie auch alle andere Pflichten vergeſſen, ſo gedenken ſie doch dieſer und werden lieber ſelbſt darben, als daß ſie die Manen im Hades Hunger leiden laſſen. Es beſteht keine Sekte, die den Todten keine Ehre erweiſt. Was auch der Charakter irgend eines Mannes ſeyn mag, ſo überlegen er ſey an Tugend, würde er ſeine Ahnen nicht verehren, ſo wäre er ein ruchloſer, fluchwürdiger Böſewicht.

Die Darſtellungen der Gottheiten beſtehen in verſchiedenen Formen. Einige haben nur Altäre, andere Bilder, wieder andere Gemälde. Gewöhnlich ſind ſie von Erde und vergoldet. Es gibt nur ſehr wenige eherne Statuen oder Bilder, die mit claſſiſchem Geſchmack verfertigt ſind, auch legt man keinen beſondern Werth auf ſolche.

Unter allen religiöſen Bauwerken in China iſt keines ſo glänzend, als die kaiſerlichen Grabmäler in Moukden. Sie haben mehre Meilen im Umfang und vereinigen alles in ſich, was die chineſiſche Kunſt zur Verſchönerung leiſten kann. Der Leſer mag daraus einen Begriff von dem erhalten, was ſie wirklich ſind, wenn man ihm ſagt, daß jährlich eine Million Taëls nöthig iſt, um die Reparatur zu beſorgen und die zahlreichen Wachen zu beſolden. Peking iſt mit Tempeln jeder Art angefüllt, in deren Bauart eine große Gleichförmigkeit herrſcht. Die größten beſtehen aus einer Reihe von Gebäuden, mit dazwiſchenliegenden Höfen. Alle Tempel haben eine große Halle, zu welcher einige Stufen hinanführen. Nichts fällt dem Beſucher auf, als der Götze ſelbſt, der auf einem Altar oder Tiſche ſteht, während die Wände mit hiſtoriſchen Gemälden bemalt und die Decke mit Drachen und Greifen verziert ſind. Einige dieſer Tempel ſollen ſehr prächtig ſeyn, darunter der Taen-tan, oder himmliſche Altar, ein terraſſenförmig gebauter Erdwall, der die Aufmerkſamkeit der Fremden in hohem Grade anzieht. Es iſt die Darſtellung des Firmaments und die umgebenden Tempel ſind zur Verrichtung der Ceremonien zur Ehre des materiellen Himmels beſtimmt. Aehnliche Denkmale ſind zur Ehre der Mutter Erde errichtet; die übrigen Tempel ſind weniger glänzend. Eine Anzahl von Geräthen und ein ganzer Opferapparat gehört zu ihnen. Auch ſind Prieſter angeſtellt, um bei gewöhnlichen Gelegenheiten den Gottesdienſt zu verrichten. Was wir von der Hauptſtadt geſagt haben, erſtreckt ſich auch auf die Provinzen; wo die Regierung in ihren eigenen Tempeln keinen Platz hat, wird der Gottesdienſt in den Taou und Buddha-Tempeln verrichtet. Die Opfer werden entweder von dem Kaiſer ſelbſt oder ſeinen Deputirten dargebracht, zu welchen letztern vor Allen die Staatsminiſter gewählt werden. Alle Mitglieder des Le-poo ſind Adepten in der hyerophantiſchen Kunſt und verrichten nicht blos die Gebräuche, ſondern ſchreiben ſie auch vor. Jedermann erſcheint bei der Ceremonie in ſeinen Staatsgewändern, die, je nachdem die Veranlaſſung iſt, eine verſchiedene Farbe haben. Wenn z. B. der Gottesdienſt dem Himmel gilt, ſo ſind ſie dunkelblau; die Erde verlangt gelb, die Sonne roth, der Mond lilla oder blau. Dieſelbe Farbe haben auch die Charaktere und Materialien, mit und auf welchen die Gebete geſchrieben ſind. Auch die Altäre tragen

eine Aehnlichkeit mit den Gegenständen des Gottesdienstes. Der Altar der Erde z. B. ist viereckig, weil dieß, der Meinung der Chinesen nach, die Figur unsers Planeten ist. Alles, was zu den Tempeln gehört, ist nach festgesetzten Regeln verfertigt. Die Dimensionen werden sorgsam abgemessen und die geringste Abweichung von der Vorschrift wird unter keiner Bedingung geduldet. Während des Gottesdienstes spielt eine lärmende Musikbande, ein Beamter liest das Gebet und der Ceremonienmeister befiehlt: „Fallet nieder, kniet, beugt das Haupt, stehet auf!" Die Gebete werden von dem Le-po verfertigt oder ausgewählt und zuvor der Kritik der Staatsminister unterworfen.

Es gibt verschiedene Beamte, deren einzige Sorge darin besteht, die Opferthiere zu füttern und zum Opfer zuzurüsten. Ehe der Kaiser, oder irgend einer seiner Deputirten den Gottesdienst vollzieht, muß er sich durch mehrtägige Enthaltung von Fleisch, Zwiebeln, fleischlicher Vermischung, Trauer und anderen Besleckungen vorbereiten. Dieß ist jedoch ein Gesetz, das nur sehr unvollkommen beobachtet wird, obgleich Geldbußen und Schläge auf seine Uebertretung gesetzt sind. Zur Zeit eines allgemeinen Unglücks verbietet die chinesische Regierung sogar die Tödtung von Thieren und schreibt ein allgemeines Fasten aus.

Die Staatsreligion unterscheidet drei Arten von Opfern, je nach dem Range des Götzen. Die Chinesen opfern junge Ochsen, junge Kühe Schaafe und Ferkel, die innerhalb einer gewissen Periode, je nach der Heiligkeit des Gegenstands, gereinigt und den Tag zuvor zugerichtet werden. Diese werden alsdann mit einer Mannigfaltigkeit von Kuchen und Früchten ausgestellt, bleiben eine Zeit lang zur Schau und werden nachher von den Anwesenden verzehrt.

Aus alle dem kann der Leser leicht einsehen, daß der Gottesdienst der Chinesen nichts Erhabenes oder Poetisches hat. Das Ganze gleicht mehr einer theatralischen Vorstellung, als einer religiösen Ceremonie. Auf der andern Seite jedoch ist nichts Unanständiges dabei, keine Gaukelei, keine Geheimnißkrämerei, kein Pfaffentrug. Im strengsten Sinne des Worts kann man es keinen Gottesdienst nennen, sondern es muß als eine bloße Hofetikette betrachtet werden. Der große Kaiser behauptet mitten unter dem Gepränge seine Würde; er verbeugt sich, aber er demüthigt sich nicht; er ist höflich, aber nicht knechtisch. Die Götter müssen fühlen, daß sich ihnen ein Monarch nähert, dessen Macht noch ausgedehnter ist, als die ihrige. Der erste aller Menschen stellt sich auf gleiche Linie mit unsichtbaren Wesen, und obgleich er nur der Beherrscher der Sterblichen ist, steht er dennoch über den Genien.

Keine Nation hat ihren Stolz und Eigendünkel so systematisch genährt. Obgleich nur der Herrscher sich jede hohe Ehre anmaßt, so identificiren doch die Unterthanen ihre Stellung mit der seinigen. Mitten unter Sklaverei und furchtbarer Unterdrückung erinnern sie sich dennoch, daß sie die Bewohner des himmlischen Reiches sind, zu welchem alle Nationen mit religiöser Scheu aufblicken müssen. Wo könnt ihr einen Fürsten finden, der in so enger Verbindung mit dem Himmel steht? Wo eine Nation, die von den unsichtbaren Mächten so geliebt wird? Ihr Land ist der wahre Mittelpunkt des Universums, nach dem alles hinzielt, die Wohnung gütiger Dämonen und Geister.

Ihre Begriffe von Dämonologie scheinen sehr verwirrt, und auch ihre Ansichten von geistigen Wesen nicht sehr klar. Sie wissen etwas von der Existenz der Dämonen und sprechen auch vom Satan und opfern dem Erbfeinde der Menschen. Confucius empfiehlt mit starken Worten, sich in einer ehrerbietigen Entfernung von Dämonen und Geistern zu erhalten, aber ihnen die gebührende Ehrfurcht zu erweisen. Wenn ihnen Jemand durch verschwenderische Opfer schmeichelt, so ist er ohne Aufrichtigkeit und ein bloser Sykophant. Es scheinen sich einige dunkle Winke zu finden, daß der menschliche Geist mit den Geistern im Allgemeinen verbunden sey, zu denen er zurückkehrt, nachdem er den Körper verlassen hat. Dieser Glaube stützt sich auf ihre Kosmogonie. Die Materie ist in beständiger Bewegung und Umwälzung begriffen, wobei sich aus dem Chaos Gestalten hervorbilden, Mensch, Thier, Pflanze oder Stein, die aber im Laufe der Zeit wieder in die große Masse zurückkehren. So auch der Geist, der, aus unkörperlichem Stoffe gebildet, nach einiger Zeit sich wieder mit der großen Masse vereinigt. Es ist, wie mit dem Gießen metallener Statuen, die dadurch eine feste Masse werden, aber immer noch die Substanz der Statuen haben, es gleicht dem Schmelzen des Schnees und Eises, welches, in Wasser verwandelt, immer noch sein Wesen und die Macht behauptet, in seiner früheren Gestalt wieder zu erscheinen.

Es gibt bei den Chinesen keinen bestimmten Ruhetag, sie arbeiten das ganze Jahr hindurch. Die vielen Festzeiten, welche das Jahr hindurch einfallen, werden nur von Wenigen beobachtet, mit Ausnahme des Neujahrstags, den man mit Recht einen Tag bürgerlicher und religiöser Nationalfreude nennen kann. Der ärmste Mann gibt sich Mühe, sich neue Kleider und einige Lekerbissen auf seinen Tisch zu verschaffen. Die Häuser werden durchaus gereinigt, und mit neuen Streifen rothen Papiers überpappt, auf die kurze Sätze geschrieben werden. Alle Büreaus werden Tags zuvor geschlossen. Die Regierung erlaubt dem

Volke in ungestörter Freude umherzuschweifen, und nimmt selbst an dieser Freiheit in hohem Grade Theil. Sie tödten ohne Unterschied Schweine, Hühner und alle Arten von Thieren, deren sie habhaft werden können, und bereiten sie mit Kuchen, Früchten u. s. w., ihren Göttern als Opfer zu. Viele Familien erwarten mit Aengstlichkeit den Uebergang zu dem neuen Jahre. Mit dem zwölften Glockenschlag beginnen die Festlichkeiten. Die Opfer werden den Göttern dargebracht, ihre Verehrer fallen nieder, neigen das Haupt, Andere zünden Raketen an, und bringen dem Himmel und der Erde dadurch ihre Huldigung dar, daß sie eine Reihe Lichter vor ihrer Thüre in der freien Luft aufstellen. Bald darauf eilen sie in die Tempel, die glänzend erleuchtet sind, und befragen ihr Schicksal, während sie den Götzen ihre Verehrung darbringen. Ihrer Ansicht nach entscheidet der Beschluß, den sie bei dieser Gelegenheit auf einem Streifen Papier lesen, ihr Schicksal auf das ganze Jahr. Keine Worte können die fröhlichen und niedergeschlagenen Mienen beschreiben, die man hier im Gedränge der Neugierigen bemerkt. Nachdem sie sich so über ihr Schicksal Gewißheit verschafft haben, beglückwünschen sie einander mit chinesischer Höflichkeit und Uebertreibung, und wenn nur der tausendste Theil dieser Glückwünsche in Erfüllung ginge, wären sie das glückseligste Volk der Erde. Sobald die Opfer auf den Tisch gesetzt sind, beginnt der Schmauß. Wenn jemals die Gefräßigkeit im Uebermaß getrieben wird, so ist es am Neujahr. Alle wetteifern mit einander darin, am meisten zu essen, und ihr angebliches Glück darin zu zeigen, daß sie tüchtig trinken. Aber sie erinnern sich auch der Unglücklichen, und theilen ihnen großmüthig von ihrem Ueberflusse mit. Nachdem sie ihren Appetit gestillt haben, schlendern sie von Haus zu Haus, während Gaukler, Schauspieler und die Repräsentanten der großen Schlange das Volk viele Tage lang unterhalten. Da Jedermann zuvor sorgsam seine Schulden eintreibt, und daher Alle Geld haben, so bringen sie ihre müssige Stunden meistens mit Spielen zu. Es kommen dabei oft schändliche Scenen vor, welche die Freude, mit welcher sie eine neue Periode ihres Lebens betraten, wieder vergiften. Die Festlichkeiten dauern fünfzehn Tage; aber die ärmeren Classen enthalten sich der Arbeit nur einen Tag lang. Die Scenen in dem kaiserlichen Pallaste und in den Ministerien sind wahrhaft großartig. Der Zauber der Förmlichkeit scheint gänzlich gelöst, und Herzlichkeit an ihre Stelle getreten zu seyn. Alles freut sich, und Hohe und Niedere vereinigen sich in demselben Gefühle.

Bei jedem Neumond und bei jedem Wechsel der Jahreszeiten sind Festlichkeiten. Die imponirendste und vielleicht nützlichste ist die, wenn

der Kaiser das heilige Feld beackert. Das findet statt, wenn die Sonne in den fünfzehnten Grad des Wassermanns getreten ist, aber die Ceremonie wird nicht eher vollzogen, als bis die Astronomen oder vielmehr die Astrologen die Sterne befragt haben, ob der dazu erwählte Tag glücklich seyn wird oder nicht. Das zu beobachtende Ceremoniell wird alsdann dem Kaiser vorgelegt, der sich drei Tage lang durch Fasten und Enthaltsamkeit darauf vorbereitet. Alsdann benachrichtigt er durch Stellvertreter seine Ahnen, was er zu thun im Begriff sey, und nachdem er die Billigung aller in vollem Maße erhalten hat, begibt er sich in Begleitung der höchsten Staatsbeamten zu dem Altare, der zur Ehre der Mutter Erde gebaut ist. Hier bringt er die festgesetzten Opfer dar, und liest die Gebetformel. Ein glänzendes Gefolge begleitet ihn auf das heilige Feld, wo er den Pflug ergreift, und nachdem er wenige Furchen gezogen hat, die Prinzen von Geblüt auffordert, dasselbe zu thun. Der Ort, wo er die fünf Arten von Getreide, nämlich Reis, Weizen, Hülsen, Hirse und Barbadoshirse sät, liegt südlich von Pecking. In der Nähe sind Zelte aufgeschlagen, unter welchen der Kaiser gewöhnlich eine Mahlzeit hält. Am folgenden Tage vollenden zweiundachtzig besonders dazu ausgewählte Bauern die Beackerung des Ganzen. Der Gouverneur von Pecking begibt sich in der Folge oft an Ort und Stelle, um über das Wachsthum der Saat Bericht abzustatten, und wenn er irgend eine außerordentliche Aehre, einen wuchernden Halm entdecken kann, benachrichtigt er hievon sorglich seinen Gebieter, und weissagt eine gute Ernte für das ganze Land. Wenn die Ernte vorüber ist, wird die Frucht sorgfältig in eine besondere Scheune eingeheimst, und nur zu Opfern benützt.

Die Gouverneure der Provinzen thun das Gleiche. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine ungeheure Kuh, aus Erde verfertigt, die Prozession begleitet, in deren Bauche eine Anzahl kleinerer Kühe sich befinden. Diese Kleineren werden alsdann vertheilt, während die größern in Stücke zerbrochen werden. Die Mehrzahl des Volks wohnt dieser Ceremonie mit Vergnügen bei, in der Meinung, das Gedeihen des Ackerbaus hänge von der genauen Beobachtung derselben ab. Die Ehre, welche der Landwirthschaft dadurch widerfährt, muß diesem unentbehrlichen Zweig der Industrie einen Schwung geben, und das Volk an seine Beherrscher anhänglich machen.

Die Kaiser begaben sich früher zu den Gräbern ihrer Ahnen in Moukdem, ein Gebrauch, der jetzt allmählig abkommt; bei solchen Gelegenheiten begleitet ein unzähliges Gefolge den Monarchen. Er besucht gleich einem Eroberer das Mausoleum seiner Ahnen, opfert, betet und

läßt auch eine Thräne fallen. Sein ganzes Benehmen wird von den Geschichtschreibern genau aufgezeichnet, die ihn als ein Muster königlicher Liebe darstellen. Dies ist der einzige Ort, wo er sich demüthigt und bekennt, daß er ein Mensch ist. Handlungen der Gnade, Beweise seiner liebevollen Rücksicht für das Volk, und ein hochtrabendes Edikt nach Beendigung der Ceremonie interessiren Jedermann auf dieser Wallfahrt. Obgleich in allem diesem mehr Gepränge als Gefühl ist, wird es doch als eine Obliegenheit des Monarchen betrachtet, der die Pflicht einprägen muß, den Voreltern göttliche Ehren zu erweisen.

Das Jahr über gibt es noch eine Menge Feste, die von denjenigen, welche Zeit zur Feier derselben haben, mehr oder weniger beobachtet werden.

Der Leih-choun im Beginne des Frühlings dauert zehn Tage lang. Diese werden nach den Hausthieren oder den fünf Getraidearten genannt, nämlich: Schweinstag, Hühnertag, Erbsentag u. s. w. Der siebente, nämlich der Menschentag, ist der größte. Am Shantau, (oder Laternenfest) wetteifert das Volk darin, wer seine Häuser am besten erleuchte. Straßen, Herbergen, Schiffe, kurz alles, woran eine Laterne möglicherweise befestigt werden kann, scheint in Flammen zu stehen. Außerdem wird in der Form und Bemalung der Lampen viele Kunst gezeigt. In großen Städten werden die herrlichsten Feuerwerke abgebrannt und die Laternen und die Lampen haben die Gestalt von Fischen, Schlangen und andern Thieren. Wenn die Leute reich sind, so gehen sie in großen Prozessionen in der Stadt umher und tragen zahlreiche Bilder von Thieren und andern Figuren von durchsichtiger Gaze, in denen Lichter stecken. Ein solcher Zug ist oft über eine Meile lang und stellt sich sehr bunt dar. Ueber den Thüren der vornehmsten Häuser und Kanzleien kann man eine Inschrift lesen, die erklärt, daß diese Ceremonien geschehen zur Ehre des Himmels, der Erde, der Gränzen und des Talents; — ein höchst seltsamer Beisatz.

Am Geburtstage des Chang-chun, des Gottes des Frühlings, werden die am Neujahr geschlossenen Bezans wieder eröffnet.

Wenn der Geburtstag der Fuh-schin-tan oder Too-te-tan, der lares urbani familiares gefeiert wird, wird auf öffentliche Subscription Theater gespielt und die Leute geben viel Geld aus für Raketen und Feuerwerk, die ihre Lieblingsunterhaltung sind. Es gilt für sehr glücklich, wenn man das, was von einer Rakete nach ihrer Explosion zurückbleibt in die Hände bekommt.

An dem Tsing-ming-tee, oder dem Fest der Gräber, erscheinen diese wie die Wohnung von Lebendigen, und die Todten wie zu Gast-

malen geladen. Die dazwiſchen fallenden Jahrestage der Geburtstage der Götter des Vermögens, des Glücks, der Gelehrſamkeit werden nur in gewiſſen Tempeln gefeiert, in welche die Prieſter das Volk durch Cirkulare einladen. Auch das Gedächtniß der Geburt Buddhas, des Gottes der See, und Kwan-yns, der Göttin der Gnade, wird mit größerem Pomp begangen. Doch verläßt die Mehrzahl des Volks ihre Arbeit nicht. Dies iſt auch der Fall an den Tagen Heuntans, des oberſten der Geiſter und Teen-hows, der Göttin des Himmels und Göttin der See, eines Lieblingsgözen, der beſſer unter dem Namen Ma-tsow-po bekannt iſt; Shaing-moas, der heiligen Mutter Kin-habs, der Göttin der Geburt, Yo-wangs, des Königs der Medizin, des Gottes des Südpols, des Gottes des Donners, des Kriegs u. ſ. w.

An dem Teen-chung halten die Leute, welche längs der Küſte von Strömen und Seen wohnen, Wettläufe mit Nachen. Dieſe Fahrzeuge ſind ſehr lang und ſchmal und werden von einer Menge von Ruderern getrieben, die Raketen loslaſſen, mannigfaltige Gebärden machen und zur Beluſtigung der Zuſchauer die Trommel ſchlagen. Dieſes Feſt wird in Canton mit vielem Lärm und Luſtigkeit gefeiert und die ganze Bevölkerung nimmt daran Theil.

Am Jahrestag der Himmelfahrt Kean-ging, der Göttin der Gnade, dem Geburtstage des Gottes des Feuers und des Zimmermanns geht nichts Bemerkenswerthes vor, außer daß die Verehrer dieſer Götzen in den Tempeln erſcheinen und ihre Gaben darbringen.

Das Yu-lan-shing-hwuy beginnt am erſten Tage des ſiebenten Monats und endet am fünfzehnten Tag und obgleich Budaiſtiſchen Urſprungs, wird es gleichwohl vom gemeinen Volke beobachtet, weil es die Voreltern betrifft. Es geht die Sage, ein liebevoller Sohn ſey in den Hades geſtiegen, um ſeine ruchloſe Mutter zu befreien. Bei dieſer Gelegenheit entwiſchten viele Geiſter und da man gewöhnlich glaubt, die Thore des Hades ſtehen immer offen, ſo verbrennt das Volk papierene Kleider um ihre verſtorbenen Verwandten mit Gewändern zu verſehen. Andere ſind ſo mitleidig, Prieſter dafür zu bezahlen, daß ſie Gebete ſprechen, um die Manen der Armen und Kinderloſen aus dem Fegfeuer zu befreien; während eine andere Claſſe wohlwollender Perſonen gedruckte Gebete auf die Oberfläche eines Waſſers ſtreuen, um die Seelen der Ertrunkenen zu erlöſen. Eine glänzende Illumination beſchließt den Abend dieſes Feſtes.

Der erſte Tag des achten Monats iſt das Erntefeſt. Das Volk, das jetzt die Früchte der Erde eingeſammelt hat, beeilt ſich, am Anblick von Schauſpiel, Gaukeleien und Poſſen ſich zu ergötzen. So lange

die Shay-iseih oder die Götter der Ländereien ihre Verehrung erhalten, ſcheint der Tag den Schauſpielern zu gehören. Selbſt die eingeſchloſſenen Frauen dürfen an dieſen Feſtlichkeiten Theil nehmen. Die Volksſage lautet: ein Kaiſer von der Dynaſtie Tang habe den Mond beſucht, und dort mit den Genien Zwieſprache gepflogen. Bei ſeiner Rückkehr habe er Befehl gegeben, daß einige Perſonen ſich wie das Volk im Monde kleiden, und ebenſo ſingen ſollten. Deßhalb bemühten ſich die Schauſpieler, dieſes große Ereigniß zu vereinigen, indem ſie die Einwohner des Mondes nachzuahmen ſuchen, und das Volk backt halbmondförmige Kuchen, und gibt Feſtmahle. Am Chung-yang, einem Feſte, das zur Ehre der Himmelfarth des Gottes des Nordens gefeiert wird, läßt man Drachen ſteigen, und ſpeist auf Hügeln und Bergen. Alt und jung erſcheint zu dieſem Zeitvertreib; um den Götzen bekümmern ſie ſich wenig, ſondern eſſen tüchtig.

Die kleineren Feſte brauchen wir nicht aufzuzählen, unter denen der Jahrestag des Stadterbauers und die Geburtstage der himmliſchen Geiſter den erſten Rang einnehmen, und wir haben nur noch von dem Feſte am Solſtitium zu ſprechen, an welchem die Beamten in den kaiſerlichen Sälen erſcheinen, und der Gedächtnißtafel des regierenden Monarchen göttliche Huldigungen darbringen. Die Geburtstage des Kaiſers und der Kaiſerin werden ausſchließlich von den Mandarinen gefeiert, die auch die Jahrestage ihres Todes begehen. Bei ſolchen Gelegenheiten geht eine Proklamation durch das Reich, und wird an allen Straßen und öffentlichen Plätzen angeſchlagen. Als ein Beiſpiel führen wir den Auszug aus einer Ordonnanz an, die am 28. Nov. 1835 aus Veranlaſſung des 60ſten Geburtstags Ihrer Majeſtät, der Kaiſerin Mutter, ausgegeben wurde: „Ihre Majeſtät, die große Kaiſerin, wohlwollend und würdig, für die ganze Welt wohlthätig, vollkommen heiter, außerordentlich gütig und milde, durchaus tugendhaft, ruhig und gefaßt, von unbegränzter Gunſt, die, was Tugend anbelangt, dem hohen Himmel gleicht, und in der Güte der ungeheuren feſten Erde, hat in ihren duftigen Paläſten den ſtets ſich erneuenden Beſtrebungen Seiner verſtorbenen Majeſtät Beiſtand geleiſtet, die Jahreszeiten immer harmoniſch zu machen, und hat an ihrem Hofe ein glänzendes Muſter der Regierung aufgeſtellt. Sie hat ſich in dem ganzen Palaſt einen glorreichen Namen erworben, den ſie ihren Nachkommen hinterlaſſen will, und hat ihre erhaltende Gunſt dem Reiche zugewendet, und ihre zärtliche Liebe überall bemerkbar gemacht. Daher wohnt eine wohlthätige Macht in dem Palaſte ewigen Entzückens, und Freude und Glückwünſche begegnen ſich in den Hallen des ewigen Frühlings.“

Dieser Erklärung über die Tugenden dieser ausgezeichneten Person gehen folgende Bemerkungen des Kaisers voran: „Unsere Länder haben sich des herrlichsten Wohlstandes zu erfreuen, unter dem Schirme eines rühmlichen und andauernden Glückes. Unser hohes Geschlecht wurde höchst berühmt, unter dem Schutze dieser geehrten Verwandten, auf welche der ganze Hof schaut. Zu ihrem noch ungestörten Glücke ist die höchste Vollkommenheit hinzugetreten, welche jedem Einwohner der sechs Paläste Freude und Fröhlichkeit bereiten muß. Die großen Ceremonien sollen bei dieser Gelegenheit alle früheren an Glanz übertreffen, und das ganze Land soll seine Glückwünsche darbringen, und die Ehrfurcht gegen unsere erhabene Mutter, und die Sorge für sie, mögen sich beide gleich rühmlich entfalten."

Alsdann fährt das Edikt folgendermaßen fort: „In den ersten Monat des gegenwärtigen Winters fällt der sechszigste Geburtstag Ihrer Majestät. Bei der Eröffnung dieser glücklichen Periode werfen Sonne und Mond vereinigt ihren wohlthätigen Glanz darauf. Aufwärts blickend wiederholen wir unsere Glückwünsche, und verkündigen das Ereigniß dem Himmel, der Erde, unsern Ahnen und den schützenden Göttern des Reichs. Am neunzehnten Tage des zehnten Monats, im fünfzehnten Jahr Taout-kwangs werden wir die Prinzen, die Edeln, und alle hohe Beamten vor die große, wohlwollende, würdige, für die ganze Welt wohlthätige, vollkommen heitere, außerordentlich gütige und milde, durchaus tugendhafte, ruhige und gefaßte, in ihren Gunstbezeugungen unbegränzte Kaiserin führen. Wir werden alsdann bei dieser fröhlicheu Gelegenheit an ihrem Geburtstage Unsere Glückwünsche darbringen. Diese Gelegenheit bereitet ein Glück, gleich dem, das die Gottheit im Himmel genießt, und während wir es den Göttern und Unserm Volke ankündigen, werden Wir unendliche Seligkeit verschaffen. Es ist der glückliche Wiederanfang des ruhmvollen Cyklus, dessen Glück so lange dauern wird, als die Herrschaft der Vernunft." Bei dieser feierlichen Gelegenheit sollen große und besondere Gnadenakte erfolgen.

Hier ist die Aufzählung der kaiserlichen Gunstbeweise, von denen wir nur Folgendes anführen:

„An die Gräber der auf einander folgenden Kaiser und Könige, an den Tempel des großen, ersten Lehrers Confucius, an die fünf hohen Berge und die vier mächtigen Ströme sollen Beamte abgesandt werden, um Opfer darzubringen.

„Alle Damen von hohem Rang, die das sechszigste Jahr erreicht haben, und weiter hinauf, von den Gattinnen der höchsten Prinzen an, bis zu den Weibern der geringsten Titularglieder der kaiserlichen Familie,

von den Prinzeſſinnen von Geblüt, bis zu den Töchtern der untergeordneten Prinzen, von den Gattinnen der Prinzen aus dem mongoliſchen Herrſcherſtamme bis zu den Weibern der erblichen Edlen, ſo wie die Damen der hohen Staatsbeamten, ſowohl der Mantchoo's als der Chineſen ſollen Gnadengeſchenke erhalten."

„Der Kaiſer ſchenkt überdieß Perſonen, die ein ſehr hohes Alter erreicht haben, und dem Militär angehören, ein Stück Seide, 10 Pfund Baumwolle, eine Schih Reis und 10 Pfund Fleiſch. Diejenigen, welche das neunzigſte oder hundertſte Jahr erreicht haben, erhalten Geld zu einem Sarge. Zur Ehre noch lebender tugendhafter Perſonen ſollen Denkmale errichtet werden; die Graduirten ſollen befördert, Tempel und Brücken ausgebeſſert werden."

Der Schluß lautet folgendermaßen: „Auf dieſe Weiſe ſoll die Heiligkeit und Tugend Ihrer Majeſtät anerkannt, und ein Muſter und Beiſpiel werden, und ihr Ruhm ſoll ſeyn, wie die Sonne und der Mond, und beſtändig zunehmen. Ihre Güte ſoll ſich nach außen verbreiten, und über alle erſtrecken, und alle ſollen ſich an Muſik und Tanz erfreuen. Dieß ſoll durch das ganze Land verkündigt werden, auf daß Alle es hören und wiſſen.

Dieß ſind im eigentlichen Sinne religiöſe Feſte, und die hier beobachteten Gebräuche ſind dieſelben, wie die Verehrung der Götzen. Der Kaiſer, der ſich für einen großen, unumſchränkten Monarchen hält, nimmt keinen Anſtand, ſich göttliche Ehre erweiſen zu laſſen, oder ſolche für ſeine Verwandten vorzuſchreiben. Dieſelbe Religion, welche die Verehrung der Götzen und Heiligen befiehlt, ordnet auch die Anbetung der Herrſcher an.

Das Volk im Allgemeinen betet niemals, und hat auch keine Gebetformeln. Sie überlaſſen dieß den Prieſtern. Die Mandarinen leſen nur eine Formel ab, richten jedoch niemals ihre eigenen Worte an die Götzen.

Bei außerordentlichen Gelegenheiten werden eigene Gebete verfertigt, um abgeleſen zu werden. In Zeiten des Unglücks befragt ſich der Kaiſer ſelbſt, wer ſchuld daran ſey, und klagt ſich vor den Göttern an. Die Mandarinen thun das Gleiche, und durch eine ſolche Handlung ſpricht ſich die Liebe der Herrſcher aus.

China wimmelt von Perſonen, die wahrſagen aus der Hand oder nach der glücklichen oder unglücklichen Lage der Häuſer, Tempel ꝛc. Die Grundlehre, auf die ſich ihre Kunſt ſtützt, ſind die Räthſel des Hyh-king. Nicht bloß Perſonen von niederem Stande, ſondern auch große Gelehrte treiben die Wahrſagerei, weil dieſe Wiſſenſchaft ſich

auf die Staatsreligion gründet, und von allen Wesen als wahrhaftig betrachtet wird. Wer jedoch von den Grundsätzen des großen Fu-he abweicht, ist ein Missethäter und gesetzlich strafbar.

Wir können uns von dem Aberglauben, der unter allen Classen, vom Kaiser bis zum geringsten Bauern herab herrscht, nur einen schwachen Begriff machen. Die unsinnigsten Einbildungen finden sich bei Leuten, die sonst sehr vernünftig sind, und verleiten sie zu Lächerlichkeiten und Thorheiten. Unerachtet ihrer Ueberlegenheit über Geister und Dämonen, werden sie stets von Elfen und Kobolden beunruhigt, und veranlaßt, gegen ihren schädlichen Einfluß sich zu verwahren. Ein unabänderliches Schicksal regiert alle ihre Handlungen. Das Universum, in seiner gesetzmäßigen Entwicklung, bringt Alles zu seinem Ziele. Der Mensch kann seinen eisernen Beschlüssen nicht entgehen, denn er ist nur ein Theil des Ganzen, und wird wie jedes Atom mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß der Drache das Emblem der kaiserlichen Würde ist. In der scheußlichsten Gestalt gemalt, wird er auf Dächer, Tempel, Insignien und Paniere gesetzt. Der größte heidnische Monarch konnte kein ausdruckvolleres Wappen wählen, um seine Verbindung mit der Macht der Finsterniß anzuzeigen. Staatsmänner verehren keine anderen Thiere, und halten die Kuh für nichts Heiliges. Sie sind liberal in ihren Ideen, und gestatten freie Ansichten, wenn sie nicht die Politik betreffen. Sie können von Vorsehung sprechen, und beziehen sich oft auf Gottes Gericht und Urtheil. Sie rufen feierlich den Himmel an, und wenn sie die Wahrheit bekräftigen, so geschieht es mit einem furchtbaren Eide, wodurch sie die Wuth des Himmels auf sich selbst herabwünschen, wenn sie nicht ehrlich die Wahrheit gesprochen haben. Auch Leute aus dem Volk erscheinen in den Tempeln, wo sie einem Huhn den Kopf abschneiden, und so einen Eid schwören, wodurch sie Alles bekräftigen. Das dunkle Vorzimmer, die schrecklichen Verwünschungen, welche sie gegen sich selbst ausstoßen, wenn sie lögen, der Fluch, der auf sie fällt, wenn sie als meineidig erkannt werden sollen, macht diesen Akt sehr feierlich und wichtig. Dieß ist die Naturreligion der Chinesen, die sie ohne Hilfe einer Offenbarung erhalten haben. Ihr Zustand ist schrecklich, in Betracht ihrer Verwerfung des göttlichen Daseyns. Wären sie Wilde und Barbaren, so könnte man noch Mitleiden mit ihnen haben, aber als vernünftige Nation verdienen sie keine Entschuldigung. Ihre fixen Ideen über religiöse Gegenstände hindern jeden Fortschritt. Ihre Seelen sind in einem Labyrinth befangen, aus dem sie nur die Gnade Gottes befreien kann. Für alle denkenden Menschen liegt die

Albernheit am Tage, und ſie verſpotten, was ſie nicht den Muth haben, zu verwerfen. Daher ihre Apathie und Heuchelei in Verrichtung religiöſer Gebräuche, und ihr eingefleiſchter Haß gegen Alles, was Religion heißt.

Ein Moralſyſtem gab ihnen der gewandte Kang-he in ſeinem heiligen Edikt, das theilweiſe oder ganz jeden erſten oder fünfzehnten Tag eines Monats von einem Mandarinen in ſeiner Staatskleidung vorgeleſen wird. Sowohl Militär- als Civilbeamte verſammeln ſich zu dieſem Zweck in einem öffentlichen Saale. Nachdem ſie niedergekniet ſind, und ſo frommen Gefühlen ſich hingegeben haben, treten ſie in ein Zimmer, wo ein Mandarin es kniend abliest, und den ſchweigenden Zuhörern erklärt. Obgleich dieſe Vorleſung nur ſehr ſelten ſtattfindet, ſo iſt dieß doch der einzige moraliſche, religiöſe Unterricht, den man in China kennt. Wenige Perſonen ſind anweſend, und dieſe mit geringem Intereſſe. Wir können daraus leicht ſchließen, daß man in Beziehung auf Moral keinen hohen Maßſtab an das Volk legen darf. In ältern Zeiten, ſagt man, waren die Monarchen mehr dafür beſorgt, ihre Unterthanen auf den Weg der Wahrheit zu leiten, und ſandten deßhalb einen Mann mit einer Klapper umher, um die Leute zuſammenzurufen, damit ſie Unterricht in der Moral erhalten könnten.

Kang-he's Lehren, die ſein Sohn Jung-ching vervollſtändigte, ſind nur ſehr wenige, und beſchränken ſich auf folgende Regeln:

1) Beobachte genau die kindlichen und brüderlichen Pflichten, um dich in den Verhältniſſen des Lebens richtig benehmen zu können.

2) Berückſichtige deine Verwandten, um der Eintracht willen.

3) Laß Einigkeit beſtehen zwiſchen denen, die in einer Nachbarſchaft wohnen, um Streitigkeiten zu vermeiden.

4) Räume die erſte Stelle der Landwirthſchaft ein, und der Pflege des Maulbeerbaumes, um den gehörigen Vorrath von Nahrung und Kleidung zu haben.

5) Beobachte Sparſamkeit, damit du dein Geld nicht verſchwendeſt.

6) Vermehre deine Gelehrſamkeit, damit du die Fortſchritte der Schüler leiten könneſt.

7) Lege Irrthümer ab, damit du die wahre Lehre haben mögeſt.

8) Erkläre die Geſetze, damit du die Unwiſſenden und Starrſinnigen warnen mögeſt.

9) Erläutere die Grundſätze eines nachgiebigen und höflichen Benehmens, damit du ihre Sitten verbeſſerſt.

10) Sey aufmerkſam auf die nöthigſten Geſchäfte, damit du der Induſtrie des Volkes eine beſtimmte Richtung gebeſt.

11) Unterweise die Jugend, um sie von Bösesthun abzuhalten.

12) Unterdrücke falsche Anklagen, und gib dem Unschuldigen deinen Schutz.

13) Warne das Volk, daß es keine Unzufriedenen aufnehme, damit es nicht in ihren Abfall verwickelt werde.

14) Dringe auf die richtige Bezahlung der Steuern, damit du sie nicht mit Gewalt dir verschaffen mußt.

15) Rotte Diebstahl und Räuberei aus, durch die vereinigten Bemühungen der Beamten.

16) Beschwichtige die Feindschaften, damit das menschliche Leben geachtet werde.

Dieß kann man politische Moral nennen, welche sich den Herrschern im Allgemeinen sehr empfiehlt, weil sie dazu dient, ihr Ansehen zu befestigen. Aber man findet darin keinen Anklang an die edleren Gefühle unserer Natur. Wenn alle Moralsysteme so wären, würden wir uns von ihnen mit der äußersten Gleichgültigkeit wegwenden. Verschiedene Gelehrte jedoch haben die heiligen Edikte vervollkommnet, indem sie die besten Stellen aus allen Schriftstellern über Moral auswählten. Solcher Sammlungen gibt es sehr viele, und ihr Inhalt ist bewundernswürdig, obgleich Albernheit und heidnische Begriffe darin vorkommen. Wohlwollende Personen vertheilen sie unentgeldlich, und das Volk liest sie gern. Wenn die Menschen einen gewissen Grad der Civilisation erreicht haben, wird es nöthig, sociale Verhältnisse festzusetzen, und hierin haben es die Chinesen bis zur Vollkommenheit gebracht. Die Gefühle aufzuregen, und zu tugendhaften Handlungen zu ermuntern, haben sie niemals versucht. Ihre Begriffe von künftigen Belohnungen und Strafen sind sehr verwirrt, und das System der Geister und Dämonen, die das Betragen der Menschen bewachen, ist so albern, daß selbst der Leichtgläubigste Anstand nimmt, ihnen Glauben zu schenken. Christliche Liebe, Demuth und Herzensreinheit, nebst den feineren, von der göttlichen Gnade erzeugten Gefühlen, finden in ihrer Ethik keine Stelle. Sie bemühen sich, die Mittel zu Beförderung des Glückes zu empfehlen, und alle ihre moralischen Lehrsätze beschränken sich auf die Grundsätze der Selbstsucht. Die besten Maximen sind in kräftigen Denksprüchen und Reimen enthalten, und stehen an den merkwürdigsten Plätzen als Inschrift zur Erinnerung. Wenn sie nur den hundertsten Theil ihrer Lehren befolgen würden, so wären die Chinesen durch Tugend ausgezeichnet. Aber gleich andern Heiden sind sie Sklaven der Sünde, und wissen nichts von der Freiheit, die nur das Evangelium geben kann.

Die äußerste Aufmerksamkeit schenkt man der Wahl eines günstigen Zeitpunkts zum Beginn oder zur Vollendung eines Geschäfts. Mit weit mehr Aengstlichkeit suchen sie sich die Gunst ihrer werthlosen Götzen zu verschaffen, als die Christen den göttlichen Segen anflehen. Wenn die Chinesen ein Haus bauen, beten sie den obersten Balken an und die Geister, die über der Grundlage walten, auf der das Haus ruht, hängen ein rothes Kleid oder Sieb an den Giebel oder die Thür, oder werfen Mehlklöße über den Balken, um den Bewohnern künftiges Glück zu sichern, und böse Geister zu vertreiben. Wenn die Maurer boshaft genug sind, das Bildniß eines bösen Geistes in die Mauer zu stellen, so erfolgt gewiß großes Unglück. Wenn sie ihre Todten begraben, legen sie oft Gold in ihren Mund, suchen durch verschiedene Kniffe ihre Seelen zurückzuhalten, und scharren auch Reis mit ihnen ein. Aber dieß geschieht nur mit Erwachsenen. Junge Leute, die noch nicht verheirathet sind, erhalten nicht einmal eine Gedächtnißtafel, und Kinder werden in keinen Sarg gelegt, sondern ohne alle Ceremonien beerdigt.

Um sich gegen ein Uebel zu schützen, tragen sie Amulette um ihren Hals, hängen solche an ihre Ohren, oder verbergen sie in ihren Kleidern. Diese Amulette bestehen entweder aus leinenen Beuteln, welche Weihrauch und Tempelasche enthalten, oder aus Zaubermitteln, die ihnen von Priestern gegeben werden, und aus andern eben so seltsamen und lächerlichen Dingen. In einem so beklagenswerthen Zustand befindet sich der heidnische Geist; unfähig, sich aus Bigotterie und Aberglauben zu erheben, ist er verwirrt, und während er beständig fürchtet und zittert, ist er doch ohne Furcht vor dem einen, unsichtbaren Wesen, das Leib und Seele verderben kann in die Hölle.

* * *

Taouismus.

Bei allen Nationen hat es Männer gegeben, die, der Welt überdrüssig, in der Zurückgezogenheit ihr Glück gefunden haben. Waren es denkende Personen, so haben sie ein contemplatives Leben geführt, haben sich jedoch meistens Speculationen hingegeben, die sich nicht minder durch Absurdität, als durch Phantasterei auszeichneten. Von Eremiten und

Mönchen gar nicht zu ſprechen, ſo gibt es in jedem Lande noch immer eine große Anzahl von Myſtikern, die ihr Glück darin ſuchen, ſich der Welt zu entziehen, und ſich einem beſchaulichen Leben hinzugeben. Es ſind in der Regel friedliche und wohlwollende, und in vielen Beziehungen weiſe Männer; aber ſie haben eine nicht unbedeutende Portion Irrthümer. Von dieſer Art iſt die beſſere Claſſe von Taouiſten in China. Obgleich ihrer Religion nach Heiden, und voll irrthümlicher Begriffe, ſo ſind ſie doch der Wahrheit näher, als irgend eine andere Secte. Wir entdecken zwiſchen ihnen und den alten Eſſenern und Pythagoräern eine auffallende Aehnlichkeit, denn ihre Beſtrebungen und ihr Zweck ſind die gleichen. Die gemeineren Anhänger des Taouismus unterſcheiden ſich, ihre beſonderen Lehrſätze ausgenommen, auf keinerlei Weiſe von den Buddaiſten.

Obgleich Laou-keun das beſchauliche Leben erſt in ein Syſtem brachte, ſo wurden doch die Lehrſätze deſſelben, lange vor ihm, von vielen Schwärmern ausgeſprochen und vertreten. Man kann deßhalb erwarten, daß viele Lehren der Staats-Religion (Foo-keaou) ſich in dieſes Syſtem gemiſcht haben.

Wenige Nationen läugnen die Exiſtenz von Geiſtern und ihren Einfluß auf die menſchlichen Angelegenheiten. Von dem Sohne des Hwang-te-ſchaou-haou ſagt man, er ſey der Entdecker der geiſtigen Welt geweſen, und habe dem gemäß ein Syſtem der Magie gegründet, durch welches die Verbindung zwiſchen den Menſchen und den Geiſtern vermittelt werden könne. Da die Chineſen Alles von der Menſchheit ableiten, ſo bevölkerten ſie jene Welt mit den Seelen berühmter Männer, die unter dem Namen Heen oder Weiſe dort als Herrſcher und Gebieter fungiren. Die Geiſter von Individuen, die nicht vollkommen rein, ſondern mit gewiſſen Laſtern befleckt ſind, erhalten ihre Stellung zwiſchen Himmel und Erde, wo ſie als Genien, Elfen und Geſpenſter unter der allgemeinen Bezeichnung Seen wohnen, und ſich über Gräbern, auf Bergen und in finſtern Schluchten aufhalten, und ſowohl Gutes als Böſes bewirken. Die Seelen von ganz ruchloſen Menſchen jedoch werden in Kwei oder Dämonen verwandelt, in die Hölle geſandt, oder auf der Erde zurückgelaſſen, um ſo viel Unheil zu ſtiften, als ſie können. Dieß ſind die Grundprincipien des Taouismus. Dieſe fanden ſchon vor der Zeit des Confucius mehr oder weniger ihre Vertreter, und überall hat es Perſonen gegeben, die auf Bergen lebten, um freien Umgang mit Geiſtern zu führen, und ungeſtört ihrer Beſchaulichkeit

ſich hinzugeben. Aus dieſer Zurückgezogenheit tauchten ſie von Zeit zu Zeit auf, um die Leute in ihren Lehren zu unterrichten, und nicht bloß das Volk begrüßte ſie freundlich, ſondern auch die Fürſten ſchmeichelten ihnen. Die Neigung der Chineſen, Alles in ein Syſtem zu bringen, führte auf die Idee, den Seen feſtbeſtimmte Aemter zu übertragen. Und ſo wurden alſo alle ſichtbaren und unſichtbaren Dinge ihrer Sorge anvertraut, und ihre Bilder ſchweren Züchtigungen unterworfen, wenn ſie ihre Stelle nicht treu und redlich ausfüllten. Ihre Tempel wurden niedergeriſſen und geſchleift, ihre Statuen öffentlich mit Ruthen gezüchtigt, und ihre Namen aus der Liſte geſtrichen. Nachdem einmal ihr Einfluß öffentlich anerkannt war, ſo wurden diejenigen, die in vertrautem Umgang mit ihnen zu leben vorgaben, Vermittler zwiſchen den Seen und dem Volke, und übten einen großen Einfluß auf die Menge. Als Confucius ſeine Lehre vortrug, vermied er dieſe Leute ſehr ſorgfältig, und wollte niemals auf eine Erläuterung ihrer Lehrſätze eingehen. Laou-tſze ſtellte ſich an die Spitze dieſer Einſiedler, ſammelte die ausgezeichnetſten zu ſeinen Schülern, und unterwies ſie in dem Geheimniß des Taou, des Logos der Platoniker. Er hat ein einziges Werk hinterlaſſen, ſein Taou-tih-king. Wie jeder Reformator, ſo wurde auch er von ſeinen Anhängern ſehr geehrt, und die Geſchichte ſeines Lebens wurde mit Fabeln und wundervollen Erzählungen ausgeſchmückt. Er behauptete, er habe den Zuſtand eines Seen verlaſſen, um ſeine Lehrzeit unter Menſchen noch einmal auszudehnen, ſo daß er berechtigt ſey, über die geiſtige Welt zu ſprechen, und das Geheimniß ihrer Regierung durch die höchſte Intelligenz oder Taou zu enthüllen.

Wegen dieſes Dienſtes wurde er zum Haupt der Seen erhoben, in welcher Eigenſchaft er den Angelegenheiten der Welt ſtets vorſteht. Die Schüler des Confucius ermangelten nicht, ſeine Anhänger anzugreifen, und ihre Thorheiten zu verſpotten; aber die letzteren rächten ſich häufig dadurch, daß ſie ihre Autorität am Hofe feſtſtellten, und die Schüler des Confucius vertrieben. Unter Tſin-che-hwang-te, der die Foo-keaou oder Gelehrten haßte, war ihr Triumph vollſtändig. Mehre ſchwache Kaiſer bedienten ſich der Dienſte ihrer Prieſter oder Taou-ſze, und erhoben ſie zu den höchſten Stellen im Staate. Als die Buddaiſten ihre Nebenbuhler darin wurden, die Gemüther des Volkes für ſich zu gewinnen, ſuchten ſie dieſelben durch Erbauung von Tempeln und durch Vermehrung der Anzahl ihrer Götzen zu überflügeln. So wurde das gegenwärtige widernatürliche Syſtem ausgebildet, und obgleich es von dem früheren verſchieden iſt, ſo enthält es doch alle

ſeine Thorheiten, ohne irgend einen Vorzug, der dafür entſchuldigen könnte. Ungeachtet dieſer Bemühungen, populär zu werden, waren ſie doch nie im Stande, mit den Buddaiſten zu wetteifern. Sie haben zahlreiche Tempel, aber ihre Prieſterſchaft iſt arm. Die untergeordneten Prieſter dürfen heirathen, und bei ihren Familien leben, und nur eine ſehr kleine Anzahl lebt im Cölibat, in jener Zurückgezogenheit von der Welt.

Es wäre ein hoffnungsloſer Verſuch, wollte man alle ihre Gottheiten aufzählen. An ihrer Spitze ſtehen der räthſelhafte Taou und die San-tſing oder die Reinen. Sie erkennen auch einen Shang-te oder Yuh-hwang an, der nach Einigen eine zum Gott erhobene Perſon repräſentirt, während Andere behaupten, dieſer Name bezeichne das höchſte Weſen. Hwa-kwang, der Gott des Lichts und des Feuers, nimmt eine hohe Stelle ein, und ſie nehmen keinen Anſtand, ihn als Moloch zu verehren. An ſeinem Geburtstage macht man ein großes Kohlenfeuer und gedungene Perſonen müſſen barfuß mit den Fahnen des Götzen hindurch gehen, um zu beweiſen, daß er Macht hat, die Gewalt der Elemente zu beſiegen. Der Verfaſſer ſelbſt war ein Zuſchauer dieſer Scene, wo mehre gedungene Menſchen unter ſchrecklichen Verwünſchungen in das Feuer geſtürzt wurden, die, nachdem ſie mehre Male hindurchgegangen waren, halb verbrannt und verſengt niederfielen. Viele ſterben alljährlich an den Folgen ihrer Brandwunden, aber nichts deſto weniger wird die Ceremonie regelmäßig vorgenommen.

Pih-te, der nordiſche Beherrſcher, hat ebenfalls eine ſehr hohe Stellung in ihrer Dämonologie, während die Weiber den Sung-ſang-ſze-ma, den Götzen der Geburt, verehren, der der Geburt der Kinder vorſteht. Thore, Straßen, Ecken und Höhlen haben ihre verſchiedenen Götzen, deren Namen ſie in der Nähe ſolcher Stellen ſorgfältig einſchreiben. Die ganze Natur iſt von unſichtbaren Weſen erfüllt, die nur von Prieſtern in der angemeſſenen Ordnung erhalten werden können.

Wie ſchon bemerkt, zeichnen ſich die Taou-ße durch tiefes Eindringen in Geheimniſſe aus. Ihre beſtändige Forſchung nach dem Saft der Unſterblichkeit allein beweist, daß ihre Wünſche ſich der Ewigkeit zuneigen. Dieſes Elixir wird aus einer Miſchung von Kräutern bereitet, und hat ſtets einen verderblichen Einfluß auf die menſchliche Conſtitution. Wenn jedoch die Geſundheit dieſer getäuſchten Anhänger zerſtört iſt, ſo tröſten ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie bald zu den

Genien verſammelt ſeyen, und ewige Jugend genießen werden. Obgleich es ihnen nicht ein einziges Mal gelungen iſt, ihr Leben in's Unendliche zu verlängern, ſo gibt es doch immer noch viele, die gierig dieſen Nektar trinken, und dann bald darauf ſterben. Ebenſo widmen ſie ſich der Alchymie, obgleich ſie niemals das große Geheimniß entdecken, und immer nur die Schlacken, ſtatt des Goldes finden. Dieſe Verſuche machen ſie jedoch mit der Chemie bekannt, und ſie ſind die einzige Claſſe von Leuten in China, die einige Kenntniß von dieſer ſchätzenswerthen Wiſſenſchaft beſitzen. Da ſie ſehr viel Geſchicklichkeit in der Auffindung von Kräutern zur Heilung verſchiedener Krankheiten haben, ſo gelten ſie oft für ſehr große Aerzte, und gewinnen dadurch ihren Lebensunterhalt. Diejenigen, welche einen höhern Grad von Kenntniſſen erreicht haben, quälen ſich, wie die unglücklichen hindu'ſchen Schwärmer, und durchziehen ſo Städte und Dörfer, um das Mitleid des Volkes zu erregen. Der Verfaſſer ſelbſt hat ſie geſehen, wie ſie mit einem in den Schädel getriebenen Nagel, und mit ſchmerzhaften Wunden an irgend einem Theil ihres Körpers, von Haus zu Haus zogen, und ihr Brod bettelten.

Der thieriſche Magnetismus iſt ſeit undenklichen Zeiten bei ihnen bekannt. Wir ſchaudern, die ſchwarzen Thaten zu erzählen, die dieſe Charlatans vermittelſt dieſes Betrugs um des Gewinns willen thun. Die Prieſter ſelbſt erklären oft, ſie ſeyen von einem böſen Geiſt beſeſſen, und ziehen durch ihre Convulſionen viele Leute herbei. Keine Secte erklärt ſich ſo ſehr im Bunde mit dem Satan; ihm werden die reichſten Opfer dargebracht, um drohendes Unheil abzuwenden. Dieſer Opferdienſt iſt ſchauderhaft; und wenn das Elend der Hölle in Geberden dargeſtellt werden könnte, ſo könnten dieſe Prieſter gewiß einen ſchwachen Begriff von dieſer Wohnung des Elends beibringen. In magiſche Künſte eingeweiht, führen ſie Dinge aus, die einen erleuchteten Philoſophen in Erſtaunen ſetzen könnten, und die Jedermann außer einem Augenzeugen unglaublich erſcheinen. Wir, die wir ſelbſt unter ihnen gelebt haben, können aus perſönlicher Erfahrung behaupten, daß die Prieſter große Betrüger, und niemals um ein Mittel in Verlegenheit ſind, den Unwiſſenden zu bethören. Obgleich ſie ihre Zeit nicht auf die Belehrung des Volks verwenden, ſo verſtehen ſie es doch ſehr gut, die Furcht der Leute zu wecken, und ſie mit Schreckniſſen zu erfüllen, um ihnen Geld auszupreſſen.

Es iſt überflüſſig zu bemerken, daß weder die taouiſtiſchen noch die buddaiſtiſchen Prieſter als ſolche irgend einen Gehalt von der Re-

gierung beziehen, mit Ausnahme derer, welche an den kaiserlichen Tempeln in Pecking angestellt sind. Daher sind sie darauf angewiesen, so gut sie können für sich selbst zu sorgen, und sie sind auch keineswegs blind für ihr Interesse. Eine große Anzahl lebt als Bettler, und diese empfangen vor jeder Thüre etwas Geld als Gebühr. In der Verehrung der Götzen gehen sie von den Gebräuchen der Staatsreligion nicht ab; auch tragen sie nicht viel Bedenken, fremden Götzen, die in ihrem Religionsbuch nicht anerkannt sind, Huldigungen darzubringen.

Algier'sche Zustände.

Gesetze, Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen.

Die steigende Wichtigkeit der französischen Niederlassungen in Algier, macht das Interesse rege, Näheres über die Gesetze und Sitten der arabischen und muselmännischen Stämme, welche den größten Theil der Bevölkerung aus der alten Regentschaft bilden, zu erfahren. Die Nachrichten welche wir davon geben, bezwecken, Aufklärungen über den Zustand der Personen, die Familie und das Eigenthum, wie ihre Verfassungen nach dem muselmännischen Gesetze besteht, zu ertheilen.

Faßt man die zahlreichen und tiefen Verschiedenheiten zwischen der dort bestehenden Organisation, und den unter uns herrschenden Begriffen näher in's Auge, so wird es keine Mühe kosten, zu begreifen, wie solche Gesetze, welche mit Privatgewohnheiten, den Volkssitten und der Religion in engster Wechselwirkung stehen, sich nicht an Einem Tage unter das Joch neuer Formen beugen, und wie unpolitisch

es wäre, an ihre Aufhebung zu denken, falls sie nicht von selbst durch die unsichtbare Macht der Zeit und den Einfluß des Beispiels eine neue Gestaltung erhalten.

Von den Personen, im Sinne des muselmännischen Gesetzes.

Einleitende Bemerkungen. Schwierigkeiten, den Stand der Geburten, Heirathen und Todesfälle nachzuweisen.

Verfolgt man mit Aufmerksamkeit den Gang und die Entwicklungsphasen der muselmännischen Gesetzgebung von ihrem Ursprunge an, und nach ihren beglaubigtsten und vollständigsten Schriftterten, so stellt es sich heraus, daß sie überall und jederzeit zu ihrem Augenpunkt es gemacht hat, in Betreff der persönlichen Verhältnisse einen tief begründeten Unterschied festzusetzen, den Nichts zu modificiren vermag, ohne die Religionsverfassung und die Basis des Islamismus selbst anzutasten. Hier hört man von der Trennung des menschlichen Geschlechtes in zwei Classen, die Muselmänner und die Ungläubigen, reden. Diese Theilung ist der Grund ihrer ewigen Befeindung, auch drückt es die gerichtliche Sprache der Araber deutlich und unumwunden aus, wenn sie fortwährend dem Lande der Gläubigen, **belad el islam**, das Land der Ungläubigen gegenüber stellt, welches letztere kräftig genug **dar el harb**, die Wohnung des Kriegs, genannt wird. Wir begegnen bei den arabischen Schriftstellern, namentlich bei allen denjenigen, welche über Jurisprudenz und Theologie handeln, dieser Vorstellung im allgemeinsten Sinne wieder. Den Fremdling nennen sie **horbi**, das ist der Feind; er muß nach Gottes Rathschluß um jeden Preis, und mit allen zu Gebot stehenden Mitteln bekämpft, und seine Bekehrung versucht werden.

Die unbeugsame Härte dieses gesetzlich autorisirten Anathema's gegen den Ungläubigen sieht man praktisch und theoretisch in den Gesetzen über persönliche und Sachverhältnisse deutlich ausgeprägt.

Das dem ungläubigen und überwundenen Fremdling eingeräumte Vorrecht, auf muselmännischem Gebiet zu leben, besitzt er nur vermöge der von dem Sieger geübten Duldung und ertheilten Erlaubniß. Die fortdauernde Erinnerung an dieses Unterwürfigkeits-Verhältniß besteht

in dem Tribut, womit er und ſein Geſchlecht auf ewige Zeiten belaſtet bleiben. Die Bezahlung des Kharadj oder Djezina (Kopfſteuer) iſt auch urſprünglich in der That nichts anderes, als der ſtets erneuerte Loskauf der Perſon ſelbſt, welcher dem beſiegten Ungläubigen aufgelegt wird.

Dieſe Nothwendigkeit des Loskaufs beſchränkt ſich nicht auf die Perſon allein, ſondern dehnt ſich auch auf das Eigenthum aus. Daher rührt der Kharadjaradi, oder die auf den Beſitz von Ländereien gelegte Abgabe in denjenigen Diſtrikten, welche anfänglich den Ungläubigen angehörten, mögen dieſe Bezirke heutzutage von tributspflichtigen Unterthanen (demmi) oder Muſelmännern beſeſſen werden. Das Geſetz geſtand in ſeiner Härte ſogar dem Imam, weil er Herr des Landes und ſeiner Erzeugniſſe war, das Recht zu, den Beſiegten zu berauben. Wollte er manchmal ſeines Rechts an allgemeinen Beſitz ſich begeben, ſo blieb zum mindeſten die Taxe auf dem Grund und Boden, als doppelter Beweis von dem Rechte des Imam und ſeiner Großmuth, haften.

Parallel der ewigen Trennung zwiſchen Muſelmann und Ungläubigem, läuft Muhammeds Verordnung, daß vor dem Geſetze alle freien Muſelmänner gleich ſeyen. Der Prophet verglich die Glieder der großen, ihm vor Augen ſchwebenden, Nation, während er auf ſie anſpielte, mit den gleich großen Zähnen eines Kammes. Auch hat, dem Prinzip nach, im muſelmänniſchen Geſetze, das Vorhandenſeyn der Gleichheit niemals aufgehört, der Gleichheit nämlich unter Einem Gebieter und Einem Geſetze. Von dem einen Ende des arabiſchen Reichs bis zum andern, das heißt, von dem Geſtade des rothen Meeres bis zu den Gränzen China's und den Ufern des Pontus Euxinus, und von Abyſſiniens Gränzen bis zur Meerenge von Gibraltar herrſcht ein und daſſelbe arabiſche Geſetz, welches zum Theil einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an Muhammed, zum Theil einer Nachahmung der Handlungen des Propheten und ſeiner wörtlichen Vorſchriften ſeinen Urſprung verdankt. Selbſt heutzutage ſind, hinſichtlich der Rechtsprinzipien, die Vorſchriften und Autoritäten, wornach die Streitigkeiten zwiſchen Muſelmännern geſchlichtet werden, dieſelben in Europa, Aſien und Afrika, wenn man den Sectenunterſchied, der an ſich von keiner Bedeutung iſt, davon ausnimmt. Es wäre fruchtloſe Mühe, aus einigen vereinzelten Thatſachen einige unerhebliche Abweichungen zu conſtatiren: denn die fortdauernd erhaltene Tradition und die Einheit des Rechtsverfahrens ſind im allgemeinen Sinne zwei unwiderſprechliche Thatſachen.

Aus dieſer mächtig wirkenden Einheit des Geſetzes und trotz der gewaltſamen Trennung der verſchiedenen Theile des weiten, von

Muhammed und seinen unmittelbaren Nachfolgern gestifteten, Reiches hat bis auf die jüngsten Zeiten herab der belad el islam, das Land des Islamismus, in den Augen der Muselmänner eine Art gemeinsamen Vaterlandes gebildet, worin ein ganzer Theil unserer, auf das persönliche Recht und namentlich die, das Recht der Ansiedlung und Naturalisation angehende, Verfügungen sich beziehende Gesetze vollkommen unbrauchbar gewesen seyn würde. In der That findet auch der Muselmann in allen diesen Gegenden, neben einem fast gleich lautenden Gesetze, Gemeinsamkeit des Glaubens und Herkommens, eine Sprache, welche von der seinigen nur wenig abweicht, und Landsleute mit den gleichen Vorrechten, wie er selbst sie hat. In das Land des Fremdlings, in das Land der Christen, in die Wohnung des Krieges, begibt er sich nur, um vorübergehenden Handel zu treiben.

Es liegt also offen am Tage, warum das muselmännische Gesetz es unterlassen hat, hinsichtlich der bürgerlichen Rechte und Verpflichtungen eine bestimmte Vorschrift zu geben. Mehr Mühe kostet es, einzusehen, warum es Nichts über die zweckmäßigsten Mittel festsetzte, den bürgerlichen Zustand der Individuen, ihre Geburt und ihren Tod nachzuweisen, da in der Mehrzahl von Fällen diese Mittel allein zur Begründung der Rechte jedes Einzelnen zu genügen scheinen. Dieser Fehler ist von Bedeutung und hat doch Realität. Nicht nur hat das Gesetz in Betreff dessen gar Nichts vorausgesehen, sondern es herrscht auch bei jedem Muselmann eine unüberwindliche Abneigung vor, die zum Theil von religiösen Bedenklichkeiten sich herschreibt, zur Ausfüllung dieser Lücke im Gesetze die zweckmäßigen Elemente an die Hand zu geben. Jede Untersuchung des Familienlebens, jede, außerhalb der Sphäre seines Hauses genommene, Notiz von dem Namen seines Weibes und den nähern Umständen seiner Privatverhältnisse scheint ihm Thorheit und beinahe Lästerung des Heiligen. Da er den möglichen Nutzen unserer statistischen Verzeichnisse nicht begreifen kann, so sieht er in den Mitteln, welche zur Anfertigung derselben erforderlich sind, nur tyrannische Willkühr und einen gehässigen Plan der Regierung.

Dieser Mangel gehört unter die Ursachen, welche am meisten dazu beitragen, die Berufung auf das Zeugniß des Einzelnen häufiger zu machen, ein Fall, dessen Mißbrauch in allen Ländern des muselmännischen Glaubens doch so häufig und anstößig ist.

Man hat schon gesagt, ja gedruckt, daß beim Mangel schriftlicher Beweise die Geburt an der Beschneidung sich erkennen lasse. Das ist ein sehr grober Irrthum. Um sich hievon zu überzeugen, ist die Berücksichtigung des Umstandes hinreichend, daß fast nirgends, und in Algier selbst, die

Beſchneidung vor erreichtem ſiebenten Lebensalter ſtattfindet. In gewiſſen Fällen werden Einzelne dieſer Operation gar nicht unterworfen: ſolche wären demnach nicht für geboren zu achten! Ueberdieß, wer nimmt unter den Arabern dieſen Akt der Beſchneidung zu Protokoll? Man hat ſich durch die falſche Aehnlichkeit, welche man zwiſchen unſerer Taufe und der Beſchneidung finden wollte, täuſchen laſſen, obwohl dieſe Handlungen, vom bürgerlichen und religiöſen Standpunkte aus, durchaus nicht denſelben Charakter an ſich tragen.

Die Ausſtellung und die öffentlichen Gebete liefern eben ſo wenig legale Beweiſe für den Tod. Wie ſoll man den Tod ſolcher conſtatiren, denen man die letzten Pflichten verſagt hat? Einen reellen Nachweis hierüber gibt alſo ſtets nur das individuelle Zeugniß, über deſſen Gültigkeit dem Cadi das letzte Urtheil zuſteht, der im Nothfalle darthut, ob eine Perſon geboren oder geſtorben iſt.

Der faſt beſtändige Umſtand, daß verſchiedene Perſonen die gleichen Namen führen, erhöht der franzöſiſchen Adminiſtration die Schwierigkeiten, die Identität oder Nichtidentität der muſelmänniſchen Individuen nachzuweiſen. Zwar iſt es gewöhnlich, mit dem beſondern Namen eines Individuums den ſeines Vaters zu verbinden. Allein, da es z. B. in Algier nur zwölf bis fünfzehn Namen gibt, welche Männern, und beinahe eben ſo viel, welche Frauen beigelegt werden, ſo ſieht man leicht ein, daß die Reihe der möglichen Combinationen bald erſchöpft iſt. Die gewöhnlichſten Männernamen ſind Muhammed, Muſtapha, Amed, Kaddour, Haſſan, Abderrahman, Abdel-Kader ꝛc. Die Weibernamen: Katma, Aicha, Zohra, Baia, Gueltoun, Gouſem, Rouza, Neſiſa ꝛc. Negernamen ſind: Salem, Mborek, Meſaoud; Namen von Negerinnen: Mordjana, Mbarka ꝛc. Judennamen ſind: Murtkhay (Mardochäus), Cheloum (Salomon), Rahil (Rahel). Frauen wie Männer verbinden mit ihrem Namen den ihrer Mutter, Zohra bent Neſiſa ꝛc.

Selbſt die Gewerbsbenennungen, welche die Nachkommen oft als Beinamen (lokob) behalten, verbeſſern nur unvollkommen dieſen Mangel. Nichts kommt in Algier gewöhnlicher vor, als der Name Muhammed el nedjar (der Zimmermann), Muhammed el ſkakri (der Spezereihändler) ꝛc.

Die Namenbeilegung eines Individuums bei den Muſelmännern findet gewöhnlich binnen der erſten vierzig Tage nach der Geburt ſtatt. Die Wahl geſchieht gewöhnlich von Seiten des Vaters und der Mutter, welche ſich zuweilen in dieſer Hinſicht mit dem Imam der Moſchee verſtändigen. Der Imam ſpricht dem Kinde in das rechte Ohr die Formel izen (Ankündigung der Kirchenſtunden durch den Muezzin), und in das

linke Ohr die Formel ikarment (Einladung, zum Gebet in der Moschee aufzustehen), und fügt hinzu: N. soll dein Name seyn. Dieß ist aber nur eine religiöse Feierlichkeit, die erste Erinnerung an die Pflichten des Gläubigen.

Die Heimath ist leichter nachzuweisen. In Ermanglung eines wirklichen Ehevertrags, hat man die Urkunde, wo die Uebereinkunft in Betreff des Heirathguts (Sadag), ohne welches keine Ehe geschlossen wird, niedergelegt sich findet. Die Ehescheidung ist der Gegenstand einer besondern Akte, welche folglich jedes andere Beweiszeichen unnöthig macht.

Seit der Besetzung Algiers durch die Franzosen hat man zu wiederholten Malen Maßregeln zu ergreifen gesucht, um den Stand der Todesfälle daselbst zu ermitteln. Diese Maßregeln hätten einmal zur Folge, die Ordnung im bürgerlichen Leben herzustellen, und zweitens, der Gefahr allzuschneller Beerdigung vorzubeugen. Der Todestag eines Muselmanns ist im Allgemeinen auch sein Begräbnißtag. Die Eile, welche die Araber bei der Einscharrung zeigen, verbunden mit ihrem Widerwillen, den französischen Aerzten die Besichtigung ihrer Todten zu gestatten, sah man im Jahre 1837 zu der Zeit, wo das Wiederauftreten der Cholera die Todtenschau ganz unerläßlich gemacht hatte. Damals sahen sich die Aerzte genöthigt, durch Vermittlung des Bit-el-mal die Leichname wieder ausscharren zu lassen, welche drei oder vier Stunden nach dem Tode, den Verordnungen zuwider, begraben worden waren.

Das Amt des eben genannten Bit-el-mal kann besser als jedes andere, zu dem gewünschten Resultate führen. Nach den Statuten der französischen Verwaltung muß der Bit-el-mal, sein Cadi oder einer seiner Unterbeamten sich in das Trauerhaus verfügen, um die Zahl der Erben oder die Beschaffenheit ihrer Vorrechte zu ermitteln. Der Wahrheit nach hatte man diese Maßregeln um eines rein fiscalischen Zweckes willen getroffen, und blos, um den genauen Betrag derjenigen Erbschaften, an welche der Staatsschatz ein Recht bekommen konnte, demselben zu sichern. Deßhalb bekümmerte man sich auch um die Ermittlung solcher Todesfälle, welche nur unergiebige Erbschaften gewähren, durchaus nicht. Aber es liegt offenbar in der Organisation der einheimischen Verwaltung ein Keim, den man nur zu entwickeln braucht, und welcher darin besteht, daß seit dem Jahre 1837 ein Register bei dem Bit-el-mal zum Einschreiben der Todesfälle eröffnet worden ist. Wir haben nun die Weise geschildert, wie nach den muselmännischen Gesetzen und Gewohnheiten die Geburten, Heirathen und Todesfälle ermittelt werden können. Nun wollen wir darüber sprechen, was in ihren Vorschriften mit den Fragen zusammenhängt, die bei uns

heimathrechtliche heißen, und gleichfalls von den in die besondere Klasse der Muslemins gestellten Fremden.

Nach den arabischen Begriffen scheint die Heimath mit dem Orte des Aufenthalts durchaus verwechselt zu werden. Gewöhnlich stellt das Individuum, welches durch Geschäfte oder seinen einfachen Willen zu einer augenblicklichen Abwesenheit sich veranlaßt sieht, ausdrücklich einen Dukil oder Stellvertreter auf, der in seinem Namen zu handeln berechtigt ist, wie jener selbst handeln würde. Die in diesen Fällen verliehene Procuration ist entweder allgemein oder speziell. Da die muselmännischen Begriffe von den unsrigen hinsichtlich dessen sich nicht wesentlich unterscheiden, so wären weitere Bemerkungen ganz uninteressant.

In gewissen Fällen ist die durch das muhammedanische Gesetz ausgesprochene Trennung zwischen den Muselmännern und Ungläubigen von ihrer übermäßigen Strenge abgegangen. Das Bedürfniß, von den fremden Ländern gegenseitige Zugeständnisse zu erhalten, hat ihnen überdieß ein Gebot der Nothwendigkeit daraus gemacht. Von dieser Natur ist der Grund, welcher zur Stiftung besonderer Rechte im Interesse jener Klasse von Fremden Veranlassung gab, welche dieß Gesetz mit dem Namen Muslemins belegt, und welche gewissermaßen vermöge ihrer ausdrücklichen Erlaubniß des Herrschers oder seiner Stellvertreter in einem muselmännischen Lande Heimathrechte besitzen. Diese Klasse von Personen genießt gleich den Muhammedanern des Schutzes der Gesetze, aber nur in Kraft des Aman's oder ausdrücklichen, ihnen persönlich zugestandenen Schutzbriefs. Diesen Fremden wird die Bezahlung des oben erwähnten Kharadj oder Djezia erlassen. Gewöhnlich ertheilt man den Aman auf eine bestimmte Zeit. Wird er nach Verfluß derselben nicht erneuert, und setzt der Fremde dennoch seinen Aufenthalt fort, so wird er den übrigen Demeis oder Rajas gleichgeachtet, und der Entrichtung des Kharadj unterworfen.

Wegen des von Seiten des Imams Fremden gemachten Zugeständnisses nimmt das muselmännische Gesetz für die Seinigen im Franken-Lande ähnliche Rechte in Anspruch. Es stellt sie unter den öffentlichen Schirm der ausländischen Regierung, und ertheilt ihnen gleichfalls den Titel Muslemins. In Folge der Mischung zweier so sehr verschiedenen und feindlich nebeneinanderstehenden Religionen und Nationalitäten werden neue Fragen entstehen. Das einzig mögliche Auskunftsmittel sie zu lösen, wird das französische Gesetz seyn. Der dänische Consul, Peter Karsenstein, war im Jahre 1837 gestorben, nachdem er zwei Jahre zuvor Muselmann geworden war. Da seine Glaubensveränderung zuerst durch seine Beschneidung, und sodann durch seine ausdrückliche Erklärung vor seinem

Tode zur Genüge erwiesen worden, wollte der Bit-el-mel bei seiner Erbschaft in's Mittel treten. Er empfand jedoch, im Hinblick auf den europäischen Charakter des Verstorbenen, einige Bedenklichkeiten, und fragte die französische Verwaltung um Rath, welche ihm rieth, sich nicht darein zu mengen, da bei uns die bürgerlichen Verhältnisse von der Religion unabhängig seyen.

Noch bleibt uns übrig, von dem, nach den arabischen Gesetzen, meskond Genannten, oder dem Verschollenen zu reden. Um ein Individuum dafür erklären zu können, muß der Ort seines Aufenthalts, wie sein Leben oder Tod nicht nachgewiesen werden können. In diesem Falle nimmt der Cadi eine Person zur Bewachung der Güter des Vermißten, zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, und zur Ausbezahlung einer Pension an dessen Frau und Kinder. Nach Verfluß einer gewissen Zeit nimmt man den Vermißten für todt an. Der Zeitraum hiefür ist nicht unwandelbar festgesetzt. Hanifa bestimmt ihn auf das 90ste Lebensalter des Fehlenden, Kodouri auf das 120ste. Ist diese Zeit herum, so findet zwischen dem Abwesenden und seinem Weibe eine Trennung statt. Das Gut des Vermißten theilt man unter seine noch lebenden Erben. Die inzwischen Gestorbenen nehmen nicht Theil daran; der Vermißte erbt von keinem derjenigen, welche während der Zeit seiner Abwesenheit gestorben sind.

Heirath, väterliches und Kindes-Verhältniß.

Formalitäten und Verbindlichkeiten bei Eingehung der Ehe. Verstoßung. Scheidung. Rechtmäßige Kinder.

Das muselmännische Gesetz spricht sich nicht bloß über die Heirath und ihre Bedingungen aus, sondern schreibt sie auch als den natürlichen Zustand des in ein gewisses Alter getretenen Menschen vor. Die von dem Gesetze, das in sofern keinen verpönenden Saukon bedarf, ausgesprochene moralische Verpflichtung (ouadjib) stimmt vollkommen mit dem Beispiele des Propheten (suora) überein. Wirklich hat der Muselmann diesen Wink nicht unbefolgt gelassen, denn überall, in Algier, wie in allen muselmännischen Ländern, ist der Cölibat ein seltene Erscheinung. Gleich allen Grundakten des muselmännischen Rechts, wird die Heirath unter Beobachtung gewisser sakramentaler Formeln vorgenommen, welche

mit Ausſchluß jeder andern bei Strafe der Nichtigkeitserklärung ausgeſprochen werden müſſen. Sie beſtehen in einer Frage und Antwort, z. B. der Mann ſagt: willſt du mich heirathen (zewedjtioi)? und das Weib wird antworten: ja, ich will (zewedjtek). Um nach muſelmänniſchen Begriffen heirathen zu können, müſſen die Gatten einerlei Bedingungen Genüge leiſten: ſie müſſen Freie, volljährig, nicht geiſteskrank, und der muſelmänniſchen Religion zugethan ſeyn. Ohne Zeugen kann keine gültige Heirath vor ſich gehen. Die Zahl derſelben iſt zwei, einen für den Mann, und einen für die Frau. Die Rechtsgelehrten erlauben die Subſtituirung eines der beiden Männer durch zwei Weiber, ſo daß alſo die Heirath im Beiſeyn von einem Manne und zwei Weibern vorgenommen werden kann. Jedoch in praxi iſt dieß ein ſehr ſeltener Fall. Die Zeugen müſſen denſelben Bedingungen wie die Gatten genügen. Sehr häufig ſetzen die Zeugen in Ermanglung von Verwandten die vorläufigen Bedingungen der Heirath, und den Ehepakt feſt. In Algier iſt nichts gewöhnlicher, als dieß. In dieſem Falle ſind die Zeugen für den ſpeciellen Heirathsakt bevollmächtigte Oukils, ſie machen im Namen der Gattin die Vertragspunkte aus, und man ſetzt in den Contrakt: N. verheirathet, in Kraft der ihm hiezu verliehenen Vollmacht, dieſe oder jene unter dieſen oder jenen Bedingungen, und N., welcher des Gatten Recht vertritt, erklärt ſich zur Annahme dieſer Bedingungen bereit.

Der Muſelmann kann nach dem buchſtäblichen Sinne des Koran zwei, drei und ſogar vier Frauen nehmen. Nach den Rechtsbüchern übertreten diejenigen, welche über jene Erlaubniß hinausgehen, das Geſetz.

Für die Heirath gibt es kein beſtimmtes Alter. Gewöhnlich entſcheidet man ſich hierüber nach den ſtattfindenden Zeichen der Mannbarkeit. Selbſt dieß richtet ſich jedoch nach keiner ſich gleichbleibenden Regel, denn man kann in allen muhammedaniſchen Ländern ſehr viele junge Mädchen finden, die in einem ſehr zarten Alter verheirathet wurden. Die Verbote hinſichtlich der Ehe ſind ziemlich zahlreich. Der Muſelmann darf weder ſeine Verwandten von väterlicher oder mütterlicher Seite, noch ſeine Schweſter, noch ſeine Nichten, noch ſeine Tanten väterlicher oder mütterlicherſeits, noch die Tochter ſeiner Frau, noch ſeine Schwägerin, noch die Frau ſeines Sohnes, noch ſeine Amme, noch ſeine Milchſchweſter heirathen.

Die in Betreff der Polygamie gelaſſene Freiheit hatte einige andere Verbote zur Folge. So kann man nicht zu gleicher Zeit die beiden Schweſtern, noch die Nichte und die Tante von väterlicher oder mütter-

licher Seite, noch die beiden Cousinen von väterlicher oder mütterlicher Seite heirathen.

Noch andere Verbote beziehen sich auf den Stand, die bürgerlichen und die religiösen Verhältnisse der betreffenden Personen. So darf man keine Sclavin heirathen. Man kann eine Frau aus einem der Stämme nehmen, welche an eine Offenbarung, und eine von Gott gesandte Schrift glauben, Stämme, welche das Gesetz mit dem Namen ehl-kitab bezeichnet, und unter welchen die Christen und Juden vor Allen figuriren. Man darf sich jedoch mit keiner Frau madjousy oder einer dem Feuerdienst ergebenen, noch mit einer Heidin verbinden.

Die Einwilligung des Gatten ist zur Ehe nothwendig. Der Stellvertreter (Weli), welcher in Ermanglung von Verwandten, die Bedingungen hiezu festsetzt, kann das volljährige Mädchen nicht zwingen. Frägt er dasselbe um seine Einwilligung, so gilt es für ein Ja, wenn das Mädchen schwieg, lächelte, oder weinte, ohne etwas zu reden. In dem Falle, wenn die Gatten während ihrer Minderjährigkeit sich durch andere Stellvertreter, als die Blutsfreunde, verheirathet haben, können sie nach erreichter Volljährigkeit die Aufhebung des Ehevertrags verlangen.

Bei der Heirath gibt es gewisse Punkte des Uebereinkommens, (Kefaiet), deren Mangel in den Augen des Richters zur Ungültigkeitserklärung des Akts, auch wenn er schon vollzogen ist, berechtigt. Das Gesetz faßt diese Punkte des Uebereinkommens in folgenden Worten zusammen: die Geburt (neseb), die Religion (din), das Vermögen (wal), der Stand oder das Gewerbe (sanaa oder hirfa). Die Umstände, aus welchen die rechtlich gültige Heirath zweier Individuen nach allen Beziehungen sich ergiebt, bleiben dem Richter zur Würdigung überlassen, der nach einer, unter ähnlichen Vermögensverhältnissen, geschlossenen Verbindung bei seinem Ausspruche entscheidet. Verbinden sich zwei, selbst volljährige Personen, ohne die nöthigen Formen zu beobachten, so dürfen die Stellvertreter (asubia) der Gatten ihre Trennung (tefric) verlangen, die dann auch sofort von dem Kadi ausgesprochen wird.

Der Punkt in Betreff des Vermögens (kefaïet mal) ist erledigt, wenn der Gatte im Stande ist, ein Heirathgut (mehr) aufzuweisen, das mit der Lage der Frau im Verhältniß steht, und ihr die Ernährungspension (nafaka) abwirft.

Ohne Leibgeding (mehr) findet keine Heirath statt. Nur das Leibgeding wird entweder durch eine besondere Akte (mousemma) oder stillschweigendes Uebereinkommen (gheir mousemma) bestimmt. Im letztern Falle überläßt man dem Richter die Bestimmung der Quote des

Leibgedings nach der Lage der Frau. Kein Leibgeding darf unter zehn Drachmen betragen. Wenn man durch eine besondere Acte stipulirt, man verheirathe sich ohne ein festbestimmtes Leibgeding, so findet dieß doch später, je nach dem Stande der Frau, statt. Setzt man eine Summe unter zehn Drachmen aus, so ist man nichts destoweniger für letztern Betrag verpflichtet. In Algier wird das Leibgeding nicht sogleich in Bausch und Bogen bezahlt. Im Allgemeinen entrichtet man die eine Hälfte desselben am Tage des Contracts, die zweite dagegen nach Verfluß von sechs Jahren, wofern die Verheirathete eine Jungfrau ist, und nach Verfluß von vier Jahren, wenn die Verheirathete eine Frau ist, welche früher unter der Botmäßigkeit eines andern Mannes stand.

Stirbt der Mann vor der Frau, so hat diese das Recht an die ganze Summe, dasselbe Recht darf sie auch in gewissen Fällen von Verstoßung für sich in Anspruch nehmen. Wird sie vor dem Vollzug der Heirath verstoßen, so darf sie die Hälfte fordern. Dieser uns sonderbar scheinende Fall erklärt sich durch die Unmöglichkeit, in welcher der Gatte sich befindet, die Frau vor dem Abende der Hochzeitsfeierlichkeiten selbst zu sehen. Er ist in allen Ländern des Islamismus nicht selten.

Das Gesetz bestimmt sehr genau die Umstände, welche zur Entscheidung darüber dienen, ob die Heirath vollzogen wurde oder nicht.

Nach dem Willen der contrahirenden Theile, kann man entweder in Betreff der Ehe selbst, oder der Ehepaktspunkte, noch viele andere Bedingungen festsetzen. Ihre Aufzählung würde uns jedoch zu weit führen.

Wollen Sclaven sich verheirathen, so bedarf es nothwendig der Einwilligung ihrer Herren dazu. Zwar erklärt wohl der Imam Malek im Princip, daß, weil die Natur jeden Menschen zur Heirath auffordere, auch der Sclave sich verheirathen könne, wann und wie er wolle; allein da der Sclave, eben so gut als der freie Muselmann, ein Leibgeding festsetzen muß, und dasselbe dem Eigenthümer zur Last fällt, in Betracht, daß der Sclave kein Eigenthum hat, so muß er, zur Bestreitung des Witthums, die Einwilligung seines Herrn nachsuchen. Er kann sich also ohne eingeholte Erlaubniß nicht verheirathen.

Die Ursachen, welche zur Auflösung des Ehebundes führen können, sind, außer dem Tode, entweder die von dem Cadi ausgesprochene Trennung (tefric), oder die von dem Gatten ausgehende Verstoßung (thalag).

In vielen und mannigfachen Fällen wird die Trennung zwischen den Gatten, und die Nichtigkeitserklärung und Auflösung der Ehe von dem Cadi ausgesprochen. Die hauptsächlichsten sind folgende: Die Nichtigkeitserklärung kann von den Minderjährigen, nach erreichter

Volljährigkeit verlangt werden, und von dem natürlichen Stellvertreter des Gatten, wofern ihre Einwilligung zu dem Schritte nicht erfolgt, und bei der Heirath kein Uebereinkommen getroffen worden ist.

Der Religionswechsel kann ein Grund zur Auflösung der ehelichen Vereinigung werden. Bekehrt sich die Frau zum Islamismus, und ist der Gatte ein Ungläubiger, so bietet man ihm den Uebertritt zum Islamismus an. Versteht er sich dazu, so bleibt die Heirath in Kraft; im entgegengesetzten Falle wird die Trennung ausgesprochen. Bekehrt sich der Gatte, so ist ein Unterschied zu machen. Ist die Frau Madjousia (Feueranbeterin), oder eine Heidin, so bietet man ihr den Islamismus an; weigert sie sich, so spricht der Cadi die Trennung aus. Wenn die Gattin sich zur Kitabia bekehrt hat, d. h. einem der Stämme angehört, welche eine Offenbarung annehmen, und eine göttliche Schrift haben, wie Christen und Juden, so bleibt die Heirath in Kraft, ohne daß die Frau sich zum Islamismus bekehrt. Schwört eines von den Gatten den Islamismus ab, so wird die Trennung ebenfalls ausgesprochen. In andern Fällen, die ein längeres Zusammenleben einem der Gatten unmöglich machen, hat der Cadi das Recht, die Ehe zu trennen.

Die von dem Gatten vollzogene Verstoßung findet, gleich der Heirath, unter Beobachtung gewisser, scharf bestimmter, sacramentaler Formeln statt. Es wäre jedoch schwer, sich verständlich zu machen, wollte man nicht zu ausführlich darüber sich verbreiten. Deßhalb genüge die Bemerkung, daß die Verstoßung, nach ihren Wirkungen, sich verschieden verhält, je nachdem die dabei gebrauchte Formel und stattfindenden Bedingungen sind. In ihrer allgemeinsten Form ist die Wirkung der Verstoßung nicht unmittelbar. Die Verstoßung wird definitiv, erst nachdem eine bestimmte Zeit verflossen ist, die von dem Tage an gerechnet wird, wo die Verstoßungsformel von dem Gatten ausgesprochen wird. Innerhalb dieser Frist kann derselbe, durch eine ebenso sacramentale Formel, eine Willensänderung aussprechen, und die Wirkung der ersteren wird dadurch ohne Einfluß.

Ist diese Aufschubszeit, welche von dem Gesetze mit dem Namen iddet belegt wird, einmal verflossen, so gibt es nur unter einer einzigen Bedingung für den Gatten eine mögliche Rückkehr (redjaat). Diese besteht nämlich darin, daß die Frau, ehe sie wieder zu ihm zurückkommt, sich an einen zweiten Mann verheirathet habe, daß diese neue Ehe vollzogen, hierauf durch die, von dem neuen Gatten erklärte Verstoßung, oder aber durch den Tod aufgelöst worden sey. Die Auf-

löſung dieſer zweiten Heirath hat die Aufhebung des Verbots (tahlil), gegenüber dem erſten Gatten zur Folge; wohl verſtanden, daß die zweite Heirath nicht in der Abſicht und mit der Clauſel ſtatt gefunden habe, die Rückkehr zum erſten Gatten möglich zu machen. In dieſem Falle hat die neue Verehelichung einen Flecken auf ſich (mekrouh).

Zuweilen findet die Verſtoßung mit Uebereinſtimmung der beiden Gatten ſtatt. Dieſe Verſtoßung wird mit dem Namen khola bezeichnet. Ein anerkannter Schrifttext ſagt hierüber folgendes: „Wenn beide Gatten im Hader liegen, und die göttlichen Geſetze zu verletzen fürchten, ſo iſt es der Frau erlaubt, ſich durch eine Summe loszukaufen, durch welche der Gatte ſich ſeiner Rechte auf ſie begibt (iekhlaha). Wenn die erſte Beleidigung vom Mann ausgeht, ſo trifft ihn die allgemeine Verachtung, wenn er von ſeiner Frau eine Entſchädigung annimmt."

Der Rücktritt des Weibes findet nicht nur nach der Verſtoßung (thalag) ſtatt, ſondern auch nach der Auflöſung der Ehe, durch den Tod des Gatten. Das Iddet, welches in Folge der Wittwenſchaft ſtatt findet, muß vier Monate und ſechs Tage dauern. In allen Fällen hat der Rücktritt der Frau zum Zweck, ſich zu vergewiſſern, ob ſie ſchwanger iſt, und genau die Zeugung des Kindes, mit welchem ſie niederkommen könnte, zu beſtimmen.

Während der ganzen Periode des Iddet, muß die Frau zurückgezogener leben, als gewöhnlich. Sie darf keinen koſtbaren Schmuck anlegen, gewiſſe Farben an Kleidern ſind ihr verboten, ſowie der Gebrauch des Kohol *), des Henna **) und der Parfums.

Die Zeugung der Kinder (neseb) beſtimmt ſich nach folgendem Princip: der kürzeſte Termin für die Geburt des Kindes, um es für ächt erklären zu können, ſind ſechs Monate, der längſte Termin zwei Jahre. Sind alſo ſechs Monate nach der Heirath verfloſſen, ſo wird der Gatte als Vater des Kindes anerkannt, das ihm ſeine Frau geſchenkt hat, jedoch kann er formell eine Nichtanerkennung ausſprechen (nefi). Dieſes Recht der Verleugnung bleibt dem Vater immer vorbehalten, und veranlaßt gewöhnlich eine Art von Scheidung, welche unter dem Namen lan (wörtlich „Verfluchung") bekannt iſt. Wenn

*) Ein Präparat aus pulveriſirtem Antimon, deſſen ſich die arabiſchen Frauen bedienen, um den Rand ihrer Augen zu färben, um ſie glänzender und lebhafter zu machen.

*) Ein Schönheitspulver, womit die arabiſchen Frauen ſich die Nägel färben, manchmal auch die ganzen Hände und Augbrauen.

die Heirath durch die Scheidung aufgelöst wird, unter welcher Form dieß auch geschehe (thalag, khola, lan, u. s. w.), und wenn die Frau vor dem Verfluß von zwei Jahren niederkömmt, so wird das Kind für rechtmäßig und als Glied der aufgelösten Ehe anerkannt.

Der Vater gilt als das natürliche Haupt der Familie. Die Kinder seiner rechtmäßigen Frauen, so wie die seiner Sclavinnen, wenn er sie anerkennt, sind gleich an Rechten und werden ebenfalls zur Theilnahme der Erbschaft zugelassen.

Die Pflichten, welche aus der Ehe der Vaterschaft und Sohnschaft entspringen, sind beinahe die Gleichen bei den Muselmännern, wie bei uns.

Die erste Pflicht des Gatten gegen sein Weib, des Vaters gegen seine Kinder, des Sohnes gegen seinen Vater, besteht darin, ihren unmittelbarsten Bedürfnissen abzuhelfen, oder das muselmännische Gesetz bezeichnet mit dem Namen Nafaka, die von dem Hausvater seiner Familie zu gewährenden Subsistenzmittel; es überläßt der Obrigkeit die Bestimmung der Quote nach den einzelnen Umständen. Die Frau hat, während ihres Iddet in Folge der Verstoßung, das Recht an die Nafaka, wenn nicht besondere Ausnahmen vorkommen, welche dem Ermessen des Richters überlassen sind.

Eine von den Pflichten des Gatten besteht darin, sich gleicherweise in alle seine Frauen zu theilen, mögen sie nun an Alter, Schönheit u. s. w. gleich oder ungleich seyn. Das Gesetz stützt sich hier nur auf das Beispiel des Prophpeten, dessen Ueberlieferungen hinsichtlich dieses Umstandes pünktlich aufbewahrt werden. Das Kind der freien Frau wird frei geboren. Das Kind der Sclavin, falls nicht der Gebieter sein Vater ist, wird ebenfalls Sclave. Was die Religion betrifft, so wird das Kind Muselmann, wenn ein einziges seiner Eltern dem Islam folgt, oder bekehrt sich, wenn es sich vorher zu einer anderen Religion bekannte.

Sclaverei und Freilassung.

Rechte des Gebieters und des Sklaven. Verschiedene Formen, unter denen Befreiungen stattfinden können. Halbe Freilassung.

Die Sclaverei ist bei den Arabern ein viel älteres Institut, als der Islam. Seit undenklicher Zeit thaten schwarze, äthiopische und abyssinische Sclaven unter dem Zelte der Beduinenhäuptlinge, den Dienst

erblicher Diener, allein die Araber haben sich nicht darauf beschränkt, selbst Sclaven zu besitzen. Man darf annehmen, daß sie jederzeit bei dem Handel des Orients als thätige Agenten auftraten. Ihre geographische Lage erleichterte ihnen die Mittel außerordentlich, und fordert sie gewissermaßen dazu auf. Vor ihren Thoren besaßen sie eine Gelegenheit zum Gewinne, deren Lockung sie, wie es den Anschein gewinnt, niemals widerstehen konnten.

Jedenfalls war der Besitz von Sclaven als Realeigenthum zu Muhammeds Zeiten eine erwiesene Thatsache, und in den Augen der Araber gesetzlich erlaubt. Alles, was wir von dem Propheten noch besitzen, mag es unmittelbar von ihm ausgegangen, wie der Koran, oder durch Ueberlieferung entstanden seyn, wie die Sunna und die Hadits, beweist, daß er dieses, durch Alter geheiligte Faktum nicht anzutasten versuchte. Man hat geltend machen wollen, daß der Prophet einen seiner Sclaven frei ließ; da jedoch das freiwillige Aufgeben unbestreitbarer Rechte von Seite des Herrn nur den Gesichtspunkt einer, in Gottes Augen verdienstlichen Handlung festhielt, so sprach jene Freilassung keineswegs einen Fluch über die Sclaverei im Allgemeinen.

In allen Ländern muselmännischen Glaubens hat also die Sclaverei ihren ursprünglichen Charakter behalten. Sie war eine, mit den Gesetzen in keinem Widerspruch stehende Thatsache, und stand, gleich anderen legalen Thatsachen, z. B. wie das Eigenthum, unter dem Einflusse gewisser Regeln und Beschränkungen.

Man wurde Sclave: 1) Durch den Verkauf, 2) durch die Geburt. Geborene Sclaven waren Söhne von Sclaven. Ueber die Entstehungsweise der Sclaverei, namentlich im nördlichen Afrika, führen wir Folgendes an.

Auf der Gränze jenes ganzen Theils der Wüste Sahara, welcher an den Barbareskenstaaten von Tunis bis Ceuta sich hinzieht, wird jener Industriezweig getrieben, welcher die Märkte von Tunis, Algier und Marocco mit Sclaven versieht. Die der Wüste zunächst liegenden Stämme liegen gegen die elende, schwarze Bevölkerung des Innern beständig auf der Lauer, deren Verkauf für sie einen sehr ergiebigen Handelszweig bildet. Sehr oft kommen sie durch Austausch in den Besitz einiger hundert Neger, welche von ihnen sodann an die Küste geschleppt, und dort verkauft werden. Dieser Tauschhandel geschieht durch Vermittelung anderer Neger, und wird durch die steten, im Innern herrschenden, Zwistigkeiten gefördert. Die Gegenstände des Tauschhandels sind Salz, Tabak, Feigen, Tuch; eine der Waaren, welche den meisten Absatz findet, und eine der sichersten Lockspeisen für diese Schwarzen, die den Verkauf ihrer Mitbrüder betreiben, sind die Carniolsteine, namentlich aber jene, aus Arabien stammende Species, welche im arabischen Handel den Namen Akin Yemeni, Carniol von Yemen, führt. Ja! wenn es an Austauschartikeln fehlt, so überfallen oft die Stämme der Umgegend von Ghadames, Dorarah und anderer bewohnter Striche der Wüste, die Neger, und führen ganze Dörfer mit sich fort, an die Küste hin. Der Ursprung ihrer Waare folgt gewöhnlich nur zwei Richtungen. Die Neger, welche von Ten-Bokku, und dem, von den Arabern Gnenaoux genannten Lande (und dieß ist die größere Zahl) anlangen, kommen durch die marokkanische Sahara und das Land der Bein-Mzab bis nach Tafilett. Die Uebrigen kommen über Ghat und Ghadamos bis nach Tunis; von Tafilett und Tunis bringt

man sie an verschiedene Punkte, wo ihr Bedürfniß am stärksten, und ihr Absatz am vortheilhaftesten ist, nach Algier, Constantinopel Smyrna u. s. w.

An Marokko's Grenzen, an einem Soukara genannten Orte, wird jährlich, um die Zeit des Mouled (Fest des Propheten), ein Markt abgehalten. Die arabischen Kaufleute kommen in großen Caravanen (Kouafel) von 5 bis 600 Kameelen dort an. Gegen den Monat April ungefähr, werden die Neger an die Küste gebracht. Man führt sie in Banden von 4 bis 500, allein immer kommt ein Viertel oder Fünftel davon vor Schmerz oder Ermattung, in Folge eines beschleunigten und peinlichen Marsches, in der Wüste um. In Tunis werden die Neger auf dem sogenannten Markte el-Barka verkauft; zu Algier geschieht dieß im Quartier Kitchaoua neben dem Palaste der Regierung (dar-el-imora). Der Preis eines Sclaven auf dem Platze, wo er verkauft wurde, wechselte von vierzig bis fünfzig Sultanis (dreihundert bis dreihundert und fünfzig Franks). Hier ist jedoch, wohl verstanden, von einem Sklaven die Rede, der aus dem Innern kam, folglich sehr unwissend war, und noch geringen Nutzen abwarf. Ein männlicher oder weiblicher Sclave, der schon gedient hatte, und nähen oder kochen u. s. w. konnte, wurde bis auf hundert Sultanis geschätzt. Zuweilen behielten die Sclavenhändler, bevor sie ihre Verkaufsobjekte ausstellten, sie zwei oder drei Monate lang auf dem Lande, um ihnen einige Kenntniß des Arabischen beizubringen, und hierauf mit größerem Gewinne sie loszuschlagen. Sodann wurden sie ganz nackt auf dem Markte ausgestellt, wo jeder sie untersuchen konnte. Gewöhnlich nahm man einen Sclaven drei Tage lang in sein Haus auf die Probe. Während dieser Zeit prüfte man ihn, ob er nicht einen bedeutenden Fehler an sich habe, und ob er namentlich nicht gewissen Schwächen unterworfen sey, die bei den Negern so oft sich finden. Nach dem Verflusse dieser Zeit zahlte der Käufer den Kaufpreis, oder gab den Sclaven wieder zurück.

Hier wäre der Ort, von der Sclaverei der Weißen, einer Frucht der so lang ungeahndet gebliebenen Seeräuberei der Barbareskenstaaten, zu sprechen. Jedoch die Thatsachen, welche sich an diese Erinnerungen knüpfen, gehören nunmehr der Geschichte an. Frankreich hat die Menschheit davon befreit.

Unter die ersten Folgen eines Sclavenankaufs gehörte die Bekehrung desselben zum Muhammedanismus. Man legte ihm einen neuen Namen bei, Moarek, Mesaoud, wenn es ein Mann war, Mesaoude, Mordjane u. s. w., wenn es ein Weib war; und der Sclave wurde ein integrirender Theil des Hauses, jedoch als Realität. Das Eigenthumsrecht an einen Sclaven stimmt beinahe in jedem Betrachte mit dem an eine Sache überein. Es zieht das Recht nach sich, über denselben durch Verkauf, Schenkung oder Vermächtniß zu verfügen. Im Falle gewaltsamer Wegnahme, behält der Herr jederzeit das Recht auf seinen Sclaven, und sogar die von der Sclavin etwa geborenen Kinder (oulad-maghrous). Selbst der Kauf eines geraubten Sclaven würde kein gesetzliches Recht, zu Gunsten eines neuen Besitzers begründen.

So ausgedehnt das Recht des Gebieters an die Person des Sclaven erschien, war es doch kein unbeschränktes. In gewissen Fällen, und namentlich wenn auf des Herrn Seite offenbares Unrecht war, konnte der Sclave sich an den Richterstuhl des Cadi wenden, der nach erwoge-

nen Umständen den Herrn zwang, seine Sclaven auf dem Markte zu verkaufen. Dieser Fall ereignete sich jedoch selten.

So lange der Sclave in den Banden der Sclaverei verblieb, besaß er an Rechten nur solche, welche sein Herr ihm gewährt hatte. Das muselmännische Gesetz spricht sich ganz deutlich hierüber aus. Der Sclave kann niemals gewöhnliches Eigenthumsrecht an irgend eine Sache haben, seine Person und seine Güter gehören seinem Herrn. In gewissen besonderen Fällen ertheilte der Herr dem Sclaven eine gewisse Vollmacht; der Sclave stellte in solchem Falle das vor, was von dem muselmännischen Gesetze mit dem Namen **mazone** belegt wird, er war befugt oder ermächtigt. Die erworbenen Vorrechte bestanden z. B. darin, zu verkaufen und zu kaufen, ein Unterpfand zu nehmen und zu geben; allein er durfte sich weder verheirathen, noch andere Sclaven verheirathen, entweder vertragsmäßig (**moukatiba**), oder auf sonstige Weise. In dem Falle, wenn die von dem Sclaven contrahirten Schulden so hoch sich beliefen, daß der Herr sich weigerte, sie zu bezahlen, konnten die Gläubiger den Herrn nicht dazu zwingen. Nur stand ihnen das Recht zu, den Sclaven zu verkaufen, und sich nach dem Verhältniß ihrer Forderungen in den Erlös zu theilen. Ueberstiegen die Schulden des Sclaven seinen Werth, so konnte er für das Fehlende nach seiner Loslassung verantwortlich gemacht werden. Man sieht hieraus, daß der Zustand des Mazounsclaven zwischen harter Sclaverei und Befreiung in der Mitte liegt.

Das muselmännische Gesetz bestimmt sehr genau die gegenseitigen Rechte des Herrn und Mazounsclaven in den Verträgen, welche zwischen beiden hinsichtlich der möglichen Fertigkeiten des Sclaven vorkommen können.

Die einfachste und verbreitetste Art und Weise, wie der Sclave zu seiner Freiheit gelangen konnte, bestand in der Loslassung (**itk**). Die Schriftsteller nennen sie „das Erlöschen des gesetzlichen Eigenthumsrechts an ein lebendes Wesen," die zum Zwecke hatte, „den Sclaven unter die Classe der Freien zu reihen."

Diese ausdrückliche Freilassung ging vermittelst gewisser hergebrachter Formeln vor sich, durch welche der Herr seinen offenen Willen aussprach, den Sclaven zu befreien. Diese Formeln waren sacramentalisch. Ueberdieß werden im gewöhnlichen Gebrauche, namentlich zu Algier, besondere Freilassungsurkunden von dem Cadi mit den bei der Abfassung sonstiger Civilakten üblichen Feierlichkeiten ausgestellt.

Sonst gab es auch andere Arten der Loslassung; die hauptsächlichsten derselben sind:

1) Die Befreiung, sogenannt **tedbir**, welche durch den Tod des Herrn eintritt. Der Sclave erhält dann den Namen **mudebber**. Diese Befreiung scheint auf den ersten Anblick der sogenannten Befreiung durch testamentarische Verfügung (**ousia**) analog zu seyn, allein sie unterscheidet sich von ihr darin, daß das **Tedbir** ein unwiderruflicher Akt ist. Ist es einmal ausgesprochen, so kann der Sclave nie mehr verkauft, noch verschenkt werden, während bei der Befreiung, welche der Gegenstand einer testamentarischen Schenkung ist, der Verkauf dem durch jene Verfügung neu eingesetzten Herrn noch einmal gestattet ist. Jedoch kann in Folge des **Tedbir** der Herr fortfahren, den Sclaven nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen. Ist es ein Weib, so kann er mit ihm zusammen wohnen, es heirathen ꝛc.

2) Die Loslassung durch Uebereinkunft oder moukatiba. Man nennt so eine Art von Vertrag zwischen den Herrn und Sclaven, wodurch jener sich zur Loslassung des Sclaven vermittelst einer von diesem zu zahlenden Summe anheischig macht; der Sclave erhält sodann den Namen moukatib. Man kann stipuliren, daß die Bezahlung zum Voraus oder in Zielern (nedjm) stattfinden solle.

3) Die Befreiung in Folge der Mutterschaft (istilad). Hat die Sclavin ein Kind von ihrem Herrn, welcher seine Vaterschaft anerkennt, so erhält sie den Titel omm ouled (gesetzliche Mutter, wörtlich Kindsmutter). Sie kann nicht mehr verkauft, noch als Eigenthum betrachtet werden: allein der Herr kann mit ihr leben und sie ehelichen.

Eben so, wie ein Sclave Eigenthum mehrer Herren werden kann, ist auch seine theilweise Loslassung möglich. Seine Arbeit, oder der daraus gezogene Gewinn wird sodann in zwei Portionen zerlegt, deren eine ihm nach Verhältniß der erhaltenen Loslassung angehört. Das Recht des Herrn wird in solchem Falle geändert, und es kann vorkommen, daß dem mißvergnügten Sclaven gestattet wird, den zweiten Theil seiner Freiheit zu erkaufen, oder von dem Richter zu verlangen, daß er einem Fremden als Sclaven überlassen werde, wobei er sich ferner Antheil an dem bedungenen Kaufpreis vorbehält.

Der befreite Sclave kehrt in die Kategorie der freien Menschen zurück. Ein einziger Unterschied trennt den von Geburt freien Mann, und denjenigen, welcher seine Freiheit der Loslassung verdankt. Dieser besteht nämlich in dem unverjährbaren Rechte des Eigenthümers und seiner männlichen Nachkommen, von den losgelassenen männlichen oder weiblichen Sclaven zu erben, falls diesen letzteren männliche Nachkommen fehlen. Das muselmännische Gesetz nennt dieses Recht das Recht des vela. Jede Bedingung, welche verfügte, daß der losgelassene Sclave, diesem alten Brauche zuwider, saïba werde, d. h. jeder Verbindlichkeit gegen seinen ehemaligen Herrn los und ledig sey, wäre nichtig, und bliebe ohne Anerkennung. Das Gesetz gesteht dem Eigenthümer nicht einmal das Vermögen zu, auf das von ihm sanctionirte Recht Verzicht zu leisten.

Seit der Eroberung Algiers hat daselbst die Sclaverei nicht aufgehört, ungeachtet die Zahl der Sclaven, namentlich in den besetzten Städten, beträchtlich abgenommen hat. In Algier gibt es keinen Sclavenmarkt mehr, und die Europäer dürfen keine besitzen. Die französische Verwaltung durfte durch Aufhebung jeder Sclaverei Rechte nicht antasten, welche sich auf das Landesgesetz gründeten, und deren Ausübung überdieß, wenigstens auf einige Zeit, dem Familienleben eigenthümlich nothwendig war, auch so innig mit den häuslichen und religiösen Gewohnheiten der Muselmänner zusammenhing. Eine so ernste Frage darf jedoch nicht übersehen werden, sobald die Umstände ihrer Lösung sich günstig erweisen. Mit einigen Ausnahmen, die sich ja überall wiederholen, darf man behaupten, daß die Lage des Sclaven in den französischen Besitzungen Nordafrikas sich vorzugsweise dem Domestikenverhältniß Europa's nähert, und im Allgemeinen mehr Vertrauen und Zuneigung weckt.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Neueſtes über Algier.

Ein mit den Verhältniſſen der afrikaniſchen Colonien ſeines Vaterlandes wohl vertrauter franzöſiſcher Staatsmann, Genty de Buſſy, ehemaliger Civil-Intendant der Regentſchaft zu Algier, hat eine mit vielen Aktenſtücken und Belegen verſehene Denkſchrift über die Zuſtände in Algier und die Mittel, ſie auf dauernde Weiſe zu conſolidiren, geſchrieben. Zuvörderſt geſteht er ein, daß die Beſitznahme einer ſo bedeutenden Landesſtrecke, in einem entlegenen Erdtheile, wo Alles ſo verſchieden vom Mutterlande, wo Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Clima und Lebensweiſe ſo ganz anders ſind, wo endlich eine in Millionen hartnäckiger und fanatiſcher Bekenner lebende Religion tauſende von Hinderniſſen entgegenſtellt, nicht ohne bedeutende Opfer, nicht ohne ein hohes Lehrgeld errungen werden könne; daß ferner die Franzoſen in Ueberwindung dieſer Schwierigkeiten bei weitem nicht das Talent beſitzen, das im Alterthum die Römer und unter den Neueren die Engländer ſo ſehr auszeichnet, wenn auch nicht zu verkennen iſt, daß Umſtände eintraten, die dem raſchen Fortſchreiten der franzöſiſchen Coloniſation hindernd in den Weg traten, und franzöſiſches Blut und franzöſiſches Gold in unverhältnißmäßiger Weiſe forderten.

Als Mittel, die franzöſiſche Herrſchaft nach und nach ſicher zu begründen, ſchlägt der Verfaſſer vor:

a) Ueberall den Tribus eine feſte Organiſation zu geben.

b) Nicht mit der bloßen Ernennung von Scheiks im Namen des Königs der Franzoſen ſich zu begnügen, ſondern vielmehr Häuptlinge von bisher nicht bedeu-

tendem Einflusse mit dieser Würde zu belehnen, und ihnen bei ihren Stammesgenossen Achtung zu verschaffen.

c) Ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Stämmen, deren Frankreich günstige Gesinnung keinem Zweifel mehr unterworfen ist, zu schließen, und diese allmählig über alle Tribus auszudehnen, die Frankreichs Oberherrlichkeit anzuerkennen sich bereit erklären.

d) Den Scheiks mitunter Sendungen in entlegene Gegenden anzuvertrauen, um sich so ihrer Treue gewiß halten zu können.

e) So viel Araber als möglich, namentlich aber einflußreiche Männer, für den Dienst der französischen Armee anzuwerben.

f) Alles aufzubieten, um die Araber zum Austrocknen der Moräste der Metidja und der in der Umgegend von Bona und in andern Gegenden der Regentschaft gelegenenen zu bewegen.

g) Ihnen Orden und Ehrenauszeichnungen zu bewilligen, und allenfals Soldzulagen damit zu verbinden.

h) Bei allen Verträgen mit Arabern großes Gewicht darauf zu legen, daß sie sich verpflichten, die französischen Märkte mit Lebensmitteln zu versehen.

i) Endlich die französischen Officiere und Soldaten zur Erlernung des Arabischen aufzumuntern, indem man denen, die jene Sprache sich zu eigen machen, Bevorzugungen beim Avancement verspricht, ja selbst für sie eine Solderhöhung eintreten läßt, was um so mehr der Billigkeit angemessen seyn würde, als man dadurch mehr und mehr die Dollmetscher, auf deren Treue nicht eben immer zu bauen ist, entbehren kann, und die beträchtlichen Unkosten, die sie verursachen, schwinden werden.

Indessen ist der ehemalige Intendant der Regentschaft dennoch weit entfernt, von diesen Mitteln, deren Zweckmäßigkeit zu Tage liegt, unmittelbaren Erfolg zu erwarten. „Ein Kampf zwischen zwei Völkern," heißt es in einer Stelle seiner Schrift, „hat überall seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, seine eigenthümlichen Bedingnisse. Es ist Sache der Regierung, sie wohl zu erwägen, und ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden; es ist ihre Sache, ihr Zutrauen nur bewährten Männern, nur solchen zu schenken, die sich in die Art und Weise jener Stämme, sey es im Feldlager und auf dem Schlachtfelde, oder in friedlichen Verhandlungen, zu schicken wissen." — „Weiß die Regierung," fährt er an einer andern Stelle fort, „sich treue und geschickte Beamte für ihre Colonie zu verschaffen, so wird, das ist keinem Zweifel unterworfen, Algier für Frankreich Entschädigung der vielen Verluste, die es auf St. Domingo, Isle de France und in seinen indischen Besitzungen erlitten hat, und eine reichlich fließende Quelle des Wohlstandes werden."

Hinrichtung zweier Wilden in Neuholland.

Die Eingebornen des südlichen Australiens, oder Neuhollands, leben in beständiger Feindschaft mit den dortigen englischen Colonisten, die zum Theil aus Deportirten bestehen, die später ihre Freiheit erhalten haben. Wagen sich Europäer in das Innere des Landes allein oder in geringer Anzahl, so laufen sie die größte Gefahr, ermordet zu werden; selbst einsam gelegene Wohnungen werden nicht verschont. Die Engländer ihrerseits nehmen oft auf eigene Hand blutige Maaßregeln der Wiedervergeltung.

Um diesen blutigen Scenen in der Colonie ein Ende zu machen, sind endlich von Seiten der Regierung die energischsten Maaßregeln getroffen worden. Der höchste Gerichtshof auf Port Jackson hat zwei Eingeborene, Yerr-i-Gha und Duangnu-Gha, die überführt wurden, zwei Colonisten, James Thompson und Thomas

Wallak, die auf der Jagd waren, mit Lanzenſtichen ermordet zu haben, zum Tode verurtheilt.

Yerr-i-Cha und Ouang-nu-Cha wurden demgemäß aus dem Gefängniß von Port Jackſon abgeführt, und an den zur Hinrichtung beſtimmten Platz gebracht. Sie ſaßen auf einem Karren; der Dollmetſcher, der ihnen während der Verhöre und Verhandlungen vor dem Gerichtshofe zur Seite geſtanden hatte, ging zu Fuß hinter dem Karren her, und ſprach viel mit Ouang-nu-Cha, dem er Muth einzuſprechen ſchien.

Nichts kam dem Schrecken gleich, der ſich auf den Geſichtern der beiden Wilden malte. In Europa pflegen die Verurtheilten faſt immer eine Ruhe und Ergebenheit zu heucheln, die ſie nicht beſitzen. Yerr-i-Cha und Ouang-nu-Cha gaben ſich nicht die Mühe, die Gefühle ihrer furchtbaren Angſt zu unterdrücken; ſie ſtießen von Zeit zu Zeit nur halbverſtändliche Worte aus, und ſchienen gegen die Beſtrafung zu proteſtiren, die ihnen auferlegt werden ſollte. Der Dollmetſcher erzählte ſpäter, Yerr-i-Cha habe immer behauptet, man ſey allerdings befugt geweſen, ihn gleich am Orte des Verbrechens niederzumachen oder zu erwürgen, aber die Engländer, deren Unterthan er nicht ſey, hätten nicht das Recht, Geſetze, die ihm und ſeiner Nation fremd ſeyen, auf ihn anzuwenden.

Auf dem Platze, wo die Hinrichtung vor ſich gehen ſollte, war eine große Menge von Zuſchauern, und unter ihnen viele Eingeborene, verſammelt, die ſehr erbittert über den ſchmachvollen Tod zu ſeyn ſchienen, den ihre Landsleute erleiden ſollten.

Als die Verurtheilten dicht unter dem Galgen angekommen waren, und der Henker und ſeine Knechte ſich beeilten, ihnen den Strick um den Hals zu werfen, richtete der Dollmetſcher, der in dieſem Augenblicke auch noch das Amt eines Geiſtlichen bei ihnen verſah, noch einige Worte an ſie. Die beiden Wilden zitterten an allen Gliedern, kalter Schweiß benetzte ihr Geſicht, und ſie ſtießen einen lauten Schrei aus, als ſie die ſchrecklichen Zurüſtungen zu ihrem Tode geendet ſahen, — in demſelben Augenblicke hatten ſie zu leben aufgehört.

Mehre Zeugen dieſes ſchrecklichen Schauſpiels beſuchten im Laufe des Tages die Hütten der Wilden in der näheren Umgebung von Port Jackſon. Die Frauen, die Kinder, und ſelbſt die Männer beweinten den Tod ihrer Landsleute, und waren Alle einſtimmig der Meinung, nur den nächſten Verwandten der ermordeten Engländer habe das Recht zuſtehen können, an Yerr-i-Cha und Ouang-nu-Cha Rache zu üben. Die Neuheit der Anwendung eines Geſetzes ſchien ihnen eine Ungerechtigkeit zu ſeyn.

Notizen.

Die Amerikaner fangen allmählig an, ſich auch recht hübſcher Raub- und Mord-Geſchichten zu erfreuen; ſo berichtet der **Jackson Republican** folgende Thatſache: Vor einiger Zeit nahm der Sherif einer Grafſchaft im nördlichen Theile des Staates Miſſiſſippi eine Summe von fünfzehn- bis zwanzigtauſend Dollars an öffentlichen Geldern ein. Eine Reiſe veranlaßte ihn, ſeiner Frau dieſe Summe anzuvertrauen. Am Abende, als er abgereist war, kam ein gutgekleideter und anſtändig ausſehender Mann in das Haus des Sherifs, und bat um Herberge für die Nacht. Es war ſchon ſehr ſpät und die Nacht ſtürmiſch. Die Frau vom Hauſe wollte ihn anfangs abweiſen, da ſie es nicht für paſſend hielt, in Abweſenheit ihres Mannes einen Fremden zu beherbergen. Zuletzt gab ſie indeſſen doch ſeiner Bitte nach, und wies ihm ein Zimmer an. Nach Mitternacht dringen drei Männer mit ſchwarz bemalten Geſichtern in das Haus, und fordern von

der Frau des Sherifs die ihrer Obhut anvertraute Summe; jenes Geld aber lag in einem Schranke in dem Zimmer, wo der Fremde ſchlief.

Die Frau geht alſo in das Zimmer, die verlangte Summe den Räubern auszuliefern; ſie findet ihn von dem Lärm, den die angeblichen Neger machten, wach und im Begriffe, ſeine Piſtolen zu laden. Er ſpricht ſeiner Wirthin Muth ein, und gibt ihr eine der Piſtolen in die Hand. „Reicht dem Räuber, der Euch das Geld abfordert," ſpricht er zu ihr, „daſſelbe mit der einen Hand hin, und feuert zugleich auf ihn. Die beiden andern Neger übernehme ich." Die Frau that, wie er ihr geheißen, feuerte muthig auf den erſten der Räuber, und ſtreckte ihn todt zu ihren Füßen nieder. Gleichzeitig hatte ihr fremder Helfer den zweiten erſchoſſen; der dritte, dem er mit einem Dolche entgegentrat, entfloh. Nachbarn, durch die Piſtolenſchüſſe geweckt, eilen herbei. Die Geſichter der Neger werden gewaſchen — der Eine, den die Frau erſchoſſen, war ihr eigener Mann, der Andere ein Nachbar.

— Die Anzahl des Opiums, welches in Folge eines Confiscations-Decretes des chineſiſchen Kaiſers, deſſen früher im Atlas erwähnt worden iſt, den kaiſerlichen Behörden ausgeliefert werden mußte, beträgt 20,283 Kiſten, die ihren Eigenthümern zehn Millionen Dollars gekoſtet hatten. Von der Geſammtzahl dieſer Kiſten waren 7000 von der oſtindiſchen Compagnie gekauft, 12,000 von den freien Ackerbauern von Malea, 1000 in der Türkei gewonnen. Der Werth dieſer zehn Millionen Dollars gehörte engliſchen Kaufleuten. Außer den mit Beſchlag belegten ſind übrigens noch an 80,000 Kiſten — der Ertrag der Opium-Ernten von 1838 und 1839 — neuerdings in China eingeführt worden.

— Clot-Bey, der Gründer mediciniſcher Lehranſtalten in Aegypten, iſt jetzt in Lyon, wo er mit vielem Eifer ſich den Beſuch von Hoſpitälern angelegen ſeyn läßt. Clot-Bey, der zugleich oberſter Militärarzt Mehemet Ali's iſt, ſoll beauftragt ſeyn, einige junge Aerzte für den Dienſt ſeines Herrn anzuwerben; die Bedingungen, die dieſen geſtellt werden, ſind günſtig genug: die Reiſe nach Aegypten wird ihnen ſehr reichlich bezahlt, und ſie ſollen eine Jahresbeſoldung von viertauſend Franken erhalten.

— Der Nil ſteht, Briefen aus Alexandrien zufolge, dieſes Jahr ſehr hoch, und verſpricht eine herrliche Ueberſchwemmung; demgemäß wird die Ernte im nächſten Jahre ſehr fruchtbar ſeyn.

— Combes, ein franzöſiſcher Reiſender, der ſich ſchon durch ſeine Studien über Abyſſinien bekannt gemacht hat, will in Begleitung eines Freundes eine zweite Fahrt in jenes entlegene, bis jetzt noch ſo ganz unbekannte Land unternehmen; ſie wird für die Wiſſenſchaft gewiß erſprießliche Folgen haben.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Der Tempel des Geneſa in Benares. Die Prieſter tödten ein weibliches Kind, um durch dieſes Opfer von dem Gotte männliche Nachkommen für die Eltern zu erflehen.

Auguſt Lewald.

F. Federer dlt.

Lith. Anst. v. W. Pöhnda.

TEMPEL DES GENESA.

Stuttgart. Literatur Comptoir.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Sechster Artikel.

Buddhaismus.

Das Leben des Stifters dieſes Götzendienſtes iſt in ſolches Geheimniß gehüllt, daß ſogar ſeine Exiſtenz von Einigen bezweifelt worden iſt, während andere annehmen, es haben verſchiedene Perſonen dieſes Namens zu verſchiedenen Zeiten gelebt und gelehrt. Die großen Widerſprüche in den Angaben über die Zeit, in der er lebte, und die vielen und ſeltſamen Geſchichten, die über ſein Leben und ſeine Handlungen im Umlauf ſind, beweiſen hinlänglich, daß der Weiſe während der fabelhaften Zeit Hindoſtans, mithin zu einer Periode lebte, als die Schreibekunſt nur ſehr Wenigen bekannt war.

Sein Name ſchwankt, je nach den Ländern, in denen ſeine Lehrſätze angenommen wurden. Man nennt ihn Buddha, Buddhu, Buddſe, Gautema, Samonekodan, Fuhoder, Fo u. ſ. w., und alle dieſe Namen bezeichnen daſſelbe Individuum.

Es ſcheint, der Held wurde in dem Königreich von Magadha, dem jetzigen Süd-Bohar, als die zweite, nach Einigen als die vierte Ver-

körperung der Gottheit, vielleicht 7 bis 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung aus königlichem Stamm geboren. Hindostan war damals nach der Behauptung Einiger unter dem Einfluß des Brahamanismus, während Andere beweisen, Buddha habe vor dieser Zeit gelebt. Von seiner Wiege an wurde Buddha, dessen Familienname Schacken war, als Incarnation betrachtet; aber ungeachtet der göttlichen Ehren, die ihm erwiesen wurden, verheirathete er sich, und zeugte zwei Kinder. In Betracht des Elends des menschlichen Lebens, der Schmerzen der Kindergeburt, des Unglücks, das alte und abgelebte Leute erwartet, verzichtete er auf die Welt und führte ein einsames Leben. So brachte er unter dem Namen Gautema etwa sechs Jahre zu, lebte von vegetabilischer Kost, und war von seinen treuen Schülern umgeben. Obgleich in stete Beschaulichkeit versenkt, konnte er doch den Versuchungen nicht entgehen, aber seine Tugend und Einfachheit siegten über den Betrug des Affen, über die Grausamkeit des Elephanten, über die Wollust des Weibes, und über die Streitsucht seiner Gegner. Nachdem er so versucht worden war, entschloß er sich zur Veröffentlichung seiner Lehren. Aber als er die Leute gleichgültig gegen seine Predigt fand, zog er sich wieder in die Wüste zurück. Von mächtigen Monarchen besucht, die kamen, um ihn zu versuchen, widerstand er allen ihren Anerbietungen, und wurde deshalb von seinen Schülern verehrt. Auf ihre Einflüsterungen entschloß er sich, die heilige Stadt Varanasbi, Benares, zu besuchen, und glücklicher Weise traf er nach vielen Abenteuern auf eine Karavane von Kaufleuten, die großmüthig einen Theil ihres Eigenthums dem Heiligen darbrachten. So mit Schätzen versehen, kam er nach Benares, wo er von der Menge mit Beifallruf empfangen, und unter dem Namen Schakea-Mumi verherrlicht wurde. Hier lehrte er vor einer großen Anzahl von Leuten, aber nur seine Schüler weihte er in die Geheimnisse seiner Lehre ein. Die Hauptzüge seiner Unterweisung waren die vollständige Unterwerfung aller Leidenschaften durch ein beschauliches Leben, und die Metempsychose, deren höchster, vollkommenster Grad Vernichtung war. Er schärfte Barmherzigkeit gegen Thiere ein, verbot irgend ein lebendiges Geschöpf zu tödten, und empfahl Wohlwollen gegen alle Menschen. Seine Schüler schrieben diese Belehrungen nieder, die mit Einschluß der Commentare 232 Bände füllten. Der Verfasser hat mehre derselben durchgelesen, und wenn jemals ein Werk Unsinn enthielt, so war es das Religionsbuch des Buddha.

Obgleich er bald viele Anhänger gewann, so wurden doch seine Gegner unter den Feueranbetern von Tag zu Tag mächtiger; sein eigener Oheim stand wider ihn auf, aber Buddha überzeugte Alle von

ihren Irrthümern, und unterzog sich den höchsten Qualen nur, um seinen Geist zu reinigen, und seine Seele zu erheben.

Die fünf Gebote sind: 1) von dem geringsten Insekte bis zum Menschen hinauf sollst du kein lebendiges Wesen tödten. 2) Du sollst nicht stehlen. 3) Du sollst das Weib oder die Geliebte eines Andern nicht verführen. 4) Du sollst nicht lügen. 5) Du sollst keinen Wein oder irgend ein berauschendes Getränke trinken, und kein Opium oder irgend ein anderes einschläferndes Mittel zu dir nehmen. Die zehn Sünden sind: 1) Das Tödten lebendiger Geschöpfe. 2) Diebstahl. 3) Ehebruch. 4) Unwahrheit. 5) Zwietracht. 6) Harte und beleidigende Worte. 7) Eitles Gerede. 8) Habsucht. 9) Neid und Bosheit. 10) Anhänglichkeit an die Lehren der falschen Welt.

Seine Religion verbreitete sich zu seinen Lebzeiten über Hindostan; aber der Weise sah voraus, daß seine Anhänger bald daraus vertrieben und genöthigt werden würden, jenseits der Himalaya-Bergkette in Tibet ein Asyl zu suchen. Was er vorausgesehen traf ein, und die Buddhaisten, von den Braminen verfolgt, zogen sich nach Tibet, auf die Halbinsel jenseits des Ganges, nach Ceylon und andern Inseln jenes Archipels. Ueberall, wo der Muhammedanismus den Buddhaismus nicht überwältigt hat, hängen die Einwohner bis auf den heutigen Tag diesem Aberglauben an. Sie bemerken noch die Stelle, an der die ersten Missionäre landeten, und zeigen die Fußtapfen des riesenhaften Buddha, als er über ihr Land hinschritt. So sehen wir den Buddhaismus als den herrschenden Götzendienst in Siam, Cambodia, Burmah, und Laos. Die Priester studiren emsig das Pali, eine mit dem Sanskrit eng verwandte Sprache, und verrichten mit wenig Unterschied dieselben Gebräuche.

Der Buddhaismus wurde ungefähr im Jahre 65 unserer Zeitrechnung eingeführt durch Gesandte, die in Folge eines Traumes des Kaisers Ming-te, daß der Heilige im Westen geboren worden sey, deshalb nach Indien abgefertigt wurden. Diese Gesandten lösten ihre Aufgaben vollkommen, und brachten Priester und Bücher zurück. Als die Religion Gunst am Hofe fand, vermehrte sich die Zahl der Priester sehr schnell, und sie verbreiteten sich rasch über die Provinz, da viele Eingeborne in den Stand eintraten. Chinesische Historiker haben sich nicht die Mühe gegeben, den Ursprung und den Fortschritt dieses Götzendienstes sorgfältig hervorzuheben, da sie es unter ihrer Würde halten, die Geschichte des Aberglaubens zu schreiben. Doch scheint sich ein gewisser Verkehr zwischen Indien und China erhalten zu haben. Wir

erfahren, daß ein Prinz aus der Dynastie Kow-chow im Jahr 950 unserer Zeitrechnung, 300 eingeborene chinesische Priester absandte, um buddhaistische Reliquien und Bücher in Indien zu sammeln. Viele Kaiser begünstigten diese Sekte, besonders wenn der Hof unter der Herrschaft von Weibern und Eunuchen stand. In Zeiten allgemeiner Gesunkenheit suchte das Volk Trost in Albernheiten, und gab sich Fabeln hin, da es die Kraft zu denken verloren hatte. Die Gelehrten dagegen bemühten sich stets, dem Einfluß dieses Aberglaubens dadurch entgegen zu wirken, daß sie ihn lächerlich machten. Da sie jedoch nichts Besseres an seine Stelle zu setzen wußten, drangen sie niemals durch; im Gegentheil, die Priester, die stets an Stärke zunahmen, und die Zahl ihrer Anhänger vermehrten, erhoben sich oft in offenem Aufruhr gegen die Regierung. Wir sind nicht im Stande, zu bestimmen, ob es Politik oder Schwäche war, was einige Fürsten veranlaßte, den Buddhaismus zur Staatsreligion zu erheben. Loang-woote, 502 v. Chr. Geb., war ganz Schwärmer, und hungerte sich beinahe zu Tode, um die Vorschriften dieser Religion zu beobachten. Aber zum Lohn für seine Anstrengungen verlor er die Herrschaft; während andere Fürsten noch Reliquien suchten, und unmittelbar vom Himmel herab Bücher fanden, in denen die Lehrsätze enthalten waren, nahmen die gemeinen Leute, die stets leichtgläubiger sind, begierig Lehren an, die mit vielen ihrer Ansichten zusammen hingen. Doch wurde der Buddhaismus in seiner Reinheit in China nicht bewahrt, da die sonstigen Gewohnheiten der Chinesen zu fest begründet waren, um durch einen fremden Aberglauben umgestürzt zu werden. Dieser mußte sich den schon bestehenden Verhältnissen anpassen, und wurde leicht in eine Gestalt umgewandelt, die für die Chinesen paßte. Obgleich die Religion dadurch viele ihrer Albernheiten verlor, so ersetzte sie dieß reichlich wieder durch Annahme von Thorheiten, deren Erfinder die Chinesen waren. In dieser Form verbreitete sie sich von China nach Japan, Tunkin und Annam; während die Tibetaner, nachdem sie dieselbe ihren Begriffen gemäß umgewandelt hatten, sie unter den Mongolen, Kalmucken und andern Nationen verbreiteten. Wenn wir nicht zugeben, daß der menschliche Geist stets zu denselben Thorheiten seine Zuflucht nehmen wird, so könnten wir annehmen, daß diese Ceremonien von den Nestorianern des siebenten Jahrhunderts entlehnt wurden, einer Zeit, die gerade mit der großen Reform in dem tibetanischen System des Buddhaismus zusammenfällt.

Wie die göttliche Vorsehung so vielen Millionen erlaubt, blindlings diesem Aberglauben zu folgen, ist in der That geheimnißvoll;

wir können nur anbeten, was wir unfähig sind zu begreifen. Doch sind die Buddhaisten unter allen Heiden die am wenigsten bigotten. Sie geben zu, daß andere Religionen einige Wahrheit enthalten, aber sie denken, die ihrige sey die beste und der geradeste Weg zum Himmel. Unter den Myriaden von Götzen, die sie verehren, finden sich keine obscönen Darstellungen; auch feiern sie keine Orgien. Indem wir ihrer Religion diese negativen Tugenden zugestehen, haben wir alles Lob ausgesprochen, das ihr gebührt. Bei allem ihrem Einfluß ist sie ein sehr verachteter Glauben, besonders in China. Ihre Priester werden sogar von ihren Anhängern als Bettler und Betrüger betrachtet, und die Tempel werden zu Schenken, Spielhäusern und Theatern benützt. Schwerfälligkeit und Stumpfsinnigkeit erscheinen als die charakteristischen Merkmale unter jedem Clima, wo man sie antrifft. Man muß in Berührung mit den Priestern gekommen seyn, um sie richtig beurtheilen zu können, und Niemand, der mit ihnen bekannt geworden ist, wird läugnen, daß sie auf einer sehr niedern Stufe stehen.

Die zahlreichen buddhaistischen Werke sind in der Fan- und Pali-Sprache verfaßt, die, nach der Behauptung der Priester, unmittelbar aus dem Himmel stammt. Ihre Laute können jedoch durch die chinesischen Schriftzüge nur sehr unvollkommen dargestellt werden, und sie erscheint als ein Jargon, nur von wenigen Priestern verstanden, und auch von diesen sehr unvollkommen. In dieser Sprache rief Buddha unmittelbar nach seiner Geburt aus: „Ueber dem Himmel und unter dem Himmel, bin allein ich zu ehren!" In dieser himmlischen Sprache überlieferte er seine Gesetze, und alle andern Gesetze wurden bei Seite gelegt. Die Dämonen, welche die Luft bewohnen, wurden unterworfen; die falsche Religion fiel; Sorgen und Qualen wurden aus den Herzen des menschlichen Geschlechts verbannt; Gespenster und Dämonen aus den Plätzen, wo sie ihren Sitz hatten, entfernt; und überall wurden die Geister guter Art mit Ehrfurcht vor Buddha erfüllt. Die acht Gerichtshöfe des himmlischen Drachen gebrauchen gehorsam die Fan-Sprache; in ihr rufen sie den Himmel an, und ihre Bitten werden erhört; in ihr sprechen sie zu den Thieren, und diese lauschen mit unbedingtem Gehorsam. Die Aeußerung weniger Laute wirft ein Licht in das Herz, und befreit den Unglücklichen aus seinem Elend. Das, was den Befleckten rein, den Unwissenden weise, den Kranken gesund machen, das, was dem Verderbniß widerstehen, das Recht stützen, und der ganzen belebten Natur wohlthätig seyn kann, ist die Fan-Sprache. Wir bezweifeln, ob es eine Sprache auf der Erde gibt, die so große Wohlthaten erweisen kann; denn die bloße Wiederholung räthselhafter

Worte hat eine magiſche Kraft. Die Worte: „Ome-to-Fuh!“ ſind bei allen Gelegenheiten ein Univerſalmittel gegen das Uebel, und der mächtigſte Talisman im ganzen Leben. Welche Wirkung haben die Gebete? Ein Mann, der ſie ſo viele tauſend mal wiederholt, kann auf einmal die höchſte Stufe des Glücks erreichen, und mit Buddha ſelbſt in Gemeinſchaft treten. Man hat Beiſpiele von Verbrechern, die zum Tode verurtheilt wurden, und durch Wiederholung einer gewiſſen, an Kwan-yin gerichteten Anrufungsformel unverwundbar wurden. Um den Anhänger dieſer Religion in Stand zu ſetzen, ſeine Gebete richtig herzuſagen, hat er einen Roſenkranz, der aus achtzehn bis ein hundert und acht Kügelchen beſteht, und den er eben ſo ſorgſam durchzählt, als der frömmſte, römiſch katholiſche Chriſt.

Ihre Begriffe von den Göttern ſind ſehr unbeſtimmt. Daher nehmen die Buddhaiſten ſo viele Götter an, als die Leute ſich wählen mögen. Als Buddha ſeine Lehren gab, ſcheinen ſeine Vorgänger den Götzendienſt eingeführt zu haben, und er verwarf ihren Glauben nicht Das Verbot, fremden Göttern zu dienen, iſt hauptſächlich gegen die Feueranbeter oder Sabäer gerichtet, die damals ſehr mächtig waren. An der Spitze der Dämonologie ſteht der San-paou-fuh — d. h. der Fuh der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Gottheiten Chin-te und Kwang-yin, die Erhalterinnen und Beſchützerinnen, nehmen eine ſehr hohe Stelle ein, und werden auch unter den Gottheiten der Hindu's gefunden. Die Götter des Vermögens oder Thaeſhin bilden eine Claſſe für ſich, und zwar eine ſehr zahlreiche. Andere ſind aufgeſtellt als Vorſteher verſchiedener Kreiſe in der Regierung der Welt und der Menſchheit insbeſondere, und ſie werden ihrem Rang und ihrer Würde gemäß behandelt. Wir glauben, es gibt nicht einen Prieſter, der uns die Anzahl der angebeteten Götzen ſagen, und alle ihre Namen wiederholen könnte. Jeder, der die Gebräuche des Buddhaismus ſtreng befolgt, und große Geſchenke gibt zur Erbauung von Tempeln, kann ſelbſt ein Buddha werden. Es gibt viele, die ſo nach ihrem Tode in die Tempel gebracht, und, wie alle andere Götter verehrt werden. Die Figuren ſind gewöhnlich ohne alle Proportion und Form, und es iſt merkwürdig, daß Buddha ſtets mit krauſem Negerhaar und langen Ohren dargeſtellt wird, woraus viele Gelehrte den Schluß gezogen haben, er ſey in Aegypten geboren worden. Er wird oft dargeſtellt, von ſeinen Schülern umgeben, von denen einige ſeltſamer Weiſe blaue Bärte haben. Während er mit gekreuzten Beinen in einem Zuſtand der Apathie daſitzt, bringen der Affe und der Elephant dem Heiligen ihre Huldigung dar, und erkennen ſeine Macht

über die ganze, belebte Schöpfung an. Seine Anhänger errichten ihm ungeheure Statuen von dreißig bis fünfzig Fuß Höhe. Aber während ſie ihn über alle ſeines Gleichen erheben, ſammeln ſie fortwährend Götzen und ſtellen ſie in den Tempel. Wir wiſſen ein Beiſpiel, wo der Marmorbüſte Napoleons dieſe Ehre widerfuhr; und wir ſahen hunderte von ſteinernen Götzen aus dem Boden graben, wo ſie wegen ihrer Nutzloſigkeit begraben worden waren, und wieder zur Verehrung aufgeſtellt werden konnten. Es iſt ihnen Alles recht und es iſt wahrhaftig ſchwieriger zu ſagen, was die Buddhaiſten nicht verehren, als was ſie verehren.

Es gibt drei und dreißig Stockwerke im Himmel, auf deren höchſtem Buddha auf einer Lotusblume ſitzt, und die ganze Welt überſchaut. Nun hat man nur an Fuh zu denken, und dadurch wird man ſelbſt Fuh, wo nicht, ſo verliert man die menſchliche Exiſtenz, und iſt zehn tauſend Menſchenalter lang nicht im Stande, ſie wieder zu erhalten. Wir müſſen Fuh im Geiſte und Fuh im Munde halten. Nichts davon kann uns erlaſſen werden. Fuh hat geſchworen und geſagt: „Wenn in allen zehn Theilen der Welt unter der Menge aller Lebenden nur Einer iſt, der meinen Namen ausſpricht und nicht Leben erlangt in meinem Reiche, ſo ſchwöre ich, daß ich nicht länger mehr ein Gott ſeyn werde.“ So hält er das Wort ſeinen Anhängern, und übt ſtets ſeine ſchützende Macht.

Das Land ſeines Reiches iſt goldgelb; ſeine Gärten, Haine, Häuſer und Paläſte ſind ſchön verziert, mit ſieben Arten von Edelſteinen. Es iſt von ſieben Reihen von Bäumen umgeben, ſieben ſchönen Werken und ſieben Gehegen von Palliſaden. Mitten in demſelben ſind ſieben Thürme von Edelſteinen, ſieben perlene Treppen, ſieben perlene Brücken, neue Arten von Lotus u. ſ. w. Hier ſind liebliche Tauben, Pfauen, Papageien und andere Vögel, die alle harmoniſch ſingen. Hier iſt die ewige Wohnung Olo-hams, des berühmten, erſten Schülers des Buddha, Kwang-yins, des mächtigſten Erretters, der Halbgötter und der reinen Götter des Oceans, der zahlloſen, neueren Fuh's, aller Halbgötter der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und aller Weiſen, mögen ſie im Himmel oder unter den Menſchen geboren worden ſeyn; Alles wird ſich an dieſem heiligen Orte verſammeln. Weiber werden in dieſem Reiche nicht gefunden, diejenigen, welche würdig erfunden werden, daran Theil zu nehmen, müſſen zuvor in Männer umgewandelt werden. Die Einwohner dieſes Paradieſes haben die Lotusblume ſtatt ihres Vaters und ihrer Mutter. Ihre Körper ſind rein und wohlriechend, ihre Mienen ſchön und wohl-

geformt. Alles iſt in ſeliger Gemeinſchaft mit Fuh. Wenn ſie aufwärts blicken, ſehen ſie das Firmament voll Blumen-Tolös, die in wunderbarer Mannigfaltigkeit wie Regen herabfallen. Das Glück des Reiches iſt außerordentlich, das Alter der Einwohner unendlich; man nennt es das Paradies des Weſtens.

Treten wir in dieſes Paradies, ſo genießen wir ein unendliches Alter, und die Erwerbung all' dieſer Freuden iſt nur durch das Ausſprechen der einfachen Worte Ne-to bedingt. Außer dem einen Satze O-me-to-fuh braucht man kein Wort zu ſprechen. „Ein jeder ſuche ein zurückgezogenes Zimmer, mache es rein, ſtelle ein Bildniß von Fuh hinein, verbrenne jeden Tag einen Topf reinen Weihrauchs, ſtelle einen Becher reinen Waſſers auf, und zünde des Abends eine Lampe vor dem Bildniß an. Mag das Bild auf Papier gemalt, oder aus Holz geſchnitzt ſeyn, es iſt ganz daſſelbe, wie Fuh ſelbſt; liebt es, wie Euern Vater oder Eure Mutter, und verehrt es als unſern Fürſten und Beherrſcher. Des Morgens und des Abends betet es aufrichtig und ehrerbietig an, fallet vor ihm nieder, und ſtehet alsdann würdevoll auf. Eſſen und Trinken bietet dem Fuh zur Nahrung an, und der Roſenkranz verlaſſe nie unſere Hände, und der Spruch Ne-to verlaſſe nie unſern Mund. Wiederholet ihn vor Fuh, mit dem Geſicht nach Weſten gekehrt; wiederholet ihn, während Ihr die Kügelchen Eures Roſenkranzes zählet, und während Ihr auf der Straße gehet; wiederholet ihn, wenn Ihr Eure Verehrung darbringet, wenn Ihr allein ſeyd; wiederholet ihn mitten unter vielen Menſchen u. ſ. f."

In der Wohnung der Manen iſt eine Gerichtshalle, in welcher die zehn Könige der Finſterniß den Vorſitz führen. Die guten und vortrefflichen Geiſter ſteigen unmittelbar zum Himmel auf, die mittlere Claſſe muß ſich der Seelenwanderung unterziehen, und die ſchlechten kommen unmittelbar in die Hölle. Doch bemerken ſie nicht ſogleich, daß ſie todt ſind. Sieben Tage müſſen vergehen, ehe der Rückblick auf ihre frühere Wohnung ſie darauf aufmerkſam macht, daß ſie ihren Körper verloren haben. Der Unglückliche wird alsdann überliefert, um in einem Mörſer zerſtoßen zu werden, während Kwang-yin, die Göttin der Barmherzigkeit, für ihn bittet. Nach Verfluß von ſieben Tagen tritt er in die Halle eines andern Richters, wo er in Stücke zerſägt wird, und auch dieß iſt noch nicht genug für den Unglücklichen, der ſchon zerſtoßen iſt; er wird noch gehängt und verbrannt, und wenn er zufällig ein Lügner iſt, ſo wird ihm ſeine Zunge ausgeſchnitten. In der dritten Woche werden die Stücke in Oel geſotten, und von Tigern verſchlungen. Unterdrücker und Diebe werden in einen heißen Ofen

geſetzt, und müſſen glühende, eiſerne Kugeln verſchlingen. In der fünften Halle ſieht das Opfer die Marterwerkzeuge und erwartet ſein letztes Verhängniß; gewöhnlich wird es verurtheilt, als hungriger Geiſt, Dämon, als kriechendes Thier oder als Sclave wieder geboren zu werden. Alsdann kommen die Unglücklichen in die ſechste Halle, den Blutſee. Die ſiebente iſt beſonders für Diebe und Räuber beſtimmt, die nackt ausgezogen über einen Hügel von Meſſern gehen müſſen, und nachher eine Beute der Tiger werden. Aber dies iſt noch nichts in Vergleichung mit der nächſten Halle, in welcher die Sünder auf einem Bett von Spießen ſchlafen müſſen. Die Läuterung beginnt in der neunten Halle, von welcher eine ſchmale Brücke in die Region des Heils führt über den See, der alle Verurtheilten verſchlingt. Hierauf kommen ſie in die zehnte Halle, wo ſie wieder gerichtet werden, nachdem ſie drei Jahre lang todt geweſen ſind. In allen dieſen Hallen ſind verſchiedene Mandarine, welche die Verbrecher mit derſelben Strenge behandeln, wie ihre Brüder auf Erden. Außerdem gibt es Beamte, wie den König der Dämonen, die hölliſchen Wächter und verſchiedene andere Götter, an die man Gebete richten, und ihnen die Wünſche der Lebendigen in Beziehung auf die Todten mittheilen kann.

Schon in ſo weit erſcheint dieß als eine unverſtändliche Fabel, aber wenn die Buddhaiſten von den Myriaden von Wanderungen zu reden anfangen, ſo können wir ihnen nicht mehr länger folgen, und ſind ungewiß, ob Buddha oder irgend einer ſeiner Schüler dieſen Unſinn verſtand. Jedem Menſchen iſt das Gefühl angeboren, daß es Strafen und Belohnungen für die Ruchloſen und Rechtſchaffenen nach dem Tode gibt. Wir könnten uns alſo verleiten laſſen, zu ſagen, die Buddhaiſten glauben an ein zukünftiges Leben, wenn ihre zahlreichen Metempſychoſen zuletzt nicht von der Vernichtung verſchlungen würden. Doch beſteht hierüber eine große Verſchiedenheit der Anſichten, und es wäre ſehr ſchwierig zu beſtimmen, welches die vorherrſchende iſt, da ſie nur in Büchern aufgezeichnet ſind, und nicht die Probe der Orthodoxie beſtanden haben.

Die Prieſter ſind ſehr zahlreich, und werden aus der Hefe des Volks genommen. Sie leben im Cölibat, beſchränken ſich hauptſächlich auf eine vegetabiliſche Koſt und ſind meiſtens ſehr arm. In großen Tempeln gibt es eine Anzahl junger Knaben, die ſie von ihren Aeltern kaufen und erziehen, um ihren Stand zu rekrutiren. Es gibt verſchiedene Stufen unter ihnen, doch iſt Allen erlaubt, ihr geiſtliches Kleid abzuwerfen und wieder in die Welt zu treten. Sie ſind eine ſtumpfſinnige und indolente Claſſe von Menſchen, deren Hauptgeſchäft

im Betteln beſteht. Jeden Morgen und jeden Abend verſammeln ſie ſich, um vor den Götzen Gebete zu ſprechen; um ſie jedoch aufzuwecken, ſchlagen ſie zuerſt eine große Trommel. Während des Gottesdienſtes werfen ſich einige von ihnen nieder, und verbrennen Weihrauch. Bei großen Feſten ſind ſie Ceremonienmeiſter und bei Gaſtmahlen Küchenmeiſter. In jedem Tempel iſt zu jeder Zeit ein Apparat zum Wahrſagen in Bereitſchaft. Der Fromme wirft zwei Stücke Holz in der Geſtalt von Stieren auf den Boden, indem er ein Gebet murmelt, oder er bezahlt den Prieſter, daß er es für ihn thut. Das Loos, welches aus verſchiedenen Bambusſtreifen beſteht, auf welchem eine Beziehung geſchrieben iſt, wird alsdann geworfen; die Antwort, auf welche ſich der Bambus bezieht, iſt auf einem Stück Papier enthalten, gewöhnlich gereimt. Sobald ein öffentliches Schauſpiel in der Nachbarſchaft des Tempels gegeben wird, ſind die Prieſter die Hauptvorſteher, verrichten zuvor einen Gottesdienſt, und leiten die Sache ein. Sie ſind auch bei Leichenbegängniſſen gegenwärtig, und halten Meſſen für die Seele des Verſtorbenen. Reiche Leute laden ſie ein, Zauberſprüche und Gebetformeln herzuſagen, um einen Segen zu erflehen, oder ein Unheil abzuwenden. Sie leben in ſehr dürftigen Umſtänden wegen ihrer übermäßig großen Anzahl, und, weil das Volk ſich weigert, zu ihrem Unterhalte beizuſteuern. In Beziehung auf Nahrung verwerfen ſie gleich den Chineſen der untern Stände nur ſehr wenig, obgleich die Regeln ihres Standes ihnen verbieten, viel Fleiſch zu eſſen. Ihr Haupt iſt geſchoren, und ihre gewöhnliche Kleidung iſt eine große, gelbe Tunika. Die Mützen, die ſie zuweilen tragen, gleichen in mancher Hinſicht denen einiger Stände in Europa; in ihren Händen halten ſie oft einen Roſenkranz. Der gewöhnliche Name, der ihnen gegeben wird, iſt Ho-ſhang; die Laou-ho-ſhang, oder Fang-chang ſind ihre Vorgeſetzten, die von Zeit zu Zeit zu dieſem Amte gewählt werden, ohne daß ſie viel Anſehen beſitzen. Gleich der Taou-Sekte haben ſie Nonnenklöſter, in denen ältere Frauen und einige junge ein abgeſchiedenes Leben führen, und religiöſe Gebräuche verrichten.

Die Tempel unterſcheiden ſich nur ſehr wenig von denen anderer Secten, und beſtehen gewöhnlich aus drei Reihen von Gebäuden, deren jedes in einen großen Saal führt, in welchem ein großes Bild nebſt mehren kleineren aufgeſtellt iſt. Die kleineren Tempel haben nur ein Gebäude, während andere neun oder zehn haben mit den Klöſtern zur Seite. Die Prieſter wählen eine romantiſche Lage auf dem Abhang eines Berges oder in einem anmuthigen Haine, und ſammeln einige Reliquien, um Pilgrime anzuziehen. Solche Tempel kann man in

jeder Provinz finden. Einige derselben sind sehr groß, enthalten zwei- bis dreihundert Priester, und sind reich ausgestattet mit frommen Gaben oder Vermächtnissen. Keiner ist für den Unterricht der Jugend oder für die Förderung der Gelehrsamkeit bestimmt. Die Pilgrime, die in großer Anzahl hier erscheinen, führen ein gemächliches und behagliches Leben, verrichten ihren Gottesdienst, zählen ihre Kügelchen und genießen nachher die Speisen, die von den Priestern zubereitet sind. In den größeren Tempeln leben die meisten heiligen Brüder als Eremiten auf Bergen und in Schluchten, wo sie nichts als beten und Weihrauch verbrennen und ihren Appetit mit einem einzigen Gericht Küchenkräuter stillen. Um ihren Einfluß zu vermehren, machen sie lange Reisen, und erzählen dem Volke angebliche Wunder, die sich in ihren Tempeln zugetragen haben. Eine Anzahl Frommer leben zwar in der Welt, halten jedoch monatliche Zusammenkünfte zum Gebet, bei welchen einer der älteren Priester den Vorsitz führt. An diesen Versammlungen nimmt auch das schwächere Geschlecht Theil, und es gibt verschiedene Gesellschaften von Frauen, die die Bestimmung haben, die Ehre des Fuh aufrecht zu halten, und zum Lebensunterhalt seiner Anhänger beizusteuern. Die Tempel werden durch Subscription erbaut, und die Namen der Beisteuernden auf Stein eingegraben; während die Namen derer, welche zur Feier einzelner Feste Beiträge liefern auf ein Stück rothen Papieres geschrieben werden. Obgleich der Staat diese kirchliche Niederlassung nicht unterstützt, sondern im Gegentheil sie zu mißbilligen vorgibt, erfordert sie doch bedeutende Kosten. Auch sind die Priester keineswegs unerfahren in den Mitteln, dem Volke Geld auszupressen. Die Schrecken der Hölle und die Freuden des Himmels dienen gleich sehr ihren Zwecken, und ein treuer Schüler muß zuerst einen von den Priestern unterzeichneten Paß erhalten, und die Könige des Hades durch Vermittlung bestochen haben, ehe er Gnade hoffen darf. Auch nach seinem Tode darf er von dem glühenden Gebete der heiligen Männer noch Errettung hoffen, denn ihr Flehen übt einen sehr mächtigen Einfluß auf die Bewohner des Hades. Es scheint, es ist in der ganzen Welt so, daß falsche Religion den schlimmsten Zwecken dienen muß. Priester, ohne Geschmack an geistlichen Dingen, sind in ihren Begierden sehr unverschämt und werden aus Bedürfniß oder Gewohnheit Betrüger.

Wir sind nicht im Stande, die Anzahl der Priester der verschiedenen Religionen in China zu bestimmen. Die Mehrheit des Volkes hat gar keine Religion, und erscheint nur hie und da in den Tempeln. Die Chinesen sagen niemals, ich bin ein Buddhaist oder ein Taouist;

diese Unterscheidungen überlassen sie den Priestern und sind zufrieden, ihre eigenthümlichen Neigungen in Beziehung auf Religion durch ihre Geschenke auszudrücken. Nach einer mäßigen Berechnung jedoch zählt die Priesterschaft zwischen einer und zwei Millionen Mitglieder, die als unnütze Faullenzer von den arbeitenden Classen des Volkes leben.

Wir schließen diesen Abschnitt durch kurze Auszüge aus chinesischen Werken:

„Die Gesetze des Buddhaismus sind unbegränzt, wie der Ocean, und die Erforschung derselben ist so wenig ermüdend, als das Aufsuchen kostbarer Steine. Wer sie übertreten hat, muß bereuen, wer niemals gegen sie gehandelt hat, soll schweigend über sie nachdenken und auf diese Weise die Reinheit hoher Tugend erkennen."

Wenn ein Mann in eine große Stadt kommt, so fragt er zuerst nach einer Herberge, und dann nach seinem besonderen Geschäfte. Wenn es finster wird, denken die Leute daran, unter ein Dach zu kommen. Die Finsterniß bedeutet das letzte Ende des Mannes. Die Herberge ist unter den Lotusblumen. Bei dem merkwürdigen Wechsel des menschlichen Daseyns nähert sich der Mann der Hölle, und nimmt eine höllische Gestalt an. Aber wenn er nur zehn Gedanken von Nan-moo-o-me-to-fuh denken kann, so wird er die Lotusblume erlangen. Die Gnade und das Mitleid des Fuh sind ebenso unbegränzt, wie seine Gewalt, und diese setzt ihn in Stand, so großmüthig zu handeln gegen diejenigen, welche solche Gedanken hegen. Jeder, der auf Fuh vertraut, kann von seinen Sünden gereinigt werden; aber sind auch seine Uebertretungen noch so gering, und er vertraut nicht auf Fuh, so kann er von seiner Ruchlosigkeit nicht befreit werden. Es ist bei den Menschen, wie bei kleinen Insekten, die nur eine kurze Strecke weit kriechen können, wenn sie sich aber am Körper eines Menschen fest setzen, so können sie sich tausend Le weit fortbewegen, so ist es auch mit denen, welche auf Fuh vertrauen."

* * *

Christenthum.

Die Einführung des Nestorianismus in dem siebenten Jahrhundert ist beinahe bewiesen; aber der Einfluß, den er auf die Chinesen ausübte, und die Reinheit, mit welcher er verkündet wurde, müssen sehr

gering geweſen ſeyn, auch kann er ſich nicht über die weſtlichen Gränzen hinaus erſtreckt haben. Die Verſuche, die im Mittelalter gemacht wurden, um das Papſtthum in China auszubreiten, wurden ſtets unterbrochen, und führten zu keinen bedeutenden Reſultaten. Seine Einführung muß von der Ankunft der Portugieſen in China datirt werden. Der mächtige und ſchlaue Orden der Jeſuiten ſtand damals in ſeiner vollen Glorie, und die emſigſte Bemühung der Brüderſchaft ging darauf, in China Fuß zu faſſen, was ihnen auch durch Beharrlichkeit und Gewandtheit zuletzt gelang. Franz Xavier, ein Mann von glühendem Geiſte, ſtarb im Angeſicht des Landes, aber Ricci wurde ſein würdiger Nachfolger. Er kam mit einem Begleiter in das Land, wenige Menſchen haben jemals in kurzer Zeit ſo viel gethan, als dieſer Jeſuit. Obgleich er als Fremder kaum im Lande geduldet wurde, obgleich ihm Vieles mißlang, und ſeine Bemühungen oft vereitelt wurden, ließ er ſich doch durch kein Unglück abſchrecken, und kam ſo endlich durch Beharrlichkeit an den Hof nach Pecking. Er ſcheint ein Mann von ungewöhnlichen Talenten geweſen zu ſeyn, eben ſo bekannt mit der Wiſſenſchaft, als mit der Religion, gewandt und ſchmiegſam, und ein Jeſuit im beſten Sinne des Worts. Er eignete ſich die chineſiſche Sprache vollkommen an, und ſchrieb viele ſchöne Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände, ſo daß er von den Gelehrten allgemein bewundert wurde. Man ſollte es kaum glauben, daß bei ſeinem Tode im Jahr **1610** in der Provinz Keang-nan allein **30** Kirchen beſtanden. Inzwiſchen war eine Menge von Miſſionären nach China geſtrömt. Verwandte Geiſter ſetzten das Werk mit gleicher Kraft und Geſchicklichkeit fort, und ſelbſt Mandarine nahmen den Katholicismus an. Dieſe glänzenden Ausſichten wurden durch den Einfall der Tartaren bald verdunkelt; aber die Miſſionäre behaupteten ihren Boden, und als ſie die Dynaſtie Ming ſinken ſahen, wurden ſie warme Anhänger der Dynaſtie Mantchoo.

Dieſe Barbaren hatten zu viel Verſtand, um nicht zu fühlen, daß nichts im Stande ſey, ein ſo großes Reich zu beherrſchen, ohne Hilfe einer fremden überlegenen Intelligenz. Andererſeits bekannten ſich die letzten noch übrigen Nachkömmlinge der Familie Ming, die ihre Hauptſtadt in Canton hatten, offen zum Chriſtenthum. Da aber ihre Herrſchaft nur vorübergehend war, ſo hörte ihr Einfluß auf die große Maſſe des Volks mit der Ausrottung der Dynaſtie auf. Aber der Pabſt Alexander **VII.** hatte das Glück, einen Brief von der Kaiſerin zu erhalten, in welchem ſie ihr Reich demüthig ihm zu Füßen legte.

Der erſte Kaiſer von der Dynaſtie Ta-tſing nahm ſich der Sache der Miſſionäre offen an, indem er einen deutſchen Jeſuiten, Adam

Schaal, zu seinem Lehrer wählte. Dieß war einer jener hervorragenden Charaktere, von denen wir unter den ersten Missionären eine so große Anzahl finden. Auch andere Orden strömten nach China, und es gab wenige große Städte, in denen nicht einige Christen gefunden wurden.

So lange Sun-che lebte, wurden die Missionäre, obgleich nicht offen als priviligirter Orden erklärt, wenigstens geduldet. Mit seinem Tode begann die Verfolgung, und selbst Schaal, der sich so viele Verdienste um das Land erworben hatte, wurde mit Ketten beladen.

Mit Kang-he begann ihre glücklichste Periode. Da dieser Kaiser bemerkte, daß er von diesen Fremden sehr viel lernen konnte, nahm er deßhalb einige derselben unter seinen Schutz. Doch stellten sich bald ernsthafte Schwierigkeiten heraus, die den Kirchen und der Sache der Missionäre im Allgemeinen größern Schaden thaten, als die grausamste Verfolgung. Als die Jesuiten bemerkten, daß die Chinesen an alten Gebräuchen hingen, und einen Widerwillen dagegen hegten, als ächte Bekehrte eine Religion anzunehmen, und alle früheren Gewohnheiten auf einmal wegzuwerfen, so temporisirten sie mit ihnen, indem sie den Neophyten erlaubten, so viel Aberglauben und Götzendienst beizubehalten, als von ihrer früheren Denkweise nicht zu trennen war. Gewohnt, die Verehrung ihrer Vorältern, als unumgänglichen Beweis kindlicher Liebe zu betrachten, und dem Confucius und andern Weisen göttliche Ehren zu bezeugen, konnten sie ihre Lieblingsgebräuche nicht aufgeben. Die Jesuiten erlaubten ihnen, deren so viel als sie wollten, beizubehalten, wohl wissend, daß wenn sie die Sache zu schroff behandelten, sie nur wenige Bekehrte erhalten, und sich den Zorn der Regierung zuziehen würden, welche diese Ceremonien als heilig vorschrieb. Aber die Dominikaner und andere Orden bestanden auf ihrer radicalen Umwandlung, und auf strenger Anschließung an den katholischen Glauben. Als der Streit seinen Gipfel erreicht hatte, wurde der Papst als Schiedsrichter aufgerufen; er sandte zwei Legaten, und entschied sich zu Gunsten der anderen Orden, während der Kaiser die Rechte der ersteren vertrat. Diese Uneinigkeit that den Missionen den stärksten Eintrag. Kang-he's Nachfolger war der Sache keineswegs geneigt; verfolgte jedoch die Missionäre nur in wenigen Fällen, während Keen-lung mit offener Gewalt gegen sie handelte, und mehre enthauptete und vertrieb. Trotz dieser traurigen Aussichten sammelten die Missionäre immer mehr Bekehrte, bis die Abschaffung des Jesuiten-Ordens dem Missionenwesen den Todesstoß gab. Kein anderer Orden hatte so viele talentvolle und geschmeidige Mitglieder, die sich den Chinesen mit solcher Gewandtheit

anpaſſen konnten, und kein Orden konnte ſich mit derſelben Leichtigkeit wieder vollzählig machen, wie die Jeſuiten.

Die eingebornen Chriſten hatten in Kea-king einen grauſamen Herrſcher, der Alles, was in ſeiner Macht ſtand, anwandte, um ſie auszurotten. Durch die franzöſiſche Revolution, und durch die beſtändigen Kriege in Europa wurden ihre Quellen erſchöpft, und die Miſſionen begannen zu erlahmen. Nach dem Abſchluß des Friedens erhielten dieſe Inſtitute wieder neues Leben, und Taou-kwang, der neue Kaiſer, zeigte mehr Duldung, als ſein Vater. So drangen viele Franzoſen, einige Italiener, Spanier und Portugieſen, mit vielen eingebornen Chriſten in das Innere ein. Man hat geſagt, die Zahl der eingebornen Chriſten ſey niemals ſo groß geweſen, als jetzt, und wenn wir aus dem beſtändigen Herbeiſtrömen neuer Miſſionäre einen Schluß ziehen dürfen, ſo müſſen die Kirchen ſehr bedeutende Ausdehnung haben. Ihr Friede wurde während der ganzen Regierung des jetzigen Kaiſers bis jetzt nicht geſtört. Ein wüthendes Edikt wurde neuerdings veröffentlicht, das allen eingebornen Chriſten bei Todesſtrafe gebietet, auf ihren Glauben zu verzichten, und ihnen ſechs Monate zur Buße bewilligt. Jeder, der mit der Natur chineſiſcher Edikte bekannt iſt, wird ſich leicht davon überzeugen, daß dieſe Vorſchriften nicht nach dem Buchſtaben befolgt werden. Doch werden viele Bekehrte ohne Zweifel ſchwere Strafen erleiden. Drei Monate ſind vergangen, aber noch ſind keine Maßregeln ergriffen, um das Edikt in Wirkſamkeit zu ſetzen. In Macao ſind zwei Agenten für die Franzoſen, einer für die Italiener de propaganda fide und einer für die ſpaniſche Miſſion, während die Portugieſen das Collegium von San John errichtet haben, in welchem eingeborne Prieſter erzogen werden, und europäiſche Miſſionäre die Sprache ſich aneignen können.

Unerachtet der größten Bemühungen, die Chineſen zu wahren römiſch-katholiſchen Chriſten zu machen, behalten die Bekehrten ſehr viel von ihrem urſprünglichen Weſen bei. Es findet ſich bei ihnen zu viel Gleichgültigkeit und Formenweſen, als daß die Lehren eine feſte Wurzel ſchlagen könnten. Wir fürchten, es möchten nur ſehr wenige vom Heidenthum ganz zurückgebracht worden ſeyn, und die Anbetung ihrer Vorältern gänzlich aufgegeben haben. Dieß kann nur durch die Alles beſiegende Gnade geſchehen, und wenn nicht der heilige Geiſt die Herzen rührt, wird eine gänzliche Umwandlung niemals möglich ſeyn.

Mit Ausnahme von Macao und Pecking, können die Katholiken ihren Gottesdienſt nirgends offen feiern. Doch haben ſie viele Privatkirchen und Verſammlungsorte. Die eingebornen Prieſter kleiden ſich

wie die gewöhnlichen Leute, aber so lange sie in Macao auf ihren Beruf vorbereitet werden, tragen sie die europäische Tracht, um sich vor der Verfolgung der Mandarine zu schützen. Europäische Missionäre leben sehr heimlich im Lande, um der Beobachtung zu entgehen. In Pecking lebt gegenwärtig nur ein einziger portugiesischer Missionär; alle andern sind entlassen. Werden sie jedoch nur geduldet, so werden sie wieder aufkommen, und sich durch das ganze Land verbreiten.

Die einzige griechische Kirche im Reiche ist zu Pecking; die Einwohner von Albazin, einer Festung an der Gränze, bilden ihre Mitglieder. Wir wissen nicht, ob die Priester derselben irgend einen Chinesen bekehrt haben, oder daß die Regierung sie jemals wegen ihres Bekehrungseifers angeklagt habe.

Die protestantischen Missionäre haben sich bis jetzt gehütet, in das Innere des chinesischen Reiches einzudringen. Dr. Morrisson war der erste Herold des Evangeliums, der in China landete. Er wandte seine Talente sehr verständig an, um die heilige Schrift zu übertragen, und dadurch den Grund zu seiner Mission zu legen. Die Eifersucht der portugiesischen Regierung duldete den Aufenthalt seines Genossen Milne nicht, und die Stärke der Mission wurde deßhalb nach Malacca versetzt. Die Wachsamkeit der chinesischen Regierung in Beziehung auf den freundschaftlichen Verkehr der Europäer mit den Eingeborenen ist so groß, daß man kaum mit einem Eingeborenen sprechen darf, ohne verdächtig zu werden. Daher fanden sich nur wenige Chinesen, die das Evangelium annahmen und bereit waren, Alles für Christus zu wagen. Doch gab es einige wahrhaft Bekehrte, die dem Eindruck des heiligen Geistes nicht widerstehen konnten, ihre heiligsten Gewohnheiten ganz aufgaben, und das Christenthum mit ganzem Herzen annahmen. Einer, mit Namen Leang-afa, ist noch am Leben. Sein Eifer für die Sache des Erlösers war stets glühend; er war unaufhörlich thätig, neue Bekehrte zu gewinnen, und es gelang ihm, Andere zu überreden, ihre Hoffnungen auf den Fels der Jahrhunderte zu bauen.

Es war ein Hauptzweck der protestantischen Missionäre, die Nation durch verständig ausgewählte Bücher, die unentgeldlich vertheilt wurden, aufzuklären. Die meisten derselben waren religiöser Natur, und enthielten alle besonderen Lehren des Evangeliums, während andere von Geographie, Geschichte und andern Wissenschaften handeln. Von den ersteren kam eine ganze Reihe in Batavia und Malacca, und neuerdings auch in Canton heraus; sie wurden in verschiedene Theile des Reiches versandt, auch auf die Pflanzungen im Archipel, und nach Siam. Eine chinesische wissenschaftliche Zeitschrift wurde zuerst in Canton

und später in Malacca herausgegeben, und fand eine bereitwillige Aufnahme. Später wurde eine Anzahl Reisen an die Küste der nordöstlichen Provinzen gemacht, und eine große Anzahl von Bänden in Umlauf gesetzt.

Es dauerte beträchtliche Zeit, ehe diese Ereignisse die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zogen. Als jedoch Lord Napier im Jahr **1834** ein Blatt zu seiner Rechtfertigung in chinesischer Sprache anschlagen ließ, wurden die Besorgnisse der Localbehörden geweckt, und die Druckereien der Missionäre geschlossen. Die wenigen eingebornen Mitglieder der protestantischen Kirche in der Nachbarschaft von Canton wurden zerstreut, und die Presse wurde sofort nach Singapore verpflanzt. Als die Vertheilung von Büchern an der Küste immer fortgesetzt wurde, und Tausende von Chinesen sie mit der größten Begierde lasen, wurde der Kaiser neugierig, ihren Inhalt zu erfahren. Eine ganze Ladung davon wurde ihm im Jahr **1832** vorgelegt, und in seinem Rescript machte er nur die Bemerkung, sie seyen unclassisch; aber bei einer späteren Gelegenheit im Jahr **1835** legte der Vicekönig von Fo-keen das Leben des Heilandes, eine Erklärung der zehn Gebote und eine Zuschrift an die chinesische Nation seinem Gebieter mit sehr schmähenden Bemerkungen vor. Die Antwort haben wir nicht gelesen; aber wenige Monate nachher, als ein anderer glücklicher Versuch gemacht wurde, um das Wort des ewigen Lebens durch Bücher zu verbreiten, erschien ein Klage-Edikt gegen zudringliche Fremdlinge, welche die Nation durch ihre Bücher täuschen. Gleich allen andern chinesischen Edikten wird auch dieses vergessen werden, bis neue Bestrebungen seinen Inhalt wieder hervorrufen. Es ist die Pflicht der Missionäre, in ihren Bemühungen fortzufahren, und die Edikte zu verachten.

Die Zahl der Arbeiter in diesem ausgedehnten Felde war bisher sehr gering, und selbst diese Wenigen beschränkten sich beinahe ausschließlich auf Macao und Canton, Orte, in denen Alles sich vereinigt, um den unermüdlichsten und edelsten Bemühungen entgegen zu wirken. Die amerikanischen Missionäre, deren Mission im Jahr **1828** begann, geben ein sehr werthvolles Journal heraus, das **Chinese Repository**. Sie haben neuerdings mit sehr viel Erfolg sich der Kranken angenommen. Ein großer Fortschritt in der Heilkunde hat wundervolle Kuren bewirkt und viele Aufmerksamkeit erregt.

In den auswärtigen Pflanzungen, wo die Missionäre frei handeln können, haben sie Schulen errichtet, und in Malacca auch ein Colle-

gium, in welchem die Knaben sowohl chinesisch als englisch lernen. Die Bekehrten wurden zahlreicher, namentlich in Siam, doch kann man kaum sagen, daß das große Werk, China evangelisch zu machen, ernstlich angefangen habe.

Dieser Plan ist so groß, daß er die Mitwirkung aller Kirchen erfordern würde. Es fehlt an frommen und talentvollen Männern, die mit Märtyrergeist und christlicher Liebe das Reich des Satans in seinem Mittelpunkt angreifen, und sich nicht begnügen, an den Außenwerken stehen zu bleiben.

Was für Mittel man aber anwenden mag, um die Chinesen zu überzeugen, daß unsere Religion die Liebe ist, daß während sie den Eingang in das Himmelreich zeigt, sie auch viele irdischen Segnungen verleiht; vor Allem muß man den Vorurtheilen der Regierung entgegen wirken, und das Wohlwollen der Nation sich zu gewinnen suchen. Unentgeldlicher ärztlicher Beistand trägt viel hiezu bei.

Da nun die Protestanten einmal die Schwierigkeiten, die sich diesem Plane entgegenstellen, kennen gelernt, und eine kühne Anstrengung für die Sache des Erlösers gemacht haben, im Vertrauen auf seine Allmacht und Gnade, so müssen sie auch die Sache verfolgen, bis sie einen entschiedenen Sieg erlangt haben. China ist christlichen Heroen und Märtyrern geöffnet, dem schwachen Glauben und dem schwankenden Geiste jedoch verschlossen.

* * *

Muhammedaner und andere Secten.

Die Ansicht eines berühmten Commentators des heiligen Edicts über Secten, mag an der Spitze dieses Abschnittes stehen.

„Was die Taou-Secte betrifft: worauf sie hauptsächlich bestehen, ist das Gesetz der Erneuerung, vermöge dessen sie davon sprechen, das Quecksilber gediegen zu machen, das Blei zu verwandeln, vier brummende Drachen und brüllende Tiger hervorzurufen, Pillen zum äußern

und innern Gebrauche zu machen, und ich weiß nicht, was ſonſt noch, Alles dieß hat keinen andern Zweck als den, Lebensgeiſter zu nähren, und das Leben einige Jahre zu verlängern. Worauf die Secte hauptſächlich aufmerkſam iſt, das iſt die Erhaltung des Lebensathems. Dieſer einzelne Satz drückt den Inhalt der Taou-Religion aus. Es iſt wahr, daß die erſten Prieſter des Fuh, die in den Perlklöſtern der berühmten Hügel wohnen, und wohl wiſſen, wie man Lehren zu geben hat, das Ganze auf ein Wort zurückführen, nämlich das Herz, und jene guten Lehren des Taou, die in den tiefen Schluchten und Höhlen der Berge unſterblich zu werden ſuchen, faſſen das Ganze in ein Wort zuſammen, nämlich Erneuerung des Geiſtes. Wenn wir jedoch die Sache aufmerkſam betrachten, ſo iſt dieſes Wohnen an einſamen Orten, wo es weder Menſchen noch den Rauch menſchlicher Wohnungen gibt, und hier in tiefem Schweigen mit gekreuzten Beinen dazuſitzen, nichts Anderes, als eine gänzliche Ausrottung und Vernichtung der Verpflichtungen des geſelligen Lebens. Wir können nicht ſagen, daß ſie dem Fuh nicht gleich werden, oder den Rang der Unſterblichkeit nicht erreichen können, aber wenn ſie es wirklich können, wer hat je die eine Claſſe zum weſtlichen Himmel aufſteigen, oder die andern bei hellem Tage aufwärts fliegen ſehen. Ach, es iſt Alles ein bloßes Poſſenſpiel. Aber doch laßt ihr Leute Euch ſo leicht betrügen, und ſchenkt der Sache Glauben. Beobachtet nur dieſe ſtrengen Prieſter des Fuh, dieſe erneuernden Lehrer des Taou, die um ihres Eigennutzes willen die Verhältniſſe des menſchlichen Lebens vernichten, ſie ſind der Geſellſchaft keine Feder werth."

„Alle dieſe unſinnigen Erzählungen von Faſten, Verſammlungen, Tempel-Erbauungen ſind von jenen Ho-ſchang und Taou-ße (Prieſter des Buddha und Taou) erfunden, um Euch zu betrügen. Aber doch glaubt Ihr ihnen, und nicht nur Ihr ſelbſt verehrt ſie, und verbrennt Weihrauch in den Tempeln, ſondern Ihr laßt auch Eure Weiber und Töchter daſſelbe thun. Mit geſalbten Haaren, bemalten Geſichtern, in Scharlach gekleidet, verbrennen ſie Weihrauch in den Tempeln, und verbinden ſich mit jenen Prieſtern des Fuh, und Lehrern des Taou."

„Buddha zeigt ſich ſchon bei einer oberflächlichen Unterſuchung als Schurke. Seine Schüler ſind ſchlecht, aber die von der Taou-Secte ſind noch ſchlechter. Sie ſprechen davon, daß ſie Geiſter beherrſchen, Ungeheuer tödten, Teufel austreiben, Regen herabflehen u. ſ. f. Auf dieſe Weiſe wird die Arbeit vernachläßigt, Alle ſprechen von Wundern, und die Herzen und die Sittlichkeit der Leute wird dadurch vernichtet.

Selbst die Secte der Teen-choo (Katholiken) sprechen vom Himmel, und schwatzen von der Erde und von Dingen ohne Schatten oder Substanz, und bekennen auch eine ungesunde und verdorbene Religion. Aber weil die Lehrer dieser Secte Astronomie verstehen, und in der Mathematik erfahren sind, verwendet sie die Regierung zur Verbesserung des Kalenders. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß ihre Religion eine gute ist. Ihr solltet ihnen auf keinerlei Weise glauben. Ihre Strafe ist dieselbe, wie die der Vorsteher und Vorsteherinnen Eurer tanzenden Götter. Die Regierung gab dieses Gesetz, um das Volk vom Bösen zurückzuhalten, und zum Guten zu ermuntern, um es von der Gefahr zurückzuziehen, und zur Ruhe zu führen."

In diesem Angriff auf die Ketzereien werden auch die Muhammedaner erwähnt. Man nennt sie verrätherische und unnütze Vagabunden. Aber ihre Lehrsätze werden nicht angeführt, weil der Verfasser sie nicht kennt.

Das Gesetz verbietet streng Zauberei und Magie, untersagt die Veröffentlichung schlechter und verdorbener Bücher, indem es sowohl dem Sammler als dem Verbreiter Todesstrafe androht. Wer die aufgestellten Priester in der Verrichtung der Gebräuche der National-Religion nachahmt, wird streng bestraft, und es sind hiebei nicht einmal die Priester des Taou und Buddha ausgenommen. Wenn z. B. irgend Jemand dem Himmel und dem Nordstern seine Verehrung darbringt, dadurch daß er diesen Gegenständen Weihrauch anzündet, zur Ehre des Himmels Lampen oder dem Nordstern sieben Kerzen brennt, so soll dieß als Profanation dieser heiligen Gebräuche angesehen werden. Offene Processionen zur Ehre der Götzen sind ebenfalls streng verboten, und wenn sich viele Menschenhaufen ansammeln, um einem Götzen Verehrung darzubringen, so werden sie zerstreut.

Aus diesen Bemerkungen möchte es scheinen, es könnte überhaupt keine Secte in China existiren, und Unterthanentreue gegen die Regierung, und kindlicher Gehorsam gegen die Aeltern, mache die ganze Summe chinesischer religiöser Theorie und Praxis aus. Aber die Gesetze sind in dieser Hinsicht ein todter Buchstabe. Wenn die Regierung selbst Tempel hält, die den Lamas, den Buddhaisten und Taouisten angehören, wenn sie unter der Herrschaft des Hung-woo, des dritten Kaisers der Dynastie Ming, gemessene Befehle an die Japanesen sandte, sie sollten sich nach den Vorschriften des Buddhaismus richten,

so sind die Verbote ein bloßer Wortprunk, und werden nur dann in Anwendung gebracht, wenn eine unruhige Secte Veranlassung zu Aufruhr und Rebellion gibt. Seit jedoch die Landstraßen voll von Tempeln, Capellen und Götzenbildern sind, die unter den Augen der Mandarine aufgeführt wurden, und seit bei öffentlichen Festen unzählige Menschen sich versammeln, was die Regierung nicht bloß duldet, sondern oft auch förmlich bewilligt, seitdem kann kein Beweis mehr beigebracht werden, durch den der Beisatz praktischer Toleranz entkräftet werden könnte.

Der Muhammedanismus fand Eingang in den westlichen Provinzen von China, als der Eifer der unmittelbaren Nachfolger Muhammeds noch warm war, und ihre Begierde zu bekehren noch brannte. Doch war ihr Erfolg unbeträchtlich, bis die Araber im neunten und zehnten Jahrhundert des Handels wegen an die Küste von China kamen. Damals wurden durch den Einfluß der Kaufleute die meisten ihrer Gemeinden gegründet. Unter Kublai Khan's Regierung wurden die höchsten Mandarine aus den Saracenen in seinem Gefolge gewählt, und ohne Zweifel bemühten diese sich, ihre Lehren zu verbreiten. Es ist deßhalb keineswegs außerordentlich, daß man beinahe in jeder großen Stadt des Reiches einige Muselmänner findet, besonders aber in den westlichen Provinzen, wo der Verkehr mit den türkischen Stämmen eine Gleichheit in Religion und Sitten hervorbringt. Diejenigen, welche man hier antrifft, unterscheiden sich auf keinerlei Weise von den gewöhnlichen Leuten. Sie tragen dieselbe Kleidung, essen dieselbe Nahrung, mit Ausnahme von Schweinefleisch, und haben beinahe dieselben Ceremonien. In ihren religiösen Werken haben sie einige arabische Phrasen mit einem Commentar, aber niemals haben wir eine Uebersetzung des Koran getroffen. Da sie sich weder durch literarische Bestrebungen, noch durch ihren Einfluß auf die götzendienerische Menge bemerkbar machten, hat sie die Regierung nur dann verfolgt, wenn sie im Verdacht standen, mit den westlichen Rebellen sich verbündet zu haben. Da mehre Muhammedaner Aemter bekleiden, so ist sehr wahrscheinlich, daß diese den Plänen ihrer Feinde entgegenarbeiten. An einigen Stellen, wie in Kan-suh und jenseits des gelben Flusses, an den Ufern des großen Canals haben sie eine Anzahl Moscheen erbaut. Auch in Kanton ist eine solche, die zu Anfang des neunten Jahrhunderts erbaut wurde, mit einem Spitzthurm und Wetterhahn. Im Allgemeinen scheinen sie verachtet, und keineswegs strenge Muselmänner zu seyn. Man beschuldigt sie, sie kaufen Kinder, und erziehen sie in ihren Lehren.

Mit Ausnahme des Kublai scheint kein Kaiser sie begünstigt zu haben. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie jemals eine herrschende Secte werden. Obgleich sie in so großer Entfernung vom Grabe des Muhammed leben, gibt es doch Chinesen, die die Wallfahrt unternehmen, um Hajees zu werden. Dieß ist sehr zu verwundern, da sie von Götzendienern umgeben sind, und in ihrer religiösen Praxis durchaus keine Ueberzeugung von der Einheit Gottes an den Tag legen.

Rabbi Benjamin von Tudela, erzählt uns den Eintritt der Juden in das chinesische Reich. Aber er unterrichtet uns nicht genau darüber, wo sie sich hauptsächlich festsezten. Ricci erfuhr während seines Aufenthalts in Pecking von einem jüdischen Jüngling, daß zwölf Familien von ihnen in Kan-fung-foo, der Hauptstadt von Honan, lebten. Er bemühte sich sogleich, mehr von ihnen zu erfahren, und richtete einen Brief an sie, in welchem er sie versicherte, der Messias sey bereits gekommen, und ihnen sagte, daß er sowohl das alte als das neue Testament besitze. Diese Versuche gelangen jedoch nicht, bis zwei portugiesische Missionäre in dieser Hauptstadt sich niederließen. Gopani besuchte ihre Synagoge, und sah einige chinesische und hebräische Inschriften darin, konnte jedoch das Manuscript des Pentateuchs, das in ihrem Besitz war, nicht zu Gesicht bekommen. Von diesem lesen sie jeden Sabbath einen Abschnitt, indem sie während dieser Vorlesung ihr Gesicht mit einem dünnen baumwollenen Schleier bedecken. Man nennt sie die Teaou-kin-keaou, d. h. die Secte, welche die Sehnen aus dem Fleische zieht, das sie essen; sie scheinen übrigens wenig Aufmerksamkeit zu erregen, und von der Regierung gar nicht berücksichtigt zu werden, obgleich sie sich immer an die Traditionen ihrer Voraltern halten, und diese in einzelnen Fällen dem Gesetze anpassen. Zu gleicher Zeit ehren sie die chinesischen Weisen, und studiren ihre Werke mit Aufmerksamkeit. Es gibt noch verschiedene andere Secten in China, aber da ihre einzelnen Lehrsätze nicht bekannt sind, so ist es schwierig, sie zu classificiren. Die meisten derselben scheinen politische Associationen zu seyn, mit der Bestimmung, den willkührlichen Handlungen der Regierung Widerstand zu leisten, und den Thron umzustürzen. Die Mandarine haben deßhalb ein sehr wachsames Auge auf sie. Es wurden viele Edikte veröffentlicht, um sie zu verfolgen, und sie gänzlich auszurotten.

Die mächtigste und die am weitesten verbreitete ist die Pih-leen-keaou oder die weiße Wasserlilien-Secte, die vor der Regierung des Kang-he bestand, und der Regierung stets furchtbar war. Keen-lung

hatte eine Rebellion in Shan-tung zu dämpfen, an deren Spitze ein buddhaistischer Priester stand, und die nach der Vermuthung der Regierung von der Pih-neen-keaou angezettelt war. Zu gleicher Zeit wurde ein Aufruhr in den Provinzen Sze-chuen, Kan-suh, Shan-se und Hoo-pih von derselben Secte gestiftet, und nur nach vielem Blutvergießen konnte er gedämpft werden. Ihr unruhiger Geist kann entweder der Verzweiflung oder dem Druck der Regierung zugeschrieben werden, gegen die nur organisirte Massen etwas ausrichten können. Wir wissen nicht, was die besondern Lehrsätze dieser Secte sind. Wir glauben jedoch, sie entsprang aus dem Buddhaismus, und hat zum Abzeichen ihres Standes die Lotusblume.

Noch furchtbarer wurde neuerdings die San-ho-hwuy oder Dreiheitsgesellschaft, so genannt von den drei herrschenden Mächten des Universums: Ten-te-jin — Himmel, Erde, Menschheit. Man sagt, sie sey aus der zuerst angeführten Gesellschaft entsprungen, und nur um der Nachforschung der Regierung zu entgehen, habe sie unter der Regierung Kang-he's einen neuen Namen angenommen. Sie nennen sich unter einander Brüder, und sind über das ganze Reich verbreitet.

Der Zweck dieser Verbindung ist, in einer guten, wie in einer schlechten Sache alle für einen zu stehen, und namentlich im Widerstand gegen die Regierung Festigkeit zu beweisen. Nicht zufrieden, sich selbst zu beschützen, greifen sie das Eigenthum Anderer an, und erheben überall, wo sie die Macht haben, und der Behörde trotzen können, eine Steuer von ihren hülflosen Landsleuten. Sie sind fähig, jede schauderhafte That zu vollbringen, wenn sie nur ihren Absichten dient, und sind stets bereit, ihre Verbrechen unter dem gewinnenden Namen Patriotismus zu verbergen.

Ihre Versammlungen werden um Mitternacht auf Kirchhöfen oder auf Bergen an abgelegenen Plätzen gehalten. Hier wird ein Feuer angezündet, vor welchem sie sich niederwerfen, gegenseitig ihr Blut trinken, und den Eid der Treue schwören. Sie verachten die Verehrung der Götzen, nehmen unter sich keine Rücksicht auf Zunamen, und setzen Brüderschaften unter einander fest, an deren Spitze der große Bruder als Oberhaupt steht. Die Einweihungs-Orgien haben etwas Widriges; und der Neueingeweihte muß einen unverbrüchlichen Eid auf die Spitze des Schwertes schwören, Alles geheim zu halten. Während ihrer nächtlichen Zusammenkünfte, von denen der Verfasser einmal Zeuge war, üben sie sich im Gebrauch des Schwertes, des

Speers und in gymnaſtiſchen Künſten. Gewöhnlich ſind es Menſchen von ſehr ausſchweifenden Sitten, die ſich rückſichtslos ihren Vergnügungen hingeben, und wenn ihnen die Mittel fehlen, das Geld dazu durch einen Act der Gewalt ſich verſchaffen.

Das Hauptgeheimniß ihres Glaubens beſteht in der Erläuterung einiger unverſtändlicher Symbole, in denen die Zahl 3 — drei Mächte, drei Tugenden, drei Beſtimmungen unaufhörlich vorkommt. Tödtlicher Haß gegen die tartariſche Dynaſtie iſt das Merkmal dieſer Verbindung. Sie haben heimliche Zeichen, durch die ſie ſich einander kenntlich machen, und ſind verbunden, einander gegenſeitig beizuſtehen. Sie werden von ihren Obern ſehr genau beobachtet. Der Name der Freimaurer, der ihnen gegeben wurde, dient mehr zur Bezeichnung ihrer äußeren Gebräuche, als ihrer Gewohnheiten.

Im Jahr 1813, als dieſe Brüderſchaft in den nördlichen Provinzen die Oberhand hatte, machten ſie einen Angriff auf den kaiſerlichen Palaſt, weil Kea-king allgemein verhaßt war, und man ſah ſie deßhalb als die Befreier ihres Vaterlandes an. Obgleich es ihnen nicht gelang, den Monarchen zu ermorden, und obgleich viele ihrer Anführer enthauptet wurden, gewannen ſie in anderen Provinzen bald wieder Stärke. In Keang-ſe z. B. flößten ſie den Behörden ſolche Furcht ein, daß Niemand wagte, ſie anzugreifen, als ſie in Macao auf dem engliſchen Kirchhof einmal Verſammlung hielten. Bei dieſer Gelegenheit wurden von dem Gouverneur von Kwang-tung mehr als dreitauſend Perſonen in's Gefängniß geſetzt, wobei es ſich fand, daß nur wenige achtbare Leute bei dieſer Brüderſchaft waren. Aber ein einzelnes Unglück wirft ſie nicht darnieder, im Gegentheil, ſie gewinnen bald Stärke. Menſchen, die nichts zu verlieren, ſondern Alles zu gewinnen haben, werden nie Anſtand nehmen, zu dieſer Brüderſchaft zu ſtoßen, weil ihr Intereſſe dadurch gefährdet wird. In einigen Diſtrikten, beſonders in den entfernteren und bergigteren haben ſie einen unbedingten Einfluß, und ſind jeden Augenblick bereit, auf ihre Nachbarn zu ſtürzen, und ihnen ihr Eigenthum zu rauben.

Die Thing-cha-num oder Thee-Secte, die im Anfang ſo viel Lärm machte, weil es eine ſeltſame Secte war, ſcheint jetzt beinahe vergeſſen zu ſeyn. Sie verbrennen Weihrauch, bringen Thee zum Opfer, verehren den Himmel, die Erde, Sonne, Mond, Feuer, Waſſer, Fuh und ihre verſtorbenen Aeltern; kurz, ſie haben denſelben Aberglauben, wie Andere.

Wenn ſie Proſelyten aufnehmen, gebrauchen ſie Bambusſtäbchen, und berühren mit dieſen Augen, Ohren, Mund und Naſe derer, die neu zu der Secte kommen, und befehlen ihnen, die ſogenannten drei Bedingungen und die fünf Vorſchriften zu beobachten. Der erſte Erzeuger des Stammes Wang, der den Namen von ſeinem Stifter trägt, wohnt im Himmel. Die Welt wird der Reihe nach von drei Fuh's regiert. Die Regierung des Yen-tang-fuh iſt vorüber; Shih-kea-fuh regiert jetzt, und We-lae-fuh, der noch nicht gekommen iſt, wird in der Familie Wang geboren werden. Er wird alle Mitglieder der Secte nach dem Tode in die Regionen des Weſtens, in den Palaſt der unſterblichen Genien führen, wo ſie vor den Gefahren des Kriegs, des Waſſers und Feuers geſchützt ſeyn werden. Als dieſe Secte entdeckt wurde, wurde der Anführer ſogleich ergriffen und verurtheilt, in Stücke gehauen zu werden, wegen Verbreitung des Buddhaismus unter einer andern Form.

Von andern Secten findet man hie und da Nachrichten in der Zeitung von Peking; z. B. in der Hauptſtadt wurde ein Klubb entdeckt, unter dem Namen: die wundervolle Geſellſchaft. Der Vorſteher dieſer geheimen Geſellſchaft beſoldete einen alten Mann, um Geld unter Soldaten und Volk in einer unglücklichen Zeit auszutheilen, und dadurch ihre Neigung zu gewinnen. Nachdem er ſie dadurch für ſich gewonnen hatte, brachte er ſie dahin, ſich durch einen Eid mit der Geſellſchaft zu verbinden. Er wurde jedoch in's Gefängniß geſetzt, ehe ſie noch ihre Abſicht, ſich in Peking feſt zu ſetzen, erreicht hatten. Solche Nachrichten, die oft ſehr kindiſch ſcheinen, kommen häufig in Umlauf, und werden in die Zeitung von Peking eingerückt.

* * *

Chineſiſche Literatur.

Wenn wir alle Werke muſtern wollten, die von Confucius bis auf unſere Tage in einem Zeitraum von mehr als zweitauſend Jahren veröffentlicht wurden, ſo müßten wir durch eine Bibliothek ſchreiten, die umfaſſender iſt, als die, irgend einer andern Nation. Die Einfälle von Barbaren wurden für die National-Literatur nicht verderblich; die

Verwüſtungen, die Tſin-che-wang-te anrichtete, berührten nur wenige Bücher. Die Manuſcripte berühmter Autoren waren nicht auf Pergament geſchrieben, ſondern in Bambus eingegraben, und auf Seide gemalt, bis zur Erfindung der Xylographie, durch welche die Zahl der Copien ſich ungemein vermehrte. Die Chineſen haben deßhalb keinen Verluſt von Manuſcripten zu beklagen, oder ſie zu vergleichen, um vollſtändige Ausgaben zu veranſtalten. Die ephemeren Werke gewöhnlicher Schriftſteller mögen verloren gegangen ſeyn, aber die Erzeugniſſe der beſten Autoren ſind entweder ganz oder verkürzt auf die Nachwelt gekommen. Es gibt kaum einen Gegenſtand in der Literatur oder Wiſſenſchaft, über den ſich chineſiſche Schriftſteller nicht mehr oder weniger verbreitet haben, und über welchen die Nation nicht einige Werke beſitzt. Literariſche Forſchungen werden als die würdigſte Beſchäftigung betrachtet; der Gelehrte deſſen Studien zu Reſultaten geführt haben, iſt ſeiner Ehren und Vortheile gewiß, und ein tüchtiger Schriftſteller wird ſelten verfehlen, Beifall zu erhalten. Wo ſolche Belohnungen erlangt werden können, werden ſich Viele der Literatur widmen. Unter 360,000,000 Chineſen ſind 2,000,000 Gelehrte, und wenn man annimmt, daß nur der tauſendſte Theil derſelben ſich um die Autorſchaft bemüht, ſo werden in China mehr Bücher herausgegeben, als irgendwo ſonſt. Doch iſt es eine merkwürdige Thatſache, daß in dieſem Augenblicke nicht ein einziger origineller Schriftſteller in dieſem ungeheuren Lande lebt, und daß die Zeitung von Peking, eine Sammlung trockener, officieller Berichte, das einzige Journal iſt, das herauskommt. Viele Urſachen haben dieſen Zuſtand der Dinge hervorgerufen; aber der Hauptgrund iſt ohne Zweifel der, daß die Regierung das Talent monopoliſirt. Eigenthümliche, ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſind zwar nicht verboten, ſind aber ſchwieriger, als Compilationen aus älteren Autoren, und da die erſtere den Mann leicht in Unterſuchungen verwickeln kann, ſo zieht er die letztere als weniger gefährlich vor. Eine zweite Urſache iſt der allgemeine Glaube, daß Alles, was erkannt werden *kann*, bereits entdeckt *iſt*, und daß weitere Kenntniſſe entweder irrthümlich oder gefährlich ſind. So beſteht die größte Weisheit darin, daß man auf dem betretenen Pfade vorwärts geht, und das abſchreibt, was bewährte Schriftſteller bereits mitgetheilt haben.

Man kann von der chineſiſchen Literatur ſagen, ſie ſey ſtationär; aber die in früheren Jahrhunderten angehäuften Schätze ſind ſo groß, daß man nicht zu bedauern braucht, daß nichts weiter hinzugekommen iſt. Wenn Gott China durch das Evangelium ſeiner Gnade erneuert,

wird auch eine neue Literatur erfordert werden, und der Abfall, der jetzt unter jenem Namen sich breit macht, wird dann der Vergessenheit überantwortet werden. So lange jedoch die Sphäre der menschlichen Erkenntniß so beschränkt ist, als dies seit Jahrhunderten der Fall war, wäre es beinahe unmöglich, irgend etwas Neues über solche Gegenstände, wie sie der chinesische Schriftsteller behandelt, vorzubringen. Der Leser wird ohne Zweifel dieser Ansicht beistimmen, wenn wir ihm sagen, daß die Bibliothek, die Keen-lung sammelte, und die die wichtigsten Werke enthält, die zu jener Zeit erschienen waren, aus 168,000 Bänden besteht, von denen der größere Theil von Politik handelt, so weit sie die Chinesen verstehen, und von der Geschichte des Landes. Es gibt einige Werke, von denen ein jedes drei tausend Bände zählt, und zwar über dieselben abgedroschenen Materien. Unter diesen finden wir eine Encyklopädie in vier hundert und fünfzig Bänden, die ein kurzer Auszug aus einem Werke, von nicht weniger als sechs tausend Bänden ist. Die ersten, chinesischen Schriftsteller traten in der letztern Zeit der Dynastie Chow auf. Nachher vermehrte sich ihre Anzahl, bis die Fürsten Han, die Beschützer der Gelehrten wurden. Ihren Eifer, die Bücher zu vervielfältigen, kann man leicht daraus entnehmen, daß schon im Jahre 502 nach Christi Geburt im Ganzen 370,000 Bände herausgegeben waren. Wenn wir auch zugeben, daß die Dünne der chinesischen Bücher es unmöglich macht, daß ein chinesischer Band so viel enthält, als ein mäßiger englischer Octavband, so verdient ihr fruchtbarer Genius gleichwohl unsere Bewunderung. Als die Familie Song auf dem Throne saß, setzte die Buchdruckerkunst die zahlreichen Schriftsteller dieser Periode in den Stand, ihre Werke in größerer Schnelligkeit zu vervielfältigen, als ihre Vorgänger jemals konnten. Sie bedienten sich dieser Leichtigkeit mit solchem Erfolg, daß keine spätere Schriftsteller sie je übertreffen könnten. Die vereinigten Kräfte der Gelehrten unter der Dynastie Ming waren kaum im Stande, das, was sie geschrieben hatten, zu ordnen. Und welches muß die Aufgabe der gegenwärtigen Generation seyn, die noch überdieß die Werke der Schriftsteller unter der Dynastie Ming zu vergleichen und zu verkürzen haben? Wenigstens können wir sie entschuldigen, wenn sie keine Zeit zu eigenen Erzeugnissen findet.

Die gegenwärtige Zeit ist in China wohl eben so wie in Europa eine Zeit der Lectüre. Der Verfasser hat verhältnißmäßig wenige Chinesen getroffen, die des Lesens und Schreibens gänzlich unkundig waren. Aber die Bücher, die den Gelehrten und den gewöhnlichen

Leuten zugänglich sind, sind nicht zahlreich. Es ist nicht die Gewohnheit von Privatleuten, große Bibliotheken zu sammeln, obgleich die Bücher hier vielleicht wohlfeiler sind, als irgendwo in der Welt. Nur die Einwohner von Keang-nan bilden eine Ausnahme. In Soo-choo und Nanking werden die meisten Bücher herausgegeben, weil sie von den Einwohnern begierig gekauft werden. Aber größere und kostspieligere Werke werden von der höchsten Regierung herausgegeben.

Die Schwierigkeiten, eine allgemeine Uebersicht über die chinesische Literatur zu geben, wären unübersteiglich, wenn wir zuvor die berühmtesten Werke zu durchlesen hätten. Hundert unermüdliche Kritiker könnten dieser Sache ihre ganze Zeit widmen, und doch wären sie nicht im Stande, diese schwierige Aufgabe zu lösen, so bändereich sind diese Schriften. Wir machen diesen Versuch nicht, sondern suchen nur eine klare Uebersicht über die Musterwerke zu geben, die in Wahrheit die eigentliche Essenz der chinesischen Literatur enthalten. Wir theilen das Ganze in 1) historische, 2) philosophische, 3) poetische, 4) vermischte 5) und Schriften, Erzählungen u. s. w.

* * *

Historische Schriften.

Ohne uns über die Verdienste chinesischer Historiker verbreiten zu wollen, gehen wir sogleich an eine Schilderung ihrer Meisterwerke. Das Shoo-king ist in Europa durch eine schöne französische Uebersetzung davon wohl bekannt. Sein Compilator, wenn nicht sein Verfasser, war Confucius. Es enthält die Geschichte von China, von der Gründung der Monarchie durch Yaru an, bis zur Herrschaft des ersten Kaisers aus der Familie Chow. Das Lakonische seines Styls ist nicht sein einziger Fehler. Alle Einzelnheiten desselben sind kurz abgefaßt. Es ist wenig Zusammenhang darin, und die Hauptereignisse werden in Gesprächen erzählt. Da es der erste Versuch einer historischen Schrift ist, kann man seine Fehler entschuldigen, von denen viele darin ihren Grund haben, daß das Werk verstümmelt auf die Nachwelt gekommen ist. Doch konnte es in keinem Falle durch sein Verdienst die allgemeine Ehrfurcht sich erwerben, die man in China dafür hegt, und es kann für nichts

weniger als für ein Muſter guter Schreibart gehalten werden. Die Sprache iſt veraltet, und kann deshalb dunkel ſeyn; wenn aber ein einzelner Schriftzug den Sinn von vier oder fünf Linien ausdrücken ſoll, wenn jeder Leſer, ſeiner eigenen Einbildung gemäß, eine Bedeutung hinein legen kann, ohne dem Buchſtaben Gewalt anzuthun, wenn unzählige Commentatoren es auf verſchiedene Weiſe erklären, und keinem aus dem Text ſelbſt erwieſen werden kann, daß er Unrecht habe, ſo müſſen denn doch bedeutende Mängel in der Ausführung liegen. In Europa würde man ein ſolches Werk eine Sammlung hiſtoriſcher Aphorismen nennen, den ehrwürdigen Namen der Geſchichte würde man ihm niemals geben.

In den Augen der Chineſen verdient es jedoch ſeine große Berühmtheit ſo ſehr, daß ſie es kurzweg Shoo — das Buch — nennen. Viele Gedanken darin ſind erhaben. Die beſtändige Empfehlung ächter Tugend erhöht ſeinen Werth, und die feierlichen Anreden an das höchſte Weſen geben Anlaß zu den erhabenſten, religiöſen Gedanken. Der Hauptgrund ſeiner Berühmtheit jedoch, muß darin geſucht werden, daß es das vollſtändige Compendium der chineſiſchen Moral und Politik, kurz das wahre Vademecum der Gelehrten iſt.

Das Shoo-king iſt in vier Bücher eingetheilt; ſein Inhalt iſt jedoch nicht ſehr mannigfaltig. Der Herrſcher ſpricht zu ſeinem Miniſter, der Miniſter antwortet oder macht Gegenvorſtellungen; der Kaiſer gibt ſeine Inſtructionen, Befehle und Verbote, und ſetzt die Beweggründe ſeiner Handlungen auseinander. Wir können uns leicht vorſtellen, daß das ganze Werk aus einer Sammlung von Bambusſtreifen beſteht. Aus ſeinem Inhalt die regelmäßige Herrſchaft zweier Dynaſtien, und den Beginn einer dritten herzuleiten, würden wir für ganz unthunlich halten, wenn die Chineſen es nicht wirklich zur Grundlage ihre Geſchichte gemacht hätten. Wie viel Glauben man ihren früheſten Ueberlieferungen ſchenken darf, wird man am beſten erkennen, wenn man das Shoo-king ſorgfältig durchleſen hat. Die Belehrungen, die es enthält, ſind voll geſunden Verſtandes; die Schreiber ſind von dem edelſten Wunſche beſeelt, ihrem Lande zu nützen, und ihre Einfachheit iſt eben ſo groß, wie ihr Patriotismus. Bis auf dieſen Tag ſprechen die Herrſcher dieſelbe Sprache, behalten ſich jedoch die äußerſte Freiheit im Handeln vor. Glücklich der Fürſt, der alle dieſe Vorſchriften erfüllen kann, und Heil dem Volke, das ganz mit jenen Anſichten übereinſtimmt.

Die hiſtoriſchen Jahrbücher des Confucius, Chun-thew genannt, beginnen mit dem erſten Jahre Yin-kung, des Fürſten von Loo,

seinem Geburtslande, im 49. Jahre der Regierung Ping-wang's, welches das 722. Jahr v. Ch. ist, und beschreibt die Geschichte einer Zeit von 241 Jahren indem es mit dem 14. Jahre Chae-kung's endet. Ueber seine Aechtheit und Vortrefflichkeit ist viel geschrieben worden. Für den vorurtheilsfreien Leser ist es eine bloße Chronologie eines der vielen tributären Staaten, in die China damals getheilt war. Es bedarf keiner Erklärung, denn es gibt blos an, daß in dem und dem Monat, in dem und dem Jahr der Regierung eines gewissen Fürsten der Minister oder General in die Hauptstadt kam oder das Land durchreiste, daß der Fürst in seinem Palast anlangte, Opfer darbrachte oder Befehle gab, ohne irgend eine andere Begebenheit im Mindesten zu erwähnen. Confucius schrieb das Werk, um die Sitten seiner Zeitgenossen zu verbessern. Glückliche Zeiten, in denen chronologische Tafeln so große Dinge bewirken konnten.

Wir haben jetzt die authentischsten Quellen der chinesischen Geschichte erwähnt, die den historischen Bruchstücken der Aegyptier und Chaldäer an Werth keineswegs überlegen sind. Der erste Schriftsteller von Fach, Sze-ma-theen, war genöthigt, seine Materialien daraus zu ziehen und die Mängel durch seinen eigenen Scharfsinn zu ergänzen. In diesem löblichen Versuche folgten ihm andere Historiker nach, die seinen Plan noch verbesserten. So besitzen wir umständliche Berichte über das Alterthum, so gut geschildert, als es der Einbildungskraft der Schriftsteller möglich war, die mehr als 2000 Jahre nach der Zeit, die sie beschreiben, lebten und nur wenige Quellen benützen konnten.

Sze-ma-tseen war der Sohn eines reichen Vaters, Sze-ma-tan, der bereits eine Geschichte seines Landes zu schreiben beabsichtigt hatte. Woo-te, der sechste Kaiser aus der Familie Han (140 v. Chr.), war ein Beschützer der Literatur und belohnte reichlich das Talent. Sze-ma-tseen zeigte von seiner frühesten Jugend an eine Liebe zur Literatur und vermehrte seine Kenntnisse durch Reisen, die er durch das ganze Reich unternahm. Sobald Woo-te von seinen großen Talenten und seinen unermüdlichen Arbeiten hörte, stellte er ihn als National-Geschichtschreiber an. In dieser Eigenschaft hatte er alle Gelegenheit, sein Werk zu compiliren, und verwandte zehn Jahre auf die Sammlung seiner Materialien. Eine voreilige Fürsprache für einen Verbrecher zog ihm die kaiserliche Ungnade zu. Er wurde zum Tode verurtheilt, kam jedoch mit Verstümmlung und Verbannung davon. In der Einsamkeit widmete er sich ganz seinen Arbeiten, und war dadurch im Stande, seine Geschichte nebst mehren andern Werken zu vollenden, die sein Enkel Yang-hwuy herausgab. Er kam jedoch wieder in Gunst.

aber seine Lebensgeister waren gebrochen und er überlebte seine Wiedererhöhung nicht lange.

Seine Geschichte ist in 130 Bücher getheilt. Das Erste beginnt mit Hwang-te, von dessen Herrschaft an der Beginn der chinesischen Zeitrechnung sich datirt. Die drei folgenden enthalten die Geschichte der Dynastien Hea, Shang und Chow. In sechs Büchern umfaßte er die Geschichte der Dynastien Thin und Han und endigte mit dem vierten Jahre. Dieß sind die einzigen historischen Bücher seines Werks, sie werden Pun-ke genannt. Das Pa-schoo, welches aus acht Büchern besteht, beschreibt das Ceremoniell der alten Chinesen, zehn Bücher sind der Chronologie gewidmet; dreißig handeln von der Geschichte zinspflichtiger Fürsten und heißen She-kea; und nicht weniger als siebzig enthalten die Denkwürdigkeiten berühmter Personen. Die beste Ausgabe ist eine in zwölf Bänden.

Er nahm das Shoo-king zu seinem Muster und ist eben so lakonisch im Style, geht jedoch mehr auf Einzelnheiten ein. Sein Styl ist oft sehr lebendig und ausdrucksvoll; aber abgerissen und an vielen Stellen sehr dunkel. Mehre Schriftsteller haben ihn einer zu großen Leichtgläubigkeit angeklagt und viele Partien seines Werkes verworfen. Da er der erste ist, der eine eigentliche Geschichte herausgab, so muß man seine Unvollkommenheit entschuldigen. Der interessanteste Theil seiner Geschichte ist die Nachricht, die er über die Usurpation des Lewpang, des Gründers der Dynastie Han, gibt. Sein Held hat sich einer übernatürlichen Geburt zu rühmen. Würdiges Benehmen und liebliche Sitten bezeichnen ihn zum Voraus als den künftigen Herrscher des Reichs. Aber es müssen Ströme Blutes fließen, ehe er auf den Thron steigen kann. Seine Tapferkeit kommt seinem Ehrgeize gleich. Er gewinnt mehr Schlachten als Cäsar; während er seine Feinde sich unterwirft, gewinnt er die Neigungen des Volkes, das sich willig seiner Herrschaft unterthan macht. Die Geschichte ist anmuthig geschrieben, und wenn wir ihn der Schmeichelei anklagen, so müssen wir bedenken, daß er ein kaiserlicher Historiograph war. Er erzählt Thatsachen, aber er bereichert sein Werk nicht mit verständigen Bemerkungen. Seine Charaktere sind unvollkommen gezeichnet, und seine Seiten wimmeln von unbekannten Namen. Er war glücklich darin, den Faden der Geschichte fortzuführen, und wenn er für seine Behauptung nicht stets Beweise angeben kann, so liegt die Schuld davon an Mangel authentischer Belehrungen.

Pan-koo eiferte ihm nach und bemühte sich, seinen Vorgänger durch größere Deutlichkeit und noch höhere Lobsprüche auf die regierende

Dynastie zu übertreffen. Sein Werk in zwölf Büchern geht jedoch nur von Kaou-tsoo *), dem Gründer der Dynastie Han, bis zu Ping-te, dem zwölften Kaiser dieser Linie, vom Jahr 202 v. Chr., bis zum ersten Jahr unserer Zeitrechnung. Um die Leser in den Stand zu setzen, eine richtige Vorstellung von diesen Zeiten zu erhalten, hat er acht Bücher Memoiren geschrieben, und 70 mit Schilderungen von Sitten, Einrichtungen ꝛc. angefüllt. Unglücklicher Weise war er ebenfalls kaiserlicher Geschichtsschreiber, und fiel als Opfer der Intrigue, indem er sein Leben in einem Gefängnisse beschloß. Pan-hwuy-pan, seine Schwester, vollendete die Werke ihres unglücklichen Bruders, und schenkte sie der Welt. Sein Styl ist deutlicher und weitschweifender, als der des Sze-ma-tseen, aber zugleich weniger kräftig. Da er über neuere Begebenheiten schrieb, so konnte er sie mit größerer Wahrhaftigkeit erzählen. Aber er mußte nothwendig schmeicheln, da er den Ruhm der Vorfahren, derer, in deren Dienste er lebte, herausheben mußte.

Unter der Dynastie Tang entdeckte Sze-ma-chin, ein Nachkomme des Sze-ma-tseen, die Mängel der chinesischen Geschichte. Die chinesische Monarchie war noch nicht alt genug, und mit großer Gewandtheit fügte er die Regierung des Fuh-he und Schin-nung zu der Liste der Kaiser hinzu, die vor Yaru herrschten. Er gab eine große Sammlung von Anecdoten heraus, um die übrigen Theile der Geschichte zu beleuchten, die nicht für würdig galten, der Landesgeschichte einverleibt zu werden. Er schreibt sehr anmuthig, und nur sein Mangel an Wahrhaftigkeit hat ihm den Ruhm geraubt, nach dem er strebte.

Sze-ma-kwang, ein Staatsmann, Gelehrter und Historiker, der eine sehr lebhafte Phantasie besaß, und mit allen Theilen der Literatur des eilften Jahrhunderts bekannt war, hegte eine ganz andere Ansicht von der Geschichte. Er beginnt sein Werk mit der Regierung des Lewang im Jahr 339 v. Ch., weil er die Chronologie der früheren Periode für sehr unsicher hält, und er gibt sich außerordentlich viel Mühe, eine authentische Geschichte auf die Nachwelt zu bringen. Sein großer Genius setzte ihn in den Stand, seine Nachfolger zu übertreffen. In seiner Geschichte finden wir Spuren von Beredtsamkeit, wie wir sie in andern chinesischen Büchern selten antreffen; und während er sich als Meister in der Sprache, in welcher er schrieb, zeigte, bewies er zugleich die vertrauteste Bekanntschaft mit der Sache, die er beschrieb.

Lew-schoo bemerkte, daß alle seine Vorgänger in der Beschreibung der Geschichte ihres Landes seltsamer Weise jede Nachricht über die

*) Unter diesem Namen bestieg Lew-pang, der früher Straßenraub trieb, den Thron. Anm. d. U.

Schöpfung der Welt verabsäumt hatten. Da er dieß für ein unverzeihliches Verseben hielt, entlehnte er eine große Menge wunderbarer Geschichten aus den Werken der Taouisten, und weil er eine sehr lebhafte Phantasie besaß, so setzte er aus eigenen Mitteln noch mehr hinzu, und beschenkte so die Welt mit einem Werke, das die Geschichte von vielen Millionen Jahren umfaßt. Seine undankbaren Zeitgenossen jedoch wurden ihm deßhalb sehr böse, und um sich ihre Gunst wieder zu verschaffen, war er genöthigt, eine Chronologie herauszugeben, die sich in den vorgeschriebenen Gränzen zu halten bemühte.

Alle nachfolgenden Historiker haben den einen oder andern dieser Schriftsteller nachgeahmt, und die allgemeinen Geschichten, die heutzutage compilirt werden, führen die Ansichten der frühern Geschichtschreiber an, und überlassen es dem Leser, sich selbst zu wählen. Die Yih-she (erläuternde Geschichte), z. B. führt alle merkwürdigen Stellen über einen Gegenstand an, und nennt die Autoren, ohne etwas zur weitern Beleuchtung ihrer Ansichten hinzuzusetzen.

Wir wollen dem Leser eine Probe geben. Das Te-wang-she-ke sagt: „Shin-nung wurde geboren mit dem Körper eines Menschen, und dem Kopf einer Kuh." Das Chun-tsew-yuen-ming-paou sagt: „Shinnung war im Stande, drei Stunden nach seiner Geburt zu sprechen, fünf Tage nach seiner Geburt konnte er gehen, am siebenten Morgen hatte er alle seine Zähne, und im dritten Jahre seines Alters war es ihm eine Spielerei zu säen und zu ärndten." Das Tseen-foo-lun, und das Te-wang-she-ke erklären den Namen dieser berühmten Person. Das Pih-hoo-tung sagt: „Bis auf Shin-nung aßen die Alten das Fleisch der Thiere; aber als die Menschen sich vermehrten, reichte die Anzahl der Thiere nicht mehr zu ihrem Unterhalte hin. Shin-nung gab Achtung auf die Jahreszeiten, studirte die Natur des Bodens, erfand den Pflug und lehrte das Volk den Ackerbau. Gleich einem göttlichen Wesen civilisirte er die Leute, befreite sie von der Barbarei, und deßhalb wurde er Shin-nung (göttlicher Landwirth) genannt." Mit dieser Angabe stimmen das Chow-schoo, She-pun, und das Le-han-wan-kea, überein. Das Sin-yu sagt: „Das Volk aß Fleisch und trank Blut, und kleidete sich in härene Felle bis auf Shin-nung. Shin-nung hielt es für eine schwierige Aufgabe, das Volk mit thierischer Nahrung zu ernähren, und nachdem er den sauern und bittern Geschmack der Pflanzen sorgfältig untersucht hatte, lehrte er das Volk Getreide essen. Hwae-nan-tsze sagt: „In alten Zeiten lebte das Volk von Pflanzen, Früchten und Insekten, und trank Wasser. Das Gift, das die Menschen dadurch verdauen

mußten, ſchadete ihrer Geſundheit. Aus dieſem Grunde fieng Shin-nung an, ſie Getreide ſäen zu lehren. Er theilte den Boden in feuchtes und trockenes, fruchtbares und ödes, hohes und niederes Erdreich. Nachdem er den Geſchmack der Pflanzen und die Bitterkeit und Süßigkeit des Quellwaſſers erkannt hatte, entdeckte er an einem Tage 70 Gifte. So war er im Stande, das Volk in dem Gebrauch oder der Verwerfung von Lebensmitteln zu leiten." Kwan-tſze ſagt: „Durch die Einführung des Getreides wurde das Volk civiliſirt. Wan-tſze ſagt: „Wenn kräftige Männer nicht pflügen, ſo wird das Reich darben; wenn die Weiber nicht weben, ſo werden die Leute erfrieren; wenn die Starken den Boden nicht bebauen, ſo iſt kein Lebensunterhalt vorhanden, und wenn geſunde Frauen nicht ſpinnen, ſo wird nichts da ſeyn, womit man ſich den Körper bedecken kann." Solches iſt der Inhalt von 50 Bänden. Wenn irgend Jemand Geduld beſitzt, ſie zu durchleſen, ſo wird er alsdann im Stande ſeyn, ſich eine Vorſtellung von der chineſiſchen Geſchichte zu machen.

Wir wählen eine andere Stelle aus dem Kang-keen-e-che, der kleinſten und populärſten allgemeinen Geſchichte. Im ſechsten Jahre Hung-woo's, des Gründers der Dynaſtie Ming, ließ der Kaiſer die Mandarine der verſchiedenen Bezirke vor ſich rufen, und ſprach zu ihnen alſo: Güte und Freundlichkeit ſind die Tugenden, die der Menſch beſitzen muß; Hartherzigkeit und Grauſamkeit werden ihm jede gute Eigenſchaft rauben. Wenn Ihr nur vorgebt, gütig zu ſeyn, ſo werdet Ihr in Wahrheit keine Herzensgüte beſitzen; und wenn Ihr nur freundlich zu ſcheinen wünſcht, ſo werdet Ihr nicht die wahre Leutſeligkeit beweiſen. Bemühet Euch deßhalb, wahrhafte Tugend zu üben."

„Der Kaiſer wählte die Taou-Prieſter, um den Gottesdienſt an den National-Altären zu verrichten, und an den Feſten der Götter des Landes zu opfern.

Wang-kwang-yang-pa wurde der Hang-ſang-tſan-ching (eine Art von Aufſeher) von Kwang-tung.

„Hoo-wei-yung, ein Tſo-ching (ein Beamter), wurde abgeſetzt, weil er die mannigfaltigen Angelegenheiten ſeiner Provinz zu keinem Abſchluß brachte."

„Im zweiten Monat fand eine Prüfung der Keu-zin ſtatt." (Der Verfaſſer gibt hierauf einen Umriß von der Art und Weiſe, auf welche dieſe Prüfungen ſtatt hatten. Die Cenſoren und Richter jener Zeit führten bei den Prüfungen den Vorſitz).

„Am erſten Tage des dritten Monats war eine Sonnenfinſterniß. Um dieſelbe Zeit wurden mehre Beamten und Civildiener befördert.

„In dem sechsten Monat wurde das Tee-muh-urh-fang-ying-Thor erweitert. Im siebenten Monat wurde Hoo-wei-yung ein Chung-shoo-yew-ching-seang, u. s. f."

In solchem Tone fahren die Compilatoren vom Anfang bis zum Ende fort, denn dieß ist die classische Methode der Geschichtschreibung. Die größern Werke gehen mehr in's Detail, aber in der Hauptsache sind sie nicht sehr verschieden.

Der Hauptzweck der Geschichte ist der, Thatsachen mit Unparteilichkeit, Treue und Genauigkeit zu erzählen. Diese Regel findet ihre Anwendung eben so gut auf die Chinesen, wie auf jede andere Nation. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist jedoch ein beklagenswerther Fehler im chinesischen Charakter, und die unumgängliche Nothwendigkeit, einen Beschützer zu preisen, thut der Wahrheitsliebe großen Eintrag. Durch Ordnung und Zusammenhang zeichnen sich ihre Geschichten aus. Nicht zufrieden, das bekannte Datum von Ereignissen auf Monat und Jahr zu bestimmen, und diesen einförmigen Gang durch das ganze Werk fortzusetzen, ergänzen sie durch ihren Scharfsinn noch, wenn hie und da eine genauere Angabe mangelt. Für einen Chinesen sind alle Einzelnheiten, so trocken sie auch seyn mögen, interessant, und er liest sie mit größerem Enthusiasmus, als wir die classischen Schriftsteller des Alterthums lesen. Eine lange und genaue Liste von Namen fesselt seine Aufmerksamkeit eben so sehr als die ausgearbeitetste und anziehendste Beschreibung. Alle ihre historischen Werke sind voll Reden, die sie ihren Helden in den Mund legen; einige ihrer besten Schriftsteller haben ihre ganze Darstellung in dieses Gewand gekleidet, wie wenn sie einen Dialog hätten schreiben wollen. Die Verfasser weben so häufig ihre Reflexionen ein, daß viele Parthien ihrer Schriften moralische Abhandlungen zu seyn scheinen. Während sie nach Kürze streben, werden sie oft geziert. Ihr Wunsch, dem Geist des Lesers große Ideen einzuflößen, dadurch, daß sie außerordentliche Ereignisse in wenigen Worten erzählen, macht sie oft abgerissen und dunkel; jedoch mit der Mehrzahl der ältern Historiker anderer Nationen verglichen, kann man sie nicht mehr als irgend ein anderes Volk der Erdichtung beschuldigen, und ihre mythologischen Geschichten haben mehr das Ansehen der Wahrhaftigkeit, als bloßer Fabeln.

Diese Bemerkungen beziehen sich nur auf ihre Nationalgeschichte. Ihre Versuche, solche Ereignisse zu erzählen, die in fremden Ländern statt fanden, sind höchst unvollkommen. Sie haben eine zu große Eigenliebe, sind mit den Sitten und Gebräuchen der Ausländer zu wenig bekannt, und zu sehr gegen sie eingenommen, als daß sie mit

Unpartheilichkeit ſchreiben könnten. Unter den zahlreichen Büchern, die ſie beſitzen, haben wir niemals eine Univerſalgeſchichte getroffen. Das Werk, welches einem ſolchen am nächſten kommt, iſt eine Geſchichte aller der Staaten, die dem Sohn des Himmels Tribut ſandten. Ihre Literatur iſt reich an Memoiren und Biographien, von denen einige außerordentlich intereſſant ſind, und ein größeres Licht auf die Geſchichte werfen, als die dicken Bände der Hiſtoriker vom Fache. Nicht bloß Staatsmänner und berühmte Monarchen haben ihre Autoren, ſondern auch Weiber theilen dieſe Ehre, und finden ihre Lobredner.

Algier'sche Zustände.

II.

Von dem Eigenthume nach muselmännischen Begriffen.

1. Allgemeine Rechtsgrundsätze. Begründung und Uebertragung des Eigenthums.

Dem Koran zufolge, ist Gott der Herr der Erde, wie dessen, was auf ihr lebt und webt. Da nun Gott hienieden einen sichtbaren Stellvertreter, einen Schatten seiner selbst, in dem Imam hat, so übt dieser die Fülle der geistlichen und weltlichen Macht ohne Aufsicht oder Beschränkung.

Dem Gesetzesinhalt zufolge, besäße also der Imam ein allgemeines Eigenthumsrecht. Jedoch behielt Muhammed sich und seinen Nachfolgern keineswegs die volle und freie Ausübung eines so unumschränkten Rechtes vor. Nach der Praxis des Propheten, welche man als den gültigsten Commentar des göttlichen Wortes betrachtet, muß jeder Muselmann blos von seinem irdischen Besitzthume den Zehnten oder Asche bezahlen. Dieß ist das Recht Gottes, die ihm vorbehaltene

Steuer, welche, indem sie von dem ewigen Eigenthum des Herrn der Welt Zeugniß gibt, den Gläubigen den Genuß ihrer Güter und die Macht, darüber nach Willkühr zu verfügen, überläßt. Die so für ewige Zeiten mit der Entrichtung des Aschr belastete, unbewegliche Habe geht mit derselben Verpflichtung an alle Nachfolger des ursprünglichen Eigenthümers über.

In Ansehung der ungläubigen und besiegten Nationen war das Gesetz jedoch nicht das gleiche. Wie schon oben gesagt wurde, konnte der Koran, welcher unaufhörlichen Krieg den Feinden des Halbmondes predigt, der diesen Krieg (el djchad) den Gläubigen als ein heiliges Werk anempfiehlt, den Bekennern eines andern Gesetzes den Besitz ihres Erbtheiles nicht unter denselben Bedingungen, wie den Muselmännern, überlassen.

Schwur der Ungläubige seinen Glauben ab, und ging er sofort zum Islam über, so wurde er in jeder Beziehung den ältesten Gläubigen gleich geachtet, und hatte keine andere Obliegenheiten zu erfüllen, um sein Erbtheil zu sichern. Wenn er, ohne sich dem neuen Gesetze zu unterwerfen, der muselmännischen Occupation nur wenig oder keinen Widerstand entgegensetzte, so konnte der Imam sich nachsichtig zeigen. Ohne den Fremdling (el-harbi) seines Besitzthums zu berauben, legte er ihm den sogenannten Kharadj auf, durch welchen er gewissermaßen seine Person und Güter erkaufte. Er ward unter einem andern Rechtstitel, als die Gläubigen, Unterthan; man nannte ihn Dennon oder Client.

Hatte dagegen der Fremdling lebhaften Widerstand gezeigt, beharrte er nach seiner Besiegung in seinem Glauben, so beraubte ihn der Imam seines Eigenthums, das als Kriegsbeute unter die Sieger vertheilt ward. Alles eben Gesagte wird in folgender kurzen Erklärung des Rechtsgelehrten Kodouri zusammengefaßt, dessen Entscheidungen noch heutzutage gültig sind: „Alles arabische Gebiet ist dem Aschr unterworfen. Alles Gebiet, dessen Besitzer sich freiwillig zum Islam bekehrt haben, oder welches mit Gewalt erobert und unter die Muselmänner vertheilt worden ist, entrichtet ebenfalls den Aschr. Jedes Gebiet, das mit Gewalt unterjocht worden ist, und in dessen Besitz die Besitzenden bestätigt wurden, bezahlt den Kharadj."

So hat denn das Eigenthum in den verschiedenen Ländern, wohin die arabischen Eroberer drangen, je nach der Weise, wie die Eroberung vollbracht ward, und je nach den Neigungen der Völker, mit denen sich die Eroberer vermischten, ein verschiedenes Loos erfahren.

In Aegypten, wo der Widerstand den Zorn der Sieger reizte, wo

anfangs die alten, religiösen Begriffe nicht wichen, scheint das Recht des Siegers in seiner ganzen Strenge, wo nicht durch Omar und seine unmittelbaren Nachfolger, so doch durch die Fürsten der kurdischen und türkischen Dynastieen geübt worden zu seyn. Unter diesen letzteren entwickelte sich das Eroberungssystem, welches die Stiftung militärischer Dotationen (timos) und die fast vollständige Wegnahme des Eigenthums herbeiführte. In Folge dieses Systems ist gegenwärtig der Pascha von Aegypten der einzige Herr des Bodens, welchen die Einwohner nach seiner Laune und unter Bedingungen bebauen, welche er, für eine, ihm beliebige Zeitfrist auflegt.

Auf der Nordküste Afrika's war die Umgestaltung nicht so vollständig und so hart. Die muselmännische Invasion stieß hier auf keine Hindernisse; da sie nach der vorübergehenden Restauration der römischen Macht eintraf, welche die schwachen Kaiser Ostroms nicht lange behaupten konnten. Afrika ward oft von Empörungen heimgesucht, und der Christenglaube durch Schismen, welche nirgendwo sich so heftig gezeigt hatten, erschüttert. Eroberung und Proselytenmacherei hielten hier fast gleichen Schritt. Bekehrung folgte auf Unterwerfung, und Afrika kannte bald nur muselmännische Eigenthümer, da es nur Länder hatte, welche sich dem Zehnten des Propheten unterwarfen.

Das Privateigenthum war also, und erhielt sich in Algier auf der nämlichen Grundlage, wie unter uns verjährter Besitz, regelmäßige Zeugnisse und Urkunden sind die Beweismittel für die Ansprüche darauf. Die Gesetze und die Staatsgewalt beschirmen, und unterstützen sie.

In Betreff des Besitzes und der Uebertragung des unbeweglichen Eigenthums unterscheiden sich die muselmännischen Gesetze nicht merklich von den römischen und den französischen. Auch begegnet man in der alten Regentschaft dem Güterunterschied, wenn nicht auf die Weise, wie unsere Gesetzbücher ihn heiligen, wenigstens ungefähr so, wie es vor fünfzig Jahren bei uns stattfand. So ließ sich hier die Staats-Domäne erkennen, welche aus den der Regierung geschenkten Gütern bestand, ferner aus denjenigen, welche sie durch den Krieg erhielt, welche sie erwarb, oder anbaute, welche sie sich durch Confiscation zueignete, oder bei denjenigen Erbschaften gewann, an welchen das Gesetz den Staat oft Theil nehmen ließ, endlich, welche ihr eigenthümlich zugehörten, entweder dadurch, daß Niemand unter einem rechtmäßigen Titel dieselben sich aneignen konnte, oder, weil sie herrenlos blieben. Die Domäne des Fürsten entstand aus dem, was er persönlich unter verschiedenen Titeln und aus seinem Antheil an der Kriegsbeute erwarb.

Im Allgemeinen bekümmerten ſich die Paſchas, welche zu einem gewaltſamen Tode gewöhnlich zum voraus beſtimmt waren, ſehr wenig darum, perſönlich reich an unbeweglicher Habe zu erſcheinen, die doch nach ihrem tragiſchen Ende von dem Fiskus eingezogen wurde. Die Gärten und Paläſte, welche ſie bauten, wurden bei ihren Lebzeiten unter dem Vorbehalt der Nutznießung, und ſehr oft mit der Verpflichtung des Erſatzes (**habous**), zu Gunſten einer milden Stiftung verſchenkt. Der Reichthum des Dey's beſtand zum größten Theile aus beweglicher Habe.

Die Güter zerfallen in **melks** und **habous**; jene ſind freies Eigenthum, worüber der Beſitzer, in Uebereinſtimmung mit dem Geſetze, nach Belieben verfügen kann. Habous nennt man diejenigen Güter, worüber ein Privatmann, indem er ſich, ſeiner directen Nachkommenſchaft oder einigen ſeiner Verwandten in beſtimmter Ordnung, den Genuß vorbehielt, zu Gunſten einer milden Stiftung oder öffentlichen Anſtalt verfügte. Das Inſtitut der Habous fand am gewöhnlichſten zu Gunſten Mekka's und Medina's, der Moſcheen u. ſ. w. ſtatt, zuweilen, jedoch ſeltener, zum Nutzen der Brunnen, Straßen oder eines Janitſcharen Odjaks. Ein voller Beſitz trat erſt nach dem Erlöſchen der Nachkommenſchaft des Schenkenden und öfters auch der Nebenzweige im zweiten Grade ein.

Unter der alten Regentſchaft gab es noch eine andere Art des Vertrags, wobei Europäer und Eingeborene ſich ebenfalls nicht verſtanden, und deren Anwendung oft Streitigkeiten veranlaßte, die um ſo ſchwerer zu ſchlichten waren, als die Abſicht der Parteien keine gemeinſame ſeyn konnte, und jede derſelben gemeint hatte, es ſey von ihr anders ſtipulirt worden, als von der zweiten. Wenn nämlich der Eigenthümer oder Beſitzer eines Hauſes, Grundſtückes oder ſonſtigen liegenden Beſitzthumes ſich in der Unmöglichkeit befand, es aufzubeſſern oder fortzuerhalten, ſo traf er mit einem Dritten eine Uebereinkunft, welchem der Genuß deſſelben vermittelſt einer jährlichen Rente überlaſſen wurde. Die Reparaturen und Verſchönerungen, welche von dem Uebernehmenden gemacht wurden, hießen **djelsa**; das Grundſtück, welches der Verleiher behielt, nannte man **melkie**.

II. Beweise für das Eigenthum; Benutzung desselben; Privatdomäne; öffentliche Domäne; Staatsdomäne.

Was die Art und Weise des Erwerbs, Besitzes und der Uebertragung eines Eigenthums anbelangt, so unterscheidet es sich von dem bei uns üblichen Verfahren nicht wesentlich. Das Recht des Eigenthums entsteht vor Allem durch den Besitz der Urkunden. Nach unsern Begriffen begründet der Besitz ohne die Urkunden nur ein prekäres und unsicheres Recht, wie lange auch seine Dauer währe. Sind dem Käufer die nöthigen Urkunden nicht ausgeliefert worden, so kann der Verkäufer stets noch Ansprüche an ihn geltend machen, insofern jener einen nicht vollständig gültigen Kauf geschlossen hat.

Vom praktischen Standpunkte aus gibt es nichts Leichteres in Afrika, als dem Gange auf einander folgender Vererbungen des Privateigenthums zu folgen. Die darauf bezüglichen Thatsachen werden gewöhnlich auf eine Papierrolle geschrieben, welche bereits alle diejenigen enthält, denen das unbewegliche Gut früher angehörte. An diese Rolle sind in unbestimmter Anzahl für den Nothfall neue Blätter angehängt, so daß sie die vollständige und fortlaufende Reihe der in Betreff eines und desselben Grundstückes stattgefundenen Ueberlassungen vorstellt.

Beim Mangel an Urkunden wird das Eigenthumsrecht durch den Zeugenbeweis dargethan. Die erste Pflicht und das erste Recht eines solchen Besitzers besteht darin, durch den Cadi eine Beweis- oder Erkennungs-Urkunde ausfertigen zu lassen, welche zur Grundlage einer neuen Reihe von Besitzern dient.

Die muselmännische Gesetzgebung erkennt keine Verjährung an. Gegen das Recht gibt es hier kein Recht. Die Ansprüche auf eine Erbschaft bleiben unverändert, und der dritte Erwerber kann stets von den Erben oder dessen Advokaten zur Verantwortung gezogen werden, und zwar ohne einen andern Anspruch auf Ersatz, als den, welchen er dem Verkäufer gegenüber hat.

Der nicht urkundliche Besitzer ist nicht gehalten, den Produktenertrag zu ersetzen. Sind Eigenthumsurkunden vorhanden, so wird stets angenommen: daß der Käufer sie anerkannt und gewußt habe, auf welche Weise sein Verkäufer besitze, und was er besitze. Bei dem Verkaufe ana betrachten sich die Verleiher gegen eine ewige Rente ihres Eigenthums nicht entäußert, sie behalten gewöhnlich die Eigenthums-Urkunden bei sich. Zuweilen erheben sich Schwierigkeiten, wenn der

Besitz des unbeweglichen Gutes vertheilt ist. Alsdann ist es Sitte, daß man die Urkunden in eine dritte Hand niederlegt.

Es ist eine ziemlich wichtige Bemerkung, welche man in Betreff des städtischen Eigenthums macht, daß die Mauern der anstoßenden Häuser nebeneinander liegen, und keinen Raum zwischen sich lassen. Erst seit der französischen Eroberung ist letzteres Princip eingeführt. Seine, von der einheimischen Bevölkerung selbst anerkannte Nützlichkeit gewinnt immer mehr Beifall, und man könnte bereits Beispiele von Muselmännern anführen, die es befolgt haben.

Die muselmännische Gesetzgebung bestimmt ausführlich die verschiedenen Ueberlassungen, vermittelst derer der Eigenthümer aus seinem Eigenthum Vortheil ziehen kann, namentlich wenn es sich um Landgüter handelt. Die einfache Vermiethung des Grundstücks gegen einen gewissen Preis ist in Afrika nur eine Ausnahme. Am gewöhnlichsten ist es, daß der Eigenthümer und der Bebauer den Ertrag unter einander theilen, eine Art von Verleihung, welche viele Aehnlichkeit mit einer in einem Theile Frankreichs sehr gewöhnlichen Vermiethung hat. Die Verhältnisse zwischen diesen beiden Individuen bestehen nicht immer auf gleiche Weise, und wechseln nach den Elementen, in Beziehung auf welche jedes von ihnen an dem Ertrage Antheil nimmt. Elemente, welche von den Rechtsgelehrten in der Anzahl von vier angenommen werden, nämlich: Das Grundstück, die Saat, das Lastthier und die Arbeit. Die gewöhnlichste Uebertragung ist diejenige, vermöge deren ein Individuum das Grundstück, die Saat und die Werkzeuge zur Bearbeitung liefert, während ein Anderer seinen Arm zur Bebauung leiht. Letzterer zieht unter dem Namen Vergütung das Fünftel der Produkte für sich ab. Daher haben solche Feldbauern den Namen **khamamsa** erhalten, ein Name unter dem man sie allenthalben kennt. In Afrika gibt es durchaus Nichts unsern verlängerten Pachtcontracten Analoges.

Das unbewegliche öffentliche Eigenthum kann man als aus zwei Quellen fließend betrachten: 1) aus der Eroberung; 2) aus der Natur derjenigen Länder, welche entweder niemals bebaut wurden oder aufgehört haben, es zu werden. Die durch Erbauung erworbenen Ländereien können entweder Ländereien **achoun** oder Ländereien **Kharadj** (tributpflichtige) seyn. Dieß richtet sich nach dem Charakter der Eroberung und nach dem Umstande, ob das Zugeständniß des fortdauernden Besitzes den besagten Muselmännern gemacht, oder ihr Besitz den älteren Einwohnern vermittelst Loskaufs überlassen wird.

Die Ländereien der zweiten Categorie oder die herrenlosen Ländereien kann man in zwei Classen theilen:

1) in unfruchtbare Ländereien (adiet),
2) in vernachläßigte (el masuat).

Der Koran sagt in Bezug auf letztere: „Derjenige, welcher ein brach liegendes Gut anbaut, wird sein Eigenthümer.“ Nur auf ausdrückliche Erlaubniß des von dem Kalifen oder seinen Dienern zugestandenen Anbaus hat man diese Vorschrift befolgt.

Von dieser Classe nimmt man überdieß die an bebaute Güter stoßenden Striche aus, wie diejenigen, deren man sich für die Ernte und das Viehfutter bedient, endlich solche, welche in einer geringen Entfernung von den bebauten Ländereien liegen, eine Entfernung, die im Allgemeinen durch die Entfernung der menschlichen Stimme, oder durch die eines Geschosses oder durch das Maaß von 400 Schritten bestimmt wird.

Läßt Einer in einem herrenlosen Grundstücke einen Brunnen oder ein Bassin graben, so wird er Eigenthümer davon, sowie von dem Boden im Umkreis bis auf 40 Fuß Entfernung. Diesen Rayon nennen die Rechtsgelehrten harim. Entdeckt man hiebei eine Wasserquelle, so kann der Rayon sich auf 300 — 500 Fuß ausdehnen. Die Ländereien, welche ein Fluß verläßt, indem er von seinem Laufe abweicht, wo aber die Wiederkehr des Stromes in sein ursprüngliches Bette wahrscheinlich ist, dürfen nicht urbar gemacht werden. Wenn es jedoch Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß der Fluß nicht wieder zurückkehrt, so darf man das Grundstück als durchaus brach ansehen, und es so behandeln. Dasjenige Individuum, welches es mit Ermächtigung des Imam (des Kalifen) umackert, wird sofort Eigenthümer.

Die Rechte des Imam (des Souverain) in Bezug auf die Gewährung solcher Grundstücke, welche einen Theil der öffentlichen Domäne bilden, und die solcher Concession unterlegten Bedingungen lassen sich auf folgende Weise definiren.

Mit dem Namen iktaa bezeichnet man diejenigen Eigenthums-Objekte, worüber der Sultan verfügt. Das Recht des Sultans kann sich nur auf solche Realitäten erstrecken, welche nicht einem bekannten Eigenthümer angehören, und nicht den Gegenstand einer legitimen Rückforderung bilden.

Das Recht des iktaa findet auf dreierlei Gattungen an Ländereien seine Anwendung; die ganz brach liegenden (amouat), die urbar gemachten und herrenlosen, die cultivirten (amer), und auf die Minen (maoden).

Die brach liegenden Grundstücke theilen sich in zwei Classen:

1) Die seit unvordenklicher Zeit brach liegenden. Der Imam (Souverain) ertheilt vermöge des iktaa das Recht, das Grundstück (ihhy) anzubauen. Diese Art der Concession stützt sich auf das Beispiel des Propheten, welcher dem Zobeir-ben-el-Aouam einen Bezirk von brach liegenden Ländereien schenkte, deren Umfang dem Raume gleich kam, welchen sein Roß in großem Galopp maß. Zobeir durchritt zuerst jenen Raum, hierauf zielte er mit seiner Peitsche, um noch mehr Boden zu gewinnen, worauf der Prophet die Entscheidung that, man solle ihm den Raum bis an die Stelle überlassen, wohin die Peitsche gefallen sey.

2) Die früher angebauten Grundstücke, welche jedoch ganz brach geworden sind. Ihre Eintheilung ist folgende:

a) Ländereien aus den Zeiten des Heidenthums (djahylya), wo seit der Stiftung des Islam keine Spur von Cultur stattfand; z. B. die Ländereien von Ad und Temoud. Der Prophet hat bemerkt: „das Land Ad gehört Gott und seinem Propheten, hierauf gehört es euch, vermöge der von mir euch ertheilten Erlaubniß."

b) Ländereien des Islam, welche, nachdem sie Eigenthum der Muselmänner gewesen waren, brach gelassen worden sind. Können die früheren Eigenthümer ihre Rechte nachweisen, so kann die Belehnung stattfinden. Das Individuum, welches die Concession erhält, bekommt zugleich das Privilegium zur Urbarmachung, und behält nachher die Domäne unwiderruflich. Hat derjenige, welchem die Erlaubniß ertheilt worden, nach Verfluß von 3 Jahren, einem von dem Chalifen Omar festgesetzten Termine, das Gut nicht benützt, und kann er seine Unthätigkeit hinsichtlich dessen nicht erweisen, so kehrt das Grundstück in sein früheres Verhältniß zurück, das heißt, man kann darüber zu Gunsten eines neuen Individuums verfügen.

Das cultivirte Grundstück kann zur Nutznießung übertragen werden. Offenbar handelt es sich hier um ein unbewegliches Gut, das einen bekannten Eigenthümer hat.

Ist das Eigenthumsrecht auf ein Immobil dieser Art einmal festbegründet, so kann der Sultan auf keine Weise darüber verfügen, wenn es in muselmännischem Gebiete liegt. Dieses Recht ist in den Augen des muselmännischen Gesetzes unwiderleglich. Was die im fremdem Lande (dar el harb, das Haus des Krieges) liegenden und cultivirten Grundstücke anbelangt, so kann der Souverain über das vor der Eroberung bestehende Eigenthumsrecht verfügen. Man führt mehre Concessionen dieser Natur an, die von dem Propheten ausgingen. So

z. B. ſchenkte er einmal dem Khaſim-Ebe-Aous unter dem Titel iktaa die Tochter des Gouverneurs einer feindlichen Stadt.

Es gibt eine zweite Claſſe von angebautem Lande, das einen Theil der öffentlichen Domäne bildet. In dieſe Claſſe gehören diejenigen Ländereien, welche keinen beſtimmten Eigenthümer haben, und auf welcher kein individuelles Anrecht haftet, z. B. derjenige Güterantheil, welcher von den Imams bei den Eroberungen des Islam für den Bitel-mal zurückbehalten wird. Dieſer Theil beträgt gewöhnlich ein Fünftheil; er wird für die allgemeinen Bedürfniſſe der muſelmänniſchen Nation, und namentlich für die Bedürfniſſe des ärmeren Theils derſelben verwendet. So behielt Omar für den Staatsſchatz die Reichthümer des Chosroes und ihrer Verwandten, ſowie diejenigen, deren Eigenthümer ſich geflüchtet hatten oder umgekommen waren. Er machte aus keinem der ſo erworbenen Grundſtücke den Gegenſtand einer förmlichen Belohnung, ſondern vergab ſie miethweiſe, was ſeitdem öfters Nachahmer gefunden hat.

Die öffentliche Domäne zählt in ihren Bereich eine dritte Claſſe von Immobilien, nämlich ſolche, deren Inhaber ohne Hinterlaſſung rechtmäßiger Erben geſtorben ſind. Dieſes Eigenthum wird dem Bitel-mal als Gemeingut der Muſelmänner überwieſen.

Neben der Iktaa-el-amlak oder Eigenthums-Belehnung beſteht noch die Iktaa-iſtighlal oder Belehnung mit Produkten oder Erzeugniſſen. Die Rechtsgelehrten diſtinguiren zwiſchen zwei Claſſen von Belehnungen mit Produkten: 1) Der Conceſſion des Achour; 2) der Conceſſion des Kharadj. Es iſt jedoch zu bemerken, daß jener niemals unmittelbar und in ſeiner weſentlichen Begriffs-Bezeichnung zugeſtanden werden kann. In Gemäßheit der eigenthümlichen Entſtehungsweiſe dieſer Gattung von Auflagen und der beſondern Bedürfniſſe, wozu ſie urſprünglich beſtimmt worden, kann ſie niemals individuelle Anſprüche begründen. So lange ſie nicht förmlich erhoben und einkaſſirt iſt, bleibt ſie öffentliches und unantaſtbares Eigenthum. Nach andern ähnlichen und eben ſo ſubtilen Unterſcheidungen findet die Anwendung des Kharadj ihre Beſtimmung. Man muß jedenfalls zwiſchen dem Kharadj unterſcheiden, der als Tribut von den Ungläubigen bezahlt wird, und dem ſteten Loskaufe ſeiner Perſon und ſeines Gutsbeſitzes gleichkömmt, und demjenigen Kharadj, welcher nur als Pachtzins für eine ertheilte Erlaubniß bezahlt wird. Im erſteren Falle hat der Tribut keinen beſtimmten Charakter an ſich, weil er, ſo lange der Ungläubige in ſeinen religiöſen Ueberzeugungen beharrt, fort erhoben wird, und mit ſeiner Bekehrung zum Islam aufhört; auch währt eine Conceſſion der Art nicht länger

als ein Jahr. In Betreff der zweiten Gattung des Kharadj geschieht die Concession gewöhnlich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren.

Noch müssen wir von der Concession der Minen reden. Sie zerfallen in zwei Classen, die offenliegenden (dhahisa) und die unterirdischen (bathina). In die erste gehören Gegenstände, wie Salz, Pech, Naphtha; es verhält sich damit, wie mit dem Wasser; Alle haben gleiche Rechte daran. Hier heißt es nach dem gemeinen Sprüchworte: wer zuerst kömmt, mahlt zuerst. Einer Concession bedarf es hier nicht, weil dieser Titel gar keine Anerkennung fände. Die Minen bathina erfordern zu ihrer Ausbeutung einer längeren Arbeit; dahin gehören Gold, Silber und Eisen-Minen. In Betreff der möglichen Concession sind die Meinungen getheilt. Nach den allgemein angenommenen Principien ist jede Mine Eigenthum ihres Entdeckers, wenn er ein Fünftheil des Ertrags an den Staat entrichtet. Geschieht die Entdeckung in einem Privateigenthum, so hat der Besitzer des Grundstücks das Anrecht auf die Minen, und ist gleichfalls verpflichtet, dem Souverän ein Fünftheil zu bezahlen. Der Koran sagt: „von dem Steinreiche gebührt dem Souverän kein Fünftheil."

Vorstehende Bemerkungen sind höchst interessant, namentlich insofern sie mit dem Unterschiede vertraut machen, welche das vor der Eroberung bestehende Gesetz zwischen der öffentlichen Domäne und dem Privateigenthum feststellt. Die Bestimmung des Umfangs der Regalien in Betreff der Verfügung über den Grundbesitz wird in dem Augenblicke wichtig, wo die Occupation neue Länderstriche trifft, und wo eine eben so neue Bevölkerung von der Regierung die Gewährung eines Bodens verlangt, um von dessen Ertrage leben zu können.

Feuilleton.

Notizen.

Edhem Bey, Minister des Unterrichts im Dienste des Vicekönigs von Aegypten, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, der in jüngeren Jahren in Frankreich seine Studien gemacht hat, und dort vor etwa einem Vierteljahre in Geschäften seines Gebieters längere Zeit anwesend war, schreibt einem französischen Freunde Folgendes über den Zustand der Schulen in seinem Vaterlande:

Die Schulen nehmen zu, und der Unterricht wird immer besser ertheilt. Hekekian-Bey beschäftigt sich mit der Errichtung einer Kunst- und Handwerksschule, zu der er einen ausführlichen Plan entworfen hat. Zu El Kanke ist eine Schule errichtet worden, die den Namen Prinzenschule führt; die Söhne Seiner Hoheit erhalten dort eine ihrem hohen Stande gemäße Erziehung.

Die Uebersetzung von Legendres Geometrie ins Arabische ist vollendet, und der Druck derselben soll möglichst bald angefangen werden. Uebersetzung und Druck der Anfangsgründe der Algebra, von demselben Verfasser, sind beendet.

Bei der Uebersetzung von Werken wissenschaftlichen oder künstlerischen Inhalts war es nöthig, neue Worte zu bilden, die wir von unsern Vorgängern in diesen Wissenschaften entlehnen mußten, um die neuen Ideen, oder neue, uns bisher fremde Gegenstände bezeichnen zu können. Um Verwirrung zu vermeiden, und den Uebersetzern ihre ohnehin schon schwierige Arbeit zu erleichtern, war ich mit Nessah Effendi der Meinung, es möge zweckmäßig seyn, die technischen Worte unserer Sprache zu sammeln, und die andern Ausdrücke der Art, welche die französische Sprache besitzt, zu übersetzen, oder bei uns einzubürgern, und dann eine Zusam-

menstellung aller derselben als technologisches Wörterbuch drucken zu lassen. Nessah Effendi soll, wiederum im Einverständnisse mit den Scheikhs und den gelehrten Männern, welche mit den Uebersetzungen der fremden Werke beschäftigt sind, sich der Zusammenstellung dieses Wörterbuches unterziehen *).

Wundern Sie sich nicht, daß ich in Tagen, wie die unsrigen, die so reich an den folgenschwersten politischen Ereignissen sind, Ihnen nur von Schulen und Wörterbüchern zu schreiben weiß; aber ich habe in meiner Stellung wenig Gelegenheit und Beruf, mich mit den allgemeinen Angelegenheiten meines Gebieters zu beschäftigen; überdieß müssen Sie die Nachrichten weit früher über Alexandrien erhalten, als ich sie Ihnen von Kairo aus geben kann.

— Das edle und milde Benehmen des Bischofs von Algier, Dupuch, wird allgemein gelobt; kein Prälat konnte durch seine ausgezeichneten Eigenschaften mehr geeignet seyn, einem so schwierigen Posten vorzustehen, als er. Die neueste Handlung seiner Wohlthätigkeit ist, daß er zum Angedenken an den heiligen Cyprian, Bischof von Karthago, der, ehe er seinen Kopf dem Henkerbeile bot, dem Nachrichter fünf und zwanzig Goldstücke schenkte, die er noch bei sich getragen, ein Waisenhaus gestiftet hat, in dem fünf und zwanzig eingeborene Kinder auf Kosten der Kirche erzogen werden sollen.

— Das Theater in Calcutta, das seit dreißig Jahren bestand, und in so blühendem Zustande war, daß man es das Drury-Lane Hindostans nannte, ist ein Raub der Flammen geworden.

Matrosen hatten bei der Generalprobe zu einem großen Spektakelstück, „der Lootse," mitgewirkt, dessen Aufführung am 6. Juni stattfinden sollte. Wie es scheint, fielen aus einigen Raketen und Schwärmern, die abgebrannt wurden, Funken in die Coulissen. Um Mitternacht brach die Feuersbrunst aus; obgleich Spritzen von allen Seiten thätig waren, konnte man doch des Feuers nicht mehr Herr werden.

Der Schaden beläuft sich auf einen halben Lak Rupien (fünf und sechszig bis siebenzig tausend Gulden); außerdem haften noch hypothekarische Schulden im Belaufe von zwanzig tausend Rupien (etwa fünf und zwanzig tausend Gulden) auf dem Gebäude, das nicht versichert ist.

*) Dieses Werk wurde in Paris unter der obersten Leitung des Herrn Jomard, Chefs der von Aegypten hergesandten, wissenschaftlichen Commission, angefangen, und von ihm rührt der erste Plan zu einem allgemeinen technologischen Wörterbuche her, das sich als gleich unabweisbares Bedürfniß für die Uebersetzer, wie für den Unterricht im Allgemeinen herausgestellt hat.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Ansicht von Jerusalem. Zweites Blatt.

August Lewald.

Lith. Anst. v. W. Poberata

JERUSALEM

VOM CATHOLISCHEN KLOSTER.

Erinnerungen aus Indien.

Um den Negerhandel vortheilhaft zu betreiben, um eine passende Auswahl zu haben, ihre Krankheiten oder Fehler zu beurtheilen, schlug der Sklavenhändler, damals als dieser Handel noch geduldet wurde, sein Lager entweder an der Küste von Afrika, oder auf der Insel Madagaskar auf; er verweilte hier sechs Monate des Jahres, von Mai bis zu Ende Octobers, um welche Zeit die Krankheiten des Landes ihre furchtbaren Verheerungen beginnen. Hier quartirte sich der Sclavenhändler in eine Hütte ein, legte seine Waare aus, die in Leinwand, Spiegeln, Schießpulver, Flintensteinen, Waffen, vergoldeten Armbändern, Glasperlen bestanden, und wartete auf Menschen zum Austausch gegen seine Waaren.

Wenn er sich so eingerichtet hatte, machte sich der Marmite des Sclavenhändlers (dasselbe was in Indien der Sarcarde, und in Frankreich der Mäkler oder commis voyageur ist) mit Mustern auf den Weg, und kehrte nach zwei oder drei Tagen mit Eingeborenen zurück,

welche Gefangene oder zum Tode verurtheilte mit sich schleppten: denn der Krieg und die Cabaren (die Gerichte der Eingeborenen von Madagaskar) waren die Haptnahrung des Sclavenhandels. Doch geschah es auch zuweilen, daß ein Sclavenbesitzer, der an der Hütte des Sclavenhändlers vorüberging, von der Waare, die er ausgestellt sah, geblendet wurde, und an demselben oder am folgenden Tage kam, und mit Sclaven das, was ihm bei dem Sclavenhändler in die Augen gestochen hatte, bezahlte.

Bei den Verkäufen war ich zuweilen Zeuge von Scenen der Aufopferung und Freundschaft, die mich lebhaft rührten. Es geschah, daß Sclavenbesitzer Sclaven mehre Jahre lang in ihren Diensten hatten, dieselben trotz ihres guten Betragens und ihrer Sorge für das Interesse ihrer Herren, gegen Waffen oder Gegenstände, die ihrer augenblicklichen Laune gefielen, austauschten. Ich habe gesehen, wie sich solche Sclaven in dem Augenblicke als der Handel abgeschlossen wurde, auf die Erde warfen, sich das Gesicht zerschlugen, und in furchtbare Verzweiflungsrufe ausbrachen. Freundschaft, Anhänglichkeit, alte Dienste, Weiber, Kinder — Alles wurde der Willkühr und Laune des Herrn geopfert.

Nach und nach verschaffte sich der Sclavenhändler die Anzahl von Sclaven, die er einzukaufen gesonnen war. Diese erweiterten alsdann die Hütte ihres neuen Herrn, indem sie aus Cocosblättern einen Anbau an dieselbe machten. Hier brachten sie die kurze Zeit, die sie noch in ihrem Lande zu bleiben hatten, zu, und dachten an das, was ihnen noch vor kurzer Zeit so theuer gewesen war.

Jeder Sclavenhändler hatte seine Chiffre, die aus den Anfangsbuchstaben seines Namens und seiner Vornamen, oder aus irgend einem eigenthümlichen Zeichen bestand. Diese Chiffre machte man glühend, und nachdem man den Körpertheil des Sclaven, welchem man das Zeichen einbrennen wollte (fast immer die Schulter oder den Ober-Arm) mit einem feinen Oele bestrichen hatte, brachte man das Eisen leicht auf die Oberhaut, auf welcher sich sogleich eine Blase bildete, die, wenn sie nach 8 Tagen geheilt war, den blendend weißen Abdruck der Chiffre auf der Haut zurückließ.

Diese schmerzliche Vorsichtsmaßregel war inzwischen nothwendig; wie sollte man die Schwarzen sonst erkennen, sey es in ihrem Lande, wenn sie entlaufen, sey es an Bord, um für sie zu sorgen, sey es bei der Ausschiffung, um sie zu theilen oder zu verkaufen; jede andere Beziehung wäre unzureichend gewesen, um Menschen zu erkennen, die keine Kleidung, kein besonderes Zeichen an sich dulden.

Der ſchwarze Sclave, der die Hütte des Sclavenhändlers ohne Erlaubniß verlaſſen hatte, und nach Verfluß von 24 Stunden nicht zurückgekehrt war, wurde dem König des Ortes als entlaufen angezeigt, der für vier Piaſter, die man ihm einhändigte, die Sorge übernahm, den Sclaven feſtnehmen zu laſſen. Gelang ihm dieß nicht, ſo war er verbunden, einen andern Sclaven nach dem Geſchmacke des Sclavenhändlers zu liefern.

Wenn die Zeit herannahte, in welcher die Einkäufe geſchloſſen werden mußten, ankerte ein eigens dazu gemiethetes und zuvor paſſend abgetheiltes Schiff in der Nähe des Ortes, und rüſtete ſich, ſeine Ladung aufzunehmen.

Die Sclaven wurden an das Boot geführt oder geſchleppt, das ſie an Bord bringen ſollte, und bald entſchwand, unter Thränen und Wehklagen, das Land hinter ihnen in der Ferne.

Im untern Schiffsraum befand ſich eine ungeheure Stange Eiſen, die ſich von einem Ende bis zum andern, durch die ganze Länge des Schiffs hindurch erſtreckte. An dieſer Eiſenſtange wurden die armen Neger, den Fuß in einem Ringe und einander gegenüber ſitzend, ſo angebracht, daß ſich ihre Kniee gegenſeitig in einander verſchlangen. Die Negerinnen wurden nicht an die Stange gebracht, ſie hielten ſich im Vorderſchiffe auf, entweder auf dem Verdecke, oder in einem ihnen eingeräumten Zimmer. Zur Stunde des Eſſens ließ man große Näpfe geſottenen Reis in den untern Schiffsraum hinab, eine Nahrung, die den Schwarzen aus eingeborener Neigung und aus Gewohnheit ſehr angenehm iſt. Tag und Nacht halten zwei Matroſen, welche die ſtrengſten Befehle haben, auf dem Verdecke Wache.

Der Geſtank im Schiffraum, die wenige Luft, welche durch die Oeffnungen eindringen kann, und die beſtändige Berührung der ſchwitzenden Körper trugen nicht wenig dazu bei, Krankheiten unter den Sclaven hervorzubringen; namentlich die Krätze, die Tampane (eine Art Flechten, welche ſich über den ganzen Körper verbreitet); und alle Hautübel gewinnen hier eine ſchreckliche Stärke. Die Seekrankheit, gegen welche das einzige Hilfsmittel die Luft iſt, wirkte ebenfalls furchtbar auf dieſe Unglücklichen, deren Reihen, nach einer Schiffahrt von wenigen Tagen, durch den Tod grauſam gelichtet waren. Einige derſelben wieſen ihre Nahrung zurück, und ſtarben Hungers, ohne eine Klage von ſich zu geben, aus Furcht, man möchte ſie zwingen, einige Nahrung einzunehmen. —

Wenn das Schiff unglücklicher Weiſe von einem Sturm überfallen wurde, ſo war die Zahl der Todten beträchtlich; da durch die geſchloſſenen

Oeffnungen keine Luft eindringen konnte, ſo befanden ſich die Unglücklichen in einer vergifteten Atmoſphäre, und einem ſo engen Raum, daß ſie erſtickten, ohne daß man ihnen das einzige Gegenmittel, friſche Luft, gewähren konnte!

Wenn der Sturm ſich legte, und das Meer ruhig wurde, bot ſich den Blicken der Sclavenhändler ein furchtbares Gemälde dar, ein Gemälde, das keinen Maler finden, das man ſich nicht einmal vorſtellen kann! In dem ſtinkenden Grabe unter Sterbenden und Abgezehrten, lagen Todte und Lebendige unter einander: der Bruder trat den Leichnam ſeines Bruders mit Füßen; der Sohn hatte den Todeskampf ſeines Vaters gehört, und hatte ihm keine Hilfe bringen können; er rief dem Tode, der grauſam genug war, ihn zu verſchonen! — Eine Stunde ſpäter gab es Luft und Raum — das Meer hatte die Opfer empfangen, die Hayfiſche ſtritten ſich um ihre Glieder *). Nach zwanzig oder dreißig Tagen grauſamer Leiden hörten — diejenigen, welche dem Tode entgangen waren, den Matroſen auf dem Maſtkorbe „Land" rufen; dieſer Ruf, den die Negerinnen auf dem Verdecke wiederholten, weit entfernt, ihren Herzen einigen Troſt zu geben, verbreitete nur Trauer und Verzweiflung. Wem ſollten ſie jetzt angehören! Was wollte man mit ihnen machen! Sandte man ſie zum Tode? Alle dieſe Fragen drängten ſich in ihrem Munde mit herzzereißender Angſt.

Gegen Abend ankerte das Schiff ſo nahe als möglich an der Küſte; zwei Matroſen ruderten den Capitän an's Land, wo er ſich ſogleich der zu ſeiner Landung nöthigen Menſchen und Boote verſicherte. Der Preis dafür iſt ſchon längſt auf fünf Piaſter für jeden Sclaven feſtgeſetzt. Ich habe mehre Einwohner gekannt, die bloß durch die Landung von Schwarzen reich geworden ſind.

Die Landung eines Sclavenſchiffes bot einen ſchauderhaften Anblick dar. Die unglücklichen Schwarzen wurden ihrer Feſſeln entledigt, aber ſie konnten ſich nicht mehr aufrecht halten. Die Stellung, die ſie während der Ueberfahrt am Bord eingenommen hatten, hatte ihnen den Gebrauch ihrer Beine geraubt; ſie erhoben ſich, und fielen ſogleich mit dem ganzen Gewichte ihrer Körper zurück; es waren keine Menſchen mehr, ſondern Skelete, die nur noch ein Hauch von Leben beſeelte! — An eine Segelſtange gebunden brachte man den unglücklichen Neger, der nicht mehr gehen konnte in das Boot, das ihn ans Land führen ſollte.

*) Dieſe Ungeheuer folgen ſtets den Sclavenſchiffen, die ſie durch einen beſondern Inſtinkt kennen.

Wenn die Schwarzen an's Land geſetzt waren, und man brauchte eine ganze Nacht, um ein Schiff mit 300 Sklaven auszuladen — begann eine neue Marter für ſie. In derſelben unnatürlichen Lage, die ſie an Bord eingenommen hatten, am Ufer ſitzend, mußten ſie aufſtehen, gehen und eine Wohnung erreichen, wo man die Ladung in Sicherheit bringen konnte; aber es war ihnen beinahe unmöglich zu gehen! — Nun kamen von allen Seiten Flüche, Läſterungen, Ausrufungen, Drohungen und wiederholte Schläge, die, nach dem Ausdruck der Sclavenhändler, ſie aus der Erſtarrung wecken! Man beeilte ſich, denn der Tag drohte das Gemälde zu beleuchten; und da man die Sache, im Falle einer ſchlimmen Begegnung, vermummen mußte, ſo mußte Jeder dieſer Unglücklichen einen Ballen Reis von 70 — 80 Pfunden auf dem Kopfe tragen. Dieſe Vorſichtsmaßregel war auch nothwendig, weil man nicht immer in einer Wohnung genug Reis antraf, um eine ſtarke Ladung Sclaven mehre Tage lang zu ernähren. Die erſte Sorge des Einwohners, zu dem die Schwarzen geführt wurden, war die, daß er nach dem Arzte des Orts ſandte, und die angeordnete ärztliche Behandlung vornahm. Sie haben alle die Krätze, den Stuhlzwang, den Scorbut, oder heftige Gliederſchmerzen. Sorgfältig eingegebene Arzneien, eine geſunde und geregelte Nahrung, ein wenig Wein, und einiges Mitgefühl für ihre Leiden (ein mächtiger Balſam für ſo viele phyſiſche und geiſtige Wunden) führten ihre Geneſung herbei.

Jetzt beginnt das Gemälde der Habſucht ſich zu entfalten; es iſt vielleicht noch grauſenhafter, als die übrigen Bilder.

Nach Verfluß von 14 bis 20 Tagen befanden ſich die Schwarzen beſſer; ſie gingen aus, ſchöpften friſche Luft, aßen einige Früchte, und ſchienen einen Theil ihrer Leiden zu vergeſſen. Jetzt machte ſich der Sclavenhändler auf den Weg, um die Ankunft ſeiner Waare zu verkünden, der man den Namen „Karſtenſtiel" *) gab. Der Einwohner, davon benachrichtigt, begab ſich an den Ort, wo die Sclaven ſich befanden, und hier entſpann ſich folgende Unterredung:

Der Sclavenhändler, indem er den Einwohner eintreten ſieht (mit einer Stentor-Stimme) Sangane! (aufgerichtet!) und der ganze Sclavenzug ſteht auf.

Der Einwohner wirft einen Blick auf ſie: — Sie ſind ſehr mager, ſie haben viel leiden müſſen.

*) Die Neger auf den Colonien ſchaufeln die Erde um, und benützen dazu Karſte.

Der Sclavenhändler: — Leiden? nicht im Geringſten. — Wir haben keinen einzigen verloren.

Der Einwohner: Dieſer da iſt nicht übel; aber er ſcheint ſehr niedergeſchlagen, und die Krankheit des Landes kann oft —

Der Sclavenhändler, lachend: — Niedergeſchlagen! Er iſt ja der fröhlichſte vom ganzen Zuge; während der ganzen Ueberfahrt hat er nur geſungen und getanzt.

Der Einwohner: — Er iſt ganz faul von Krätze.

Der Sclavenhändler: Gott bewahre! das iſt Erhitzung — ein Ausſchlag. Es iſt Einer von denen, welche die Krätze gar nicht hatten.

Der Einwohner geht zu einem andern: Dieß iſt ein kleiner Schwarzer von ſehr artiger Geſtalt, aber er hat einen aufgeſchwollenen Leib —

Der Sclavenhändler: Sehet recht hin, es iſt Wohlgenährtheit. Er iſt ſo dick wie ein Dieb, der er auch iſt. Er ißt ſo viel — (ſchlägt ihn auf den Bauch) Sarrabé, Lump!

Der kleine Schwarze: Sarrabé vazaé (Es geht gut, Herr.). — Und dabei zittert er an allen Gliedern.

Der Einwohner: Wie theuer haltet Ihr dieſes Stück!

Der Sclavenhändler: Es iſt Etwas Feines, aber es kommt mich theuer zu ſtehen, und ich kann es nicht unter 24 Piaſter erlaſſen.

Der Einwohner: — Viel zu viel Geld; Es kann am erſten Tage crepiren, und —

Der Sclavenhändler: Crepiren! Das hat keine Gefahr; die Seele dieſes Spitzbuben iſt feſtgenagelt in ſeinem Körper: — im Gegentheil, er wird Euch einen trefflichen kleinen Diener abgeben.

Der Einwohner: Ich möchte eine junge Negerin zu einem Geſchenke für meine Frau.

Der Sclavenhändler: Eine Negerin! Kommt, kommt! ſie ſind alle herrlich und ſo dick wie Fiſche.

Man begab ſich nach dem Orte, wo ſich die Negerinnen aufhielten, die man ſich bemüht hatte zu waſchen und zu kämmen.

Der Sclavenhändler, Hände reibend: Sehet, ſehet hier! Das iſt hoffentlich ſchöne Waare.

Der Einwohner: Wie geſagt, ich möchte eine artige Negerin von 13 — 14 Jahren für meine Frau — und wenn man ein Geſchenk macht —

Der Sclavenhändler: Ich habe, was Ihr wünſcht; ſie iſt ganz jung, noch nicht 13 Jahre alt. Sadou, avia-t-ouï — und das junge Mädchen tritt herzu.

Der Einwohner: Sie ist nicht übel, aber sie scheint zu leiden.

Der Sclavenhändler: Leiden! Sehet zu: Den Arm empor! den andern! kehre dich um! geh' voran! komm' zurück! Sehet, betrachtet das, ich bürge dafür; sie kostet 300 Piaster. Für Euere Frau, wie Ihr gesagt habt.

Der Einwohner: Zu theuer. Um 250 Piaster gehört sie mir.

Der Sclavenhändler: Da habt Ihr sie halb geschenkt! aber sagt Niemand den Preis, um den ich sie Euch verkauft habe.

Nun zog der Einwohner seine lederne Börse, zählte sein Gold hin, und führte das arme Mädchen mit sich fort. Es vergoß reichliche Thränen, als es seine Gefährtinnen verließ, die noch das Einzige waren, was es an sein Vaterland erinnerte.

In der Wohnung ihres neuen Herrn fanden die so gekauften Schwarzen alsbald Erleichterung für ihre Leiden; der Arzt des Hauses besuchte sie alle Tage, die Frau vom Hause selbst zeigte sich sehr besorgt für sie; sie aßen von ihrem Tische, wurden gekleidet, und gingen in der Pflanzung umher, ohne daß man die mindeste Arbeit von ihnen forderte, bis sie vollkommen hergestellt waren.

Der Verkauf einer Sclavenladung ging sehr schnell von Statten, wenn die Schwarzen schön waren; aber es blieb immer ein Schwanz zurück, das heißt die Neger, welche abgezehrt, mit dem Scorbut, der Ruhr behaftet, oder im Zustand vollkommner Schwindsucht waren. Man verkaufte sie zu geringen Preisen, oft in Massen, aber es gelang selten, Einige davon zu bringen.

Ich kann der Begierde nicht widerstehen, hier eine Begebenheit zu erzählen, die zwar sehr traurig ist, die aber den Capitän und die Mannschaft der französischen Brigg le Victor, die für den Sclavenhandel in die östlichen Inseln nach St. Malo bestimmt war, vom unvermeidlichen Tode rettete.

Dieses Schiff, das etwa 250 Tonnen trug, war an die Küste von Malacca gesegelt, da es, außer einer kleinen Ladung, die es auf der Insel Bourbon verkaufen sollte, hundert Kisten mit dem Heilmittel le Roi *) enthielt, die nach Batavia bestimmt waren.

Die Brigg kam glücklich in Bourbon an, wo sie ihre Schiffsladung verkaufte, spanische Piaster einnahm, und hierauf ihre Reise fortsetzte. In der Sundstraße angekommen, im Angesicht der kleinen Insel, die man die Fürsteninsel nennt, entschloß sie sich, nach Batavia zu segeln, als ein heftiger Windstoß sie von der Küste von Java

*) Dieses Heilmittel wird auf den Colonien noch sehr häufig gebraucht,

entfernte, und sie südlich von der Insel Sumatra hintrieb, wo sie später eine Sclavenladung aufnehmen sollte, welche der Hauptzweck ihrer Reise gewesen war. Nach Batavia zurückzukehren, um dort einige unbedeutende Kisten abzusetzen, wäre verlorene Zeit gewesen, denn die günstige Jahreszeit ging zu Ende, und man mußte sie zur Rückkehr noch benützen.

Die Küste war voll von malayischen Schwarzen; in acht Tagen war die Sclavenladung eingekauft, und am neunten legte man sie auf die oben geschilderte Art in den Schiffsraum.

Die Malayen sind von Natur zornig, rachsüchtig, leidenschaftlich, unternehmend und lieben starke Getränke. Man mußte eine Menge Vorsichtsmaßregeln treffen, und große Wachsamkeit beobachten, und viele Strenge entwickeln, um eine Sclavenladung von Malayen in Ordnung zu erhalten. Mehre dieser Mittel wurden ohne Zweifel auf dem Victor verabsäumt, denn einige Tage nach der Abreise hörte man bei Einbruch der Nacht einen furchtbaren Lärmen im Schiffsraum. Die Schwarzen hatten ihre Ketten zerbrochen, und stürzten sich, durch die Oeffnung des Mitteldecks, gegen das Zimmer des Capitäns, der, durch die ersten Rufe aufmerksam gemacht, das Verdeck erreicht hatte, in Begleitung eines Offiziers, der in seiner Kajüte geschlafen hatte; der ganze Rest der Mannschaft war beim Abendessen auf dem Verdecke.

Die Gefahr drängte; die Schwarzen waren im Besitze der Waffen, die sich im Zimmer des Capitäns fanden, und die Waffen auf dem Verdecke waren bei weitem unzureichend.

Der Capitän verlor den Kopf nicht; er befahl sogleich, die große Oeffnung und alle Löcher zu schließen, ein Schloß vorzulegen, und dadurch concentrirte er den Aufstand auf den untern Schiffsraum und auf das Mitteldeck. Die Wüthenden stürzten sich jetzt in Masse in das große Zimmer, den einzigen Ort für sie, der durch die Fenster des Kranzes einiges Licht empfing. Hier zerbrachen sie alles: Spiegel, mathematische Instrumente, Meubel, Verschläge, — Nichts entging ihrer Wuth. Unter diese Scene der Verwüstung mischten sich Rache- und Todes-Rufe, und furchtbare Verwünschungen. Mitten in diesem Tumulte stießen sie die Thüre der Pulverkammer *) ein, wo sich die Schiffsvorräthe und die Kisten nach Batavia befanden, die ihnen wenige Stunden später so schädlich werden sollten. Die Unglücklichen stürzten

*) Die Pulverkammer erhält in der schönen Jahreszeit aus einer Stückpforte, die ziemlich tief vom Kiele des Fahrzeugs liegt, ihr Licht, es ist die sogenannte Spiegel-Stückpforte.

ſich in ihrer Wuth auf die Vorräthe; Alles, oder faſt Alles ging darauf*); das Brod für die Woche, der Zwieback, der rohe Schinken, der Käſe, das Waſſer, der Wein, der Branntwein. Nichts wurde verſchont.

Mit dieſer Orgie nimmt der Lärm zu, das Geſchrei wird ſtärker, ihr Geheul flößt Schauder ein, und die 12 Menſchen auf dem Verdecke ahnen auf dieſe ſchreckliche Saturnalien einen baldigen Tod.

Nach und nach legt ſich indeß der Lärm; es iſt 11 Uhr, die Nacht iſt düſter, ruhig, und man hört nichts mehr. Nur einige erſtickte Redelaute tönen aus der Ferne auf das Verdeck. — Was iſt vorgegangen? Iſt dieß ein erheuchelter Schmerz, um die Oeffnung der Luftlöcher zu bewirken, das Verdeck wegzunehmen, um die Metzelei auszuführen. Die Furcht iſt mißtrauiſch, man öffnete nicht. Welch' ſchreckliche Nacht für Alle! und welch' ein Tag hellt dieſe Scene der Verwüſtung auf! Um 6 Uhr Morgens wagt man die Oeffnung eines Luftlochs. Ueberall ſtille! Man horcht, und hört endlich einige Seufzer und Todesröcheln. Jetzt erräth man Alles; alsbald öffnet man die übrigen Luftlöcher und Ritze. Man ſtürzt ſich in das Mitteldeck, das man mit Leichnamen und Sterbenden mitten unter den vertrümmerten Kiſten, die ihr Unglück waren, beſät findet. Die Unglücklichen hatten das Heilmittel für einen Tafeltrunk gehalten, und in ihrer Orgie haben ſie mehr als 160 Flaſchen verſchlungen, wobei auf Jeden beinahe eine halbe Flaſche kam. Man denke ſich, welche Wirkung ein ſolcher Trunk auf Menſchen machen mußte, die ſo eben Alles was ihnen unter die Hände gekommen war, gierig verſchlungen hatten.

Zweihundertvierzig Leichname wurden in's Meer geworfen; und trotz der Sorge, die man den noch lebenden ſpenden konnte, erlagen an dieſem und den folgenden Tage noch Mehre.

Da das Schiff nicht mehr Lebensmittel genug hatte, um ſeine Reiſe fortzuſetzen, ließ der Capitän umkehren, und ſegelte nach Sumatra zurück, welches am wenigſten weit entfernt war. Der Reſt der Aufrührer wurde ſogleich ausgeſchifft, und vor Gericht geſtellt, zwölf wurden gehenkt, trotz aller Bemühungen des Capitäns, ſie dem Tode zu entziehen, und die übrigen kehrten an Bord zurück, um ſich neue Feſſeln anlegen zu laſſen.

---

*) Es wäre ſchwer zu begreifen, wie 240 Menſchen auf einmal die Lebensmittel aufeſſen könnten, die ihnen für einen Monat beſtimmt waren; aber man muß ſich erinnern, daß die Schwarzen an Bord nur geſottenen Reis eſſen. Die Lebensmittel des Capitäns und der Schiffsmannſchaft alſo aßen, verſchleuderten und warfen ſie in's Meer.

Vor 1828 wurden die Sclavenhändler, die auf offener That ertappt wurden, zu zeitweiliger Deportation verurtheilt. Mehre trotzten diesem Gesetze oder verachteten es, so viel Macht hatte der Reiz des Goldes über sie, die ihre Sclaven absetzen zu können, überzeugt waren; aber als das Gesetz von 1828 erschien, das den Sclavenhändler, den Colonisten, der Sclaven kauft, und alle die dem Sclavenhandel wissentlich Vorschub leisten, zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, hörte dieser Handel plötzlich zum Ruhme der Menschheit auf.

Reise um den Kaukasus.

Von

Dubois de Montpereux.

Siebenter Artikel.

Fortsetzung von Awchasa oder Abchasien.

(Schluß).

Von den Bergspitzen des Ocheten bis zum Djumanto bietet der Kaukasus auf einer Länge von hundert und vierzig Werften eine isolirte Gruppe hoher Gipfel dar. Vom Djumanto an beginnt die Central-Kette, die mit der Gruppe von Abchasien fast einen rechten Winkel bildet, worauf sie wieder ihre frühere Direction vom Elbrus gegen den Kasbek annimmt. Der Ocheten ist in directer Linie achtunddreißig Werste von der Küste, und der Djumanto fünfzig oder fünfundfünfzig Werste entfernt. Der Kaukasus zieht sich auf der Gränze von Tscherkessien von S. nach N. W. ganz bis Anapa herauf, und fällt endlich in der Gegend von Anapa ganz unter das Meer. Nachdem er so mit dem Meere zusammengestoßen, und die wirklichen tscherkessischen Stämme von den Abchasen getrennt hat, zieht sich der Fuß des Gebirges schräg in das Innere des Landes. Ausgedehnte Ebenen erstrecken sich von hier

gegen Gagra, und gehen, indem sie sich erweitern, bis gegen die Kolchische Pforte, und trennen die hohe Bergkette vom Ufer des Meeres. Einige Hügel-Gruppen durchschneiden diese Ebenen.

Die Bäche, die in das Meer fließen, sind, obgleich sie nur einen kurzen Lauf haben, doch ziemlich bedeutend. Die höchsten Punkte der Kette von Abchasien erreichen bestimmt eine Höhe von zwölf bis dreizehntausend Fuß. Die Mehrzahl derselben ist stets mit Schnee bedeckt.

Jetzt werde ich längs der Küste hinspazieren, und in meiner Beschreibung alles das vereinigen, was ich bei meinem dreifachen Spaziergange von einem Ende bis zum andern zu beobachten Gelegenheit hatte.

Am Ausgange einer Schlucht und in der Nähe eines Baches, der durch jene fließt, und der zwischen dem steilen Fuß des Berges und das Ufer des Meeres eingeschlossen ist, liegt auf einer Fläche von drei bis vierhundert Fuß Breite, das alte und traurige Gagra. Rechts und links verengt sich diese Fläche bis zu einer Breite von wenigen Toisen; sie zieht sich auf der einen Seite an unzugänglichen Abdachungen hin, und ist auf der andern, an das Meer gränzend, ein wahrer Engpaß von Thermopilä. Dieß ist der einzige practicable Verbindungs-Punkt, der zwischen Abchasien und den tscherkessischen Stämmen der gegenwärtigen Dsikheti besteht.

Gagra, in der Mitte des Defiles liegend, war die Pforte, welche dasselbe beschützte. Dieß war eine feste Burg, deren doppelte Mauern sich vom Meere an bis an die Felsen ausdehnten. Ein langer Corridor oder Gallerie trennte diese beide Mauern, man trat in diese Gallerie durch dicke, viereckige, niedere Thürme, die sich auf beiden Seiten an die Doppel-Mauer anlehnten. Diese Thürme konnten bewohnt werden. Man konnte auf diese Art den Feind von dem Defile, von welchem man Herr war, zurückdrängen, von welcher Seite er sich auch näherte.

Als Rußland die Suveränität über Abchasien erhielt, mußte es nothwendig auch das Defile von Gagra besetzen. Man sandte ein Bataillon des Regiments Abchasien mit neun Kanonen dahin, und das war eben so viel, als dasselbe in die schrecklichste Verbannung schicken. Man denke sich ein Bataillon in den kleinen Raum von einigen hundert Schritten, auf einer brennenden Küste, eingepreßt, ohne daß es wagen darf, sich zu bewegen; die Soldaten können das Fort nicht verlassen, ohne Gefahr zu laufen, gefangen oder getödet zu werden, und selbst die steilen Felsen beherrschen dermaßen das Fort, daß man sogar innerhalb der Mauern nicht sicher ist. Die Tscherkessen können, im Laubwerk verborgen, und auf den Vorsprüngen der Felsen sitzend, von oben herab in die Straßen und in die Häuser schießen; Soldaten wurden

ſchon auf dieſe Art getödet oder verwundet, und in das Zimmer der Offiziere, die bei Tiſch ſaßen, drangen ſchon Kugeln durch die Fenſter.

Die Tſcherkeſſen haben nichts vernachläßigt, um die Ruſſen aus dieſer Stellung zu verjagen, die ihnen jede Verbindung mit Abchaſien abſchneidet; ſie haben dieſelben lange beunruhigt, und ſich endlich zu einer regelmäßigen Belagerung zu einem Sturme entſchloſſen. Einige Tauſend überfielen plötzlich, wohlbewaffnet, Gagra, und das Bataillon hatte kaum noch Zeit, ſich in Vertheidigungsſtand gegen die Feinde zu ſetzen, die im Begriff waren, die Mauern auf Sturmleitern zu erſteigen. Man empfing ſie in großer Nähe mit Cartätſchen, und die Soldaten vertheidigten ſich trotz der Ueberlegenheit der Anzahl ſo tapfer, daß die Tſcherkeſſen ſich genöthigt ſahen, mit großem Verluſte ſich zurückzuziehen. Seit dieſer Zeit hat ſich ihre Hitze etwas abgekühlt, und ſie begnügen ſich, auf den Anhöhen verſteckt, Gagra zu beunruhigen.

Allein ein Feind, deſſen Liſt man vereiteln kann, eine Gefahr, deren Wechſelfälle man kennt, iſt hundertmal weniger ſchrecklich, als die verpeſtete Luft, die euch langſam tödtet, als Krankheiten, die euch auszehren, als Entbehrungen aller Art, denen ihr unterlieget. Ghelnidſik iſt in Vergleichung mit Gagra ein Paradies.

Die Hitze iſt im Sommer erſtickend, kein Lüftchen mildert ſie; Sonnenſtrahlen, die von dieſen hohen, zum Theile nackten Wänden zurückprallen, eine glühende Sandküſte, wo mein Thermometer, den ich nur einen Augenblick in den Sand tauchte, ſogleich 35 Grad anzeigte, einen Spaziergang von vierzig Schritten, zwiſchen dem Thore des Forts und dem Ufer, keine Verbindung mit irgend einem lebenden Weſen auf der ganzen übrigen Welt; eng zuſammengepreßte Mauern und Häuſer, wo ſich die Hitze und ungeſunde Luft ſammeln. Dieß iſt das Gagra, das ich geſehen habe.

Aber dieſe Lage wäre vielleicht noch zu ertragen, wenn man nur auch immer Waſſer zur Erfriſchung hätte. Allein die Schlucht von Gagra, die nicht vom Fuße des Ochetèns auszulaufen ſcheint, wo der Kintchuli und der Kotoche ihre Reſervoirs haben, wird nur durch einen kleinen Bach bewäſſert; ſo lange ſich auf den angränzenden Abhängen Schnee befindet, ſo füllt ſein Bett faſt die ganze Breite der Schlucht aus, und es bildet dieſer Bach zahlreiche Waſſerfälle, ſo bald jedoch die Hitze eingetreten iſt, ſo findet ſich kein Waſſer mehr in dem Bache, der während des Reſtes des Sommers gänzlich austrocknet, und das wenige Waſſer, das bis zu den Waſſerfällen gelangt, verliert ſich in tiefe Spalten, die ſich auf dem Grunde des Bettes befinden. Dann verſchwinden auch nach und nach ein Teich und mehre Quellen im

Innern der Feſtung, und ſo ſehr Gagra im Frühjahr durch ſein ſchönes, klares, friſches Waſſer beglückt iſt, eben ſo ſehr leidet es während des Sommers durch den gräßlichſten Waſſermangel.

Es iſt daher nur als ein Wunder anzuſehen, daß nach Verfluß von drei Jahren noch hundert Mann übrig geblieben ſind, die im Jahr 1833 das ganze Bataillon ausmachten.

Das Gouvernement hat, in Kenntniß geſetzt, von der Sterblichkeit, welche zu Gagra herrſchte, den Oberſt Baumer dahin geſandt, der zugleich alle Forts der Küſte in ſtrategiſcher Beziehung viſitirte; auf ſeinen Rapport wurde, wie man mir geſagt hat, beſchloſſen, ſich mit der Schließung der Paſſage durch ein Blockhaus zu begnügen. Dieſe menſchliche Maaßregel des Barons Koſen wird vielen Soldaten das Leben erſparen, die ſonſt unnütz aufgeopfert würden, und ſie wird in nichts die Vertheidigungsmittel vermindern.

Bei einer zweiten Fahrt, die ich an der Küſte machte, ſtieg ich mit einem Offizier der Flotte zu Gagra an's Land, und ging zu dem Commandanten des Bataillons, um ihm einen Beſuch abzuſtatten. Der Epauletts meines Begleiters ungeachtet, betrachtete er mich mit mißtrauiſchen Blicken, indem er mich für einen franzöſiſchen Spionen hielt. Ich wußte, daß auf unſerem Schiffe, das damals die Poſt von Tiflis nach Gagra brachte, auch Befehle zu meinen Gunſten an den Major ankamen, und ich bat daher den Marine-Offizier, ſich wegen der verdrießlichen Miene des Majors nicht zu beunruhigen, da ſich alles bald ändern würde.

Die Depeſchen wurden ihm in der That auch gleich nach unſerer Entfernung überbracht. . . . Der Major öffnet ſie . . . . und nun weiß er nicht, was er thun ſoll, um ſeinen Mißgriff wieder gut zu machen. Wir, Fedor Butniewitſch und ich, waren gerade auf den Ruinen der Kirche, um uns einen Ueberblick über Gagra zu verſchaffen, als wir den Adjutanten noch im Negligé zu ihm rennen ſahen, der dann in voller Uniform uns einholte, um mir die Verſicherung zu geben, daß der Major bereit ſey, alles was von ihm abhänge, zu thun, um mir meine Nachforſchungen zu erleichtern, und daß, wenn ich zu einer Excurſion einer Escorte bedürfe, ſie mir in wenigen Minuten zu Dienſten ſtehe. Ich nahm mit Vergnügen dieſen Antrag an, und noch war keine Viertelſtunde verfloſſen, ſo war ich ſchon von einer halben Compagnie Soldaten umgeben, die ein Offizier commandirte, und die den Befehl hatten, mich tiefer in die Schlucht von Gagra zu begleiten, wohin ich zu gehen wünſchte.

Unsere Excursion war nicht ohne Gefahr, wir entgingen auf die glücklichste Weise von der Welt allen den Flintenschüssen, die, von der Höhe der Felsen herab, uns von allen Seiten drohten. Wir stiegen bis zu den Wasserfällen des Baches, zwei Werste von der Festung; es fand sich nur noch ein dünner Faden Wasser, nahe am Vertrocknen.

Obgleich Gagra zu allen Zeiten, namentlich aber während der griechischen Herrschaft, ein Ort der Verbannung war, so hat es doch auch seine Heiligen hervorgebracht. Die Russen selbst verehren eine Hypata von Gagra (Gagrenski). War indessen Gagra immer der Name dieser Oertlichkeit? Ich weiß es nicht; ich fand ihn nur auf den neuen russischen Karten. Auf den ältern Karten findet man immer andere Benennungen. Chardin nennt es Baladagg, das heißt in türkischer Sprache hoher Berg. Klaproth bedient sich in seiner Karte vom Kaukasus (1814) des Namens Derbent, was im Türkischen Defilé bezeichnet.

Wie dem nun sey, um Gagra zu sehen, und dieses ungewöhnlichen Anblicks zu genießen, muß man auf dem Meere, und im Begriffe seyn, es zu verlassen; man muß der Verbannte seyn, der auf dem Punkte ist, in ein besseres Land zurückzukehren... Dann ist der Augenblick, wo sich das Herz Gefühlen öffnet. Man folgt dann ohne Beklemmung diesen Bergketten, diesen Terrassen, die sich aufeinander schichten, und welche Schnee-Gipfel krönen. Man findet dann Kühlung in diesen alten Wäldern, am Fuße der Berge, die dieser Landschaft ein wildes und majestätisches Aussehen geben, die noch, wie am Tage der Schöpfung, das Gepräge der Allmacht tragen. Um diese Landschaft zu sehen, nach einem glühenden Tage, im Augenblicke des Sonnenuntergangs, wenn ein leichter Zephyr die Sinne erfrischt und die erschlaffte Phantasie erweckt, wenn ein farbiges Licht sich über die Landschaft ausbreitet, und Riesen-Schatten wirft, in die der Mensch, wie in dunkle Geheimnisse einzudringen strebt; sie zu sehen, wenn der Mond auf der andern Seite des Horizonts aufgeht, und in diesem Halbdunkel, über welches sein blasses Licht fällt, Stille eintritt und die Stunde der Träume erscheint; alles dieß zu sehen, über den Rand eines Schiffes gelehnt, das sich sanft auf den Wogen schaukelt, die wie Diamanten funkeln, und kommen und gehen, welch' ein Traum!... Ach! du armer Verbannter, der du Gagra und seine grauen Mauern so vor dir fliehen und sich wie einen Punkt am Fuße des Kaukasus verlieren siehst, wie unendlich glücklich mußt du dich fühlen! Mögest du auch glücklich die ersehnte Heimath erreichen!

Südweſtlich von Gagra befinden ſich einige Schluchten an der Seite des Berges, und vier Werſte vom Fort bezeichnet die ſchiffreiche Mündung eines kleinen Fluſſes, der ſich am Fuße des Berges wendet, die Gränze, wo die Ebenen Abchaſiens beginnen.

Wir fuhren ungefähr achtzehn Werſte einer niedern Küſte entlang, die ſich immer mehr vom Fuße der Bergkette entfernt, und die am Cap Pitzunda, auf einigen Karten auch Cap Kotocho genannt, endigt. Wir hatten nun die Ebenen vor uns, durch welche ſich die Kotoche oder Bſibba quer hinzieht, deren breiter Streifen durch die Bäume durchglänzte, und die ſich ſieben Werſte vom Cap Pitzunda in's Meer ergießt. Sie gibt dem Waſſer der Küſte auf die Entfernung von einigen Werſten, und bis auf die Anhöhe von Gagra eine weißlich grüne Farbe, und veranlaßt einen beträchtlichen Strom gegen das Cap Ardler, während die Kintchuli den entgegengeſetzten Weg längs der Küſte gegen Gagra nimmt, wo ſie dem Strome der Kotoche begegnet, der ſie zur Wendung veranlaßt, und mit ſich führt. Aus dieſer Erſcheinung entſpringt der genueſiſche Namen der Baie von Kintchuli, cavo di giro, oder Baie der Wendung.

Die Kintchuli iſt nicht der einzige Fluß, der gegen Norden fließt, alle andern Flüſſe, die längs der Küſte von Abchaſien und Mingrelien in das Meer fließen, vom Kior an gerechnet, haben gegen N. W. einen gleichen Strom, der noch 15—20 Werſte der Küſte entlang wirkt, und bis gegen Anapa hin fühlbar iſt.

Die Kotoche nimmt hauptſächlich die Waſſer auf, die von den ſüdöſtlichen Abhängen des Ochetèn abfließen; ſie vereinigen ſich anfangs in dem hochgelegenen Thale von Bſubbe, und nehmen dann durch die coloſſale Pforte von Bſubbe, eine der pittoreskeſten von Abchaſien, ihren Lauf in die Ebene. Die Ufer des Fluſſes werden in der Ebene ſehr ſumpfig. Hier war es, wo im Jahr 1832 ein Detachement der Ruſſen, das von Bambor urd Pitzunda kam, um gegen die Abchaſen der Kotoche eine Expedition zu machen, dergeſtalt in den Schlamm gerieth, daß es alle Mühe von der Welt hatte, um wieder herauszukommen.

Der Fürſt Nartchuk, einer der erſten Fürſten von Abchaſien, hat ſeine Niederlaſſung nahe an der Mündung der Kotoche. Seine Tochter hat Heſſan-Bey, den Oheim der regierenden Fürſten von Abchaſien geheirathet.

Man behauptet, es habe ſich in dem obern Thale der Bſubbe eine Colonie entflohener Ruſſen niedergelaſſen, denen es gelungen ſeye, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, und ſich bei ihren Nachbarn in Achtung zu ſetzen, die ihren Muth fürchten, und ihre Induſtrie bewundern.

Dieß iſt ſehr möglich, aber in hohem Grade unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſer kleine Staat ſchon auf ſechstauſend Seelen angewachſen ſey.

Eine Gruppe niedriger, zum Theil ſandiger Hügel trennt das Baſſin der Kotache von dem der Mitchiſtche. Das Dorf Bſubbe, das ſeinen Namen dem Fluſſe, dem Thal, und einem weſtlich gelegenen Stamme der Abchaſen gibt, liegt am Ufer eines Baches, mitten unter dieſen Hügeln.

Oeſtlich von dieſen Hügeln beginnt eine ſchöne, fünfzehn Werſte breite Ebene, die ohne irgend eine Abdachung an das Meer angränzt. Sie iſt ein klein wenig wellenförmig. Die größte Erhöhung auf dieſer Ebene nennt man Ebene von Leckne oder Bambar. In dieſe Ebene fließen drei Flüſſe, die Mitchiſtche, die Baklanka und die Khipſta. Zwiſchen letztgenannten zwei Flüſſen, fließt noch der Bach von Pchandra. Bambor, welches an dieſen Bach angebaut iſt, liegt zwei Werſte von der Küſte; ich fand die Feſtung in keinem beſſern Zuſtande, als die von Gbelindjik, allein ſie iſt nach einem beſſern Plane erbaut, und wird von fünf- bis ſechshundert Mann und zwölf Kanonen vertheidigt. Indeſſen war ich ſehr erſtaunt, das Innere ſehr wohnlich zu finden.

Als der General Wakulski und der Oberſt, jetzt General Potſofski, damaliger Commandant des in Abchaſien liegenden Regiments die herrlichen Wälder ſahen, die hier ganz in der Nähe liegen, hatten ſie den vortrefflichen Gedanken, einen Franzoſen, Baptiſt Demange zu ermuthigen, auf Koſten des Regiments am Ufer der Khipſta eine Säge-Mühle zu erbauen. Herr Demange war einer von jenen Arbeitern, die Herr Gamba mit ſich nach Imerethi genommen hatte, um daſelbſt ſein Etabliſſement zu gründen; er verſtand ſein Handwerk ſehr gut, und in kurzer Zeit hatte er, nicht weit von Bambor die bequemſte und einfachſte Säge-Mühle erbaut, indem er dem Klima, den Abchaſen und tauſend Hinderniſſen trotzte. Der Platz, den er dazu erwählte, war der dichteſte und unzugänglichſte im Gehölze, man mußte einen Arm der Khipſta ableiten, und einen Kanal graben; nichts ſchreckte ihn ab. Nachdem die Säge-Mühle erbaut war, war er es, der die Soldaten abrichtete und die Karren verfertigte, um die größten Stücke bequem transportiren zu können. Herr Demange hat ſich wahrhaft verdient um die Regierung gemacht, aber wer wird am andern äußerſten Ende des Reichs, alle die Opfer aufzählen, die er gebracht hat?

Faſt ohne Mühe und ohne Anſtrengung für die Soldaten konnte man nun in ſehr kurzer Zeit vortreffliche, geräumige und bequeme Caſernen, ein gutes Lazareth und Häuſer für die Offiziere erbauen. Auch der Oberſt iſt gut logirt.

Welche unermeßliche Verbesserung für den Gesundheits-Zustand der Soldaten, der nicht sowohl dem Klima und den Krankheiten unterliegt, die dasselbe erzeugt, als dem Mangel an Mitteln demselben Widerstand zu leisten; wie sollten für die Truppen Krankheiten und Ansteckung, in verpesteten Erdhütten zusammen gehäuft, unter einem Himmel entgehen, der so feucht und wieder so glühend wie der von Abchasien ist? Die erste Bedingung zu einer guten Gesundheit unter einem solchen Klima ist eine trockene luftige und so weit als möglich vom feuchten Boden entfernte Wohnung.

Bambor ist gleichfalls ein Verbannungsort wie Gagra und Sukum Kale, aber dieß ist schon ein zweiter Grad, ein weniger strenger Büßungs-Platz. Man ist am andern Ende der Welt, von aller Civilisation getrennt, aber dieß ist auch alles. Das Land ist so schön, als eine der schönsten Gegenden der Schweiz. Wenn man einige Sorgfalt und die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln beobachtet, so ist auch das Clima nicht so gefährlich, und man gewöhnt sich allmählig daran. Selten hat man in der Umgegend für seine Sicherheit zu fürchten, man kann ohne Gefahr auf zehn Werste in der Runde Ausflüge machen. Dieß verdankt man der Nachbarschaft des, dem Russischen Reiche unterworfenen Fürsten von Abchasien.

Auf geringe Entfernung von der Festung vergrößerte sich mit jedem Tage ein offener Flecken mit einem Bazar; man begünstigte diejenigen, die sich daselbst niederlassen wollten; einige Offiziere hatten dort Häuser und Gärten. Im Jahr 1834 überfielen jedoch plötzlich vier- bis fünfhundert Tscherkessen unversehens in der Nacht diesen Flecken, und plünderten ihn aus; seit dieser Zeit hat man um denselben einen Graben gezogen.

Michel-Bey, unter der Suzeränität von Rußland regierender Fürst von Abchasien residirt zu Lekhne oder Suukfu, drei Werste nördlich von der Festung. Die Abchasier selbst nennen den Ort Luk'hin, woraus die Russen in der neuesten Karte von 1834 Lekhne gemacht haben. Michel-Bey und sein Bruder Saphir-Bey haben diesen Namen in den von Suukfu, frisches Wasser, zu Ehren einer herrlichen Quelle, welche hier entspringt, abgeändert.

Vom Bambor ist es ein herrlicher Spaziergang dahin; bald erblickt man die Bezirke von Luk'hin in ihrer ganzen Pracht. Der Europäer der gemäßigteren Zone kann sich keine Idee von der malerischen Herrlichkeit einer Landschaft Abchasiens oder Mingreliens, dieser von den Göttern gesegneten Länder, machen. Man hat keinen Maaßstab, um sich von der Größe dieser alten Linden und Buchen eine richtige Vorstellung zu bilden, die bis an ihren Gipfel mit Weinstöcken umschlungen sind,

deren hundertjährige Reben, seit so vielen Generationen den noch colossaleren Stamm zärtlich umfangen. Bezirke mit Mais und Hirse angepflanzt, Häuser von Holz oder Flechtwerk, ärmlich und gebrechlich sieht man da und dort unter schützenden Bäumen. Hundert beschränkte Aussichten in die Ferne, eine pittoresker als die andere, zeigen sich von allen Seiten, und so gelangt man nach Suukſu, zu dem Eingang des Bezirks von Michel-Bey.

Dieser Fürst hat sich kürzlich eine Residenz am Fuße eines alten Thurmes erbauen lassen, die eine Anhöhe, mit großen Bäumen bepflanzt, krönt. Das Haus ist von Holz und nähert sich ganz dem Style derjenigen, welche sich die reichsten und mächtigsten Fürsten von Mingrelien und Imerethi erbauen lassen. Es ruht, in der Höhe einer Etage auf einem hölzernen Mantel, oder auf verbundenen Balken, und dient dieser untere Theil sodann als Stall; hervorspringende Gallerien umgeben dasselbe.

Das Innere besteht aus mehren ziemlich großen, einfach ausgetäfelten und gedielten Zimmern; sie sind mit sehr großen, massiven, und mit Teppichen belegten Sophas, und ungewöhnlicher Weise auch mit einigen Stühlen ausmöblirt. Der Hauptschmuck besteht in den, mit ziemlicher Eleganz von den Türken verfertigten Kaminen aus bläulichem Diorit.

Der Fürst empfing uns auf eine freundliche Weise.

Die Türken hatten während der blutigen Kriege gegen Persien und Georgien unter Selim II. und Amurath III. sich die Suzeränität über Imerethi, Ghuria, Mingrelien und Abchasien erworben, indem sie die alten Fürsten des Landes als ihre Vasallen anerkannten; sie behielten sich nur die wichtigsten Punkte des Landes vor, um Garnisonen darin zu halten, und über ihre Rechte zu wachen. Zu diesem Zwecke erbauten sie Poti und Sukum-Kale. Diese beiden Festungen, nach demselben Plane erbaut, waren die Residenz des Pascha, den Persien sandte.

Im Jahr 1771 empörten sich die, von den Türken unterdrückten Abchasier, und bemächtigten sich Sukum-Kales. Zwei Brüder von der Familie der Chirwachidze, Levan und Suraba-Bey hatten sich an die Spitze der Empörung gesetzt. Nachdem sie die Türken verjagt, hätten sie, wenn sie so einig geblieben wären, ihre Unabhängigkeit gründen können, aber durch ihre Uneinigkeit geschwächt, sah sich Levan genöthigt, die Festung Sukum für zwanzig Beutel (ungefähr 12000 fl.) an die Türken zu verkaufen, die sie drei Jahre lang bloß mit Janitscharen besetzten, und sie dann als einen unnützen Platz verließen. Ein gewisser Keliche-Bey, von dem man behauptet, daß er auch zur Familie

der Chirwachidze gehöre, bemächtigte sich nun derselben, und unterwarf sich anscheinend der Türkei.

Allein Keliche-Bey hatte den Pascha von Trepizont, der von der Pforte geächtet war, zu Sukum aufgenommen, und diese verlangte dessen Auslieferung. Keliche-Bey der sich zum Konak des Teher erklärt hatte, schlug es, so stark sind die Bande der Gastfreundschaft, ab, dieser Forderung zu entsprechen. Da die Pforte nicht offen handeln konnte, so zettelte sie, ihrer Gewohnheit gemäß, gegen Keliche eine Verschwörung an, der das Christenthum angenommen, und um dem Sultan um so eher Widerstand leisten zu können, sich zum Vasallen Rußlands erklärt hatte. Allein bald nach seinem Religions-Wechsel wurde er durch seinen eigenen Sohn Aslan ermordet, den die Pforte zu gewinnen wußte, und der sich an die Spitze der Verschwörung gestellt hatte. Aslan ärntete nicht die Früchte seines Vater-Mordes, und es war sein älterer Bruder Saphyr-Bey der unter der Suzeränität Rußlands als Fürst des Landes anerkannt wurde.

Saphyr-Bey regierte bis zum Jahr **1821**, er hatte den Grad eines Obersten in Russischen Diensten, und hatte sich auch zum Christenthum bekannt. Man behauptete jedoch, daß er innerlich dem Islam angehangen; indessen machte er sich kein Gewissen daraus, Wein zu trinken, und betrank sich auch häufig in Rhum, das angenehmste Geschenk, das man ihm machen konnte. Er hatte eine Schwester des Fürsten Lewan-Dadian geheirathet.

Nach seinem Tode erkannte Alexander seinen ältesten Sohn, der Page bei dem Kaiser gewesen war, als Fürsten an. Allein er regierte nicht lange; in das anarchische Abchasien zurückgekehrt, wo er sich unter den Despotismus seiner Mutter beugen mußte, lebte er nur noch zwei Jahre, und starb im Jahre **1823**, worauf sein jüngerer Bruder Michel-Bey, der durch einen Atalik bei den Tscherkessen erzogen wurde, den Thron bestieg.

Der beklagenswerthe Zustand dieses Landes, und die Bitten Michels-Bey veranlaßten Rußland im Jahr **1830**, ein Truppen-Corps dahin zu senden; man vertheilte sie in die vier Festungen, Sukum, Bambor, Pitzunda und Gagra.

Wir trafen den Fürsten Michel-Bey in der größten Verlegenheit, und beschäftigt, sein Haus mit Pallisaden von zehn Fuß hohen Balken zu umgeben.

Keliche-Bey hatte, ausser Saphyr-Bey fünf andere Söhne hinterlassen, Aslan den Vater-Mörder, Hassan-Bey, Batal-Bey ꝛc., einer so unbändig wie der andere.

Die Leute von Michel-Bey hatten einen der Vasallen von Hassan-Bey, der zu Kelassur oberhalb Sukum und nahe bei dem alten Dioscurisa residirt, getödtet. Hassan-Bey der sich mit zwölf der Seinigen auf den Weg gemacht hatte, um hierüber Beschwerde zu führen, wurde durch 200 Abchasen welche Michel-Bey aufgestellt hatte, um ihn aufzuhalten, genöthigt, plötzlich wieder umzukehren. Nach der ersten Ueberraschung wagte indessen Hassan-Bey einen Angriff, schlug sie, trotz der überlegenen Anzahl in die Flucht, und tödtete einen ihrer Chefs, eine vornehme und bei Michel in hohem Ansehen stehende Person. Das hieß, nach dem Ausdruck des Landes, Blut zwischen Oheim und Neffen setzen. Seit dieser Zeit hat die Familie des Getödteten nicht aufgehört, Himmel und Erde zu bewegen, um Rache zu nehmen.

Michel-Bey wollte als Oberlehensherr seinen Oheim, den er ohnedieß nicht besonders liebte, nöthigen, sich ihm zu unterwerfen, aber dieser, der feinste, listigste, intriganteste Mensch, und somit auch der beste Kopf von ganz Abchasien spottete ganz offen über die Forderungen seines Neffen, und behauptete, daß im Gegentheile er es sey, der wegen des schamlosen Attentats auf seine Person eine blutige Rache verlangen müsse, und er verlangte, daß Michel-Bey ihm die Schuldigen ausliefere, oder sie tödten lasse.

Dieß war für Michel-Bey und namentlich seine Umgebung ein bedeutender Strich durch die Rechnung, denn dieser Fürst ist nicht von der Art, um sein eigener Herr zu seyn. Erstlich wird er durch seine Mutter, die Schwester des Fürsten Dadian geleitet, und dann steht er an der Spitze einer Bevölkerung, die eher sein Gebieter ist, als er der ihrige.

Ganz Abchasien ist aufgestanden, und der Krieg ist beinahe so gut als erklärt; nirgends findet man mehr Sicherheit, und die Partheien beobachten sich.

Hassan-Bey, der wohl einsah, daß er trotz der Gerechtigkeit seiner Sache von der Regierung nicht unterstützt werden würde, da diese es nicht billigen kann, daß sich ein Vasall gegen seinen Lehensherrn empört, hat die Tscherkessen zu seiner Unterstützung herbeigerufen, und bedroht mit diesen seinen Neffen. Wahr oder nicht, hat er ihn wenigstens glauben gemacht, daß sie ihn mit drei Corps angreifen werden, von denen das eine auf Galeeren zur See kommen, und das andere dem Ufer des Meeres folgen, während das dritte von der Höhe der Berge über ihn herfallen werde.

Diese Nachricht war es, die für den Augenblick Michel-Bey erschreckte, der nun Gesandte mit Friedens-Bedingungen zu seinem Oheim sandte, aber nichts von diesem erlangen konnte. Letzterer wollte die

Entscheidung der Sache Schiedsrichtern anheim stellen, und hiezu den Fürsten Katsomargagni berufen, diesen wollte aber Michel nicht annehmen.

Und hier waren nun die Russen zwischen zwei Feuern, predigend, drohend, rathgebend, ohne den Frieden erhalten zu können.

In dieser Erwartung eines Besuches der Tscherkessen war der Augenblick zu Excursionen nicht günstig, und trotz des Anerbietens, des Schutzes und des Geleites, hielt ich es zu dieser Zeit für sicherer, auf Unternehmungen der Art Verzicht zu leisten.

Der Fürst Michel ist groß und gut gewachsen; er hat die lange Nase der Georgier und schwarze Haare, aber seine Physionomie hat nichts Geistreiches. Er trug, als er uns empfing die georgische Tracht. Zu Tiflis trägt er die Uniform der Garden von Preobrazinski, von deren Obersten er einer ist.

Obgleich er Christ ist, so hat er sich doch kein Gewissen daraus gemacht, mehre Frauen zu nehmen, von denen er eine nach der andern verstößt, wenn sie ihm nicht mehr behagen.

Er gilt für geizig, und man erzählt von ihm mehre Züge, die ihm nicht zur Ehre gereichen. Er kommt oft auf die Festung, wo er ißt, trinkt, und sich bald bei diesem, bald bei einem andern belustigt; wenn man aber ihn besucht, so bietet er kaum denen ein Glas Wasser an, die ihm die größten Dienste erwiesen haben, was ich mit meinen eigenen Augen sah.

Man kann sagen, daß Rußland in seinen Vasallen die größten Hindernisse bei seinen Fortschritten im Westen des Kaukasus findet. Die Eifersucht der Macht, die an diesem Zusammenfluß von Vasallenthum und Suzeränität sich nährt, bringt es ganz natürlich mit sich, daß Michel-Bey nicht geneigt ist, die Niederlassung der Russen in seinen Staaten zu begünstigen; er fürchtet sie, er haßt sie vielleicht, und er wird alles Mögliche thun, um ihre Fortschritte zu hemmen, oder scheitern zu lassen; er wird sie nicht weiter dulden, als es seine persönliche Sicherheit erfordert, denn er sieht wohl ein, daß er ohne Rußland nicht Fürst seyn kann, so sehr ist er überzeugt, daß, sobald die Russen nur den Rücken kehren sollten, die frühere, beklagenswerthe Anarchie wieder überhand nehmen würde. Wer sollte ihn schützen gegen die Tscherkessen, gegen die ehrgeizigen Intriguen seines Oheims, gegen den Ungehorsam seiner Vasallen? Demungeachtet wird er nicht mehr für sie thun, als was gerade unumgänglich nothwendig ist, und für das Uebrige wird er tausend und aber tausend Entschuldigungen finden. Könnte er es ohne Gefahr wagen, er wäre der erste, der dazu beitragen

würde, die Russen aus Abchasien zu verjagen. . . . Denn er ist von Herzen ein Abchase, auch er liebt keinen Zügel, und verlangt von den Russen nichts als die Sicherheit, thun zu können, was ihm beliebt.

Rußland hat daher hier eine sehr schwierige Aufgabe zu erfüllen. Es will das Beste des Landes, allein es hat bei diesem Zustande der Dinge natürlich nur die Macht dem Namen nach, und will es in den Gränzen der Mäßigung bleiben, so hat es so gut, wie gar keinen Einfluß. Ungeachtet aller seiner Bitten und aller seiner Drohungen vermag es über die Fürsten des Landes, Michel-Bey selbst nicht ausgenommen, weder mit Güte, noch mit Gewalt so viel, diese Neigung zu Raub und zu einem herumschweifenden, nichtsthuenden Leben, das das Abchasische Volk charakterisirt, und das sie in Beziehung auf den Adel der Gesinnungen selbst unter den Tscherkessen stellt, aufzugeben. Michel-Bey und seine Vasallen befinden sich dabei sehr gut. Jeder träumt sein Glück nach seiner Art.

Man frage den halbwilden Abchasier, was sein höchster Wunsch sey? Ein Gewehr, ein Säbel, ein mit schlechtem Silber eingelegter Kindjal, Banduliere und Säbelgehänge mit Metall beschlagen, Pulverbüchsen, und kleine Büchsen von Silber, in welchen er das Fett aufbewahrt, in das er seine Kugeln eintaucht, und er fühlt sich glücklich. Man füge diesem noch ein zerrissenes Kleid, ein ärmliche Wohnung und ein wenig Hirsenteig hinzu, dann hat er, was er braucht. Seine Waffen sind sein Glück und sein Reichthum.

Der Glücklichste unter ihnen ist daher derjenige, der die schönsten und besten Waffen hat, und dem zufolge auch der größte Räuber des Landes ist, denn sein Ehrgeiz, um den er alles andere vernachläßigt, besteht darin, von Hinterhalt zu Hinterhalt zu schleichen, den Russen zu berauben, und wenn er kann, diesen selbst mitzunehmen.

Denn der Haupthandel der Abchasen bestand früher in Sclaven, und sie haben auch unter der Suzeränität Rußlands noch nicht dahin gebracht werden können, diese schlechte Gewohnheit aufzugeben. Aber der Abchase wie der Tscherkesse verkauft seinen Mitbürger nicht, er fürchtet ,das Gesetz der Wiedervergeltung. Der letzte und ärmste der Bauern würde dieses Gesetz gegen seinen eigenen Fürsten ja gegen Michel-Bey selbst anwenden, wenn einer oder der andere es wagen sollte, einen seiner Verwandten zu verkaufen.

Um in früherer Zeit Sclaven verkaufen zu können, sorgte man schon im Voraus dafür. Wenn man Gefangene machte, sey es bei der Seeräuberei, oder in den Kriegen gegen die Nachbarn, oder indem man in Imerethi, in Circassien auf Raub ausging, so beeilte man

ſich, diejenigen zu verheirathen, von denen man ſich am Meiſten verſprach; ſobald ihnen jedoch Kinder geboren wurden, ſo nahm man ſie den Eltern und ließ ſie anderswo bis zu der Zeit erziehen, wo man ſie mit Gewinn verkaufen konnte.

Dieſer barbariſche Gebrauch gleicht ſehr dem der Tſcherkeſſen, und die Ruſſen haben ihn noch nicht ganz abſchaffen können, denn trotz ihrer Wachſamkeit findet immer noch ein geheimer Sclaven-Handel ſtatt, der hauptſächlich mit gefangen genommenen ruſſiſchen Soldaten betrieben wird, welche die Türken auf dem Platze den Abchaſen abkaufen, um ſie im Trebizond oder in andern Häfen Klein-Aſiens wieder zu verkaufen.

Dieſer abſcheuliche Handel würde ganz aufhören, wenn Michel-Bey und Haſſan-Bey nicht ſelbſt die Haupt-Begünſtiger deſſelben wären; ſie dulden dieſe Wegnahme der Soldaten, und haben ihren Gewinn dabei. Es weiß auch ſicher Niemand beſſer, was bei ihm vorgeht, als Haſſan-Bey, und es gibt, wie man behauptet, keinen gewandteren Fouché. Sobald er in Erfahrung gebracht hat, daß ein Abchaſe einen ſolchen Raub begangen, ſo läßt er den Schuldigen zu ſich kommen, und droht ihm, ihn den Ruſſen auszuliefern, (was ihnen einen großen Schrecken verurſacht,) wenn er ihm nicht Kühe, ein Pferd ꝛc. gebe. Erſt wenn er ſeinen Tribut erhalten hat, geſtattet er ihm, den Gefangenen zu verkaufen, und beſchützt ihn auf alle Arten. Die Ruſſen wenden ſich jetzt vergebens an ihn, um Gerechtigkeit und Auslieferung der Schuldigen von ihm zu fordern, er thut zum Schein alles Mögliche, dieſen Forderungen zu entſprechen, aber ſie bezwecken nichts.

Michel-Bey macht es nicht beſſer, als ſein Oheim. Vielleicht gelingt es Rußland, dieſem Sclavenhandel durch den Vertrag ein Ziel zu ſetzen, den es mit der Türkei abgeſchloſſen hat. Jeder ruſſiſche Soldat, der in die Türkei entflohen iſt, jeder ruſſiſche Unterthan, der dahin als Sclave gebracht oder verkauft wurde, muß ausgeliefert werden. Wenn die türkiſchen Paſchas dieſen Vertrag ausführen, ſo ſetzen ſich die Sclavenhändler, die in Abchaſien Sclaven aufkaufen wollen, zu großer Gefahr aus, um dieſen Handel ferner wagen zu können.

Das gegenwärtige Abchaſien enthält fünf Abchaſiſche Hauptſtämme:

1) Den Stamm der Bſubben, der ſich von Gagra bis Anakopia erſtreckt, und 18,700 Seelen enthält;

2) Den der eigentlichen Abchaſen, von Anacapi bis Kelaſſur, 8,100 Seelen ſtark;

3) Den der Tſebeldinen, in die hohen Thäler von Kodor eingeſchloſſen, und 15,000 Seelen ſtark;

4) Den der Abchaſen, der ſich von Galazga bis Kodor erſtreckt, und 10,500 Seelen zählt.

Im Ganzen 52,300 Einwohner für Abchaſien.

Ich rechne den fünften Stamm, den Zamurzakhano, der unter der Abhängigkeit des Fürſten von Mingrelien ſteht, nicht dazu.

Dieß ſind die Reſte einer Bevölkerung, die in früherer Zeit unendlich beträchtlicher ſeyn mußte, die aber dieſer Sclavenhandel jedes Jahr vermindert hat.

Indeſſen führt dieſes Räuberleben, das bei den Abchaſen in Ehren ſteht, ein völliges Nichtsthun mit ſich. Man ſieht daher auch nichts ärmlicheres, als ihre Hütten von Flechtwerk, in denen ſie, ohne Unterſchied mit ihrem Vieh leben. Sie beſorgen weder Wieſen noch Weiden, ſie ſammeln keine Vorräthe von Heu, und wenn der Winter ſtreng iſt, ſo geht das Vieh, das genöthigt iſt, ſich in die Wälder zurückzuziehen, daſelbſt vor Elend zu Grunde. Eine oder zwei Kühe ſind für einen Abchaſen ein großer Reichthum, nur die Fürſten haben Heerden. Die Ochſen und die Kühe ſind, obgleich klein, doch von ziemlicher guter Race. Ihre Oeconomie gleicht viel der der Tſcherkeſſen, ſteht ihr aber nach; wie dieſe haben auch ſie viele Schaafe und Ziegen. Das Hammelfleiſch iſt gut, aber die Wolle iſt grob. Mais, Hirſe, und eine Art Bohnen ſind ihre Hauptnahrung. — Sie treiben eine Induſtrie irgend einer Art.

So ſchmachten die Abchaſen, obgleich ſie mitten in einem der fruchtbarſten Länder der Erde leben, und eine ſchöne Lage für den Seehandel haben, doch im tiefſten Elende. Dieſes Elend, ſagt Paul Guibal in ſeinem, im Jahr 1831 erſchienenen Reiſe-Berichte, hat ihren Charakter herabgewürdigt; ſie betteln lieber, als daß ſie arbeiten; ſie leiden Hunger im ausgedehnteſten Sinne, und bemerken ſie irgendwo ein Küchenfeuer, ſehen ſie einen Ochſen oder einen Hammel ſchlachten, ſo eilen ſie, um alle möglichen Dienſte zu leiſten, die man nicht von ihnen verlangt, in der Hoffnung herbei, ein Stück davon zu erhalten. Obgleich die Abchaſen an Entbehrungen und an die Unregelmäßigkeit der Witterung gewöhnt ſind, und obgleich ſie Strapatzen und augenblickliche Gefahren, die vielleicht einen Vortheil verſprechen, einer mäßigen aber anhaltenden Arbeit vorziehen, ſo haben doch dieſe niedrigen Geſinnungen auf ihren Charakter einen nachtheiligen Einfluß gehabt. Sie ſind nicht tapfer; ſie haben weder den Türken noch den Ruſſen einigen Widerſtand geleiſtet, obgleich ihnen der Gedanke an fremde Herrſchaft unerträglich iſt. Ihre gefürchtetſten Räuber gehören nicht zu jenen tapfern und

schrecklichen Männern, die stets bereit sind, auf offener Straße einen Angriff zu wagen. Es sind feine und gewandte Diebe, die sich zwar geneigt zeigen, offen anzugreifen, wenn ihre Anzahl sehr überlegen ist, die jedoch in der Regel nur im Dunkeln und in der Stille handeln, und die der geringste Widerstand zur Flucht veranlaßt.

Schon nach diesem Zustande der Dinge wäre es sehr wünschenswerth, dieses halbwilde Volk zu einiger Civilisation zu erheben, aber, ich wiederhole es, es ist eine schwierige Aufgabe, Mittel zu finden, daß der Abchase es vortheilhaft finde, sein räuberisches und müßiges Leben aufzugeben; ihn an Ordnung, an Arbeit zu gewöhnen, Neigung zu socialen Tugenden bei ihm zu erwecken, ihn dazu zu bringen, seine Waffen abzulegen, und nicht in jedem andern einen Feind zu erblicken, der auf ihn lauert; ein solches Wunder kann nur Gott verrichten.

Die größte Schwierigkeit wird seyn, ihren Handel zu ordnen, und die Entwicklung ihrer Industrie zu erleichtern, und dabei den gegenwärtigen Zustand der Dinge möglichst beizubehalten. Wenn sich ferner Abchasien dem Ackerbau und jedem andern Zweige der Oeconomie widmen soll, so muß es Auswege für seine Industrie finden. Wie aber wird dieß zu bewerkstelligen seyn, da sich auf der Küste in einer Ausdehnung von mehr als zweihundert Werften, nur zwei ebenso entfernte Ausgänge finden, Sukum und Redoute-Kale mit dem Bazar von Bambor? Diese finanzielle und Gesundheits-Maßregel vernichtet durchaus jede Möglichkeit eines Handels bei den Abchasen; denn wie können sie wegen einigen Maas Mais und einiger Häute solch entfernte Märkte bereisen?

Ich besuchte die alte Kirche von Lukhin, im Bezirke des Fürsten Michel-Bey, nur zweihundert Schritte von seinem Hause gelegen, die ziemlich gut erhalten, und in Byzantinischem Style erbaut ist. Der Kaiser hat diese Kirche zu einem Kloster, und für den Sitz einer Colonie von Geistlichen für Abchasien bestimmt. Er hat eine Summe von 1,500 Silber-Rubeln, ungefähr 3,000 fl. zum Unterhalte eines Arkhierci (Bischoffs) der jedoch noch nicht eingetroffen ist, festgesetzt.

Von Suukfu besuchten wir die, sechs Werste entfernte Säge-Mühle von Khipsta. Der Oberst hatte die Gefälligkeit mir M. K., einen gemeinen Soldaten im Regiment Abchasien zur Begleitung und als Dollmetscher mitzugeben. Auf dem Wege durch diese reizende Landschaft hatte ich das Vergnügen nähere Bekanntschaft mit diesem ausgezeichneten Manne zu machen, und von der Schweiz und von gemeinschaftlichen Freunden mich unterhalten zu können. Die Widerwärtigkeiten ändern oft sehr die Menschen, und bessern sie auch zuweilen. Diejenigen, welche

M. K. zu Petersburg gekannt haben, würden über die Veränderung die bei ihm ſtattgefunden hat, ſehr erſtaunt ſeyn. „Es iſt bei allem ein Gewinn, ſagte er zu mir, vom Petitmaitre, der ich zu Petersburg war, bin ich ein Philoſoph geworden. So lange ich in den Garden diente, verzehrte mich der Ehrgeiz allein; ich kannte von dem Leben nichts, als die intrigante Seite, als Luſtbarkeiten und jenen Dünkel und Hochmuth, der einem privilegirten Corps eigen iſt. Ich kannte von mir, dem Menſchen im allgemeinen, nichts als die Epauletts uud die Uniform. Ich verirrte mich in einen Himmel voll Dunſt, in einen leeren, bodenloſen Abgrund, und auf welche abenteuerliche Idee hat mich dieſes Leben ohne Grundſatz, dieſes Leben eines Petitmaitres und eines Hofmannes gebracht! ... Denn mein ganzes Wiſſen reichte nicht weiter als auf die Kunſt, elegant zu erſcheinen, über Hinderniſſe mit Gewandtheit wegzugleiten, gelegentlich den Hof zu machen, um weiter zu kommen, und über die übrige Welt zu ſpotten. Ach wie ſehr haben ſich die Zeiten verändert! Plötzlich ſollte ich von einem Menſchen, deſſen glänzende Uniform allein ſeinen Werth ausmachte, keinen andern Werth haben, als den, durch mich ſelbſt. Ich und mein Herz, dieß war alles, was ich beſaß. Aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen, bürgerlich todt, der Ehre und der Hoffnung beraubt, als ein Engel des Lichts, der ich war, herabgeſtürzt in die Finſterniß der Verdammung mit allen andern gefallenen Engeln; verwieſen in die Nähe des Pols, welch ein ſchrecklicher Gedanke! Und dennoch war es eine große und gute Lehre, welche die Vorſehung mir beſtimmte. Ich ſuchte mich ſelbſt kennen zu lernen, und erſchrack über die Leere meines Innern. Als man mir meine Uniform nahm, ſchien es mir, man habe mir mein Alles genommen. In dieſen fernen Regionen, außerhalb aller Gränzen der civiliſirten Welt konnte ich doch heiter, im Ueberfluſſe und ſorgenfrei leben, und mich dem Vergnügen überlaſſen, aber der grauſame Gedanke betrübte mich ſtets auf's Neue: du biſt nichts mehr, du biſt weniger als nichts. Damals war es, daß ich mein Inneres erforſchte, und die Frage an mich richtete, ob es noch ein Mittel zu meinem Glücke gebe. Ich legte die Hand auf mein Herz, und nach einigen innerlichen Kämpfen konnte ich dieſe Frage bejahen."

„Es war, als wäre ich todt, und als ob ich mich, nach der armſeligen Reiſe, die man Leben nennt, fragen würde, was nimmſt Du mit dir in jene neue Welt? Welche Leere, o mein Gott. Was blieb mir von meinem vergangenen Leben, das mir jenſeits des Grabes hätte nützlich ſeyn können? ... Ich wollte wieder ein Menſch werden; man konnte mir alles andere auf der Welt verwehren, aber man konnte

mich nicht verhindern, ein Menſch zu ſeyn. Ich prägte es meinem Geiſte wohl ein, daß wenn man ſich für eine ganze Ewigkeit von Glanz, Ruhm und Ehre trennen müſſe, dieß eine Aufgabe ſey, ganz dazu geeignet, um ſich ſchon auf dieſer Welt dazu vorzubereiten. Ich lernte meinen Geiſt mit Dingen ſchmücken, die mir für immer nützlich ſeyn konnten, und die Dinge nach ihrem wahren Werthe ſchätzen, und ſo erwartete ich mit Ergebung mein Schickſal. Es hat dem Kaiſer gefallen, mich von der Verbannung nach Sibirien zu begnadigen, und mich nach Abchaſien zu ſenden; ich bin Soldat, ich bin das, was ſo viele andere Tapfere auch ſind. Glauben Sie mir, daß wenn gleich meine Stellung als gemeiner Soldat eine der peinlichſten iſt, die man mir geben konnte, ſo hat mir doch dieſer Ausgang, der mir das Recht gab, mich von Neuem unter die andern Kinder Rußlands zu zählen, Freudenthränen entlockt."

Man glaube doch ja nicht, daß ich nach ſchönen Worten haſche, um die Herzen zu Gunſten eines Schuldigen zu erweichen, und ein großes Verbrechen zu verſchleiern. . . , Es ſind M. Ks. eigene Worte, und man braucht nicht zu Erdichtungen ſeine Zuflucht zu nehmen, um einen ſolchen Menſchen intereſſant darzuſtellen. Sein hoher Wuchs, ſeine ſchwarzen Augen, und ſein offenes Geſicht contraſtirten ſehr mit ſeiner leidenden Miene. Er hatte auch dem Clima durch mehre Rückfälle galliger und Wechſelfieber ſeinen Zoll bezahlt, die ihm die, in dieſem Clima gewöhnlichen Leiden hinterließen. Mehrmals unterbrachen ſeine Schmerzen unſere Unterhaltung.

Später traf ich M. K. zu Tiflis, wo er zum Unterofficier vorgerückt war; im Jahr 1835 wohnte er den Expeditionen von Ghelindſik bei, und wurde endlich zum Offizier befördert.

So ſchön die Landſchaft von Bambor auch vom Lande aus geſehen iſt, ſo zeigt ſie ſich doch erſt vom Meere aus in ihrer ganzen Pracht, und in ihrer ganzen großen Ausdehnung. Von hier aus kann man an einem ſchönen klaren Tage die drei Abflüße oder natürlichen Pforten zumal überblicken, durch welche die Mitchichstche, die Khipſta und die Baklanka ihren Lauf nehmen, um den Tribut des Kaukaſus dem Meere zu überliefern.

Wir fanden in der Rhede von Bambor ein genueſiſches, von Paul Boſo befehligtes Schiff, welches daſelbſt eine Ladung Buchs einnahm; dieß iſt immer einer der Haupt-Artikel des Handels von Abchaſien, und nirgends findet man ſchönern Buchs, und in ſo großer Quantität, und um ſo wohlfeilen Preis. — Paul Boſo war ſehr unzufrieden, denn er hatte mit einem Türken den Vertrag abgeſchloſſen, ihm ſeine Ladung in

Stücken von einer bestimmten Größe zu liefern, der Türke hatte nicht Wort gehalten, und kaum konnte er die Hälfte seiner Ladung erhalten. Wir sahen ihn später zu Sukum-Kale, wo er sie zu ergänzen suchte. Er hatte die Absicht, seinen Buchs zu Trebizont an den englischen Consul zu verkaufen, und dagegen persische Gegenstände, Shwals, Seide-Waaren, Pfeifen-Rohre ꝛc. für Constantinopel einzunehmen.

Von Bambor nach Sukum bietet die Küste fortwährend die schönsten Punkte dar. Bis zur Mündung der Baklanka, wo die Kosaken einen Posten haben, ist das Ufer nieder und waldig. Oberhalb der Baklanka beginnt aber eine Reihe flacher Hügel, die an das Meer angränzen; sie erhoben sich allmählig bis in die Nähe der Mündung der Pstrste, wo sie schon eine imposante Mauer bilden, durch welche die Pstrste, die von hohen Bergen kommt, sich einen engen, tiefen und pittoresken Durchgang gebildet oder gefunden hat.

Hinter Anakopi öffnet sich im Hintergrunde der Landschaft die Schlucht der Baklanka. Von Anakopi bis zum Cap Sukum sehen wir nichts merkwürdiges, als die malerische Mündung der Gumista, die gleichfalls durch eine sehr enge Schlucht ihren Lauf nimmt. An dem Ufer dieses Flusses, in der Nähe des Dorfes Echira, vier Werste von Sukum, befindet sich eine sehr alte Kirche, deren vier Mauern noch gut erhalten sind; das Innere ist mit Opfergaben, Säbeln, Gewehren, selbst Silber angefüllt, woran Niemand die Hand legt. Bei den Abchasen steht diese Kirche noch in großer Verehrung, sie besuchen sie, um das Osterfest zu feiern, auch bringen sie rohe Eier, und eine Kuh dahin, die sie vertheilen. Ein Schwur, bei dieser Kirche abgelegt, ist unverbrüchlich. Neben der Kirche entspringt eine herrliche Quelle. Die Muhammedaner schwören bei einem großen Kessel von Bronze, der nicht weit davon entfernt ist.

Endlich erblickten wir in der Höhe des Vorgebirges die ungeheure Bai von Sukum-Kale in ihrer ganzen Ausdehnung. Nach der von Ghelindjik ist dieß die schönste Bai der ganzen Küste von Anapa bis Batum. Wir warfen den Anker dreihundert russische Klafter vom Ufer im Angesichte der Festung. Dieselbe ist vor fast dreihundert Jahren von den Türken erbaut worden, und besteht in einer großen Mauer im Viereck, deren Seiten ungefähr hundert Klafter Länge haben, sie hat vier, mit Kanonen versehene Bastionen. Die Brustwehr hat Schießscharten. Man kann ganz bequem um dieselbe herumgehen, und genießt dabei einer sehr schönen Aussicht.

Das Innere besteht aus einigen halbverfallenen Gebäuden, die dem alten Pascha Keliche-Bey zur Wohnung dienten, und die jetzt der

Commandant, und die Offiziere der Feſtung bewohnen. Die Caſernen ſind ganz ſchlecht. Der ganze Schmuck dieſer Feſtung beſteht in einigen Obſtbäumen, welche die verwüſtete Wohnung des Commandanten beſchatten. Die Feſtungswerke ſind in keinem beſſern Zuſtande, und gleichfalls zum Theil verfallen.

Der einzige intereſſante Gegenſtand, der ſich im Hofe der Feſtung befindet, beſteht in den Gräbern der alten Paſchas und Fürſten des Landes, Kaliche-Bey und Saphir-Bey, Vater und Groß-Vater von Michel-Bey, dem gegenwärtigen Fürſten. Die Stelle, wo ſie ſich befinden, dient zum Artilleriepark, und Haufen ruſſiſcher Kugeln laſten auf ihrer Aſche.

Die Pforte gegen Weſten enthält eine lange arabiſche Inſchrift; die gegen Oſten führte in die Stadt Sukum ſelbſt.

Früher war dieſe kleine Fläche von anderthalb Werſten in der Breite, die ſich öſtlich der Feſtung bis zu dem Fuße der Hügel, und bis zur gegenwärtigen Quarantaine erſtreckt, mit Häuſern und Bazars bedeckt. Sukum hatte damals eine Bevölkerung von ſechs tauſend Seelen. Gemauerte Kanäle führten das Waſſer der Baslata in alle Quartiere; auch hatte man zur Bequemlichkeit der kleinen türkiſchen Schiffe bis zur Mündung des Fluſſes einen Canal erbaut. Von dieſem alten Sukum iſt nun nichts mehr übrig, als einige Spuren von Häuſern und Straßen, von Stauden und hohen Gräſern verſperrt, eine Mauer, welche die Stadt gegen das Meer zu beſchützte, iſt, fortwährend durch die Wellen untergraben, nur noch Stückweiſe vorhanden; in den verſtopften Kanälen fließt kein Waſſer mehr; die Gräben, welche die Feſtung umgeben, ſind zum Theil ausgefüllt; die Baslata, in ihrem Laufe gehemmt, verliert ſich in Sümpfen, die im hohen Sommer die Luft ſo ſehr verpeſten, daß Sukum nach Poti und St. Nicolas als der ungeſundeſte Ort der ruſſiſchen Beſitzungen auf dieſen Küſten betrachtet werden kann. Indeſſen würde es nichts erfordern, als dieſe Kanäle der Baslata zu reinigen, und dieſe künſtliche Sümpfe auszutrocknen, und Sukum wäre gewiß ein ebenſo geſunder Aufenthalt, als jeder andere Ort an der Küſte. Aber wer wird eine ſolche Arbeit ausführen? Die Soldaten können es nicht, die ſchon jetzt genug zu thun haben, um die Wachen zu beziehen, das Vieh auf die Weide zu escortiren, Vorräthe auf den Winter einzuſammeln, das nöthige Holz zu fällen, ihre Gemüſe anzupflanzen, die zerſtörten Baraken, die ihnen zur Wohnung dienen, zu repariren, den Dienſt bei der Quarantaine zu thun, namentlich wenn ein Drittheil oder Viertheil im Spital ſich befindet.

Als die Ruſſen Beſitz von Sukum nahmen, beſtand ein Theil der Stadt noch, aber der General, der damals commandirte, befahl alles was übrig war zu zerſtören und zu ſchleifen, unter dem Vorwande, daß dieſe Häuſer das Aufheben ruſſiſcher Soldaten durch die Abchaſen erleichtern. Napoleon wußte ſich zu Cairo anders zu benehmen, und ließ es nicht verbrennen, weil man ihm Soldaten aufhob. Sukum zerſtören, hieß die Garniſon dieſer armen Feſtung vergiften. In dieſem glühenden Clima verdirbt und verpeſtet nichts mehr die Luft, als Gemäure, als bewohnte Räume, die plötzlich verlaſſen und verheert werden; man könnte ſagen, dieſe Ruinen, dieſes Gemäuer faule; die Sonne und die Feuchtigkeit arbeiten gemeinſchaftlich daran, und tauſend verſchiedene Miasmen verurſachen denen den Tod, die ſie einathmen. Dieſe Beobachtung haben geiſtreiche Männer an verſchiedenen Orten vor mir gemacht, und man darf überzeugt ſeyn, daß man zur Erhaltung der Geſundheit einer Stadt, ihr die Bevölkerung nicht entziehen, und jede Ruine, jedes Gemäuer fürchten muß.

Warum iſt Gandja die ungeſundeſte aller Städte in Georgien? Sehr viel trägt dazu bei, daß es zum Theil verlaſſen iſt, welche unendlich große leere Räume Fäulniß erzeugen. Warum iſt Tiflis, das ſo lange Zeit als ungeſund verrufen war, es nicht mehr? Die Ruſſen bemächtigten ſich dieſer Stadt nach ihrer Zerſtörung durch Agha Muhammed-Khan am 11. September 1795. Während vieler Jahre wohnten ſie mitten unter Ruinen; jetzt zeigt Tiflis keine Spur mehr von jener ſchrecklichen Epoche, die Stadt iſt beſſer und luftiger erbaut als früher, und Tiflis iſt nicht mehr ungeſund.

Sukum hat gegenwärtig einen ärmlichen kleinen Bazar, wo man Wein, Fleiſch, und einige Kleinigkeiten haben kann.

Zu Bambor und hier beginnt ſchon die Wein-Gegend. Noch in der Krimm erfordert der Weinbau ſo viele Sorgfalt . . . hier iſt er in ſeinem wahren Vaterlande, und gedeiht ohne Pflege wie in einem Paradieſe.

Die Bereitung des Weines findet man ſchon bei den Ubukhen; der, den man gewöhnlich bei den Abchaſen findet, die gerade keine gewiſſenhafte Muſelmänner ſind, ſteht in keinem Rufe, weil ſie ihn ſchlecht behandeln, und weil ſie ihn mit Waſſer vermiſchen. Aber bei den Vermöglichen trifft man ſtarken und feurigen; die Offiziere zu Sukum und Bambor bereiten auch ſehr guten; er iſt roth, und angenehm zu trinken.

Die Ausſicht von der Bai von Sukum aus, auf die hohe Berg-Kette, iſt mit der von Bambor nicht zu vergleichen, die Bergkette iſt

durch eine Hügelreihe, die ſich von Anakopi hinzieht, und hinter welchen ſich die Ebenen von Kelaſſur und Kodar befinden, verdeckt. Wenn man jedoch weiter in die offene See hinausfährt, ſo erhält man eine ebenſo großartige als prächtige Ausſicht. Der Blick fällt dann hauptſächlich auf die Schlucht, durch welche die Kelaſſur, und auf die, durch welche die Kodar ihren Lauf nehmen, ſowie auf die glänzenden Schneegipfel des Marukh, der über die hohe Bergkette hervorragt.

Die intereſſanteſten Punkte, die zu einem Beſuche im Umkreiſe der Bai einladen, ſind die Ruinen der Kirche von Okhwame, drei Werſte öſtlich von Sukum und von Kelaſſur drei Werſte weiter entfernt. Ihre grauen Mauern erblickt man durch das Laubwerk.

Die Umgebungen von Sukum waren durch die Treuloſigkeit von Haſſan-Bey ſo wenig ſicher, daß man es nach Sonnen-Untergang nicht wagen konnte, vom Bazar, bis zur Quarantäne, die nur anderthalb Werſte vom Ufer des Meeres entfernt iſt, zu gehen. Man fürchtete ſelbſt am hellen Tage dieß zu thun, um nicht Gefahr zu laufen, von den Abchaſen aufgehoben zu werden. Wenn das unter den Augen der Schildwachen und der Garniſon vorging, wer ſollte ſich alsdann noch weiter in das Innere des Landes wagen? Die Treuloſigkeit und die Liſt Haſſan-Bey's waren zu bekannt.

Um die Ruinen der Kirche von Okhwame zu beſuchen, ließ der Capitän Wolff ungefähr zehn Matroſen bis an die Zähne bewaffnen, und ſo beſtiegen wir unſere Chaluppe, die auf dem Vordertheile mit einer kleinen Kanone verſehen war, und ſeegelten in gerader Richtung gegen Okhwame.

Die Kirche befindet ſich auf ungefähr hundert und fünfzig Schritte vom Ufer, mitten in einem faſt kreisförmigen Bezirke, der zweihundert Schritte im Durchmeſſer haben kann. Sie iſt ziemlich gut erhalten, aber klein, und hat nur eilf Schritte in der Länge und fünf und einen halben in der Breite. Der Chor iſt nach dem, von den Griechen überall befolgten, Grundſatze gegen Morgen gerichtet. Es ſind genau dieſelben Proportionen, wie bei den alten, griechiſchen Kirchen, die man da und dort an den Küſten der Krimm findet. Der griechiſche Gottesdienſt fand ohne Predigt ſtatt; wenn daher der Geiſtliche nur den nothwendigen Platz hatte, um die Meſſe zu leſen, ſo genügte dieß für den Gottesdienſt; der übrige Raum war für die Vorſänger, und für den Lector und derjenige, der in der Kirche keinen Platz fand, blieb außerhalb entweder in der kleinen Vorhalle, oder im Schatten auf einer der Seiten der Kirche, betend, und dem Gange der Meſſe folgend, wobei er ſich bekreuzigte, und das Kyrie eleyſon wieder-

holte, das die Georgier von der griechiſchen Lithurgie beibehalten haben.

Die Stelle des Allerheiligſten iſt durch zwei einwärtsgehende Winkel bezeichnet; ein in der Tiefe des Chors angebrachtes Fenſter erhellte ſie; auf den beiden Seiten hatte man in der Mauer zwei Niſchen angebracht, die vom Boden aus ſechs Fuß Höhe hatten. Von dem Kloſter ſtanden nur noch wenige Ruinen.

Wir beſuchten hierauf Kelaſſur, das nur ſechs Werſte von Sukum entfernt iſt. Wir landeten an der Mündung der Kelaſſur, ein nicht unbedeutender Strom, der das Meer auf mehr als anderthalb Werſte färbt. Wir begaben uns in der Abſicht hierher, dem famoſen Fürſten Haſſan-Bey, deſſen Wohnung ſich einige hundert Schritte vom Ufer in dem Thale von Kelaſſur befindet, unſere Aufwartung zu machen. Dieſes kleine Thal, welches nur einen halben Werſt breit iſt, öffnete ſich in einer Hügel-Kette mit den ſchönſten Waldungen.

Als Haſſan-Bey unſere Ankunft erfuhr, ſandte er einige Leute zu unſerem Empfange entgegen. Wir gelangten zu ſeinem Hauſe durch einen Hollunder-Wald; einige Bezirke waren, ſtatt mit Gemüſe mit ſchlechten Kräutern angepflanzt, die ein kleiner Bach bewäſſerte. Wir fanden endlich den großen Eingang in den mit großen Balken eingezäunten Platz, die die Annäherung an das Haus, ein ziemlich großes, hölzernes Gebäude, verwehren. Ein Theil zu ebener Erde war ganz offen; der Reſt diente zu Stallungen, und Thüren führten in kleinere Räume, Unterabtheilungen der größern, die zur Bewachung der Pferde dienten.

Wir beſtiegen den erſten Stock, wie bei Michel-Bey auf einer hölzernen Treppe, und gelangten auf eine Gallerie, die ſich entlang des Hauſes erſtreckt. Hier befanden ſich ungefähr fünfzehn Tiſchgenoſſen und Vaſallen des Fürſten bei einander, die bis an die Zähne bewaffnet umher ſaßen, und mich an jenen Hof der Könige des Morgenlandes erinnerten, der vor der Herrſcher-Thüre wartete, um bereit zu ſeyn, auf das geringſte Zeichen ihre Befehle zu vollziehen. Ihre Tracht war faſt ganz tſcherkeſſiſch, die meiſten trugen den Bachelik und hatten die beiden Enden vorne übereinander geſchlagen, und hinter dem Kopfe zuſammen geknüpft. Mehre unter ihnen mußten von einem höhern Range ſeyn, denn ſie trugen einen türkiſchen Shawl als Turban. Auch ſah ich bei einigen die runde tatariſche, mit ſchwarzem Pelze verbrämte Mütze.

Der Fürſt empfing uns auf der Gallerie unter ſeinen Leuten. Er war ein Mann von gutem Ausſehen von vierzig bis fünfzig Jahren,

auch er hatte einen türkiſchen, blauen Shawl mit Blumen als Turban umwunden; ſeine Kleidung beſtand aus einem ſeidenen Leibrock, und Pantalons von braunem Tuche. Schuhriemen von rothem Saffian, gingen durch Halbſtiefel von braunem Saffian, die auf türkiſche Manier mit rothem Saffian eingefaßt waren. Sein tſcherkeſſiſcher Oberrock war von braungelber Farbe; die Deckel der Etuis an ſeinem Cartuſch waren von Silber, und in ſeinem Gürtel hatte er, dem Gebrauche gemäß, ein ſchönes, mit Silber eingelegtes Piſtol ſtecken.

Er ließ uns durch ein erſtes Gemach eintreten, das keine andere Meubles als einige Bänke hatte, die als Tiſche dienten, und eine breite, ſehr plumpe Bettlade. Hierauf traten wir in ein zweites Zimmer, das mit dem erſten die ganze Länge der einen Seite des Hauſes einnahm.

Dieſes zweite Zimmer war der Salon des Fürſten; es hatte als Meubles zwei ſehr große Betten oder Divans mit Teppichen belegt; ihre Solidität hätte den Cyclopen Ehre machen können, und ihre Einfachheit war eines Homers würdig, da ihr ganzer Schmuck in Zeichnungen beſtand, die denen gleichen, welche die Schuhmacher auf die Schuhſohlen zu machen pflegen.

An den hölzernen Wänden befand ſich keine andere Verzierung, als prächtige Waffen aller Art, die an hölzernen Nägeln aufgehängt waren; dieß iſt der einzige Luxus und der einzige Anſpruch den Haſſan-Bey macht.

Der Fürſt ſpricht das Ruſſiſche gut, das er, um ſich die Zeit zu vertreiben, in Sibirien erlernt hat. Er gab mir einige, zu Dandar gefundene Medaillen, gegen Gegenſtände von Eiſen, die in Berlin verfertigt waren. Ich konnte mich lange nicht von der herrlichen Ausſicht trennen, die man von der Gallerie ſeines Salons aus genießt. Man überſieht eigentlich einen herrlichen, engliſchen Park, den die Natur hier für Barbaren erſchaffen hat. Der Gipfel des Hügels, den wir, uns gerade gegenüber, auf dem rechten Ufer der Kelaſſur, erblickten, war mit Epheu umrankten Ruinen bedeckt, die an unſere Schlöſſer in der Schweiz erinnerten. Dieſe Ruinen waren der Anfang einer großen Mauer, von der ich ſpäter ſprechen werde. Durch einige Lücken drang der Blick in das Innere des Landes, das ſich in hinreißender Friſche darſtellte.

Wir ſahen bei Haſſan-Bey einen ſeiner ältern Brüder, gekleidet wie er, aber von angenehmerer Geſichtsbildung, denn Haſſan-Bey hat etwas Liſtiges, Verrätheriſches, Mißtrauiſches und Stolzes in ſeinem Blick. Er zeigte uns ſeine Waffen, die in der That prächtig waren. Als

man ihn in Folge seiner Machinationen gegen Rußland aufhob, um ihn nach Sibirien zu bringen, bemächtigte man sich auch seiner Waffen, die man ihm bei seiner Rückkehr zum Theil wieder zustellte. Er beklagte sich aber lebhaft, daß man ihm die schönste und theuerste Waffe aus seinem Arsenal, einen, von seinem Vater ererbten Säbel zurückgehalten habe, dessen Werth er, im Fall er ihm nicht wieder erstattet würde, auf zehntausend Silber-Rubel anschlug. Das Gouvernement von Georgien befand sich sehr in Verlegenheit, als es diese Forderung erfuhr, und da man nicht Lust hatte, ihm die Einkünfte einer Provinz, oder auch nur die Hälfte davon für einen Säbel zu geben, so stellte man alle erdenklichen Nachforschungen an, um ihn wieder zu finden, und entdeckte endlich die famose Klinge im Arsenale zu Tiflis. Man sandte diesen Säbel sogleich an den Gouverneur von Imerethi, um ihn an Hassan-Bey auszuliefern: neugierig eine Klinge von so hohem Preise zu sehen, zog sie der General Wakulski aus der Scheide, und las auf derselben..... Solingen.

So, wie mit dieser, verhält es sich fast mit allen berühmten Klingen im Kaukasus; ich habe auf meiner Reise viele dergleichen gesehen, und der größere Theil bestand in Klingen aus Deutschland, Frankreich oder Italien, die sich bis hieher verloren hatten.

Hassan-Bey stellte uns seinen, achtzehn Jahre alten Sohn vor, der ihm von einer seiner Frauen, der Tochter des Fürsten Nartchuk an den Ufern der Bsubbe, geboren wurde. Dem Gebrauche gemäß, war er in Mingrelien, außerhalb des väterlichen Hauses, unter der Aufsicht des Fürsten Dadian erzogen worden. Nun da er in dem Alter sich zu verheirathen steht, hatte Hassan-Bey von dem Fürsten Dadian eine seiner Töchter für ihn zur Gattin verlangt. Aber der Fürst von Mingrelien wollte dieß nur unter der Bedingung bewilligen, daß der Gatte das Christenthum annehme; er hat dieß vor einem Jahre gethan, und wenn er sich zu Kelassur befindet, so besucht er den Gottesdienst in der Festungskapelle zu Sukum.

Die größte Sommer-Wohnung Hassan's-Bey liegt in der Tsebelda, einem hohen Thale von Kador, am Fuße des Maruth; er rechnet 40 — 50 Werste von Kelassur bis dahin. Hieher hatte er für den Augenblick seine Frauen gebracht, da er ungewiß war, welche Folgen sein Streit mit Michel-Bey nach sich ziehen werde.

Der Fürst, dem der Zweck meiner Reise bekannt war, sagte uns, daß sich drei Werste von Kelassur eine Sauerwasser-Quelle, und weiter entfernt, in der Nachbarschaft von Isküriah heiße Quellen befinden.

Seit längerer Zeit hatte sich die Sage verbreitet, daß sich in der Gegend von Sukum eine Silber- und Blei-Mine befinde. Das russische Gouvernement beauftragte gegen eine beträchtliche Belohnung Hassan-Bey, zwei russische Ingenieurs an den Ort zu bringen. Einer dieser russischen Ingenieurs war der Major Gurief. Hassan-Bey ließ sie als Abchasen kleiden, und mit einer starken Eskorte einen der schwierigsten Wege das Thal Kelassur aufwärts nehmen; sie waren mehre Tage unterwegs, und berichteten, daß sie nach sehr vielen Strapatzen, eine Blei-Mine aufgefunden hätten, von der sie einige Muster mitbrachten, die ihnen aber nicht reich genug schien, um ausgebeutet zu werden.

Ich sah später Hassan-Bey öfters wieder; unter anderem an dem Tage, wo er in der Ebene von Sukum die Gesandten seines Neffen Michel-Bey erwartete; an diesem Tage trug er sein tscherkessisches Kleid über ein zweites von derselben Form, von feiner weißer Leinwand. Ein anderesmal kam er an die Eingangsthüre des Bazars von Sukum, aber er trat nicht in den Bazar oder in die Festung ein, was er aus Furcht vor Verrath nie thut. Er wollte sich bei dem Commandanten in Beziehung seines Benehmens gegen seinen Neffen rechtfertigen. Dießmal erschien er wie ein Räuber des Kaukasus, denn er hatte nicht weniger, als zwei große Pistolen im Gürtel, und während der Unterredung spielte er mit teuflischem Ausdrucke im Gesicht mit einer dritten, der zu sagen schien: „Rühre mich nicht an, wenn dir dein Leben lieb ist."

Ich habe später gehört, daß Hassan-Bey durch die Vermittlung Rußlands sich mit seinem Neffen ausgesöhnt, und zum erstenmale seit seiner Rückkehr aus Sibirien den Muth gehabt habe, die Festung Sukum zu betreten, um die Gräber seiner Väter zu besuchen. Er wird jedoch nichts desto weniger einer der größten Feinde Rußlands bleiben.

Indessen erinnerte er sich mit Vergnügen an die acht, in Sibirien zugebrachten Jahre. „Mein Gott, sagte er, was fehlte mir damals; ich hatte eine gute Pension, gute Gesellschaft, den Rang eines Majors, ich lebte angenehm und heiter, und was mehr werth ist, ruhig; jedermann bezeugte mir Freundschaft; und jetzt, wo ich frei bin, was bin ich? Den Intriguen der halbwilden Abchasen bloß gestellt, oft genöthigt zu thun, was sie wollen, nicht was ich will, stets gezwungen, auf meine Sicherheit bedacht zu seyn, muß ich ein Leben führen, Gott weiß, was

für eines." — Ob er aufrichtig war, als er dieß zu uns sagte, dieß ist die Frage.

Eines Tags brachte uns der Capitän den jungen Prinzen Hassan, Sohn des Fürsten Solomo, der in der Gegend von Suuksu wohnt, an Bord. Er hatte diese kleine Abchasische Hoheit im Bazar von Sukum aufgefunden; dieser Knabe, der ungefähr 14—15 Jahre alt seyn mochte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und er bot ihm an, ihm unser Schiff zu zeigen; dieß nahm er mit großer Freude an, und ohne Furcht bestieg er es mit seinem Diener, der ein wenig russisch sprach. Man mußte die Miene dieses halbwilden, beim Anblicke des Schiffes, der Kanonen, der Kugeln selbst sehen; die Cajüten, die auf dem Vestnik hübsch sind, erregten besonders auch seine Bewunderung. Die erste Sache, die seine Aufmerksamkeit auf sich zog, waren Pistolen und einige Gewehre, die der Capitän an der Wand seiner Cajüte hängen hatte, und man sah, daß unser kleiner Abchase Kenner war. Die Pistolen hauptsächlich leuchteten ihm in's Auge, und schienen seine Lust zu erregen. Man bot ihm Branntwein an, und Wein, und er trank davon wie ein Erwachsener. Er setzte sich zu Tisch, ohne seinen Plet (Peitsche) abzulegen, ohne die ein Abchase nie ausgeht. Er belustigte sich sehr mit der Gabel, aß aber mit den Fingern. Er nannte sich unsren Freund, und versprach, uns wieder zu besuchen. Sein Benehmen war nicht im geringsten erzwungen, und er lachte selbst, wenn er gegen unsere Gebräuche fehlte. Sein Cartuche, seine Pulverbüchse und seine Kettchen waren von Silber.

Am 26. Juni bemerkte man etwas vor Sonnen-Untergang von Sukum aus, zwei bemannte Abchasische Galeeren, die aus allen Kräften gegen das Cap Cador ruderten. Wir erhielten sogleich Befehl, Jagd auf sie zu machen; um Mitternacht lüfteten wir, nach Aufgang des Mondes, den Anker, allein der Wind war so schwach, daß wir die ganze Nacht zubrachten, ohne das Cap Cador umsegeln zu können. Als uns dieß am andern Morgen gelang, bemerkten wir ein kleines Handelsschiff, dessen Schiffsmannschaft bei unserer Annäherung die ausgelassenste Freude bezeugte. Die beiden Galeeren hatten sie hinter dem Cap angehalten, die Seeräuber waren über die Ladung hergefallen, und hatten mehre Personen verwundet; schon hatten sie ein Faß Wein auf ihre Galeeren gebracht, und dem Capitän 30 Silber-Rubel abgenommen, als ihre Freude durch den Anblick unsrer Segel getrübt wurde. Sie wußten wohl, wem es galt, denn sich auf ihre Galeeren werfen, aus allen Kräften rudern, und — verschwinden, dieß war das Werk eines Augenblicks. Noch war seit ihrem räuberischen Anfalle keine

Stunde verflossen, und schon war keine Spur mehr von ihnen zu sehen. Sie waren gelandet, und hatten ihrem Gebrauche gemäß ihre Schiffe auf das Ufer nachgezogen.

Und wer waren diese Seeräuber, deren Anzahl ungefähr hundert und zwanzig Mann betrug? Es waren drei Fürsten aus der Umgegend von Suukfu, Freunde Michels-Bey, mit Abchasen von Bambar, welche der Capitän, selbst ein Abchase, erkannt hatte. Dieß genügt, um eine Idee von der Civilisation der Abchasen, und von dem Vertrauen zu geben, das das russische Gouvernement in Michel-Bey setzen kann, der ganz bestimmt im Einverständnisse mit ihnen war, und so seinen theuren Oheim Hassan-Bey ein wenig in Schrecken setzen wollte.

Wir kreuzten drei Tage lang im Angesichte dieser herrlichen Küste, aber wir konnten nichts entdecken. Denn, im Vorbeigehen gesagt, solche Schiffe, wie das unsere, taugten nicht zu der Art Nachforschungen, sie können sich dem Lande nicht unmittelbar nähern, noch in die Flüsse einlaufen. Das russische Gouvernement hatte den Plan, später einige Galeeren zu diesem Zwecke zu unterhalten, und sie mit einigen Kanonen zu versehen; dieß ist viel zweckmäßiger, und dann kann man den Feind bis in seine Schlupfwinkel verfolgen.

Der Morgen des 29. Juni war ein seltener Morgen, auch versicherten die Seeleute, noch selten einen solchen gesehen zu haben. Lange vor Sonnen-Aufgange aufgestanden, war ich in Betrachtung eines der herrlichsten Schauspiele versunken, die man auf der Erde sehen kann. Zwei Werste von der Spitze des Cap's Cador entfernt, konnte ich mit einem Blicke die ganze westliche Kette des Kaukasus weit über Gagra hinaus, und bis zu den Ebenen von Mingrelien überschauen. Nirgends ein Nebel. An dem reinsten Himmel sah man wie die Einfassung einer Franze, tausend Punkte, Bergspitzen, Kuppeln, Tafeln von allen Formen, von allen Einschnitten, in verschiedene Reihen geordnet, und die einen auf die anderen gehäuft. Während ich in Bewunderung vor diesem herrlichen Gemälde verweilte, und dem Schöpfer der Dinge für diesen entzückenden Augenblick dankte, ging die Sonne in ihrer ganzen, strahlenden Majestät auf, und vergoldete die Gipfel der südlichen Bergspitzen.... Und als wie wenn sich diese riesenmäßige Landschaft durch Zauberei belebe, so vervielfältigten sich die Ketten, und zeichneten sich in leichten Umrissen ab; die Schatten erhoben dieses Gemälde, die Plane enthüllten sich, als träten sie ins Leben ein, als wollte der Schöpfer aus der unförmlichen ersten Materie eine neue Welt erschaffen. Berg-Gipfel und Spitzen schimmerten plötzlich ins Unendliche auf, zeigten ihre ungeheuren Seiten mit Schnee bedeckt,

und bildeten tausend verschiedene Zeichnungen, auf schwarzen, fürchterlich auf einander gehäuften Felsen. Mir war es, als wohne ich dem großen Tage der Schöpfung bei. Worte sind nicht im Stande, all' den Zauber auszudrücken, den ein solcher Moment darbietet.

Die Landschaften Abchasiens sind einzig in ihrer Art; man sieht das Meer, Ebenen, hohe Berge, über denselben mit Schnee bedeckte Gipfel, die Granate und die Feige mit der Arles-Beere und der Birke; welche Zusammenstellung!

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Siebenter Artikel.

Philoſophiſche Schriften.

I.

Wenn wir einen kurzen Abriß von den philoſophiſchen Schriftſtellern geben, wird es dem Leſer am beſten möglich ſeyn, ſich eine Vorſtellung von ihren Schriften zu machen. Da ihre claſſiſchen Werke beinahe alle philoſophiſch ſind, ſo iſt dieß der geeignete Ort, um von ihren Schriftſtellern zu ſprechen.

Confucius, Kung-foo-tſze, oder Tſze, der große Gründer des philoſophiſchen Syſtems, wurde in Shan-tung, welches damals zum Fürſtenthum Loo gehörte, im Jahr 551 vor Chriſti geboren. Er ſtammte von einer ſehr angeſehenen Familie, die ihren Stammbaum

bis zu den älteſten Kaiſern hinauf verfolgte. Sein ganzes Leben war dem Studium gewidmet. Von ſeiner früheſten Jugend an bis zum letzten Tage ſeines Lebens hörte er nie auf, Beobachtungen zu machen und Schlüſſe daraus zu ziehen, zur Belehrung ſeiner Zeitgenoſſen. Vor ihm ſcheint China keine Männer von Genie beſeſſen zu haben, oder wenn es deren beſaß, ſo ſind ſie doch ſammt ihren Werken der Vergeſſenheit verfallen. Im Alter von drei Jahren verlor er ſeinen Vater, der ein Beamter im Fürſtenthum Sung war. Seine Mutter, die ihn um 21 Jahre überlebte, behandelte ihren geliebten Sohn mit großer Zärtlichkeit. Männer, die von der Vorſehung ausgewählt ſind, um in einer Nation eine Reform zu bewirken, ſind ſtets mit Talenten begabt, durch die ſie ſich von Andern unterſcheiden, und die ſie in den Stand ſetzen, ihre Zwecke zu vollführen. Nachdem ſeine Plane zur Reformation ſeiner Landsleute reif geworden waren, ſtrömte eine Menge von Schülern, zuletzt gegen 300, zu ihm, um ſeine weiſen Grundſätze zu hören. Er unterrichtete ſie in den Grundſätzen einer guten Regierung und in der Kunſt, ihre Gedanken leicht und deutlich auszudrücken. Er hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß viele derſelben zu hohen Beamten im Staate erhoben wurden, und der bloße Name, daß ſie ſeine Schüler ſeyen, war ein hinreichender Empfehlungsbrief für ſie an jedem Hofe.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß wenn ſeine Grundſätze allgemein angenommen würden, die ganze Welt tugendhaft werden würde, man von keinen Kriegen mehr hören und das ganze Reich Glück und Frieden genießen werde, begann er, die tributären Fürſten dieſe göttliche Wahrheit zu lehren. Er erhielt zu wiederholten Malen ein Amt mit der einzigen Beſtimmung, durch ſeine eigene Verwaltung zu zeigen, daß ſeine Theorie eine praktiſche Anwendung finden könne. Aber es gelang ihm nie. Obgleich der Verläumdung ausgeſetzt, und ſogar in Gefahr, ſein Leben zu verlieren, beharrte er auf ſeinen Verſuchen. Aber als er einmal in ſeinem Mutterlande ſeine beabſichtigte Reform beinahe ausgeführt hatte, verlockten die neidiſchen Fürſten der Nachbarſchaft ſeinen Monarchen zu unerlaubten Freuden, und vereitelten dadurch alle ſeine Plane. Dennoch fuhr er fort, Höfe und Paläſte mit einem zahlreichen Gefolge von Schülern, zu beſuchen, bis er ſich in hohem Alter, der Politik müde, in den Privatſtand zurückzog; Hier arbeitete er ſein Buch der Gebräuche — Le-ke — eines der Woo-king oder Claſſiker, um, vollendete das Pa-kwa, oder die Symbole von Tuh-he; arbeitete das Yih-king aus, und ſah das She-king, oder

Sammlung von Liedern, durch. Dieſe Werke und ſein Chun-tſew, und das Shu-king bilden die Woo-king. Seine Schüler ſammelten ſeine Reden, und ſchrieben das Lun-yu. Confucius hatte ſich vermählt, aber ſeine Frau höchſt ungerecht verſtoßen. Sein Sohn Kung-le oder Peih-yu zeichnete ſich durch Talent nicht aus, aber ſein Enkel Tſze-ſze gab das Chung-yung heraus, in welchem er die großen Grundſätze ſeines Großvaters ſehr heraushebt, während Tſang-tße, ein anderer Schüler des Confucius, das Ta-heo, und Mang-tße oder Mencius, ein ſpäterer Schriftſteller derſelben Schule, ſeine Werke in drei Büchern herausgab. Dieß ſind die Sze-ſhoo, vier Bücher über Claſſiker, die populärſten Werke in der Welt, die von einer größern Menge Leute geleſen werden, als irgend ein anderes menſchliches Erzeugniß. Confucius ſchrieb auch das Seaou-heo und das Heaou-king, eine Abhandlung über kindliche Liebe, das jedoch niemals unter die Claſſiker aufgenommen wurde.

Von der Nachwelt zum Gotte erhoben, von Gelehrten angebetet, von Myriaden mit der größten Ehrfurcht betrachtet, ſind ſeine Grundſätze Axiome geworden, die zu verwerfen ruchlos wäre. Er iſt der einzige Philoſoph, der eine ſolche Bewunderung erregte, und ſo lange ſeinen Einfluß auf ſo zahlreiche Maſſen bewahrte. Der Grund davon muß in der praktiſchen Tendenz der meiſten ſeiner Lehren, in dem Mangel an Nebenbuhlern und in dem trägen und gleichgültigen Charakter der Chineſen geſucht werden, vermöge deſſen ſie nicht ſelbſt denken mögen.

Die Quelle aller philoſophiſchen Belehrungen iſt das Yih-king, ein Werk, das von den berühmteſten Philoſophen des Alterthums verfaßt ſeyn ſoll, an welches jedoch Confucius die letzte Hand legte. Es iſt gegen den Mangel eines Glaubens an das Daſeyn Gottes, des Schöpfers und Erhalters aller Dinge gerichtet. Um den Bau des Univerſums und das ſtete Wirken und Gegenwirken in allen ſeinen Theilen zu erklären, ſetzten die chineſiſchen Weiſen die ewige Beweglichkeit der Materie und das Daſeyn eines Geſetzes in der ſichtbaren Natur voraus, durch welche alle Dinge geregelt wurden. Dieß ſtellten ſie in jenen Symbolen dar, und brachten es auf unveränderliche Regeln. Auf dieſe Art ſchmeichelten ſie ſich den Kanon gefunden zu haben, nach welchem Alles geſchaffen wurde und Alles ſich ereignet. Himmel, Erde und Menſchheit ſind die Dinge, die hauptſächlich wirken; jedes derſelben wird durch drei Linien beſchrieben, von denen einige ganz zerbrochen

sind, so daß sie acht verschiedene Combinationen bilden können. Dieß mit sich selbst multiplicirt, gibt 64, wodurch die Eigenthümlichkeiten eines jeden Wesens, seine Bewegung, Ruhe und gegenseitige Wirkung beschrieben werden. Es wurde dieß jedoch nie ganz verstanden, aber Confucius versichert uns, daß wer einmal das Geheimniß durchdrungen hat, im Stande ist, Alles zu wissen. Etwa dreiundfünfzig von den Alten schrieben Commentare über dieses Buch; die Literaten der neuern Zeiten machten ebenfalls weitläufige Versuche, es zu erklären, aber es gelang keinen von Beiden. Wir bezweifeln daher, dem Leser eine klare Vorstellung davon beibringen zu können, und bemerken nur, daß es viele vortreffliche Lehren zur Uebung der Tugend enthält. Die ganze Natur ist belebt, aber jeder Theil derselben ist ohne Freiheit und Kraft unabhängig zu handeln. Zu welchen Ungereimtheiten ein solches System führt, kann man leicht einsehen; es ist daher gut, daß Niemand dasselbe verstehen kann. Wäre es anders, so hätten wir den allervollkommensten Atheismus, den der Mensch in seiner Schlechtigkeit jemals dachte.

In den kunstlosen Dialogen Lun-yu können wir die Tendenz der confucischen Philosophie deutlich erkennen. Sein großer Zweck war, die Nation durch Einrichtung einer tugendhaften Regierung glücklich zu machen. Um dieß zu bewirken, gab er seine Lehre, und sein höchster Ehrgeiz besteht darin, tugendhafte Staatsmänner zu bilden. Er gibt die allgemeinen Umrisse einer gesunden Politik, geht aber nie in das Einzelne ein. Einige seiner Gedanken sind originell, andere sind wahr, und nicht wenige sind ungereimt. Die Grundlage seines ganzen Systems ist kindliche Liebe, eine Tugend, die von Allen anerkannt ist, und von jedem chinesischen Schriftsteller bis zum Himmel erhoben wird. Nicht zufrieden mit Proben der Liebe und Neigung, schreibt Confucius ein Ceremoniel vor, durch dessen Uebung ein gehorsames Kind seine kindliche Liebe zu Lebzeiten und nach dem Tode seinen Eltern beweisen kann. Es besteht in der tiefen Ehrfurcht gegen sie, so lang sie am Leben sind, und darin, daß sie nach ihrem Tode göttlich geehrt werden.

Wenn die Leute ihre Aeltern so verehren, so werden sie auch ihren Herrschern gehorchen, Minister werden ihrem Fürsten treu dienen, während ihre Gebieter sie mit Achtung behandeln werden. Jedermann wird seine Stellung kennen, und seine Pflichten gewissenhaft verrichten. In dem Verhältniß von Mann und Weib muß das letztere ihrem

Herrn unbedingten Gehorsam leisten, und stets eingedenk seyn, daß sie nur ein untergeordnetes Wesen in der Natur ist. Zwischen Freunden muß gegenseitiges Vertrauen seyn, und alle Classen der Gesellschaft sollten sich in der Uebung der Tugend vereinigen. Wenn Wohlwollen und Gerechtigkeit den Thron schmücken, wird die Welt bald verbessert seyn, und das ganze Reich tugendhaft werden. Der Mensch ist ursprünglich gut, und es bedarf nur eines Beispiels, um seine verborgene Neigung zur Tugend zu erwecken. Dadurch geschieht es, daß die Tugend, wenn sie von höher Gestellten ausgeübt wird, bald alle Stände der Gesellschaft durchdringt, und eine gründliche Reform bewirkt.

Die Gesellschaft erfordert unter den bestehenden Verhältnissen die Hilfe von Gebräuchen und Ceremonien, nicht bloß, um die Rohheit zu entfernen, sondern noch weit mehr, um zwischen den verschiedenen Ständen die gehörige Achtung festzustellen. Um daher allen Classen eine anständige Förmlichkeit zu geben, schrieb oder vielmehr compilirte Confucius das Le-ke, ein Werk über Gebräuche in sechs Büchern. Es ist das ausgedehnteste Werk, das von ihm auf die Nachwelt kam, und bestimmt die Etikette, Gebräuche und Ceremonien unter allen Umständen und für alle Stellungen im Leben. Aus seiner Weitläufigkeit über diesen Gegenstand könnte man schließen, er habe ein anständiges Benehmen für die beste Probe wirklicher Tugend gehalten. Wenigstens zogen seine Leser diesen Schluß daraus. Drei und vierzig berühmte Schriftsteller geben Commentare und erläuternde Abhandlungen über das Le-ke heraus. Damit jedoch kein Gebrauch, der zu beobachten nöthig ist, vergessen werden möchte, wurde das Chow-le, ein anderes Werk über denselben Gegenstand in drei und dreißig Bänden, hinzugefügt. Aus allen den Büchern, die über die Gebräuche handeln, könnte man eine sehr bedeutende Bibliothek sammeln, und daraus die unschätzbare Kenntniß des Essens, Trinkens, Schlafens, Trauerns, Stehens, Weinens und Lachens, nach den Regeln erlernen, und so ein vollkommener Confucischer Automat werden.

Confucius betrachtet Rechtschaffenheit und Schicklichkeit als Zwillingsschwestern, die wesentlich mit einander verbunden sind. Wahre Religion ist die Beobachtung eines strengen Ceremoniels. In Beziehung auf die Götter, Geister und Dämonen ist es stets räthlich, in ehrfurchtsvoller Ferne von ihnen sich zu halten, ihnen auf die vorgeschriebene Weise zu dienen, in anderer Beziehung jedoch, sie aus dem

Spiele zu lassen. Von Theen, Himmel, spricht er mit mehr Achtung, aber in den meisten Fällen ist er entweder einer der zwei Mächte Yang und der Mutter Erde ganz verwandt, oder das azurne Firmament über uns.

Wir waren nicht im Stande, eine einzige Stelle zu entdecken, worin er ausdrücklich von der Einheit des wahren Gottes spricht, während er sich über den Götzendienst sehr beredt verbreitet, und ihn durch sein Beispiel empfiehlt. Hie und da zeigt er ein unbestimmtes Gefühl vom Daseyn eines höchsten Wesens, das jedoch durch die heidnische Finsterniß seines Geistes niemals hindurchdringt. Ein Leben nach dem Tode ist kein Artikel in seinem Glauben. Seine Seele war von den Dingen dieser Welt ganz erfüllt, und er glaubte seine ganze Pflicht gethan zu haben, wenn er ein anständiges Ceremoniel für die Beerdigung der Todten vorschriebe, ohne jedoch nur einen Augenblick über den Zustand der Seele nach ihrer Trennung vom Körper nachzudenken. Das Bild eines Familienvaters, unter welchem er den Herrscher eines Landes darstellt, hat etwas höchst Anmuthiges. Aber die Rechte, die er einem Vater über sein Kind zugesteht, sind weit größer, als wir anzuerkennen geneigt sind. Die Theorie jedoch ist eben so vortrefflich, als die Praxis schwierig ist. Es ist der vollkommenste Despotismus, der jemals festgesetzt wurde. Da es für das Interesse der Herrscher paßte, seine Grundsätze einzuschärfen, und ihren Urheber zu ehren, so wurden sie mit starkem Arm aufrecht erhalten. Die Werke des Confucius wurden die ABC-Bücher der Schulen und die Textbücher auf Academien, während vieler Jahrhunderte. Der Schulknabe lernt sie auswendig, die Gelehrten machen sie zum Thema ihrer Schriften, und der Doctor sucht seinen höchsten Ruhm darin, einen schönen Commentar darüber zu veröffentlichen. Es ist deßhalb kein Wunder, daß die confucischen Lehren auf alle öffentlichen Einrichtungen und auf den Nationalgeist der Chinesen einen so tiefen und dauernden Eindruck ausgeübt haben. Die Stabilität des chinesischen Reiches wurde dadurch gesichert, und so lange die Regierung dieselbe Aufsicht über die Geister sich erhalten kann, wird ihre Kraft unerschütterlich seyn. Ein Despotismus mag auf den andern folgen, aber die Maßregeln werden sich deßhalb nicht ändern, das Land wird stationär bleiben, wie das Volk. Ihre unermüdliche Wachsamkeit ist deßhalb gegen die Einführung fremder Ketzereien, oder gegen irgend eine überlegene Erkenntniß gerichtet, die vielleicht im Stande wäre, die Stärke unbeschränkter Macht zu untergraben. Das Volk, in einem Zustand der Civilisation zu er-

halten, der eben so entfernt von Barbarei, als von erleuchteten Grundsätzen ist; dies ist das wichtigste Geheimniß des chinesischen Despotismus, und keine Theorie ist so gut darauf berechnet, diesen Zweck zu fördern, als die confucische. Sie lehrt das Volk seine Pflichten, ohne jemals von seinen Rechten zu sprechen.

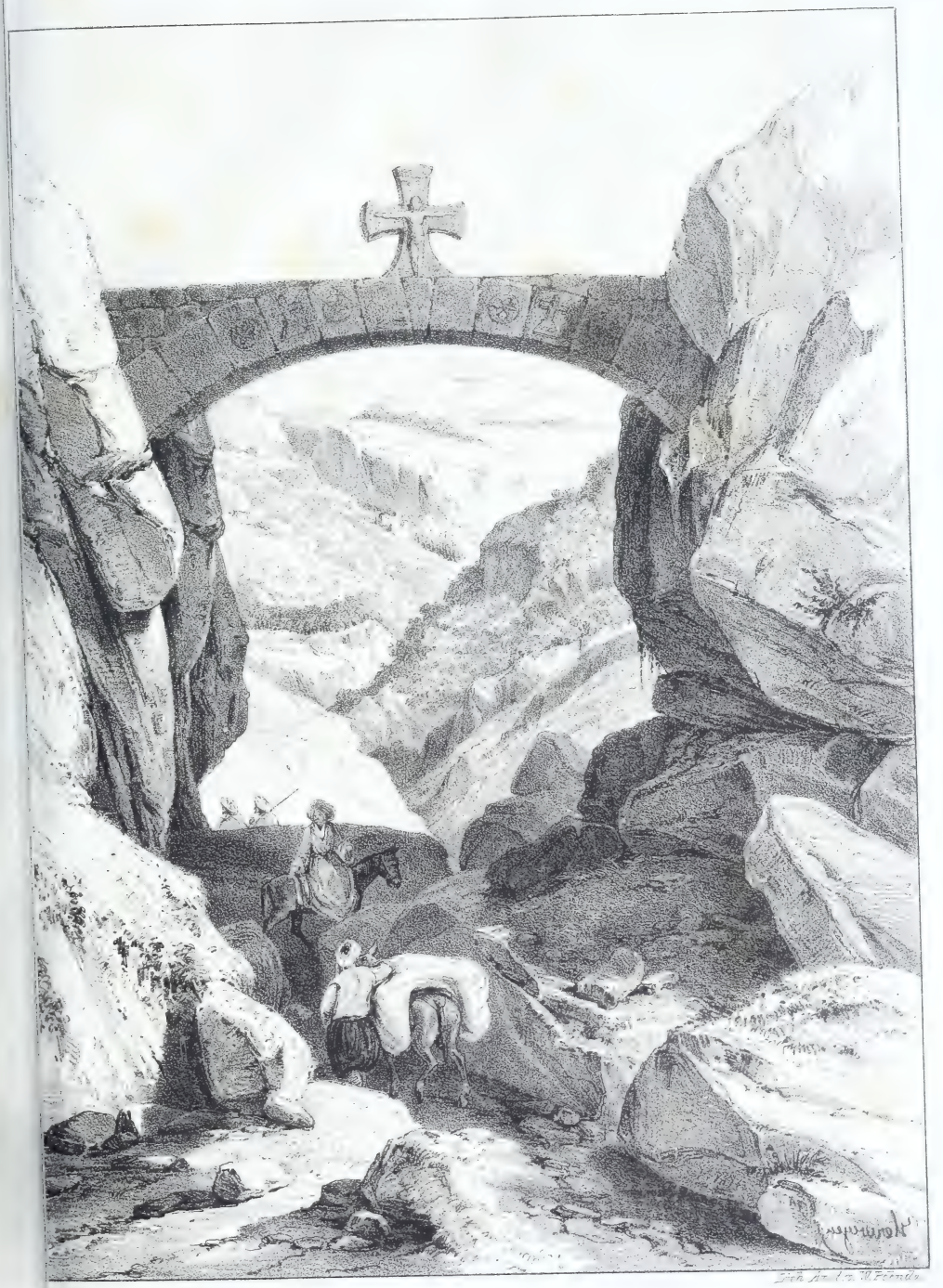
Die Spekulationen der griechischen Philosophen waren ohne Zweifel erhabener und umfassender, aber sie fanden nur wenige Bewunderer und noch weniger Nachfolger, während vor dem alltäglichen Systeme des Confucius eine ganze Nation sich demüthig verneigt. Es erfordert keine große Forschung, die Ursache davon zu entdecken.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Das Kloster des heil. Antonius in Syrien, vom Haupteingang gesehen.

August Lewald.



EINGANG ZU DEM KLOSTER DES H. ANTONIUS.

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chineſen.

Von dem

Miſſionär Gutzlaff.

Letzter Artikel.

Philoſophiſche Schriften.

II.

Die griechiſchen Philoſophen ſchrieben und verbreiteten ihre Lehren für die Gelehrten; die große Menge konnte dieſelbe weder verſtehen, noch ausüben. Ihre Syſteme umfaßten entweder bloß methaphyſiſche Spekulationen, oder konnten auf das gewöhnliche Leben nicht vollſtändig angewendet werden. Confucius verfolgte einen andern Plan. Er befragte zuerſt den gewöhnlichen Verſtand um den Nutzen, und nachher widmete er die größte Aufmerkſamkeit den Intereſſen des Volks im Allgemeinen, und der Herrſcher im Beſondern, und gewann dadurch die menſchliche Natur für ſeine Grundſätze. Selbſt die ungereimten Lehrſätze des Yihking mußten dieſem großen Zwecke dienen, indem er ihnen eine praktiſche Tendenz gab. Sein Zeitgenoſſe Bar-kung, der unter

allen chinesischen Philosophen am meisten den Griechen gleicht, gewann nur wenige Schüler, weil die Lehren, die er verbreitete, zu dunkel und nicht geeignet waren, das öffentliche Wohl zu befördern. Als es einmal Grundsatz geworden war, daß die Schrift des Confucius all' die heilsamen Lehren enthalte, welche die Menschheit wissen und üben solle, konnte kein rivalisirendes System mehr aufkommen. Männer von großem Geiste zogen es vor, in Erläuterungen seiner Werke ihre Ansichten darzulegen, als eine neue Theorie aufzustellen, wodurch sie in der Achtung der Welt nur verloren hätten. Während in der westlichen Welt sich rasch ein System auf den Ruinen eines früheren erhob, und Ideen und Ansichten in beständigem Wechsel begriffen waren, betrachteten es die chinesischen Gelehrten als ihren höchsten Ruhm, sich die Aussprüche des Confucius anzueignen, und sie in andern Worten zu wiederholen.

Confucius schärfte niemals die Furcht Gottes ein. Die Religion betrachtete er als die Form bestehender Gebräuche, wie Opfer, Verbrennung von Weihrauch, Hersagung einiger Gebete; kurz eine Verehrung, die eben so wohl den Manen der Verstorbenen, Personen von hohem Rang, als den Geistern und Dämonen gebühre, die den Himmel, die Erde und den Abgrund erfüllen. Der Umstand, daß er von einem künftigen Leben gar nichts spricht, und dadurch stillschweigend den Materialismus sanctionirt, verursacht eine schreckliche Leere in seinem System. Ein Mann mit unbestimmten Begriffen von der Gottheit, deren Existenz selbst wegen der Vielheit göttlicher Wesen ihm schwankend ist, ohne Rücksicht auf ein zukünftiges Leben, ist der grausamsten Handlungen fähig, wenn er nicht von einem starken Arm zurückgehalten wird. Die Lehren des Confucius sind der beste Commentar über den Zustand der natürlichsten Religion, den die Menschen, wenn sie nicht mit einer göttlichen Offenbarung bekannt sind, erreichen können. Deßhalb ist Aberglaube und der abscheulichste Götzendienst in China herrschend.

Das Ta-heo, gesammelt und verbessert von Thang-tsze, einem Schüler des Confucius, enthält viele treffliche Maximen über die Kunst, sich selbst, eine Familie und das Land zu beherrschen, und ist durch die Grundsätze berühmter Männer des Alterthums beleuchtet. Nur der Anfang besteht aus den Aussprüchen des Confucius, das Uebrige wurde vom Verfasser hinzugefügt, um das Werk vollständig zu machen.

Das Chung-yung, herausgegeben von dem Enkel des Confucius, ist eine enthusiastische Lobrede auf seine philosophischen Sätze. Confu-

cius ist darin zum Gotte erhoben, und auf gleiche Linie mit der unsichtbaren Macht gesetzt, die Himmel und Erde beherrscht. Aber die seltenen Vorzüge, die dem Weisen zugeschrieben werden, sind von der Art, daß es unmöglich ist, den Zustand der Vollkommenheit zu erreichen.

Obgleich die Schüler des Confucius sich über das ganze Reich verbreiteten, und überall zu den Höfen Zutritt erhielten, so waren sie doch nicht im Stande, die versprochene Reform durchzuführen, und ihr System verlor allmählig sein Ansehen.

Mang-tsze oder Mencius, der zwei Jahrhunderte später lebte, trat auf, um die Rechte seines Lehrers zu vertreten. Er war von einer vortrefflichen Mutter, und nach dem Muster des Confucius, erzogen worden. Der Fall seines Lieblings-Systems schmerzte ihn tief, und da er sein Geburtsland von inneren Kriegen zerrissen sah, ermahnte er die zinspflichtigen Fürsten zum Frieden, und predigte die confucische Lehre. Seine Beredtsamkeit und seine kräftigen Anreden siegten in vielen Fällen über die Hartnäckigkeit der Herrscher, und er hatte die Freude, eine heilsame Reform zu bewirken. Die Mehrzahl des Volks jedoch zog daraus keinen Nutzen. Mit derselben Wuth, wie zuvor, wurden Kriege geführt, und obgleich Mencius einen zahlreichen Haufen von Schülern in seinem Gefolge hatte, die mit ihrem Lehrer Beschäftigung suchten, gelang es ihm dennoch nicht, alle Leute tugendhaft zu machen. Er hatte wenig zu den von Confucius verbreiteten Lehren hinzugefügt, aber sie in ein neues Licht gesetzt, erläutert und mit Kraft angewendet. Seine drei Bücher, die unter die Classiker aufgenommen wurden, enthalten viele treffende Bemerkungen. Er war ohne Furcht in der Erfüllung seiner Pflicht, und bedachte sich nie, die volle Wahrheit zu sprechen, ohne sich um die Folgen zu bekümmern.

Laou-keun, oder Laou-tsze, der Zeitgenosse des Confucius, wurde im Lande Chor, der jetzigen Provinz Hou-pih, im Jahr 604 v. Chr. Geb. geboren. Die Erzählung seiner Geburt und seiner großartigen Erscheinung gränzt an's Wunderbare; er brachte sein Leben in der Einsamkeit zu, aus welcher ihn nichts herauslocken konnte. Hier gab er sich so tiefen Speculationen hin, daß vielleicht kein Sterblicher außer ihm selbst sie verstehen konnte. Nachdem er eine Unterredung mit Confucius, der ihn einen Drachen nannte, gehabt, und sein Teau-tih-king, ein Werk, in welchem alle seine Vorschriften enthalten sind, geschrieben hatte, ging er im Beginn eines Bürgerkrieges in die tiefen Schluchten der Berge, wo er, man weiß nicht auf welche Art, seinen Tod fand.

Der große Gegenſtand, über den er ſich verbreitet, iſt Tau, der Logos der platoniſchen Schule, die zum Gott erhobene Vernunft, Lehre oder Erkenntniß im Allgemeinen. Die Ausleger ſind verſchiedener Meinung über die Bedeutung dieſes Wortes. Wir führen nur die Anſichten der zwei berühmteſten an. Nach der Meinung des beſten Autors iſt Taou die Kunſt, ein Land zu regieren; aber ein anderer bemerkt, Taou ſey formlos oder unſichtbar, und erhalte und ernähre Himmel und Erde. Es iſt ohne Liebe, aber es bewegt die Sonne und den Mond; es iſt namenlos, aber es trägt zum Wachsthum und zur Erhaltung aller Creaturen bei. Es iſt etwas Unbeſtimmbares, dem es ſchwer iſt, einen Namen zu geben, das man jedoch in Ermanglung eines beſſern Namens Taou nennen kann.

Laou-keun konnte ſich nicht enthalten, über Politik zu ſprechen. Die Grundſätze, die er vertheidigt, gleichen ſehr denen des Confucius, und gründen ſich auf die Unterwerfung aller Leidenſchaften durch ein anſchauliches Leben. Er leitet ſehr folgerecht alle Pflichten vom Taou ab, durch welches jedes Ding ſeinen Urſprung hat, und zu dem alles zurückkehrt. Er ſcheint einige dunkle Vorſtellungen von Ewigkeit und Unſterblichkeit gehabt zu haben; und gibt ſich ſehr viel Mühe, ſich ein Leben ohne Anfang und Ende zu denken.

Alle ſeine Lehren athmen einen friedlichen Geiſt. Er eifert gegen kriegeriſchen Ruhm, der ſich auf die Vernichtung unſerer Nebengeſchöpfe gründet, warnt vor Stolz und Einbildung, als den größten Feinden der Vervollkommnung, und empfiehlt Zufriedenheit und Selbſterkenntniß. Es gibt viele ſchöne Stellen in ihnen, die jedoch mit viel Albernheit und Unſinn vermiſcht ſind. Er verweilt nicht bei der kindlichen Liebe, noch ſpricht er von Göttern und ihrer Verehrung. Sein ganzes Syſtem iſt durchaus nur Theorie. Nachdem er von Taou gehandelt hat, erklärt er das abſtrakte Weſen der Tih oder Tuyand — daher der Name ſeines Werkes Taois-tih-king — und läßt ſtets den Leſer bedauern, daß die Lehrſätze zu lakoniſch ausgedrückt ſind, und daher verſchiedene Auslegungen erleiden können. Als ein Werk, das in der Kürze ſeines Styls den beſten Autoren gleicht, wurde es immer ſehr bewundert, obgleich ſeine Lehrſätze nicht ſehr gefallen.

Chwang-tſze, ein Zeitgenoſſe des Mencius und aus Wung-tſieh gebürtig, war ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer des Laou-keun. Da er eine große Kraft der Phantaſie beſaß, und ſehr viel Neigung zur Satyre hatte, ſo wandte er ſeine Sarkasmen ſowohl gegen die Schüler des Confucius als des Taouismus. Seine Sprache iſt ſehr bildlich und reich an Metaphern: und obgleich er wegen ſeiner Anſichten ver-

wünſcht wird, iſt die Phraſeologie ſeines Werkes gleichwohl ein Gegenſtand der Bewunderung. Er hat ſein philoſophiſches Syſtem in zehn Bücher getheit, denen er ſehr wunderliche Namen gab, z. B. „Ferne Reiſe," „Hügel und Wälder," „der Pferdehuf" u. ſ. w. Im Eingang zu dem erſten Buche erwähnt er eines Fiſches von der ſchrecklichen Nordſee, der einige tauſend Meilen lang iſt, und ſich in einen Vogel von gleicher Größe verwandelt; dieſer bildete alsdann den Text zu einem langen Capitel höchſt vermiſchten Inhalts. Verſchiedene andere Stellen ſind eben ſo wunderlich, und es iſt ſehr ſchwer, die Meinung des Verfaſſers herauszufinden. An andern Stellen erhebt ſich ſeine Phantaſie ſehr hoch, und beſchreibt die Tugend in den erhabenſten Ausdrücken. Aber er kann ſeine metaphyſiſche Sophiſterei niemals ablegen, und ſeine Lehren nicht praktiſch und für die gewöhnliche Erkenntniß verſtändlich machen. Es war ihm leicht, die Mängel der confuciſchen Schule hervorzuheben, aber nicht eben ſo leicht findet er es, etwas Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen. Der große Beweißgrund, den er ſtets höchſt glücklich anwendet, iſt der, daß die Schüler des Confucius ihre Theorie nicht praktiſch machen können. Konnten aber die Taouiſten ihre Theorie realiſiren, und während ſie in den Schluchten der Berge lebten, durch ihre tiefen Betrachtungen die Welt glücklich machen? Chwang-tſze hat in der Erläuterung ſeiner Lehren den Dialog gewählt, eine Form, die von den weiſen chineſiſchen Philoſophen jeder andern vorgezogen wird.

Seun-tſze lebte zur Zeit des Chen-kwo, um's Jahr 300 nach Chriſto. Nachdem er ſich mit dem confuciſchen Syſteme gehörig bekannt gemacht hatte, trat er in die Fußtapfen des Mencius, und belebte das Anſehen jenes Syſtems wieder. Er hinterließ der Nachwelt zweiunddreißig Bücher, die voll geſunden Verſtandes und ſchöne Muſter eines guten Styles ſind. Er behandelt den Gegenſtand vollſtändiger als irgend einer ſeiner Vorgänger, und gibt den umfaſſendſten Abriß von den Grundſätzen ſeines verehrten Lehrers. Die Bücher ſind angefüllt mit Lobſprüchen auf die kindliche Liebe; er verbreitet ſich über die Pflichten des Fürſten und der Unterthanen, über Schicklichkeit, Gerechtigkeit, Tugend und alle Themata der Claſſiker.

Lee-tſze, ein anderer berühmter Philoſoph, liebte die Zurückgezogenheit, und baute zahlreiche ſchöne Theorien, die lange Zeit allgemein verachtet wurden. Von ſeinen Träumereien hingeriſſen, wähnte er, der Menſch könne ſich durch ein contemplatives Leben zum höchſten Zuſtand der Vollkommenheit erheben, ſo daß er den Elementen zu trotzen, und Finſterniß in Licht verwandeln vermöge. Er brachte vierzig Jahre

in einem Garten zu, ohne mit der Welt in Berührung zu kommen. In einer ſeiner Stellen behauptet er, das Ungeborene könne ſchaffen, und das Unveränderliche ſich erneuern. Nach der Anſicht in dem Werke über Hwang-te, den berühmten Kaiſer, ſind die Götter unſterblich. Hierauf erklärt er die Erſchaffung der Welt durch den Yang und Yin, die gleich einer Maſchine einige Negationen hervorbrachten, durch deren Verbindung alle Dinge geſchaffen wurden. Um ſeinen Lieblingsanſichten einen größeren Nachdruck zu geben, behauptet er, ſie ſtammen von Hwang-te, einem Kaiſer, der mit der theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaft gleich vertraut war, und deſſen Anſichten dem Lee-tſze durch magiſche Eingebung ſcheinen mitgetheilt worden zu ſeyn. Die meiſten ſeiner Ausſprüche, die in acht Büchern enthalten ſind, ſind nichts als Commentare des Laou-keun, und vielleicht noch ſeltſamer. Wie alle ſeine Collegen, behandelt er jeden Gegenſtand nicht getrennt, ſondern ſpricht davon, wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Die Wirklichkeit hat keinen Reiz für dieſen tiefen Denker. Er freut ſich, in einer Welt von ſeiner eigenen Schöpfung zu wohnen, und vom Anfang bis zum Ende zu träumen, wodurch er ſich als wahrer Schüler des Laou-keun erweiſt.

Kwan-tſze oder Kwan-chung iſt von ganz anderem Charakter. Er lebte während der Dynaſtie Chow, und ſchrieb dreihundert neun und achtzig Bände über Militärwiſſenſchaft und Politik, von denen jedoch nur ſechs und ſiebenzig auf die Nachwelt kamen. Sein Herausgeber ſah ſeine Landsleute von den Kin-Tartaren wiederholt beſiegen im 11. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Deßhalb ſtudirte er ſeine Taktik, um die Schwäche der Chineſen gegen die rohe Kraft der Barbaren zu ſtärken. Wir wiſſen nicht, in wie weit die chineſiſche Armee durch die Anwendung dieſer Regeln verbeſſert wurde, denn die Regierung wurde kurz darauf von den Mongolen umgeſtürzt. Aber ſein Werk iſt bis auf den heutigen Tag das Lieblingsbuch der chineſiſchen Generale. Er behandelte alle Zweige politiſcher Oekonomie mit gleicher Geſchicklichkeit, und wenn die Regierung ſeine Vorſchläge annähme, ſo würde China nicht mehr gegen fremden Verkehr ſich verſchließen. Wenn er nicht das confuciſche Syſtem ſeinen Abhandlungen einverleibt hätte, ſo wäre er nicht unter die zehn Philoſophen (Schi-tſze — Griechenland hat nur ſieben Weiſe!) aufgenommen worden; aber jetzt nimmt er eine ſehr hohe Stelle ein.

Han-fe-tſze war ein Staatsmann, wie Kwan-chung und kein unbedeutender, politiſcher Schriftſteller. Seine Werke beſtehen in fünf und fünfzig Büchern, und ſind durch die Stärke und den Nachdruck ihres

Styls bemerkenswerth. Er verweilte hauptſächlich bei den Pflichten eines Miniſters gegen ſeinen Fürſten. Er trat in die Dienſte des Fürſten Thin, der damals für ſeine Oberherrſchaft gegen die Länder Yen-wei focht. Den Krieg verabſcheuend, der nur um der Eroberung willen unternommen worden war, rechtete er wie ein wahrer Patriot mit ſeinem Fürſten, und erklärte ſich bereit, ſein Haupt auf den Block zu legen, wenn ſeine Ermahnungen keinen Beifall finden würden. Er wird deßhalb als Muſter der Treue eines Miniſters, und als Vorbild ſtaatsmänniſcher Entſchloſſenheit betrachtet. Er handelt über die Geſetze des Landes mehr wie ein Mann, der mit der menſchlichen Natur bekannt iſt, als wie ein confuciſcher Theoretiker. Aus dem ganzen könnte es ſcheinen, er ſchrieb aus Erfahrung, und zog es vor, etwas Praktiſches zu empfehlen, als ſeine Leſer durch ein ſchönes aber unanwendbares Syſtem für ſich zu gewinnen.

Die vorangehenden Philoſophen, obgleich als Staatsmänner berühmt, waren nicht im Beſitz einer unumſchränkten Macht, aber Hwae-man-tſze, war ein König, der Enkel des Kaou-thoo, des Gründers der Dynaſtie Han, und in philoſophiſchen Studien ein zweiter Friedrich. Sein Pallaſt war mit den berühmteſten Gelehrten ſeines Zeitalters angefüllt (ein Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung). Seine zwei und zwanzig Bücher ſchriftſtelleriſcher Verſuche ſind vermiſchten Inhalts. Er iſt der einzige unter den zehn Philoſophen, der über Muſik ſchreibt, und Bekanntſchaft mit den ſchönen Künſten zeigt. Obgleich ſelbſt ein Herrſcher, hat er doch wenig praktiſche Kenntniſſe von der Regierungskunſt; er liebt die Gelehrſamkeit, und haßt die Plackerei des gewöhnlichen Lebens. Da die berühmteſten Gelehrten an ſeinem Hofe lebten, und ihre eigenen Anſichten ſeinen Werken einverleibten, ſo können ſeine Schriften als die beſten Quellen betrachtet werden, aus denen man die philoſophiſchen Anſichten aus der Zeit der Dynaſtie Han entnehmen kann.

Yang-tſze beſaß große Talente. Sein Lieblingsſtudium war die ſchöne Literatur, und der treffliche Styl ſeiner Werke beweist hinlänglich, daß er nicht vergebens las. Er liebt zu ſehr die Kürze, und iſt ein zu großer Freund von Lakonismen, die ſeinen Styl zwar kräftig machen, aber den Sinn oft verdunkeln. Er gab ſeine Werke erſt als alter Mann heraus, nachdem er ſie hinlänglich durchgeſehen hatte, um ihr Verdienſt zu würdigen. Als enthuſiaſtiſcher Anhänger des confuciſchen Syſtems duldete er keine Rivalen, ſondern behandelte ſie alle als Schwärmer, die eigenſinnig den Pfad der Wahrheit verlaſſen, und ſich in den Labyrinthen des Irrthums verlieren. Die meiſten ſeiner Bücher

gingen verloren, und nur dreizehn Abhandlungen haben ſich von ihm erhalten.

Wang-chung-tſze war ſeinem Lehrer Confucius noch anhänglicher. Da er mit allen ſeinen Schriften genau bekannt iſt, ſo gibt er nichts als eine Erklärung ſeiner Maximen, um ſie in ein helleres Licht zu ſtellen. Jeder, der tiefer in die Grundſätze der chineſiſchen Weiſen eindringen will, muß die Werke dieſes Gelehrten leſen. Sie ſind ſehr gelehrt, und tragen ganz den Stempel des chineſiſchen Charakters.

Am Ende des Verzeichniſſes der zehn Philoſophen finden wir Hakwan, einen Bewunderer des Laou-keun und einen Nachahmer ſeiner Dunkelheiten; nicht damit zufrieden kurz und in Sinnſprüchen zu ſchreiben, verändert er ſogar die Bedeutung der Worte, nur um eigenthümlich zu erſcheinen. Um nur eine oberflächliche Kenntniß von den Gegenſtänden zu verſchaffen, die er behandelt, iſt es nöthig, die Sinnſprüche mehre Male zu durchleſen, und dann die Erklärungen zu befragen. Nach vielen Nachforſchungen entdeckt der Leſer endlich die Bedeutung, aber bemerkt mit Schmerz, daß der Autor entweder gar nicht dachte, oder wenn er es that, auf keine andere Weiſe dachte, als die Menſchen im Allgemeinen.

Ein Auszug aus den Werken der zehn Philoſophen wurde neuerdings in zwei und dreißig Bänden veröffentlicht. Sie enthalten den ganzen Codex der chineſiſchen Moral, Philoſophie, Politik, der Träume und Wirklichkeiten. Alles iſt in der Form von Dialogen geſchrieben, ohne logiſche Anordnung. Wir finden in ihnen die beſten Muſter chineſiſcher Proſa, Stellen, die ſowohl in Gedanken als im Ausdruck erhaben ſind, aber die Gränzen nicht überſchreiten, die dem Genius der Söhne Han's vorgeſchrieben ſind. Wenn ſich jemand die Mühe nehmen wollte, ihre Werke genau zu erforſchen, ſo könnte er in ihnen das Gegenſtück zu allem dem finden, was von weſtlichen Philoſophen gedacht oder geſchrieben wurde; obgleich viele philoſophiſchen Begriffe nur dunkel ausgedrückt ſind, ſo ſcheinen die denkenden Geiſter aller Nationen im Allgemeinen demſelben Ziele nahe zu kommen. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der Chineſen, daß ſie ſich im Kreis bewegen und rückwärts ſtatt vorwärts gehen. Kein Schriftſteller nimmt die Ehre, eine neue Theorie entdeckt zu haben, für ſich in Anſpruch, aber Jedermann ſucht ängſtlich zu beweiſen, daß die Alten gedacht haben, wie er ſelbſt. Die Dinge, welche die Philoſophen zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen machen, ſind Himmel, Erde und Menſchheit; die zwei erſteren im Verhältniß zu einander und die letzteren als mittlere Macht. Die Speculationen über den Himmel ſind entweder unbeſtimmt oder dunkel, oder huldigen

ſie dem Materialismus. Man kann in Wahrheit von ihnen ſagen, daß ſie in ihrem Dichten eitel geworden ſind, und daß ſie, obgleich ſie aus den Werken der Natur, Gottes unſichtbares Weſen, ſeine eigene Kraft und Gottheit erſehen können, ihn doch nicht verehren. Die Erde behandeln ſie als untergeordnete, receptive Macht, die producirt, was der Himmel zeugt; Geographie und Naturgeſchichte feſſeln ihre Aufmerkſamkeit nicht; die Erkenntniß dieſer Wiſſenſchaften iſt ſehr mangelhaft bei ihnen, und in ihren Bemerkungen darüber ſind ſie oft kindiſch. Metaphyſik und Politik ſind die Hauptgegenſtände, über die ſie ſich verbreiten. Logik iſt eine unbekannte Wiſſenſchaft, und die Ethik wird in der Politik abgehandelt. Von der Menſchheit urtheilen ſie günſtiger, als die tägliche Erfahrung an die Hand gibt. Der Menſch iſt nur ein verdorbenes Kind, das jedoch vollkommen tugendhaft werden kann, ohne eine andere Hilfe als ſeinen eigenen Entſchluß. Es iſt die Pflicht der Regierung, ihn in ſeinem Tugendlaufe zu fördern, dadurch, daß ſie ihm nachahmungswerthe Beiſpiele zeigt. Die zwei Sekten der Taouiſten und Confucianer unterſcheiden ſich jedoch in dieſem Hauptpunkte: die erſteren behaupten, der Menſch könne vollkommener werden durch bloße Beharrlichkeit, während die letzteren thätige Uebung verlangen.

Choo-foo-tſze, der berühmte Sammler von Fragmenten und Werken jeder Art, im Jahr 1420 n. Chriſto, hat alle Begriffe der chineſiſchen Philoſophen dem Sing-le-ta-theuen (einem vollſtändigen Syſtem der Natur-Principien) einverleibt. An die Spitze der ganzen Natur ſtellt er das Ta-keih, das Unbegränzte und Unbeſtimmte, eine unbeſtimmbare Negation. Das Taou des Laou-keun, heißt es, iſt Vater und Mutter des Raums, der Raum Vater und Mutter von Himmel und Erde, und dieſe wieder von der Menſchheit. Zunächſt hierauf folgen Yang und Yin; am nächſten mit ihnen verbunden iſt der feine Geiſt, der alles durchdringt. Innig mit dieſem verbunden iſt das He, das Bildungsprincip aller Dinge und Chih, die Materie, die, mit Ke verbunden, die Natur, oder die Eigenſchaften aller Dinge überhaupt hervorbringt. Hiezu muß noch kommen King, die Form, und Sing, der Geiſt, die beide Theil an Ke haben. Um zu erfahren, wie alle dieſe Dinge gegenſeitig aufeinander wirken, darf man nur das Pa-kwa des Yih-king ſtudiren, in welchem man den Schlüſſel zur älteren und neueren chineſiſchen Philoſophie findet. Was die Götter betrifft, ſo kann ihr Daſeyn weder bewieſen, noch geläugnet werden, und es iſt am beſten, ſie ganz für ſich zu laſſen. — Aus dieſem Werke wurden die Anſichten genommen, die gegenwärtig herrſchend ſind, und von den Foo-

keaou (den Gelehrten, Confucianern) allgemein als orthodox betrachtet werden.

Am Schluſſe dieſes Artikels müſſen wir mit ein Paar Worten von Pan-hwuy-pan, dem Muſter ihres Geſchlechtes, ſprechen. Ihre Philoſophie iſt ein einfacher Rath an Frauen. Da ſie im niederſten Rang der menſchlichen Gattung ſtehen, ſo müſſen ſie außerordentlich demüthig, ihren Aeltern unterthänige Sclaven, ihren Gatten unbedingt gehorſam, ohne eigenen Willen oder Wunſch, ganz ihre Werkzeuge, und ſtets eingedenk ſeyn, daß ſie disponibles Eigenthum ſind. Ein Weib muß mit Allen im Frieden leben, Allen gefallen, Allen gehorchen wegen ihrer niedrigen Stellung in der Geſellſchaft, und dadurch den großen Zweck erfüllen, für den ſie geſchaffen wurde. Dieß iſt das claſſiſche Werk, deſſen Lehren jungen Mädchen eingeprägt werden. Wenn Laou-keun ſeine Landsleute durch ſeine Träume verwirrt und irre geführt hat, ſo hat dieſe berühmte Frau die Ketten geſchmiedet, die die ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes feſſeln. Sie hat eine Wunde geſchlagen, die ihren giftigen Einfluß über den ganzen Körper verbreitet, und die nur das Evangelium heilen kann.

* * *

P o e ſ i e.

Eine vortreffliche Abhandlung über dieſen Gegenſtand wurde in den Verhandlungen der königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft von Herrn Davis, vormaligem Präſidenten der oſtindiſchen Compagnie in China und nachherigem Oberaufſeher des chineſiſchen Handels, veröffentlicht. Die Principien der chineſiſchen Poeſie ſind in dieſem Aufſatze vollſtändig entwickelt, und die allgemeinen Regeln durch Proben aus den beſten Dichtungen beleuchtet.

Wir werden zuerſt den Leſer mit den berühmteſten Dichtern bekannt zu machen ſuchen, und nachher die Verdienſte der chineſiſchen Poeſie ſelbſt auseinander ſetzen.

An der Spitze aller chinesischen Dichtungen steht das Shi-king oder die classischen Lieder. Die Chinesen singen, wie beinahe alle andere Völker, mit der Poesie an. Von den frühesten Zeiten an wurden Nationalgesänge gesungen, und das Volk schilderte seine feinsten Gefühle in Rhythmen. Eine solche Sammlung von Nationalgesängen ist das Shi-king, ein Werk, dessen Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß es die ältesten geschichtlichen Lieferungen der Nation enthält. Es umfaßt dreihundert Gedichte, die Confucius aus der großen Masse von Gesängen herauszog, welche er unter der Nation fand. Nach seinem Inhalte ist das Buch in drei Theile getheilt. Erstens die Kwo-fung (National-Sitten) sind Volksgesänge; zweitens die Ya (vortrefflich) sind vermischter Natur, und enthalten kurze Elegien, Gesänge, Satyren; sie sind wieder eingetheilt in Ta und Teaou-ya (groß und klein); drittens Sung (Loblieder), dieß sind religiöse Gedichte, die beim Gottesdienst oder während der Hof-Ceremonien gesungen werden. Diese Lieder sind, wie alle Schriften des Alterthums, durch ihre lakonische Sprache und durch häufige Wiederholung bemerkenswerth.

National-Gesänge, obgleich sie größeren Beifall genießen, als die vollendetsten Poesien, können auf keinen großen poetischen Werth Anspruch machen. Dieser gebührt auch selbst dem Shi-king nicht. Viele Stellen in diesem Buche sind wegen der Anspielungen auf Localitäten und längst vergessene, historische Ereignisse dunkel. Es ist deßhalb kein Wunder, daß, obgleich es ein Werk ist, das in einem Octavbande ausgegeben werden kann, dennoch achtundsechzig berühmte Schriftsteller Stoff genug darin finden konnten, für beinahe eben so viele Bücher-Commentare.

Unter der Dynastie Chow scheinen keine Dichter vom Fache gelebt zu haben.

Taou-yuen-ming lebte um's Jahr 416 nach Chr. Geb., und war ein enthusiastischer Bewundere rder Freiheit, zu deren Lob er seine Lieder sang, nachdem er einige Zeit als Mandarin gedient hatte. Als er sich auf sein romantisches Landgut zurückgezogen hatte, wo er Weiden und Blumen zog, brachte er sein Leben vergnügt und ohne Sorgen zu, und wurde deßhalb Woo-lew-seen-sang, der Herr der fünf Weiden, genannt. Drei Poesien von ihm kamen auf die bewundernde Nachwelt.

Sung-king, ein geborener Dichter, erblickte das Licht der Welt im Jahr 672 nach Chr. Geb. Sein erster Versuch war ein Gedicht zu Ehren der Wei-hwa, der Blüthe des Pflaumenbaums. Es ist dieß eine der besten Proben chinesischer Poesie. Es zog die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, dem es von einem Hofmann überreicht wurde. Der

Barde wurde aus seiner Zurückgezogenheit in das Gewühl des Hoflebens gerufen. Hier, wo das Talent verwelkt und der Genius in Fesseln geschlagen wird, zeigte sich der Charakter des Poeten und des Mannes in seinem glänzendsten Lichte. Da er kein großer Staatsmann, aber ein wahrer Philantrop war, wurde er zuletzt genöthigt, seine Stelle aufzugeben, um außer dem Bereich der Intriguen zu leben. Er war einer der ersten in der langen Reihe von Dichtern in der Dynastie Tang. — Yen-chen-tsing lebte nur wenige Jahre später, obgleich seine poetischen Talente weniger glänzend waren, so verdient doch seine bewährte Treue gegen seinen Fürsten, dessen Familie er seine Erhöhung verdankte, unbedingtes Lob. Groß als Staatsmann, der den Thron rettete und das Reich vertheidigte, hatte er unsterblichen Ruhm erlangt, und im Gewichte des öffentlichen Lebens gleichwohl den Dienst der Musen nicht verabsäumt.

Unter dem nämlichen Fürsten der Dynastie Tang, nämlich Heuen-Thung (713—755 nach Chr. Geb.) lebte Too-foo. Um einen literarischen Grad zu erlangen, versuchte er sich in der Prosa, jedoch ohne Erfolg. Alle seine Erzeugnisse waren poetische Ergießungen, die von Wenigen bewundert und verstanden wurden. Doch war er nicht dazu verurtheilt, in der Dunkelheit zu sterben, oder sein Leben, wie so viele große Dichter des Westens, im Elend hinzuschleppen. Als er am Hof erschienen war, und daselbst die Schönheiten des Pallastes in hohen Ausdrücken besungen, und dem Götzendienst und den Altären eine Ode gewidmet hatte, wurde er ein Liebling des Kaisers Heuen-thung; doch erhielt er keinen Gehalt, ehe er den Weihrauch der Huldigung dem Monarchen selbst darbrachte. Nach dem Falle seines Kaisers bestrebte er sich, den Schutz Suh-thung's seines Nachfolgers zu erlangen. Nachdem er unglücklicher Weise in die Hände eines tatarischen Generals gefallen, aber wieder entwischt und am Hof erschienen war, wurde er zum Censor ernannt. In dieser Eigenschaft übte er seine satyrische Ader, und verlor, wie sich erwarten läßt, bald seine Stelle. Des Hoflebens müde, und sehnsüchtig, die Luft der Freiheit zu athmen, verwarf er alle weitere Anerbietungen eines öffentlichen Amtes, und lebte in der äußersten Dürftigkeit von Rüben nnd Kohl, den er auf dem Felde sammelte. Wenn die Strenge des Winters ihn in die Städte trieb, verkaufte er seine Verse, um sich vor dem Hungertode zu schützen. Als er jedoch in der Person eines Gouverneurs einen mächtigen Beschützer gefunden hatte, änderte er seine ganze Lebensweise, und gab sich Ausschweifungen jeder Art hin. Durch den Tod seines Wohlthäters wurde er wieder ein irrender Dichter, und entschloß sich jetzt, zu seiner Beleh-

rung Reiſen zu machen. Unglücklicher Weiſe wurde er gleich im Beginne derſelben durch eine plötzliche Ueberſchwemmung in einen auf einer Höhe gelegenen Tempel getrieben, und war beinahe Hungers geſtorben, als ein ihm befreundeter Mandarin ihn befreite, und in ſein Haus führte. Bei einem öffentlichen Gaſtmahle, das der Rettung eines ſo ausgezeichneten Mannes zu Ehren gegeben wurde, aß und trank er zuviel, ſo daß er plötzlich ſtarb. Die Poeſie des Too-foo wird bis auf den heutigen Tag geleſen und bewundert.

Sein Zeitgenoſſe Le-tae-pih, der für den größten Dichter gilt, den China jemals hervorbrachte, liebte gutes Eſſen und Trinken. Poeſie und Wein ſind in der That nach den Begriffen der Chineſen immer mit einander verbunden, und die berühmteſten Dichtungen wurden unter dem Einfluß ſtarker Getränke producirt. Sein Talent in jedem Fache war ſehr groß, und nur ſeine niedern Laſter kamen ihm gleich. Nachdem er die perſönliche Bekanntſchaft Heuen-thung's gemacht hatte, kam er zu ſo hohen Ehren, daß er der unzertrennliche Gefährte des Monarchen wurde. Es beſtand zu jener Zeit eine Geſellſchaft ausſchweifender Gelehrter im Pallaſte, unter denen Le-tae-pih hervorragte. Hier wurden ſeine berühmteſten Dichtungen verfaßt. Unter dieſen befand ſich eine Satyre auf eine Lieblings-Concubine des Kaiſers. Dieſer wurde dadurch genöthigt, ihn von ſeinem Hofe zu verbannen. Sobald er ſich in Freiheit ſah, vergaß er ſeine früheren Wohlthäter, und lebte unter den verworfenſten Leuten in Schenken und Schlupfwinkeln des Laſters. Ein hoher Beamter hatte Mitleid mit ihm; aber nicht lange darauf wurde er ungerechter Weiſe in eine Verſchwörung verwickelt, und zum Tod verurtheilt. Als er jedoch begnadigt wurde, fing er ſein Vagabundenleben wieder an, und fiel auf einer ſeiner Waſſerfahrten in einem Zuſtande der Betrunkenheit über Bord. Seine Werke wurden in vierzehn Bänden veröffentlicht. Sie machen ſeinem wahrhaft großen Geiſte Ehre, ſprechen jedoch ſeine laxen Grundſätze aus.

Lew-thung-yuen, fand wie alle ausgezeichneten Dichter, bald ſeinen Weg zum Hofe, nachdem er zuerſt in der untergeordneten Stelle eines Mandarin gedient hatte. Verſe machen und Gedichte ſchreiben wurden ihm zur andern Natur, und Tih-thung, der regierende Kaiſer (von 780—804 nach Chr.) erhob ihn zum Range eines Cenſors, in welcher Stellung er Proben, ſowohl von ſeinen Talenten, als von furchtloſer Treue gab. Als jedoch der Nachfolger deſſelben ihn aus der Haupt-

ſtadt verbannte, verbrachte er ſein Leben unter herbem Schmerze über den Verluſt ſeines Amtes, und obgleich ihm das Volk als einen Mann von Geiſt und Talent viel Ehre erwies, ſtarb er doch an gebrochenem Herzen.

Von den Reizen der Poeſie hingeriſſen, ſchrieb Mung-keaou ſein ganzes Leben hindurch Verſe. Wenn er ſeiner Lieblingsbeſchäftigung oblag, glaubten Alle, die ſeine Arbeiten nicht zu würdigen vermochten, er habe den Verſtand verloren. Er lebte lange in Armuth, und es gelang ihm nie, im Dienſte der Regierung ſich ein großes Vermögen zu erwerben. Von ſeinen Werken kamen nur zerſtreute Blätter auf die folgenden Jahrhunderte.

Es gibt wenige Prieſter unter den Buddhaiſten, die durch ihre Talente berühmt wurden. Woo-pan, bekannter unter dem Namen Kea-taou, iſt beinahe der einzige, der ſich einen Dichterruf verſchaffte. Autodidakt, ohne Kenntniß der Welt, in dem Winkel eines Kloſters lebend, beſchäftigte er ſich ſo emſig mit Studien, daß er alles Andere vergaß, und für die gewöhnlichen Geſchäfte des Lebens ganz untauglich wurde. Es dauerte lange, bis ſein Name bekannt wurde, denn ſeine Studien waren für den Unwiſſenden nur Papierverſchwendung. Außerordentliche Umſtände veranlaßten den Kaiſer, incognito das Kloſter zu beſuchen, und durch eine Handlung der äußerſten Ungeſchicklichkeit, und durch eine vollendete Poeſie erregte er das Staunen und die Bewunderung ſeiner Beherrſcher. Jetzt war ſein Glück gemacht. Der Prieſter wurde in einen Mandarin verwandelt, und blieb ſeinem Wohlthäter dankbar.

Hwang-ting-keen zeigte von ſeiner früheſten Jugend an außerordentliches Talent. Nachdem er die nöthigen Prüfungen beſtanden hatte, wurde er unter Che-thung, einem Kaiſer aus der Dynaſtie Sung (1086 bis 1100 nach Chr.) zu den höchſten Stellen berufen. Hier war er eben ſo groß als Staatsmann wie als Gelehrter. Die Geſchichte jedoch, welche er ſchrieb, gab großen Anſtoß. Von Engherzigen beneidet, und durch ihre Ränke aus der Hauptſtadt getrieben, ſuchte er die Zurückgezogenheit auf, die ſeinem Weſen am meiſten zuſagte. Hier verfaßte er ſeine ſchönſten Werke, und rächte ſich durch Satyren an dem Hofleben. Von allen, die ihn kannten, hochgeſchätzt, und täglich an Berühmtheit zunehmend, wurde er von Beamten, die er durch ſeine

bittere Sarkasmen gereizt hatte, zur ewigen Verbannung verurtheilt. Er ſtarb jedoch, ehe das Urtheil vollzogen wurde. Unter den Fürſten aus der Dynaſtie Sung wurden talentvolle Männer Sammler und gaben heraus, was Andere geſchrieben hatten. Die allgemeine Meinung, daß Niemand ein Gelehrter ſeyn könne, ohne auch Dichter zu ſeyn, nöthigte die Bewerber um Stellen, Gedichte zu verfaſſen, oder vielmehr, Reime zu machen. So wuchs die Maſſe der poetiſchen Literatur ſo reißend an, daß das längſte Leben des fleißigſten Leſers nicht hinreichen würde, das Ganze zu durchleſen. Doch iſt der Geiſt geflohen, und nur die Form zurückgeblieben. Bis auf dieſen Tag iſt die Originalität durch knechtiſche Nachahmung vernichtet, und der forſchende Leſer fühlt ſich durch dieſe Producte nur an die ruhmvollen Zeiten der Dynaſtie Tang erinnert. Von dieſen Arbeiten wurden im Lauf der Zeit verſchiedene Ausgaben veröffentlicht, die alle Werke der oben genannten Dichter mit großer Genauigkeit und vollſtändigen Erklärungen enthalten. Aus dem fleißigen und aufmerkſamen Studium dieſer Werke geht deutlich hervor, daß die Chineſen nicht ohne Geſchmack ſind.

Auch in der chineſiſchen Proſa iſt der Rhythmus gebräuchlich, und bei jedem guten Werke wird ein Metrum angewendet. Die Poeſie hat deßhalb ſehr viel Aehnlichkeit mit der Proſa, und es iſt nur ein kleiner Schritt zwiſchen Verſification und Periodenbau im Allgemeinen, Verſe kommen in dieſer Beziehung dem Krowan, oder alten Schreibſtyl, nicht bloß ſehr nahe, ſondern ſie erfordern den Parallelismus und die Antitheſe eben ſo häufig als die Proſa. Hundert Beiſpiele können im Allgemeinen geſammelt werden, wenn man nur auf's Gerathewohl in ein Buch hineinſieht. Dieſe Figuren ſind der eigentliche Geiſt der chineſiſchen Poeſie. Die Muſik und der Tonfall, die im Geſpräche auch einem oberflächlichen Beobachter mißfallen müſſen, ſind in der Poeſie Regeln unterworfen. Aber ſo weit es den Bau der Verſe betrifft, ſo iſt jedermann, der ſeine Mutterſprache gut ſprechen kann, auf dem beſten Wege zur Verskunſt. Was für Verdienſte die alten Dichter auch beſitzen mögen, die jetzige Generation ſucht nur wohllautende Verſe zu ſchreiben, ohne Rückſicht auf den Sinn ihrer Ausarbeitungen.

Da die chineſiſche Sprache ſo viele ähnliche Laute hat, ſo eignet ſie ſich ſehr zu Reimen, die ſowohl nach dem Laut als nach dem Ton angebracht werden, indem alle Worte mit dem nämlichen Accent ſich

auf einander reimen. Es iſt gleichgültig, aus wie vielen Schriftzügen eine Linie beſteht, wenn ſie nicht durch eine Trennung der Sätze unterbrochen wird, nur eine Idee ausſpricht, und auf eine andere Linie ſich reimt. Aber um die Mitte der Linien iſt eine Cäſur, die in Verſen von ſieben Worten auf das vierte, in Verſen von fünf Worten auf das zweite Wort fällt. Auch die, welche nur eine oberflächliche Bekanntſchaft mit der Sprache haben, können, wenn ſie Verſe leſen, den Platz derſelben bald entdecken. Wohin auch die Cäſur fällt, ſo darf der Sinn des Satzes, den ſie theilt, keineswegs unterbrochen werden. Der Dichter muß daher in der Anordnung ſeiner Worte ſehr ſorgfältig zu Werke gehen.

Wenn wir unſere claſſiſchen Werke zum Maßſtab des poetiſchen Werthes der chineſiſchen Literatur machen, ſo täuſchen wir uns ſehr. Vereinzelt, wie die Chineſen bisher ſtanden, ſind ſie in Allem ihren eigenen Weg gegangen, und haben ſich die Originalität bewahrt. Dieß findet ſeine Anwendung nicht bloß auf die Poeſie und Literatur, ſondern auf alle ihre Einrichtungen, ihre Induſtrie u. ſ. w. Das Verlangen, Dinge zu finden, die den Ereigniſſen der civiliſirteſten Nation gleich oder ſogar überlegen ſind, hat Ausländer verleitet, alles Chineſiſche mit den überladenſten und eigenſinnigſten Lobſprüchen zu überhäufen, und Vorzüge, von denen die Eingeborenen keine Ahnung hatten, wurden von ihren enthuſiaſtiſchen Verehrern entdeckt. Wir müſſen ſtets den Grad der Civiliſation, den ſie erreicht haben, im Auge behalten, und ſie mit Nationen vergleichen, die eine gleiche Stufe erreicht haben. Man wird alsdann finden, daß ihre Literatur dem Sanskrit der perſiſchen und arabiſchen Literatur überlegen iſt, und wenn ihr Genius ſich nicht durch den Flug der Phantaſie auszeichnet, ſo zeichnet er ſich doch durch Verſtand und Nüchternheit aus. Eine gute Poeſie wurde nicht geſchrieben, als die Nation noch in ihrem Kindesalter war; ſie erſchien erſt, als ſie ihre Mannbarkeit erreicht hatte. Die Poeſie der Dynaſtie Tang beſteht nicht in den rohen Ergießungen, die ungelehrten Männern durch den Enthuſiasmus der Phantaſie oder Leidenſchaft eingegeben wurde, ſondern in den Erzeugniſſen von Gelehrten, die nach dem vorherrſchenden Geſchmack ihrer Landsleute ſchrieben. Ehe die Schreibekunſt erfunden wurde, konnte man ſich nur an Geſänge erinnern, und dieſe wurden bei verſchiedenen Gelegenheiten hervorgerufen, und waren das Erzeugniß des Augenblicks. China's Beherrſcher, im Bewußtſeyn der Leichtigkeit, mit der ſie im Gedächtniß behalten werden, brachten

tugendhafte Maximen in Reime, und lehrten sie das Volk. So entstanden die Bruchstücke des Shi-king. Hätte man sie stets als Proben von dem Nationalgeist des Alterthums angesehen, so hätten sie nur in sehr geringem Grade auf die Wahl der spätern Dichter Einfluß haben können; aber da man sie als Muster poetischer Composition ansah, so konnte Niemand Gunst bei seinen Landsleuten finden, wenn er die Sprache der Shi-king's nicht nachahmte. Und so wurden verschiedene Arten von Poesie in dieselbe Composition gemischt, je nach der Phantasie des Dichters. Und selbst Le-tan-pih versuchte nie etwas Anderes, als vermischte Dichtungen und Rhapsodien.

Ausländer haben die chinesische Philosophie oft unverständlich gefunden, und als dieß verachtet. Andere haben behauptet, sie könne in keine fremde Sprache übertragen werden wegen ihrer Kürze und Erhabenheit. Die Wahrheit ist jedoch, daß sie mit so vielen seltsamen und originellen Metaphern und Redefiguren durchwoben ist, und so mannichfaltige Anspielungen auf Geschichte, und zu Göttern erhobene Heroen enthält, daß sie auf den ersten Blick ein großer Jargon scheint. Aber wenn eine hinreichende Bekanntschaft mit all' diesen Eigenthümlichkeiten den Leser in den Stand gesetzt hat, in den Geist einzudringen, dann eröffnet sich eine glänzende Aussicht, und die erhabensten Bilder stellen sich ihm dar.

Dieß bezieht sich jedoch nur auf die Werke der vorzüglichsten Dichter; die Erzeugnisse von zahllosen Nachahmern sind höchst albern und voll Affectation. Sie besitzen keine Hirtengedichte, weil die Nation keine Heerden hielt, sondern die nomadischen Barbaren der Wüste stets verachtet hat. Eben so wenig hat je einer versucht, ein episches Gedicht zu schreiben, in welchem der Heroismus des Kriegers stets hervor leuchten muß. Die öffentliche Meinung in China hat dem Krieg stets geflucht, und ihn durch eine glühende Schilderung zu empfehlen, wäre eine Beleidigung gegen die Nation gewesen. Auch in der dramatischen Poesie haben sie sich nicht ausgezeichnet, denn ihre Bühne ist ein bloßes Possenspiel mit menschlichen Charakteren. Aber obgleich ihnen alles dieß fehlt, besitzen sie doch einen Ueberfluß an beschreibenden und didaktischen Poesien. Ihre Satyren, Gesänge und lyrischen Dichtungen werden an Zahl nur von ihren Madrigalen, Epigrammen, Sonetten, Alliterationen und ähnlichen Erzeugnissen übertroffen. Gelehrte finden oft eine Unterhaltung, und üben ihren Scharfsinn darin, daß sie eine Linie schreiben, zu der ein anderer eine Anti-

theſe machen muß, oder daß ſie einige Schriftzeichen aufſchreibend es dann in Verſe bringen. Dieſe Pedanterie wird ſehr weit getrieben, und iſt dem guten poetiſchen Geſchmack ſehr ſchädlich.

* * *

Vermiſchte Schriften.

In dieſem Fache der chineſiſchen Literatur nimmt die Politik den höchſten Rang ein. Die Edicte, Statuten, Ordonnanzen, Ermahnungen Geſetze der Regierung, und überhaupt ihre Anreden an das Volk werden mit der äußerſten Aufmerkſamkeit auf claſſiſche Reinheit geſchrieben. Sie zeichnen ſich nicht nur im Styl, ſondern auch in der Sache aus. Wenn die Regierung zu beſänftigen wünſcht, ſo werden die liebevollſten, einſchmeichelndſten Worte gewählt; väterliche Liebe, unbegränztes Mitgefühl und unermüdliche Wachſamkeit für die Intereſſen des Volkes werden ſchön geſchildert und höchſt lebendig ausgedrückt. Ermahnungen ſind herzlich und pathetiſch, Androhungen der Rache furchtbar und erſchreckend. Es iſt nichts als Reinheit der Abſicht, ſelbſtverläugnendes Wohlwollen, Großmuth und Tugend, in die ſchönſte und treffendſte Phraſeologie gekleidet.

Das Shing-yu oder das heilige Edikt des Kang-he, eine ermahnende Abhandlung eines Herrſchers an die Nation, iſt gut geſchrieben und durchaus verſtändlich. Es enthält die Staatsmaximen in der Kürze, und gibt uns in wenigen Worten das ganze Syſtem der Ethik. Aber die Zeitung von Peking, eine periodiſche Sammlung der wichtigſten Regierungs-Acte, iſt weniger günſtig. Die Angaben und Claſſificationen ſind zu ungeordnet. — Das Geſetzbuch der jetzigen Dynaſtie iſt gut geſchrieben, der Styl iſt der Sache angemeſſen, und verlangt verhältnißmäßig nur wenig erläuternde Noten. Die Anordnung iſt methodiſch und die Gegenſtände ſind treffend abgehandelt.

Nächst dem sprechen wir von den wissenschaftlichen Werken, die eine sehr zahlreiche Classe bilden. Ihr mannigfaltiger Inhalt hat dieß Gemeinsame, daß die Autoren stets den Ursprung jeder Wissenschaft bis zum höchsten Alter verfolgen, und das, was ihre Vorgänger geschrieben haben, umschreiben. Das ist der Geschmack der Nation, daß ein Schriftsteller, der mit wenigen Worten die Principien einer Kunst angäbe, ohne die Fortschritte der Erfinder genau bis in's Einzelne zu beschreiben, nicht gelesen würde. Diese Grille dehnt ihre Werke zu vielen Bänden aus, und macht es in der That schwierig, den Zweck ihrer Abhandlungen zu entdecken. Wir haben ein Werk von zwanzig Bänden gesehen über die Bereitung des Salzes; ein Werk von fünfzehn Bänden, das die Beschreibung einer öden Insel enthält, ein Werk von sechs Bänden über den Thee, und es wäre schwer, aus einem derselben eine Octavseite herauszuziehen, die wirkliche Wissenschaft und Kenntnisse enthielte.

Der berühmte Yu war der erste Geograph, der nach der Wasserfluth durch das Land reiste, es in neun Bezirke theilte, und Karten darnach entwarf. Natürliche Gränzen dienten ihm zu Führern bei diesem Unternehmen. Es fand sich, daß es fünf merkwürdige Berge, fünf Seen, drei Flüsse, vier Meere, neun Ströme, sieben Hügel, sechs Inseln und vier Kanäle gab. Diese Eintheilung ist die Grundlage aller geographischen Kenntnisse der Chinesen. Obgleich die Gränzen sich ausdehnten, und das ganze Ansehen des Landes sich veränderte, hat das Volk dennoch diese Theorie bis auf den heutigen Tag beibehalten.

Die jetzige Dynastie hat die allgemeine Geographie des Reiches in 2000 Bänden gesammelt. Man kann in diesem Werke die alten Namen der Städte, die Genien, welche die Gebirge mit ihrem Besuche beehrten, die Biographie der berühmtesten Personen, die an solchen Orten geboren wurden u. s. w., finden. Aber es wäre ungemein schwer, nach aufmerksamer Durchlesung derselben, sich eine klare Anschauung der Localitäten zu bilden, oder so viel herauszuziehen, als für die Neugierde eines Fremden hinreichen würde.

Von fremden Ländern haben die Chinesen sehr verwirrte Begriffe, und wenn ihre Schilderungen nicht aus den Werken der Europäer entnommen sind, so sind sie sehr unvollkommen und irrig. Ihre topogra-

phiſchen Angaben über die benachbarten Länder und Stämme jedoch ſind richtiger.

In der Phyſik haben die Chineſen kaum etwas Bemerkenswerthes geleiſtet. Kang-he, von den Miſſionären veranlaßt, veröffentlichte einige Werke, die jedoch die Nation nicht zur Nacheiferung bewegten. Ihre botaniſchen Forſchungen beſchränkten ſich auf Kräuter, die zur Heilkunde benutzt werden. Ueber dieſelben beſitzen ſie ein ſehr langes Verzeichniß mit ſehr genauen Beſchreibungen. Die chineſiſche Literatur iſt reich an mediciniſchen Werken, die im allgemeinen gut angeordnet, und im leichten Styl geſchrieben ſind. Ihre beſten mathematiſchen Werke ſind von Fremden geſchrieben worden. Es gibt nur ein einziges mathematiſches und aſtronomiſches Inſtitut im ganzen Lande, und da von 360 Millionen Einwohnern nicht hundert dieſem Studium ſich widmen, ſo darf man nicht erwarten, daß die chineſiſche Literatur in dieſem Zweige fruchtbar ſey. Da öffentliche Reden in China nicht üblich ſind, und kein Journal herauskommt, ſo können wir von Reden und periodiſchen Schriften nicht ſprechen. Ihre Art Briefe zu ſchreiben, erregte unſere beſondere Aufmerkſamkeit. Eine gewiſſe Art von Höflichkeit herrſcht unter allen Ständen der Chineſen. Oft jedoch wird das Volk überladen in ſeinen Complimenten, und in ſeinen Ausdrücken übertrieben. Es würde für Beleidigung gelten, wenn man Jemand ungeſchmückt und gerade heraus ſchreiben würde.

Einige der beſten Schriftſteller im Fache der vermiſchten Schriften ſind Wa-twan-nin, ein Critiker, Hiſtoriker, Encyklopädiſt, kurz ein Factotum und Soo-tung-po, ein Staatsmann. Der erſte iſt ein ſehr bändereicher, genauer und unparteiiſcher Schriftſteller. Der letztere hat fünf und ſiebenzig Bände, Gedichte, Geſänge, Oden, Maximen, Grabſchriften, Gedächtnißſchriften, Reden, Regeln eines guten Styls u. ſ. w. auf die Nachwelt gebracht. Allen denen, die mit eleganter Schreibart ſich bekannt machen wollen, empfehlen wir die Durchleſung dieſer Werke.

Beide Schriftſteller verdienen einen hervorragenden Rang unter den chineſiſchen Claſſikern. Wa-twan-nin wegen ſeiner univerſellen Kenntniſſe und Soo-tung-po wegen ſeines Geſchmacks. Die Staatsſchriften des Letztern zeichnen ſich durch geſunden Verſtand und ange-

meſſene Bemerkungen aus. Alle ſeine Schriften durchdringt derſelbe claſſiſche Geiſt, und er wird ſorgfältig von allen ſtudirt, die elegant zu ſchreiben wünſchen.

* * *

Erdichtete Werke.

Dieß iſt eine ſehr zahlreiche Claſſe. Sie werden entweder im Converſationsſtyl oder in abgeriſſenen Verſen geſchrieben, niemals ſind ſie durchaus proſaiſch. Die Trockenheit ihrer hiſtoriſchen Schreibart, das geringe Intereſſe, welches das Leſen von Namen und Zeitangaben darbietet, brachte die chineſiſchen Schriftſteller ſchon ſehr frühe auf die Idee, die einzelnen Ereigniſſe in eine hiſtoriſche Fiction zu kleiden. Die San-kwozche oder Geſchichte der drei Staaten ſcheint den erſten Anſtoß zu dieſem Fach der Schriftſtellerei gegeben zu haben. Obgleich dieſes Werk nur eine kurze Periode der Geſchichte beſchreibt, als drei Staaten um die Oberherrſchaft kämpften, ſo enthält es doch genug, um uns ein lebendiges Bild jener Zeiten zu geben. Wir leben mit den Herren, wir werden bekannt mit dem Volke, wir erfahren, was die Chineſen in ſo früher Zeit vollbrachten, wir werden in den verbotenen Schoos des Pallaſtes eingeführt und in das Innere der Familien. Alles, was im buchſtäblichen Sinne Erdichtung iſt, iſt ſo übertrieben, daß es leicht iſt, zwiſchen Geſchichte und erdichteter Erzählung eine Linie zu ziehen.

Werke ähnlicher Art gibt es unter jeder Dynaſtie, jeder große Mann hat ſeinen Biographen gefunden, jede Cataſtrophe ihren Dichter. Obgleich ſehr viel Unnatürliches darunter iſt, ſo gibt es doch auch verſchiedene, treffliche Ereigniſſe, die jeder Ausländer, der eine gute chineſiſche Geſchichte zu ſchreiben wünſcht, leſen muß. Wollten wir ſie aufzählen, ſo müßten wir ein Verzeichniß von mehren

Seiten geben. Das Ping-man-chuen, das die Kämpfe der Dynastie Sung beschreibt, enthält viele pathetische Stellen, und bringt uns in die engste Berührung mit dem Mittelalter. Wenn der Geist der beständigen Wiederholung von Schlachten und Feldzügen müde ist, so leitet eine anmuthige Episode den Leser auf andere Gegenstände. Das Keun-ying-kee-chuen, Geschichte der Herren, ist eben so lebendig, aber nicht so zusammenhängend. Das Chow-chuen, die Geschichte der Dynastie Chow, macht uns mit den fernsten Zeiten bekannt, und das Thuychung-chuen gibt uns einen Abriß von berühmten Patrioten. Gewöhnliche Novellen findet man in der Hand eines Jeden. Viele sind sehr groß, und unter den Shih-thae-tsze (Ereignisse der zehn talentvollen Männer) einer Sammlung von ausgewählten Novellen, befindet sich eine, die nicht ohne Schauder gelesen werden kann. Wäre der sittliche Zustand der Nation wirklich so gesunken, daß das Volk Menschenfleisch kaufte und verkaufte, ohne über solchen Gräuel zu schaudern, dann müßte man sie weit unter die Kannibalen stellen. Aber wir glauben, dieß ist eine bloße Erdichtung, von einem rohen Schriftsteller erfunden. Die Regierung verbietet solche sittenlose Bücher, aber da der Inhalt den schlechten Geschmack der Leute so sehr anzieht, so liest man diese Bücher nur mit um so größerer Begierde.

* * *

Schlußbemerkungen.

Von moralischen Abhandlungen und religiösen Werken haben wir nicht gesprochen, weil wir sie bei der Besprechung dieser Gegenstände erwähnt haben. Die ersten werden wenig geachtet, weil die Chinesen kein religiöses Volk sind. Die Werke über die Staats-

religion enthalten eine trockene Beschreibung von Ceremonien und werden wenig gelesen. Die Werke der Taoun-Sekte sind sehr dunkel und eignen sich nicht für den gewöhnlichen Leser. Es ist sehr seltsam, daß die Buddhaisten das Pali beibehalten, und so viele Worte dieser Sprache eingeführt haben, indem sie den Laut mit chinesischen Schriftzeichen ausdrücken; ein Gebrauch, der ihre Schriften zu einem vollständigen Jargon macht. Von muhammedanischer Religion wissen wir nur Weniges. Die wenigen Bücher, die wir gesehen haben, waren mit arabischen Worten durchwoben, und enthielten weder im Styl noch in der Sache etwas Außerordentliches. Viele römisch-katholische Missionäre schreiben das Chinesische mit großer Leichtigkeit und Eleganz.

Einige ihrer Bücher zeichnen sich durch classische Schönheit und tiefes Gefühl aus. Sie haben Uebertragungen von Lebensbeschreibung Heiliger, von scholastischer Theologie, Catechismus u. s. w. geschrieben, die im Allgemeinen sehr mittelmäßig verfaßt sind. Viele Bücher wurden auch von protestantischen Missionären veröffentlicht, und in diesem Augenblicke sind drei große Druckereien beschäftigt, den religiösen Bedürfnissen dieses großen Reiches entgegen zu kommen. Die Bibel wurde zweimal übersetzt, und eine neue Uebertragung befindet sich unter der Presse.

Es wäre eine Schande für das civilisirte Europa und Amerika wenn man die Chinesen noch länger aus Trägheit im Finstern tappen ließe. Wir besitzen die Mittel, und können sie mit Erfolg anwenden. Wir widmen unsere Bemühungen dem dritten Theile des menschlichen Geschlechts, der im Zustande halber Barbarei schmachtet, obgleich er Verstand genug besitzt, um zur Civilisation zu gelangen. Alles, was wir wünschen, ist dieß, in eine Lage zu kommen, in der wir einen freundlichen Verkehr mit den Chinesen zu unterhalten, und sie überzeugen könnten, daß wir die Wohlfahrt der Nation suchen. Um dieß zu bewirken aber, bedurften wir einer Verbindung von Frömmigkeit und Talent. Das Werk ist glorreich und groß, aber sehr mühsam, und Täuschung kann leicht den Eifer der begeisterten Männer abkühlen.

Um diese große Nation zu reformiren, müssen wir ihnen eine neue religiöse und wissenschaftliche Literatur geben, die Alles, was

sie selbst gutes besitzen, umfaßte, und die heilsamsten und nützlichsten Erzeugnisse des Westens hinzufügte. So lange der geistige Horizont der Chinesen so eng begränzt ist, können sie den Zweck und die Bestimmung nicht verstehen, die ihnen Gott gegeben hat. Wie sind sie im Stande, die Fesseln, die Vorurtheile und eine verkehrte Politik immer auf's Neue um sie schließen, abzustreifen, wenn sie nicht etwas Besseres erhalten, als was sie bis jetzt besitzen?

Bruſſa und Nicäa.

(Aus Poujoulat's Reiſe von Smyrna nach Conſtantinopel.)

Von Sugut nach Lefkeh, dem alten Leuka, rechnet man zwölf Stunden. Während der erſten fünf Stunden führt der Weg über niedere, dürre Hügel, aber bald ſteigt man in ein reizendes Thal hinab, in welchem die Vegetation einen großen Reichthum entfaltet. Ueberall bieten ſich den Blicken Pflanzungen von Maulbeer- Olivenbäumen, Reben, Tannen und Eichen dar. Dieſes Thal, das Vizir-Khan heißt, (der Name eines türkiſchen Ortes, der mitten unter ſchönen Gärten gelegen iſt) wird von dem Kara-Su (ſchwarzen Strom) bewäſſert, welcher ſich drei Stunden nördlich von Lefkeh in den Sangar ſtürzt. Die Stadt Lefkeh, von 4000 Türken und 50 Griechen bewohnt, erhebt ſich am linken Ufer des Sangar, am Fuße eines Hügels, der hie und da von Bäumen bewachſen iſt. Der Sangar, von den Eingebornen

Sakarie genannt, ist einer der beträchtlichsten Flüsse von Kleinasien; er entspringt in den Bergen von Armenien. Der Sakarie wendet sich einige Stunden von Leuka gegen Norden, und ergießt sich, unweit der Ruinen von Claudiopolis, in das schwarze Meer.

Eine halbe Stunde westlich von Lefkeh ist eine alte Brücke, die der Reisende erwähnen muß. Diese aus gehauenen Steinen erbaute Brücke ist gerade da aufgeführt, wo der Gallus, von den Türken Euk Su (blaues Wasser) genannt, sich in den Sangar stürzt. Um diese Brücke, mitten auf diesen Wiesen, lagerten im Junius 1097 — 550,000 christliche Soldaten; hier theilte sich die Armee des ersten christlichen Kreuzzugs in zwei Heeresabtheilungen, als sie gegen Doryläa aufbrach. Die erste Truppe, befehligt von Bohemund, Tankred, dem Herzog der Normandie, zog drei Stunden lang dem linken Ufer des Sangar entlang; dann bog sie in das fruchtbare Thal Vizir-Khan ein, von dem ich schon gesprochen habe. Das andere Armeecorps, unter der Führung Gottfrieds von Bouillon, Adhemars, Hugo des Großen, des Bruders des französischen Königs Philipp I., zog rechts in das vom Gallus bewässerte Thal. Dieses Thal bietet heutzutage eine herrliche Aussicht dar; malerische Gesichtspunkte fesseln in jedem Augenblick die Aufmerksamkeit. Nachdem wir vier Stunden lang in dem Thal des Gallus hingezogen waren, wandten wir uns gegen Westen, indem wir das bergigte Land links ließen, welches der Herzog von Lothringen und seine Begleiter durchzogen, um sich in das berühmte Thal Gorgoni oder Yneu-nu zu begeben.

Eine Entfernung von acht Stunden trennt Lefkeh von Jeni-scher oder der neuen Stadt, die durch einen Sieg Erthodrul's über ein tartarisches Heer berühmt ist. Jeni-scher, das von 600 türkischen und 40 armenischen Familien bewohnt ist, erhebt sich mitten in einer großen nackten Ebene. Fünf Stunden von Jeni-scher entfernt liegt Tymbos, ein türkisches Dorf auf einem Berge. Wenn man von diesem Berge herabsteigt, läßt man rechts einen reizenden, von der grünen Bergkette, welche gegen Norden die Ebene von Brussa begränzt, beherrschten See; links ist der bythenische Olympus mit seiner majestätischen Kuppel, die mit ewigem Schnee bedeckt, und dessen Seiten von tausend und aber tausend verschiedene Arten von Schluchten durchwühlt sind, aus denen gewaltige Ströme sich herabstürzen. Eine Stunde vor Brussa durchzieht man einen großen Wald von Eichen und Kastanien.

Von allen muselmännischen Städten, die ich bis jetzt gesehen habe, ist Brussa die einzige, die meinem Begriff von einer asiatischen Stadt vollständig entsprach. Während mehre Städte des ottomannischen Reichs

auf die Gefahr hin, sich ganz zu verunstalten, sich in europäische umzuwandeln suchten, hat Brussa seine orientalische Physiognomie und die Poesie des Koran gewissenhaft zu bewahren gesucht. Sehet am Fuße der steilen Spitze des Olympus, in der Richtung von Ost nach West, auf dem Raum einer Stunde dieses hinreißende Gemisch von weißen, schwarzen, grünen, blauen Häusern; diese weißen Mauern der Moscheen, diese Bleikuppeln, überragt von einer ungeheuren Menge von Minarets mit vergoldeten Pfeilern. Mitten unter diesen buntfarbigen Häusern, diesen Moscheen, diesen hohen Säulen, von denen der Aufruf zum Gebet ergeht, sind mit seltsamer Laune die düstern, dichtbelaubten Gipfel von Cypressen, diese grünen Minarets in den Todtengärten der Ottomannen zerstreut. Denke man sich zu diesem Anblick, den ich kaum andeute, den blauen Himmel, die strahlende Sonne von Asien, und Brussa wird Euch Alles darstellen, was nur die Phantasie Glänzendes und Strahlendes sich denken kann. Brussa ist wirklich eine der phantasiereichsten Städte, wie man deren in Tausend und eine Nacht antrifft. Die unter Isabella aus Spanien vertriebenen Juden glaubten, als sie Brussa sahen, ein zweites Granada zu finden.

Nachdem wir das bewunderungswürdige Gemälde mit einem Blick umfaßt haben, treten wir in die Stadt: zwei große, von herrlichen Bäumen begränzte Gräben theilen die Stadt in vier Theile; ein jeder dieser Theile ist von einer der vier Nationen bewohnt, welche sich hier befinden. Es gibt keine Stadt in Kleinasien, deren Straßen so breit, so reinlich, so gut gepflastert sind. Auf allen öffentlichen Plätzen, in allen Stadtvierteln erheben sich herrliche Fontänen, die mit Arabesken bemalt sind. Die Bazars sind schön, zahlreich und gut ausgestattet. Man findet darin alle Wohlgerüche, die reichsten Stoffe, die schönsten Waffen des Orients. Die Verschiedenheit der Tracht der vier Nationen von Brussa, ist nicht eben das am wenigsten Interessante in den Bazars. Der ernsthafte Osmane, den Kopf bedeckt von dem ungeheuren, grünen oder weißen, bauschigen Turban; die Neuerungen in Stambul haben die auffallende Tracht der Muselmänner von Brussa noch nicht verändert. Der Armenier mit dem Kolpak auf dem Haupte, der einem umgestürzFleischtopfe gleicht. Die Griechen, die Juden haben schwarze Röcke und blaue Turbane, die einzigen Farben, welche den Rayas gestattet sind. Die Bevölkerung der alten Stadt des Brusias wird auf 100,000 Einwohner geschätzt, darunter 90,000 Türken, 5000 Griechen, 3000 Armenier und 2000 Juden. In diesem Augenblick befinden sich in Brussa nur drei Europäer, der erste ist aus der Dauphiné und gibt

sich mit Seidenhandel ab; der zweite ist ein italienischer Flüchtling, Namens Nicoletto; er ist zugleich Apotheker, Arzt und Consul aller Mächte Europa's, mit Ausnahme Frankreichs: unsere Nation ist in Brussa durch Herrn Crespin vertreten, der in Constantinopel, aus einer französischen Familie geboren ist.

Brussa ist von einer reichen Natur umgeben; Hügel, die mit Reben bedeckt sind, Fruchtbäume jeder Art erscheinen überall im Ueberfluß. Was man hauptsächlich bemerkt, sind große Pflanzungen von Maulbeerbäumen, welche die Hauptnahrungsquelle von Brussa ausmachen. Diese in Baumschulen gepflanzten Maulbeerbäume sind sehr klein; jedes Jahr nimmt man ihnen ihre Krone; die Einwohner beschneiden den Baum und überlassen die Blätter den Seidenwürmern. Das Volk von Brussa weiß noch nichts von der Seidenzucht; wenn diese Ernte gleichwohl gelingt, so verdankt man sie nur dem Zufall. Die Puppen des Seidenwurms sind hier von ganz vortrefflicher Art. Man spinnt die Seide beinahe wie im südlichen Frankreich; aber Brussa zieht nicht so viel Nutzen aus diesem Erwerbszweige, als geschicktere Hände daraus ziehen könnten. Man zählt in Brussa mehre hundert Werkstühle, welche die herrlichsten Stoffe liefern. Brussa versendet seine Stoffe und die rohe Seide in die hauptsächlichsten Städte des ottomannischen Reiches. Man hat mit Recht gesagt, daß Brussa für die Türkei dasselbe ist, was Lyon für Frankreich.

Ich muß ein Wort über die Denkmäler von Brussa sagen. Die Griechen haben drei Kirchen; die Armenier haben deren zwei; die Juden haben eben soviele Synagogen; man zählt 150 Moscheen. Die schönste von allen ist im Mittelpunkte der Stadt Oglou-djami: ein ungeheures Gebäude in viereckiger Gestalt, und aus behauenen Steinen erbaut. Oglau-djami hat zwei Minarets von großer Höhe und zwei prächtige Thore, an denen die maurische Architectur in ihrer ganzen seltsamen und schönen Eigenthümlichkeit erscheint. Es gibt nichts Einfacheres als das Innere von Oglou-djami; der Boden ist mit schönen Teppichen bedeckt, die Mauern sind nackt, nur hie und da sieht man Verse aus dem Koran, mit großen schwarzen Charakteren eingegraben. Mitten in dem Tempel ist eine schöne Fontäne mit drei Wasserröhren; das Becken ist zu heiligen Waschungen bestimmt. Der Muselmann hört gern das Murmeln des Wassers, wenn er seine Dankgebete zu Allah aussendet. Die Kuppel dieser Moschee ist nicht wie die Kuppeln der übrigen Moscheen, mit Bleiplatten bedeckt, sondern sie ist aus durchflochtenen Eisenstangen gebildet; dieses Gitterwerk läßt unendlich viele

kleine Oeffnungen, durch welche schwache und unsichere Lichtstrahlen in den Tempel hineinfallen.

Brussa besitzt mehre Caravanserais, Medresse's (Schulen) und Imarets (öffentliche Küchen). Brussa, welches der Sitz des ottomannischen Reiches bis zum Jahr 1453 war, um welche Zeit Constantinopel von Muhammed II. erobert wurde, rühmt sich, die Gräber der sechs ersten Sultane aus dem ottomannischen Geschlechte in seinen Mauern zu haben. Das Grab des Stifters des türkischen Reichs, das seines Sohnes Orkhan, die Gräber der Gemahlinnen und Kinder dieser zwei Fürsten sind in einem Monument enthalten, das sich auf einem Felsenhügel erhebt, auf welchem die Stadt des Brussas ursprünglich erbaut wurde. Dieses Monument war früher eine fürstliche Kirche; ihre Wölbung wird von einigen Pfeilern und mehreren Porphyrsäulen getragen. In den innern Mauern sieht man noch Kreuze eingegraben; das Pflaster ist von schönem, weißem und grünem Marmor. Die Reste Amurat's oder Murads, des Eroberers von Adrianopel, Serbien und Albanien, ruhen in einem prächtigen Mausoleum, das man eine Stunde westlich von Brussa, in der Nähe eines reizenden Dorfes, Trcheuerki, besuchen kann; das Grab Bajazeths, mit dem Beinamen Ilderim, der Blitz, befindet sich zur Seite einer großen Moschee, von weißem Marmor, deren Erbauer er war. Dieses Denkmal befindet sich links, wenn man von Jeni-scher aus nach Brussa kommt. Bajazeth starb nicht in Brussa, sondern in Alascher, dem alten Philadelphia. Mussa, sein Sohn, erhielt von Tamerlan die Erlaubniß, den Leichnam seines Vaters nach Brussa zu bringen.

Die Gräber der Veziere, Mufti's, Santons sind zahllos am Fuße des Olympus. Das Turbeh, welches am meisten verehrt wird, ist das des Sheiks Schamedin Muhammed Ben Ali, bekannter unter dem Namen Sultan Emir Beli (unumschränkter Fürst des heiligen Reichs). Diese Todten-Kapelle ist eben so reich, wie die der Kaiser; sie erhebt sich majestätisch auf einer Anhöhe, eine Viertelstunde südlich von Brussa. Die äußeren und inneren Mauern des Monuments sind mit kleinen Stücken Porcellan von verschiedenen Farben geziert. Der Sarg, den man durch die eisernen Fenstergitter bemerkt, ist ganz bedeckt von sehr kostbaren Tüchern. Trotz unserer Empfehlungen war es uns nicht möglich, in dieses Monument einzudringen. Der Iman der benachbarten Moschee, an den wir uns wandten, um das Grab besuchen zu dürfen, antwortete unserem Dragoman: „Diese fränkischen Reisenden wissen wahrscheinlich nicht, daß diese Kapelle die geweihten Reste des unumschränkten Fürsten des heiligen Reichs bewahrt. Belehrt sie, daß

die Giaurs diese heilige Stelle nicht betreten dürfen, und daß der Boden, auf welchem dieß Gebäude errichtet ist, sich alsobald öffnen würde, um sie zu verschlingen." Alle europäischen Reisenden, welche Brussa besucht haben, haben von den Mineralquellen erzählt, die sich am nördlichen Abhang des Olympus, eine halbe Stunde westlich von der Stadt befinden. Eine griechische Tradition hatte in der Vorzeit diesen Quellen eine große Berühmtheit verschafft. Hier wusch nämlich Herkules, nach dem unfreiwilligen Mord seines Lieblings Hylas, das Blut ab, mit welchem er bespritzt war.

Die jetzige Generation von Brussa hat ebenfalls ihre fabelhafte Tradition. Vor Zeiten, so erzählte mir ein alter Armenier mit weißem Barte, lebte ein Kaiser von Stambul, der eine aussätzige Tochter hatte. Als dieses junge Mädchen ihren Vater in Verzweiflung sah, daß er sie nicht verheirathen konnte, verließ sie den kaiserlichen Palast, und zog ganz allein als Bettlerin in die Welt. Die arme Prinzessin reiste so weit, daß sie sich eines Tages an dem Orte befand, an welchem die heilsamen Quellen am Brussa hervorsprudeln. Sie warf sich vor der Quelle auf die Knie nieder, und betete mit gefalteten Händen, und zum Himmel erhobenen Augen zu Gott. Während ihres Gebetes sah sie vom Olympus herab, ein großes, wildes Schwein kommen, das auch mit dem Aussatz behaftet war. Das Thier ging in das Wasser, an dessen Ufer die Prinzessin betete, und kam ganz geheilt heraus. Hierin erblickte die Prinzessin einen göttlichen Wink. Sie ging in das Wasser, und nach einer Viertelstunde war der Aussatz verschwunden. Das junge Mädchen, außer sich vor Freude und Dankbarkeit gegen Gott, schwur, an diesem Ort eine Bad-Anstalt für Arme und Unglückliche bauen zu lassen. Die Prinzessin von Stambul, und nicht der König Brusias, wie die Europäer sagen, war es, die Brussa, die schönste Stadt der Welt, erbauen ließ.

Die Wasser von Brussa übertreffen an Heilkraft alle Heilquellen von Kleinasien; die berühmten Bäder von Eski-scher und Hieropolis halten keine Vergleichung mit ihnen aus. Die Wasser von Brussa sprudeln an vier verschiedenen Orten auf einem Raum von zweihundert Klaftern aus der Erde hervor. Sie enthalten Schwefel, Sodasalpeter, Kohlengas, Thon und Kalk. Sie sind so siedend, daß man nicht die Hand darin leiden kann, wenn man nicht zuvor frisches Wasser hineingemischt hat, besonders eine Quelle ist so heiß, daß die Türken sie Echek-terlentu (welche die Esel schwitzen macht), nennen. Die schönste der vier Badanstalten trägt den Namen Eski-Caplidja (altes Bad.) Es ist dieß ein großes Gebäude im griechischen Style. Acht schöne

Säulen von weißem Marmor tragen eine unermeßliche Wölbung, die von kleinen Oeffnungen durchbrochen ist, durch welche ein schwaches Licht herein fällt. Im Mittelpunkt des Gebäudes ist ein Becken im Umkreis von vierzig Fuß. Diese Bäder gehören der Regierung, die sie zu sehr mäßigen Preisen vermiethet. Soldaten und Arme bezahlen nur drei Paras für ein Bad (etwa vier Centimen unseres Geldes).

Wir hatten den Plan gehabt, eine Wanderung auf den Berg Olympus zu machen, aber wir mußten darauf verzichten. Der Schnee, welcher noch den Berg bedeckt, verbirgt furchtbare Schlünde. Erst um die Mitte des Junius beginnt er zu schmelzen. Ich werde die Nachrichten, welche ich mir über diesen Berg verschaffen konnte, erzählen. Der bythinische Olympus ist einer der größten Berge von Kleinasien; seine Höhe beträgt 2147 Metres über der Meeresfläche. Das Gebirge ist in drei Theile oder Regionen getheilt. Der Berg auf der Seite von Brussa ist von einem herrlichen Castanienwald umgeben, der von großen Massen eines röthlichen Felsens durchschnitten ist. Die Axt hat diese Riesenbäume nie berührt; ihre Aeste breiten sich weit aus, und bilden undurchdringliche Wölbungen; um ihre Jahrhunderte alten Stämme winden sich Schlingpflanzen und mit Blumen geziertes Moos. Den Gipfel der ersten Region erreicht man in einem Marsch von vier Stunden. Der Olympus bildet hier eine große Platiform, auf welcher die Turkomanen in der schönen Jahreszeit ihre Zelte aufschlagen. Der Castanienwald hört auf der ersten Region auf, um einem Tannenwalde Platz zu machen. Auch auf dem Gipfel der zweiten Region findet man einen großen, freien Platz; hier erscheinen durch Tannen hindurch Granitmassen und weißer, geäderter Marmor. Auf diesem Theil des Felsens befindet sich der See des Olympus, der sehr fischreich ist. Endlich gelangt man in die dritte Region, nachdem man über steile Bergspitzen, die mit Wachholderbäumen und Blumen aller Art bedeckt sind, geklommen ist. Leute, welche die letzte Hochebene erreicht haben, erzählen, bei heiterem Wetter genieße man hier das prächtigste Schauspiel, das der Mensch haben könne, im Osten die Berge und die Ebene von Doryläa, nördlich die reichen Hügel von Nycäa, und sein schöner See, im Süden der See von Abouillonte, Appolianitis, Cajus, von Dörfern umgeben, weiter entfernt die Insel Marmora und die Halbinsel Cizicus, westlich Mondania, die Fürsteninseln, das offene Meer und Constantinopel, das auf den azurnen Wogen zu schwimmen scheint.

Die Einöden des bythinischen Olympus, die zu Zeiten des Glanzes von Byzanz das Asyl der Beschaulichkeit und des Gebetes gewesen

waren, bevölkerten sich unter der Regierung der ersten, ottomannischen Kaiser mit Derwischen und Santons. Selbst die Wissenschaft und das Genie begeisterten sich durch die majestätische Aussicht vom Olympus. Die kühlen Schatten und die murmelnden Wasserfälle dieses strahlenden Berges sahen Theologen und Juristen, Philosophen und Poeten herbeiströmen. Molli Cheikhi schrieb in den Einöden des Olympus, eines der berühmtesten Gedichte der ottomannischen Literatur; Unsi-Ali übersetzte hier die Fabeln des Bidpai; Kiali (der phantasiereiche Bruder), und Deliburader (der wunderliche Bruder) verfaßten hier der Eine seine lyrischen Gesänge, der Andere seine wunderbaren Erzählungen.

Wir verließen die schöne Stadt Brussa am 27. März mit Sonnenaufgang; wir zogen gegen Norden über die Ebene. Eine Stunde von der Stadt befindet sich ein Ort, mit Namen Tepedje, weiter entfernt ein anderes Dorf, mit Namen Emirde, das durch die Feinheit seiner Seide im Lande berühmt ist. Wenn man die Ebene verläßt, gelangt man auf niedere, glatte Berge, auf denen sich jedoch zuweilen Rebenpflanzungen und Spuren von Cultur zeigen. Nach einem Marsch von vier Stunden gelangten wir nach Murad-Ovassi (Thal der Sehnsucht). Man bemerkt am Abhang eines Hügels ein großes, muselmännisches Dorf, das den Namen Murad trägt. Dieses Thal, das mit Reben, Granatbäumen, Oliven und Maulbeerbäumen bedeckt ist, wird von einem beträchtlichen Flusse bewässert. Eine zahlreiche Caravane aus schönen, caramanischen Cameelen bestehend, war am Ufer eines Stroms im Schatten einer alten Platane gelagert. Die Zügel der Cameele waren mit rothen, blauen, grünen, gelben Quasten geschmückt. Seitwärts sah man die Ladung der Caravane; es waren Baumwollen- und Seidenballen. Ein Maler hätte ein anziehendes Gemälde entwerfen können, wenn er die am Fuß der Bäume auf den Knien liegenden Cameele, die zehn oder zwölf Cameeltreiber mit schwarzem oder weißem Barte dargestellt hätte, von denen die einen um die Cameele herumgelagert, schweigend ihre Tschibuk rauchten, oder mit den Fingern über die Saiten einer kleinen Guitarre hinstrichen, die anderen ihre heiligen Waschungen vornahmen und mit tiefer Andacht beteten. So oft die Kinder des Islam einem Flusse, einem laufenden Wasser begegnen, verfehlen sie niemals, an seinem Ufer Halt zu machen, und sich niederzuwerfen, um den Namen Allahs, des Beherrschers der Welten, anzurufen. Der Fluß scheint die Muselmänner zum Gebete einzuladen.

Zwei Stunden von Murad-Ovassi entfernt, befindet sich der türkische Ort Emir-Bey. Nach einer Reise von drei Stunden gelangt man nach Gemlik, dem alten Civitot, oder Cius, das heutzutage nur

noch ein großer Ort iſt, welcher von Griechen und Muſelmännern bewohnt wird, deſſen Einkünfte in Oliven-, Trauben-, Granaten- und Maulbeerbäumen beſtehen. Da es in der Nachbarſchaft von Gemlik, Ueberfluß von Bauholz gibt, hat die otomanniſche Marine hier einen Werft errichtet, zur Erbauung von Kriegsſchiffen. Gemlik erhebt ſich amphitheratraliſch im Hintergrunde des Golfs von Mondania, welches bei den Alten Zyanus hieß. Hinter Civito nördlich öffnet ſich ein Thal, das ſich zwei Stunden lang fortſetzt, bis zum nördlichen Ufer des Sees Ascanius. Die zwei Hügel, welche das Thal bilden, haben eine bewunderungswürdige Vegetation. Sie ſind mit Granaten, Maulbeerbäumen, Reben, Feigen, Olivenbäumen und Eichen bedeckt. Ein Strom, der nur ein Ausfluß des Sees Ascanius iſt, bewäſſert dieſes Thal, und ergießt ſich bei Gemlik in das Meer. Dieſer Strom iſt in der griechiſchen Mythologie berühmt. Als die Argonauten, die erſten Schifffahrer, am Ufer des Meerbuſens Cyanus landeten, wurde der ſchöne Hylas, der Liebling des Herkules, der ans Land geſtiegen war, um friſchen Waſſervorrath aus dem Strom Cius zu ſchöpfen, von Nymphen entführt. Seit dieſer Zeit durchzogen die Bewohner dieſer Gegenden, an jedem Jahrestag der Entführung des Hylas, die lachenden Wälder von Arcanton mit fröhlichen Tänzen und mit Ausrufung des Namens Hylas. Dieſer Gebrauch beſtand noch zur Zeit des Strabo.

Aber noch andere Erinnerungen außer den Erinnerungen der Fabel müſſen uns im Angeſicht von Civito beſchäftigen. Michaud hat in ſeiner Geſchichte der Kreuzzüge erzählt, wie die Chriſten bei der Belagerung von Nicäa die Hilfstruppen aufhielten, welche die Sarazenen auf dem Fluſſe Ascanius erhalten ſollten. Die Kreuzfahrer, welche Fahrzeuge und Nachen auf Wagen von dem Hafen von Civito in den See brachten, zogen durch das Thal Gemlik. Die Truppen Peters des Einſiedlers ſchlugen, nachdem ſie auf den Schiffen, welche ihnen der Kaiſer von Byzanz gegeben, die Propontis durchſegelt hatten, ihr Lager auf der großen Ebene auf, von der Civito umgeben iſt. Die Zelte der Pilger mußten ſich bis in das ſchöne und reiche Thal von Gemlik erſtrecken.

Suchen wir jetzt die Trümmer des berühmten Schloſſes Exerogorgon auf, das von den 3000 Deutſchen, welche Renaud commandirte, im Sturm genommen wurde. Fünfthalb Stunden von Civito, acht Stunden nordweſtlich von Nicäa und eine halbe Stunde nördlich von einem türkiſchen Ort, Bazar-Quei, erſcheint auf dem öſtlichen Abhang der Bergkette von Arganton ein Haufen von Steinen und Mauern, die noch ſtehen, welchen die Eingebornen Eski-Kaleh (altes Schloß) nennen.

Wir glauben, dieſe alterthümlichen Spuren haben dem Schloſſe Exerogorgon angehört, welches das Grab ſo vieler Kreuzfahrer wurde. Die Entfernung zwiſchen hier und Nicäa ſtimmt mit den verſchiedenen Andeutungen der Chronikſchreiber nicht zuſammen. Aber in dieſem Theil der Erzählung unſerer alten Annaliſten iſt ſo viel Unwiſſenheit, daß man die Lage von Exerogorgon nicht nach den Chroniken, ſondern nach der Ortskenntniß beſtimmen muß. Nun ſind die unter dem Namen Eski-Kaleh bekannten alten Reſte, die einzigen Ruinen, die man in dieſen Bergen antrifft. Indem ich daher Eskin-Kaleh für das Schloß Exerogorgon halte, glaube ich ganz bei der Wahrheit zu bleiben, und es löst ſich dadurch ein wichtiges Problem der Geographie.

Ein anderer geographiſcher Punkt von hoher Wichtigkeit für die Geſchichte der Kreuzzüge iſt derjenige, wo die erſten Angriffe zwiſchen der Armee Peters und den unzähligen Banden des Kilidji-Arslan begannen.

Die Kreuzfahrer, befehligt von Gauthier Habenichts und Foucher-d'Orleans, brachen von ihrem Lager bei Civito auf und wandten ſich gegen Oſten durch die Wälder der Berge von Arganton. In dieſem Augenblick zog die Armee des Sultans von Nicäa von der entgegengeſetzten Seite auf dieſe nämlichen Berge. Als die Sarazenen das Kriegsgeſchrei der Chriſten hörten, ſtiegen ſie gegen Oſten in die Ebene hinab, um ſie anzugreifen. Dieſe blutige Schlacht, in der 15,000 Pilger umkamen, muß etwa ſechs Stunden weſtlich von Nicäa geliefert worden ſeyn, und wir können das Schlachtfeld zwiſchen dem Ort, wo ſich heutzutage das Dorf Bazar-Ouei erhebt, und zwiſchen den See Ascanius ſetzen, in der Richtung von Norden nach Süden auf einem Raume von vier Meilen. Dieſer Boden iſt heutzutage mit Reben, Oliven- und Maulbeerbäumen bedeckt. Ein Gefühl tiefer Trauer bemächtigt ſich des Herzens, wenn man dieſen Boden betritt, der einſt vom Blut ſo vieler Chriſten überſchwemmt wurde.

Der See Ascanius, im Süden von einer langen Bergeskette begränzt, deren ungleiche Höhen bei Nacht wie Rieſenſchatten emporragen, breitet ſich in einer Länge von ſieben Stunden aus; ſeine Breite beträgt neun Meilen. Die Ebene von Nicäa liegt nördlich vom See. Sie wird von Strömen durchſchnitten, die von den Gebirgen von Arganton herabkommen. Ihre Länge beträgt acht Stunden, ihre Breite zwei; ſie hat einige Dörfer, welche von Reben, Oliven, Granaten und Maulbeerbäumen umgeben ſind. Dieß iſt die Ebene, auf welcher im Junius 1097 — 600,000 chriſtliche Soldaten, der Kern des Occidents, lagerten. Mein Herz ſchlug höher, als ich ſie betrachtete. Ich vernahm in

meiner Seele das Geräusch von Waffen, das Schallen der Trompeten; ich sah die Banner mit ihren verschiedenen Farben, welche die zwanzig Nationen, die zur Befreiung des Grabes des Sohnes Gottes in den Orient gekommen waren, darstellten. Als ich über die Ebene von Nicäa schritt, hielt ich in meinen Händen den ersten Band der „Geschichte der Kreuzzüge." Ich unterbrach zuweilen meine Lectüre, um die große Armee zu suchen, deren Bewegungen alle in diesem schönen Buche so beredt dargestellt sind; aber überall sah ich statt der Phalangen des Kreuzes nur die stumme Einöde.

Nicäa liegt am östlichen Ende des Sees Ascanius, am Fuße eines waldigen Berges, der die Gestalt eines Halbkreises hat. Die Schanzen der alten Stadt sind doppelt; sie haben anderthalb Stunden im Umkreis und sind zum Theil aus kleinen Steinen erbaut, die mit Kalk verbunden sind. Gegen Norden sind große behauene Steine angebracht. Die Schanzen gegen Westen erstrecken sich dem Ufer des Sees entlang eine Meile weit. Die Mauern von Nicäa, mit ihren runden, ovalen und viereckigen Thürmen, sind etwa dreißig Fuß hoch und zehn Fuß breit. Die Seite gegen den See hin ausgenommen, sind die Schanzen überall noch ganz gut erhalten. Tausendarmiger Epheu bedeckt von allen Seiten die Mauern und die Thürme. Nicäa hat drei Thore, das gegen Süden ist gänzlich niedergestürzt. Das östliche Thor ist aus drei Marmorbögen gebildet; auf dem innern Gibel dieses Thores ist eine griechische Inschrift, die ganz verstümmelt ist. An der Mauer gegen außen sieht man ein Basrelief, welches römische Soldaten, mit Lanzen und Schildern bewaffnet, darstellt. Vor dem Thore draußen in geringer Entfernung sind die Ueberbleibsel einer Wasserleitung, welche die Quellen, die aus den benachbarten Bergen kommen, nach Nicäa führen. Das nördliche Thor ist groß und schön; es besteht wie das oben genannte aus drei Bogen von grauem Marmor. Auf der innern Mauer dieses Thores sieht man ein ungeheures Medusenhaupt, lange Epheuäste wachsen aus den Nasenlöchern, den Augen, den Ohren und dem Munde dieses ungeheuren Kopfes. Bei seiner Darstellung der Belagerung von Nicäa, konnte Michaud, der die Orte nicht gesehen hatte, die verschiedenen Feldlager der christlichen Armee, die verschiedenen Punkte, welche die christlichen Fürsten einnahmen, nicht mit Bestimmtheit angeben. Ich werde diese Lücke mit wenig Worten ausfüllen. Der berühmte Geschichtschreiber hat mir den Auftrag gegeben, Nicäa zum Nutzen der Geographie zu untersuchen.

Die Kreuzfahrer theilten ihre Stellungen unter sich aus, ehe sie die Belagerung von Nicäa begannen. Jeder Führer hatte seinen Posten

zu beſetzen. Gottfried und ſeine zwei Brüder, Euſtachius und Balduin, nahmen ihre Stellung öſtlich. Auf dieſer Seite waren die Schanzen beſonders furchtbar; man kann hierüber noch aus ihrem jetztigen Zuſtande urtheilen. Am Fuße der öſtlichen Mauern befinden ſich halb ausgefüllte Gräben, wie auf den drei übrigen Punkten der Stadt, mit Ausnahme der weſtlichen Seite, die von dem See Aſcanius beſpühlt wird. Der Raum, den Gottfried zwiſchen den Mauern und den Bergen einnahm, betrug eine Meile; Reben, Maulbeer- und Olivenbäume wachſen da, wo die Zelte des Herzogs von Lothringen ſich erhoben. Hier findet man die Ruinen der Waſſerleitung, die ich ſo eben angeführt habe.

Der nördliche Theil der Schanzen wurde von Bohemund, dem Fürſten von Tarent, und von Tankred angegriffen. Auf dieſe Seite hin breitet ſich die Ebene von Nycäa aus. Um die nördlichen Mauern ſieht man nur tiefe Moräſte. Robert, Graf von Flandern, und der Fürſt der Normandie nahmen ihre Stellung zwiſchen Tankred und Gottfried ein. Der Angriff auf die ſüdliche Stadt wurde Raimund, dem Grafen von Toulouſe und dem Biſchof von Puys, dem berühmten Adhemar, anvertraut. Die ſüdlichen Thürme ſind hoch und dicker als alle übrigen; der Raum zwiſchen den ſüdlichen Mauern und dem Gebirge beträgt ungefähr anderthalb Meilen. Der Boden iſt mit Maulbeerbäumen und Granaten, mit ſcharlachrothen Blüthen, bepflanzt. Hier endigt meine Aufgabe als Reiſender. Der Geſchichtſchreiber muß die Belagerung ſelbſt erzählen. Ich öffne den erſten Theil der „Geſchichte der Kreuzzüge," und bin bei dieſen Angriffen gegenwärtig, die mit ſo viel Klarheit, Schönheit und Großartigkeit erzählt ſind.

Anderthalb Jahrhunderte nach dem Marſch Gottfrieds auf Nicäa war ein König von Frankreich mit einer Armee am weſtlichen Ufer des Sees Aſcanius im Angeſicht von Civito gelagert. In ſeinem Zelte, unweit des Fluſſes Hylas, empfing er die Abgeordneten des Kaiſers Conrad, die ihn benachrichtigten, wie die deutſchen Kreuzfahrer, von einem Verräther, den ihnen der Herrſcher von Byzanz, Manuel, mitgegeben hatte, in die Berge von Laodicäa verlockt, von den Saracenen unbarmherzig niedergemetzelt worden ſeyen. „Welch' beklagenswerthes Schickſal!" ruft Odon-de-deuil, „daß dieſe Sachſen, dieſe Holländer, dieſe Deutſchen, vor denen einſt die ganze Macht Roms zitterte, der Liſt feiger Griechen kläglich unterliegen mußten!" Der Kaiſer von Deutſchland kam beinahe allein und mit Wunden ganz bedeckt, bei dem franzöſiſchen Monarchen an. Dieſer zog Conrad entgegen. „Sie

umarmten ſich," ſagt die Chronik, „und küßten ſich, ganz in Thränen des Mitleids aufgelöst."

Der Kaiſer erzählte Ludwig VII. ſelbſt das Unglück ſeiner Armee. Die Erzählung Conrads rührte den König von Frankreich tief. Einen Monat ſpäter mußte man auch das Schickſal der beſiegten, franzöſiſchen Armee beweinen, welche in den Engpäſſen des Berges Kadmus vernichtet wurde, wobei der König von Frankreich ſo viel Tapferkeit und Aufopferung für ſein Volk zeigte!

Reden wir von dem jetzigen Zuſtand von Nicäa. Wenn man vom Norden her an die Stadt kommt, tritt man durch die große Oeffnung eines aus Ziegelſteinen erbauten Thurmes in die Wälle ein. Wie überraſcht iſt der Reiſende, wenn er an der Stelle von Nycäa, deren Mauern noch ſtehen, überall um ſich und vor ſich bebaute Felder, Pflanzungen von Maulbeerbäumen, Oliven und Reben ſieht. Man geht durch lange Cypreſſen- und Platanen-Alleen, und kommt in ein kleines Dorf. Es iſt Isnik, das von Muſelmännern und Griechen bewohnt wird. Von ſo vielen, prächtigen Denkmälern, die ſich einſt auf dieſem jetzt verödeten Umkreis erhoben, iſt nichts mehr übrig. Ueberall das Bild der Oede und Zerſtörung! Seht Ihr dieſe großen Wölbungen von behauenen Steinen, die unweit Isnik tief in die Erde eingeſchlagen ſind? Dieß ſind, ſagt man, die Trümmer des Palaſtes von Theodor Laskaris. Andere glauben, dieſe zwei Bogen haben der großen Kirche von Nicäa angehört, in der ſich die zwei Synoden verſammelten, die eine unter Conſtantin im Jahr 325, die andere unter der Kaiſerin Irene im Jahr 787. Die erſte dieſer beiden Synoden donnerte den Arianismus, die zweite die Ikonoklaſten oder Bilderſtürmer nieder.

Die Ruinen der muſelmänniſchen Gebäude in Nycäa ſind zahlreicher, als die Ruinen der chriſtlichen Denkmäler. Eine Viertelſtunde von Isnik erhebt ſich eine Medreſſe (Schule), die von Orkhan, dem Eroberer von Nicäa, erbaut wurde. Dieſe Medreſſe, die noch in gutem Zuſtande iſt, iſt das erſte Gebäude dieſer Art, das von den Türken erbaut wurde. Alle Reiſende, welche Nicäa beſucht haben, haben von der ſchönen Moſchee von weißem Marmor geſprochen, die man Djicil-Djamiſſi (grüne Moſchee) nennt, wegen der grünen Glasrinde, welche das Monument und das Minaret überzieht. Die arabiſche Architektur hat vielleicht nichts Wunderlicheres, Anmuthigeres und Schöneres erzeugt, als die Moſchee von Nicäa, die heut zu Tage verlaſſen ſteht. Das Thor dieſes Gebäudes iſt vornen mit vier Säulen, und auf beiden Seiten mit vier Säulen geſchmückt; die Säulenhalle

ist mit einem Marmorgitter umgeben, in welchem die arabische Kunst sich in aller ihrer Originalität zeigt.

Wir reis'ten am 29. März von Nycäa ab. Nach zwei Stunden Wegs gelangten wir an die Gebirge von Arganthon. Von Isnik bis zu dem Flecken Jeni-Keui rechnet man acht Stunden; der Weg geht nordwestlich; auf engen Felsenpfaden, die über die Gipfel und auf den Abhängen der Berge hinführen, kommt man mühsam vorwärts. Zwei Stunden, ehe man nach Jeni-Keui gelangt, kommt man durch einen Flecken Kusdevrent (Engpaß der Tochter). Jeni-Keui erhebt sich am Fuß eines reizenden Hügels, auf welchem der Kik-geut-chit (die 40 Furthen) entspringt; es ist dieß der Dracon (Schlange), ein von den Chronikenschreibern erwähnter Strom, der beim ersten Kreuzzug mehre Pilger mit seinem reißenden Wasser verschlang. Der Dracon fließt im Angesicht von Jeni-Keui in ein Thal, und ergießt sich in den Meerbusen von Nicomedien, unterhalb Erfek, dem alten Helenopolis, der Vaterstadt der heiligen Helena, der Mutter des Constantin. Die große Armee Gottfrieds von Bouillon gelangte auf ihrem Marsch nach Nycäa durch das Thal des Dracon auf die Berge von Arganton. Ich glaube, es war bei dem Abmarsch von Jeni-Keui, daß der Herzog von Lothringen, als er keinen Weg entdeckte, auf dem die Armee vorwärts kommen konnte, vier tausend Mann mit Aexten, Sappen und anderen eisernen Werkzeugen voraus sandte, um einen Weg in die Berge zu bahnen. Hölzerne Kreuze wurden aufgepflanzt, um den Weg der Soldaten Christi zu bepflanzen. Das Land, welches man von Jeni-Keui bis zur Gränze der Ebene von Nicäa durchreis't, bietet auch heut zu Tage nichts als schreckliche Abgründe und Berge, die von steilen Felsen starren.

Eine Entfernung von zwei Stunden trennt Jeni-Keui von Kara-Mussal, einem türkischen Flecken am Ufer des Meerbusens von Nicomedien, am Fuß der riesigen Bergeskette von Arganton. Kara-Mussal, umgeben von reizenden Gärten, hat seinen Namen von Mussal, einem der ersten Feldherrn des Orkhan. Mussal eroberte an der Spitze eines Trupps osmanischer Krieger diese Gegend von den Bythiniern. Mussal hatte den Beinamen Kara (der Schwarze) erhalten, weil er tapfer war; dieser Name Kara war bei den Türken ein ehrenvoller Titel geworden, seit Osman ihn getragen hatte. Eben daher die Vorliebe der Ottomannen für die schwarze Farbe; ein türkischer Dichter hat gesagt: „Siehe den schwarzen Mann, wie er die Welt anzuziehen weiß; sein strahlender Blick, der Reiz seines Lächelns bezaubert alle Herzen!"

Erfek, ein armes Dorf von sechszig Häusern, liegt zwei Stunden

südlich von Kara-Mussal. Der Gouverneur von Erfek hat die Gewohnheit, sich an die Spitze der Caravane von Pilgern zu stellen, die nach Mecca reisen, und sie bis nach Ak-scher, dem alten Antiochetta des Pisidias, zu begleiten. In Erfek schifft man sich ein, um an die andere Seite des Meerbusens zu gelangen. Hier findet man einen Hafen, der den Namen Dil (Zunge) trägt, wegen einer Landzunge, die sich hier in das Meer hinein erstreckt. Eine Stunde von Dil gegen Süden bildet das Meer von Marmora eine Krümmung und diese Krümmung ist die Gränze, wo der Meerbusen von Nicomedien beginnt. Wenn man von Dil abreis't, läßt man nach einem zweistündigen Marsch den Flecken Geubze zur Rechten, der auf der Stelle des alten Lybissa erbaut ist, wo die Reste des Hannibal niedergelegt wurden. Die Straße, welche von Geubze nach Stambul führt, ist breit und gut erhalten. Sie wurde auf den Befehl Mahmuds II. erbaut. Zwei Stunden von Geubze, am Ufer der Propontis, erhebt sich das Dorf Pendik, ehemals Pendicalium. Weiter entfernt, liegt der kleine Flecken Cardal (der Adker) von schönen Gärten umgeben. Von den Höhen von Cardal aus, bemerkt man die Prinzeninseln, die, wie Felsenriffe aus den Fluthen der Propontis emporragen.

Die Königin der Stärke des Orients, die ungeheure Hauptstadt des ottomannischen Reichs, erscheint endlich unsern Augen. Von Asien aus, in der Entfernung einer Stunde gesehen, bietet Constantinopel einen zauberhaften Anblick dar. Die Sonnenstrahlen fielen senkrecht auf die blinkenden Kuppeln, auf die Minarets; Stambul schien sich zu wiegen zwischen den zwei Meeren, die seine Mauern bespühlen. Wir gingen in schnellem Laufe durch die majestätischen Cypressen, die Alle ihre traurigen Schatten über so viele, muselmännische Generationen ausbreiten. Eine halbe Stunde später waren wir über den Bosphorus gesegelt, der von Schiffen aller Nationen bedeckt war, und wir fanden Platz in einem Gasthof von Pera.

Feuilleton.

Notizen.

Ueber Abd-el-Kaders, des Vielbesprochenen, Persönlichkeit und den Empfang, den er europäischen Fremden angedeihen läßt, theilte ein französischer Reisender unlängst Folgendes mit:

— — „Sobald ein Reisender von einiger Auszeichnung im Lager ankommt, wird ihm auf Abd-el-Kaders Befehl ein Zelt aufgeschlagen und ihm Caffee gereicht. Auf großen Holztafeln werden ihm gekochter Reis, Fleisch von verschiedenen Arten, Milchbrode u. s. w. gebracht. Was er nicht verzehrt, dient dem Hunger der Aga's und Officiere des Sultans. Um fünf Uhr Abends wird das ihm zu Ehren geschlachtete Lamm herbeigebracht; es ist am Spieße gebraten, und sieht in einiger Entfernung einem abgeschlachteten Kinde nicht unähnlich."

„Das Zelt des Sultans ist rund; die Zeltdecke und die Vorhänge sind hellgrün, und es ist geräumig genug, zwanzig Personen zu fassen. Als Diener hat Abd-el-Kader zwölf Neger, und etwa dreißig ihm persönlich sehr ergebene Männer sind seine Leibwache; alle dreißig sind fast von riesenhafter Größe. Hat ein Reisender die Ehre, bei dem Fürsten zu einer Audienz zugelassen zu werden, so läßt er ihm einige Tassen Caffee vor-

ſetzen; zuweilen koſtet er ſelbſt davon; unterläßt er es, ſo betrachtet er ſeinen Gaſt aufmerkſam und forſchend, um in ſeinen Zügen zu leſen, ob er Mißtrauen zeigt und zu trinken zögert. Iſt dieß aber nicht der Fall, ſo ſcheint er zufrieden."

„Der Sultan hat eine Donnerſtimme, die mit ſeinem ſchwächlichen Ausſehen einigermaßen im Widerſpruche ſteht. Abd-el-Kader iſt nämlich klein; ſein Geſicht iſt lang und hager, ſeine Wangen ſind eingefallen, ſeine Geſichtsfarbe iſt fahl und bleich; ſein ſchwarzer Bart iſt gut gehalten, aber nicht ſehr dicht; ſeine Stirn iſt frei und hoch. Sein Anzug iſt höchſt einfach und ſchmucklos. Alles Geräthe ſeines Zeltes beſteht in einer Art von Bett oder Divan, über den ein reicher Teppich von Maſcara ausgebreitet iſt, aus zwei leinenen Kopfkiſſen, einem Dintenfaſſe, einem Koran und einer einfachen, eiſernen Angel."

„Die Araber, die vor ihm erſcheinen, küſſen ihm die Hände, und bringen ihm eine Gabe dar. Er hört aufmerkſam alle Klagen und Beſchwerden, die vor ihn gebracht werden. Fünf Mal täglich verläßt er ſein Zelt, um zum Gebete zu gehen, und dann werfen ſich, ſeinem Beiſpiele folgend, alle Gläubigen nieder. Niemand in ſeiner nächſten Umgebung darf rauchen. Prachtvolle Pferde, theils ihm, theils ſeinen Hofleuten u. ſ. w. gehörig, ſtehen überall umher."

„Abd-el-Kader ißt nur, was ſein Koch ihm bereitet hat; nie berührt er etwas von den Speiſen, die ihm als Geſchenk überreicht werden."

— In mexikaniſchen Berichten über die Eroberung des Forts Saint Jean d'Ulloa und den unmittelbaren Folgen derſelben iſt von dem General Santa Anna behauptet worden, er habe an der Spitze weniger Soldaten die Franzoſen zum unordentlichen und höchſt eiligen Rückzuge auf ihre Schiffe gezwungen. Ein mexikaniſcher Officier, F. de P. Orta, erzählt jenes Ereigniß ganz anders, und die franzöſiſchen Blätter geben ſeinen Bericht wieder. Er lautet: „Als die Gefahr auf dieſer Seite (wohl die Seeſeite, von der die Franzoſen vorgedrungen waren) aufgehört hatte, begab ſich der Unterzeichnete zu dem General, und erhielt von ihm, nachdem er ihm die Meldung gemacht hatte, daß ſich die Feinde zurückzögen, den Befehl, die Linie von San Jago zu durcheilen, und ihre ſpäteren Bewegungen auf dem Damme zu beobachten, was er auch pünktlich that, und dem General Bericht erſtattete, daß die Franzoſen ruhig in ihren Schaluppen abzögen und nur noch an 300 Mann am Lande ſtünden, daß die Geſchütze im Fort San Jago und auf andern Punkten vernagelt, die Laſetten zerbrochen und die Bruſtwehren zerſtört und umgeworfen ſeyen."

„Trotz dieſer Meldung blieb der General Santa Anna länger als vier Stunden unthätig, und erſt nach Verfluß dieſer ſo überaus koſtbaren Zeit formirte er eine Colonne von ungefähr zweihundert Mann, und marſchirte durch das Caſernenthor von Landero bis auf den Damm, wo, Dank der Langſamkeit der Maßregel, welche der General endlich ergriff, nur noch ſechs oder acht franzöſiſche Matroſen mit einem Geſchütze ſtanden, das ſie aus einer Baſtion des Forts San Jago genommen hatten. Der General marſchirte jetzt, wo es nicht mehr galt, den Kugeln ſeine Bruſt zu bieten, ſtolz an der Spitze ſeiner Colonne, aber ſobald ſie nahe bis an den Damm vorgerückt war, übergab er das Commando dem Obriſtlieutenant Don Bartholo Arzamendi, und verbarg ſich ſo ganz hinter dem

Hause des Hafencapitains, daß er nur sein Bein bloßstellte, welches dann auch in dem Augenblicke von einer Kartätschenkugel verletzt wurde, als er dem besagten Arzamendi Befehl gab, den Damm mit den Bajonnetten anzugreifen."

„Dieser Angriff konnte aber nicht ausgeführt werden, weil der einzige Kanonenschuß hinreichend war, die schon vorher erschreckte Truppe, trotz aller Anstrengungen Arzamendi's, auseinander zu sprengen; er konnte es nur dahin bringen, daß ein Paar Gewehrschüsse aus den Schießscharten hervor abgefeuert wurden. Darauf zog er wiederum auf Befehl Santa Anna's ab, ohne das Geschütz mitzunehmen, das auf dem Damme drei Tage stehen blieb, bis Oberst Don R. Hernandez dem Oberst Don M. Cenobio den Befehl gab, es wegschaffen zu lassen."

Der Berichterstatter, der sich natürlich selbst sehr tapfer gehalten, und dessen Pferd von derselben Kugel erschossen wurde, die Santa Anna's Bein getroffen, fügt noch hinzu, für dieses Gefecht seyen von der mexikanischen Regierung viele Belohnungen bewilligt worden; unter andern habe man einen Capitain von dem Regimente von Palmar avanciren lassen, der damals gar nicht in Vera-Cruz anwesend war.

— Ein Beispiel von merkwürdiger Geistesabwesenheit erzählen amerikanische Blätter. Ein Kärrner aus Vermont wollte zu Markte fahren; der gute Mann hatte wahrscheinlich einmal ein Bild der verkehrten Welt gesehen, und hob das Pferd in den Karren, während er sich selbst davor spannte. Es wird hinzugefügt, der Zerstreute sey seines Irrthums nicht eher inne geworden, als bis der seltsame Gast im Karren laut gewiehert habe.

— Zwischen Havre und New-York ist eine neue Verbindung durch Dampfschiffe eröffnet worden; sechszehn Fahrzeuge dieser Art werden zwischen beiden Häfen den Dienst thun.

— Ein höherer Angestellter im französischen Kriegsministerium will berechnet haben, daß die Eroberung von Algier bis zum ersten Juli dieses Jahres dem Lande nicht weniger als 25,508 Mann gekostet habe; von dieser Zahl fand vielleicht kein Fünftel auf dem Schlachtfelde oder in Folge erhaltener Wunden seinen Tod; die Meisten sind an Fiebern gestorben und dem Conflicte unterlegen, in den europäische Naturen mit dem Clima Afrika's gerathen.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Das Fort von Agra.

August Lewald.

F. Federer dlt. Lith. Anst. v. W. Föhrda.

DAS FORT VON AGRA.

Stuttgart, Literatur Comptoir

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.

1839.

Seite

Erinnerungen aus Süd-Amerika. (Nach John Hawkshaw's Reminiscences of South-America.)

Erſter Artikel 1

Zweiter Artikel 82

Dritter Artikel 121

Die Zukunft der engliſchen Macht in Indien.

Erſter Artikel 14

Zweiter Artikel 63

(Siehe auch Atlas 1839. I. S. 241. 328. 555. 515.)

Seite

Beiträge zur Sittengeschichte Ostindiens in Bildern und Legenden.

Benares. Der Kindermord 33
Ettniah 49
Monea 183

Reise um den Kaukasus, von Friedrich Dubois von Montpereux, im Jahre 1833.

Erster Artikel 97
Zweiter Artikel 157
Dritter Artikel 216
Vierter Artikel 241
Fünfter Artikel 310
Sechster Artikel 362
Siebenter Artikel 491

Neueste englische Literatur. Beurtheilende Anzeigen und Auszüge von K. v. Kreling 145

Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der Chinesen. Von dem Missionär Gutzlaff. (Auszüge aus dessen Werke: China opened.)

Erster Artikel 193
Zweiter Artikel 254
Dritter Artikel 289
Vierter Artikel 337
Fünfter Artikel 385
Sechster Artikel 433
Siebenter Artikel 520
Letzter Artikel 529

Mallatia 232. 275

Algierische Zustände. Gesetze, Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen 411. 469

Erinnerungen aus Indien 481

Brussa und Nicäa. (Aus Poujoulat's Reise von Smyrna nach Constantinopel 553

Feuilleton.

Literatur.

Der Sinai. Reiſebilder von A. Dumas und A. Dauzats. 3. Theil. 189.

Vermiſchtes.

Louis Joſeph Papineau. 92.
Neueſtes aus Algier. 141.
Räuberbanden in Indien. Zeitungsnachrichten aus Calcutta. 190.
Neueſtes aus Algier. 237. 429.
Theater in Aegypten und Syrien. 285.
Ein Rothhaut-Stutzer. 286.
Civiliſirte Feuerländer. 334.
Hinrichtung zweier Wilden in Neu-Holland. 430.

Notizen.

45. 95. 143. 192. 239. 287. 336. 382. 431. 479. 568.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Anſicht von Mexico. Nach S. 48.
Canariſche Frauen. Nach S. 96.
Papineau. Nach S. 144.
Mahadeo-Tempel. Nach S. 192.
Abbildungen von amerikaniſchen Münzen. Nach S. 240.
Die Ruinen von Ettajah in Oſtindien. Nach S. 288.
Landleute von Groß-Canaria, Fortaventura und Lancerote. Nach S. 336.
Jeruſalem. Die Kirche des heil. Grabes, vom Judenviertel geſehen. Nach S. 384
Jeruſalem. Vom katholiſchen Kloſter. Nach S. 480.
Der Tempel des Geneſa in Benares. Nach S. 432.
Das Kloſter des heil. Antonius in Syrien. Nach S. 526.
Das Fort von Agra. Nach S. 570.

2578
5085
2
1/2 Leg
S280